Nadja Grbić

GEBÄRDENSPRACH-DOLMETSCHEN ALS BERUF

Professionalisierung als Grenzziehungsarbeit

Eine historische Fallstudie in Österreich



[transcript] Kultur und soziale Praxis

Nadja Grbić
Gebärdensprachdolmetschen als Beruf

Kultur und soziale Praxis

Editorial

Die Reihe **Kultur und soziale Praxis** präsentiert sozial- und kulturwissenschaftliche Studien, die zwischen empirischer Forschung, theoretischer Reflexion/Konzeption und textueller Praxis neue Zugänge zu Kultur und sozialer Praxis entwickeln. Im Rahmen dieses Programms werden soziale Differenzen und identitäre Prozesse auf verschiedenen Ebenen und entlang verschiedener raumzeitlicher Achsen – etwa als (trans-)lokale oder (trans-)nationale Prozesse – untersucht.

Nadja Grbić forscht und lehrt am Institut für Translationswissenschaft der Universität Graz. Ihre Forschung ist translationssoziologisch orientiert und befasst sich mit Fragen in Zusammenhang mit Translation, Migration und Minderheiten, Translation als Tätigkeit und Beruf sowie Wissenschaftsforschung.

Nadja Grbić

Gebärdensprachdolmetschen als Beruf

Professionalisierung als Grenzziehungsarbeit.
Eine historische Fallstudie in Österreich



Open Access publiziert mit Unterstützung der Universtität Graz und des Landes Steiermark.





Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.



Erschienen 2023 im transcript Verlag, Bielefeld

Umschlaggestaltung: Maria Arndt, Bielefeld
Umschlagabbildung: © Jr Korpa (https://unsplash.com/photos/QzxV2Aqx9Lw)
Druck: Majuskel Medienproduktion GmbH, Wetzlar
https://doi.org/10.14361/9783839462942
Print-ISBN 978-3-8376-6294-8
PDF-ISBN 978-3-8394-6294-2
Buchreihen-ISSN: 2703-0024
Buchreihen-eISSN: 2703-0032

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.
Besuchen Sie uns im Internet: *https://www.transcript-verlag.de*
Unsere aktuelle Vorschau finden Sie unter *www.transcript-verlag.de/vorschau-download*

Inhalt

Danksagung

Als ich die Arbeit an meiner Habilitationsschrift in Angriff nahm, wusste ich, dass es eine lange Reise werden würde. Umso größer ist die Freude, dass der Text, gekürzt und durch aktuelle Literatur ergänzt, nun als Monografie vorliegt. Ist man am Ende eines solchen Vorhabens angelangt, das sich über einen so langen Zeitraum erstreckt hat und von Herausforderungen begleitet war, das aber nicht nur harte Arbeit bedeutete, sondern auch Freude bereitete, ist die Zeit gekommen, jenen Menschen zu danken, die auf unterschiedliche Weise dazu beigetragen haben, dass dieses Projekt durchgeführt und zum Abschluss gebracht werden konnte.

An erster Stelle stehen meine Eltern, die mich in einer Wohnung voller Bücher, Kunst und wissenschaftlicher Neugierde aufwachsen ließen und mir reichlich Freiraum boten, meine Gedanken zu entwickeln.

Zu meinen Professoren am Institut für Sprachwissenschaft in Graz, die mich in die wissenschaftliche Welt einführten, trat alsbald Erich Prunč als Wegweiser in mein berufliches Leben. Er war mir mit seinem breiten disziplinübergreifenden Wissen, seinem Weitblick für zukunftsträchtige Themen und relevante Fragen, mit seiner Urteilsfähigkeit und seinem Beitrag für das Fach Translationswissenschaft, in das ich unvorbereitet eintrat, nicht nur Vorbild, sondern stets auch Mentor. Ihm habe ich es zu verdanken, dass ich mich in meinem neuen epistemischen Lebensraum alsbald heimisch fühlte. Und er war es auch, der von einer Reise mit der Idee im Gepäck zurückkehrte, Österreichische Gebärdensprache an unserem Institut einzuführen.

Dass ich mich der Rekonstruktion der Verberuflichung des Gebärdensprachdolmetschens widmen konnte, haben all jene Dolmetscher*innen ermöglicht, die ich während ihres Professionalisierungsprojektes begleiten durfte und die mir in langen, offenen und freundschaftlichen Interviews ihre Geschichten erzählten und mir vertrauensvoll zahlreiche Dokumente überließen. Besonderer Dank gebührt Barbara Gerstbach und Andreas Schodterer, deren Materialienschatz sich als unverzichtbar herausstellte. Und ohne die gehörlosen Menschen, allen voran Peter Dimmel, Franz Schwarzenberger, Monika Mück und Christian Stalzer, hätte sich der Zugang zur Welt der Gehörlosen deutlich schwieriger gestaltet. Ihr Vertrauen und die mit-

unter auch kontroversen, niemals jedoch unkooperativen Diskussionen bereicherten nicht nur mein wissenschaftliches Leben.

In Bezug auf die Wahl meines Theorierahmens bin ich Tanja Paulitz zu Dank verpflichtet. Als Lise-Meitner-Stipendiatin forschte sie am Interdisziplinären Forschungszentrum für Technik, Arbeit und Kultur (IFZ) in Graz zur Entwicklung des Ingenieurwesens als akademische Disziplin und zur Konstruktion des Ingenieurbildes. Ich hatte das Glück, dass sie zu Beginn meines Projektes meine Mitbewohnerin wurde. In einem unserer Gespräche am Küchentisch fragte sie mich, ob ich nicht auch mit dem analytischen Konzept *boundary work* arbeiten wolle, es böte sich an. Es hat sich nicht nur angeboten, sondern als äußerst fruchtbar erwiesen und mir eine neue Gedankenwelt eröffnet.

Ohne Fachgespräche über die eigene Arbeit und darüber hinaus kann sich das Denken nicht weiterentwickeln. Meine langjährige kluge und hilfsbereite Kollegin Michaela Wolf hat mich wissenschaftlich wie kein*e andere*r durch die Höhen und Tiefen dieses Projektes begleitet. Ihr kritischer, aber stets auch bestärkender Beitrag hat maßgeblich zum Gelingen des Projektes beigetragen. Besonderer Dank gebührt auch zwei langjährigen Wegbegleiter*innen im Fachbereich ÖGS, dem bereits angeführten Christian Stalzer und Karin Hofstätter, die ihr Wissen und ihre Erfahrungen um Sprache, Kultur und Translation in langen Gesprächen mit mir teilten und nie müde wurden, meine Fragen zu beantworten. Karin hat zudem aus der Perspektive der ÖGS-Dolmetscherin jene Kapitel kritisch gelesen, die sich mit dem Verberuflichungsprozess befassen, den sie selbst miterlebt und mitgestaltet hat.

Das Projekt erforderte auch die Bearbeitung großer Datenmengen, technisches Know-how und redaktionelle Arbeit. Eine große Hilfe waren mir während des Verfassens meiner Habilitationsschrift meine Studienassistentinnen Anna, Bernadette und Eva, die mir in wichtigen Phasen mit Elan und Akribie zur Seite standen. Auch Guntram Tockner, der mir mit seinem technischen Know-how immer wieder beistand und einige meiner Grafiken produzierte, darf nicht unerwähnt bleiben. Für abschließende, meist drängende redaktionelle Arbeiten am Buchmanuskript gebührt Elena Kogler, Julia Kölbl, Andrea Penz und Sigrid Querch großer Dank. Eure Hilfsbereitschaft und Sorgfalt haben mir in der letzten Phase des Projektes große Dienste erwiesen.

Nicht zuletzt sei meiner Familie – Mama und Walter, Vera und Valentin –, meiner Hausgemeinschaft – Gitti und Rainer –, meinen Freundinnen und Freunden, allen voran Heidrun und Ingrid, sowie Kerstin, die mir auch als Grinberg-Praktikerin Kraft gegeben hat, besonders herzlich gedankt. Ohne euren immerwährenden Beistand und euer Geschick, mich gedanklich und physisch in andere Gefilde zu entführen, hätte ich dieses Projekt nicht guten Mutes durchführen und abschließen können.

Graz, im August 2022

Einleitung

Wird der Translationswissenschaft auch nachgesagt, sie habe sich bis zum Einsetzen des »cultural turn« und des »sociological turn« im Feld des Übersetzens vornehmlich mit Texten und im Feld des Dolmetschens vor allem mit Translation als kognitivem Prozess befasst, so muss ergänzt werden, dass die Figur des (professionellen) Translators bzw. der (professionellen) Translatorin, wenn sie auch nicht explizit im Fokus stand, stets jene Marke darstellte, an der sich die jeweiligen Fragestellungen aufrollten. Translator*innen waren Ausgangspunkt und Lieferant*innen jener Produkte, die es zu untersuchen und deren Genese, Beschaffenheit oder Wirkung es zu ergründen galt. Der Blick auf Translator*innen als handelnde Akteur*innen im Geflecht kultureller, sozialer, politischer und wirtschaftlicher Zusammenhänge richtete sich jedoch zunächst in die Vergangenheit. Es scheint, als ob die Rekonstruktion translatorischer Tätigkeiten in der Geschichte und das Aufspüren vergessener Translator*innen erst den Boden bereiten musste, auf dem zeitgenössische Übersetzer*innen und Dolmetscher*innen als individuelle Subjekte und gesellschaftliche Akteure wahrgenommen werden konnten, die auf Basis ihrer erworbenen Möglichkeiten unter gewissen Rahmenbedingungen und konfrontiert mit unterschiedlichen Erwartungen translatorisch handeln.

Ob der Fokus nun auf historischen Übersetzer*innen und Dolmetscher*innen, auf Texten oder kognitiven Prozessen und in diesem Zusammenhang oft auf einem Idealbild abstrakter Expert*innen oder schließlich auf Akteur*innen in ihrer alltäglichen Lebens- und Arbeitswelt lag, die Befassung mit den breit gefächerten, vielgestaltigen Phänomenen der Translation und ihren Produzent*innen brachte es mit sich, dass im Verlauf der Entwicklung der Translationswissenschaft der Objektbereich verschiedentlich konturiert wurde. Dabei erfuhren nicht nur die translatorischen Produkte und Prozesse als Forschungsobjekte Modifikationen, Einschränkungen oder Expansionen, auch Übersetzer*innen und Dolmetscher*innen wurden auf Basis der in den jeweiligen epistemischen Verwendungskontexten als bedeutsam wahrgenommenen Ähnlichkeiten und Unterschiede kategorisiert.

Diese in der Forschung ebenso wie in der Praxis vorgenommenen Klassifizierungen dienen nicht nur der Ordnung der Welt, sie schaffen auch mentale Realitäten, die die Wahrnehmung und das Handeln der Akteur*innen steuern. Dies

betrifft scheinbar wertneutrale Kategorien wie die Unterscheidung in Dolmetschtechniken wie Konsekutiv- oder Simultandolmetschen, bisweilen bereits Werturteile implizierende Klassifizierungen von Dolmetschtypen wie Konferenz-, Gerichts-, oder Kommunaldolmetschen ebenso wie sozial, kulturell, moralisch und/oder ökonomisch wertende kategoriale oder graduelle Differenzierungen von Translator*innen in Freiberufler*innen und Angestellte, Expert*innen und Noviz*innen, bezahlte Arbeit und Ehrenamt oder Profis und Laien bzw. Laiinnen.

Die »gekonnte« berufliche Tätigkeit stand, ebenso wie deren Produkte, über weite Strecken als zentrale Kategorie im Zentrum der Forschungsinteressen und lässt sich grob in die Trias Qualität (in Bezug auf Texte), Professionalität (in Bezug auf Handeln) und Expertise (in Bezug auf kognitive Operationen) fassen. Die Forschung strebte dabei neben dem Ziel, die wissenschaftliche Erkenntnis über dieses spezifische translatorische Tun schrittweise zu erweitern, im Rahmen angewandter Zugänge auch eine Erkenntnis an, deren Erträge in der Praxis genutzt werden können. Dies trifft etwa auf Arbeiten zu, die sich, in der Schnittfläche von Praxis und wissenschaftlicher Disziplin, darum bemühten, einen aktiven Beitrag zur Professionalisierung bestimmter Berufssegmente, einschließlich des Gebärdensprachdolmetschens, zu leisten. Obwohl diesen Arbeiten weder ihr wissenschaftlicher Wert noch ihr gesellschaftlicher Nutzen abgesprochen werden soll, so ist doch einschränkend anzuführen, dass sich eine finalistisch orientierte und utilitaristisch motivierte Forschung, die Professionalisierung a priori als Gewinn betrachtet und sich Professionalität als zu erreichendes Ziel setzt, nicht nur ein Bild von der translatorischen Praxis machen, sondern die Praxis zudem nach ihrem Bild formen möchte. Dabei geraten der Verberuflichung zugrunde liegende gesellschaftliche Bedingungen, historische Bezüge, Kontexte der Kontrolle von Arbeit und Wissen, inter- und intraprofessionelle Relationen, aber auch Themen wie Konkurrenz und Wettbewerb, wenn nicht immer aus dem Blickfeld, so doch weitgehend in den Hintergrund. Das Ziel der vorliegenden Arbeit, die sich mit der Verberuflichung des Gebärdensprachdolmetschens in Österreich befasst, ist es, eben diesen Fragen auf den Grund zu gehen, die erfreulicherweise in den Jahren nach Abschluss meiner Habilitationsschrift im Jahre 2017, auf der dieses Buch basiert, zunehmend Interesse weckten.

Kategorisierungen, wie jene in Profis und Laien bzw. Laiinnen, sind allgegenwärtig und notwendig, da, wie Eviatar Zerubavel (1993: 5) bemerkt, Dinge erst dann eine Bedeutung erhalten, wenn sie in einer Kategorie verortet werden, auch wenn wir aus der Forschung wissen, dass es keine universellen Klassifizierungen gibt, da Kategorien nicht unabhängig von Zeit und Raum existieren. Die Kategorien erscheinen schließlich natürlich und werden kaum hinterfragt, auch wenn der Akt des Klassifizierens nicht nur technische, sondern mitunter auch ethische Probleme mit sich bringt, wie dies Geoffrey C. Bowker und Susan Leigh Star (2000) anhand verschiedener internationaler und nationaler Klassifikationssysteme, etwa der *Internationa-*

len statistischen Klassifikation der Krankheiten und deren Konsequenzen, eindrücklich aufzeigen.

Auch Übersetzer*innen und Dolmetscher*innen werden nicht nur in Praxis und Disziplin, sondern auch durch solche, über lange Zeiträume gültige nationale und internationale Klassifizierungssysteme kategorisiert. Die *Internationale Standardklassifikation der Berufe* (ISCO) der Internationalen Arbeitsorganisation ILO ist zwar in der breiten Gesellschaft kaum bekannt, doch ist sie die Grundlage dafür, ihre Mitglieder im Rahmen internationaler Untersuchungen nach Bildung und sozioökonomischem Status hierarchisch zu klassifizieren. Auch wenn die ISCO-08 gesellschaftlichen und technologischen Veränderungen etwa dadurch Rechnung trägt, dass der Dienstleistungssektor weitaus ausdifferenzierter dargestellt ist als in der ISCO-88 (vgl. dazu Hoffmeyer-Zlotnik/Warner 2012: 68ff.), so betrachten doch beide Versionen Berufe als eindeutig klassifizierbare und relativ stabile Phänomene. Hybride Berufe und diskontinuierliche Berufsverläufe, die sich aufgrund des Zuwachses von Komplexität und Kontingenz in modernen Gesellschaften herausbilden und sich in veränderten Arbeitsbeziehungen, multiplen Zuständigkeiten oder wechselnden Rollen äußern, bleiben hingegen unsichtbar (vgl. dazu Noordegraaf 2007). Vergleicht man die Fassung der ISCO-88 mit der heute gültigen ISCO-08 in Bezug auf Translation, so ist eine Verschiebung translatorischer Tätigkeiten von sozialwissenschaftlichen und verwandten Berufen hin zu schreibenden Kulturberufen zu verzeichnen (Statistik Austria 2011).

Hervorzuheben ist in Bezug auf die ISCO, dass Berufe nicht nur auf Basis von Tätigkeitsmerkmalen, d.h. Aufgaben und Pflichten, sondern vor allem auch in Hinblick auf sogenannte »skills«, d.h. Anforderungsniveaus und berufsfachliche Spezialisierungen, in Kategorien zusammenfasst werden (Statistik Austria 2011). Daher dient diese Klassifikation auch als Grundlage für die Erstellung von Berufsrangskalen, die den soziökonomischen Status und das Prestige von Berufen messen und Personen in der Gesellschaft hierarchisch positionieren. Eine dieser auf Basis internationaler Daten zu Bildungsniveau und Einkommen erstellten Prestigeskalen, der allerdings die ISCO-88 zugrunde liegt, ist der »International Socio-Economic Index of Occupational Status« (ISEI). Im ISEI rangiert der Status von Berufen zwischen dem höchsten Wert 90, den Richter*innen, und dem niedrigsten Wert 16, den Reinigungskräfte und landwirtschaftliche Hilfsarbeiter*innen erreichen. »Philologen, Übersetzer und Dolmetscher«, die in der ISCO-88 in der Berufsuntergruppe 244, »Sozialwissenschaftler und verwandte Berufe«, eine Berufsgattung bilden, nehmen den Wert 65 ein, während die Berufsgattung »Soziologen, Anthropologen und verwandte Wissenschaftler« auf dem Wert 71 rangiert und die Berufsgattung »Sozialarbeiter« auf dem Wert 51 (vgl. Ganzeboom/Treimann 1996). Auch wenn die Skalen nichts über subjektive Selbst- oder Fremdeinschätzungen aussagen, so machen sie doch deutlich, welche Bedeutung dem beruflichen Prestige im sozialen Ordnungsgefüge zukommt.

Der soziale Status und das berufliche Prestige von Translator*innen zieht in der Translationswissenschaft seit den 1970er Jahren Aufmerksamkeit auf sich (vgl. etwa Schwarz 1975; Pym et al. 2013). Dies mag einerseits auf die gefühlte Unsichtbarkeit von Übersetzer*innen wie Dolmetscher*innen zurückzuführen sein, die erst dann wahrgenommen werden, wenn »Fehler« entdeckt oder »Untreue« vermutet wird. Ihnen größere Sichtbarkeit zuzuerkennen, liefe darauf hinaus, der Sehnsucht nach Identität zwischen Ausgangs- und Zieltext eine Absage zu erteilen. Ihre Unsichtbarkeit in der Gesellschaft ist andererseits auch der Alltagstheorie geschuldet, Translation sei nichts weiter als eine auf Sprachkenntnissen beruhende Tätigkeit, die jede*r auszuführen imstande ist, der bzw. die eine Fremdsprache halbwegs beherrscht und ein Wörterbuch zur Hand hat. Auch wenn mitunter in den Medien von »kongenialen Übersetzerinnen« oder Dolmetschern als »Sprachakrobaten« zu lesen ist, so sind dies doch Ausnahmen, die die Regel bestätigen. Das kontinuierliche Bemühen der translatorischen Praxis, sich vom internalisierten Negativimage als »subalternes fünftes Rad am Wagen« zu emanzipieren, was Erich Prunč (2004a: 9) treffend als »Zoffs und Zores der Zunft« bezeichnet, hat sich auch auf die Forschungstätigkeit ausgewirkt.

Die Bedeutung der Frage des beruflichen Prestiges von Translator*innen für die Wissenschaft unterstreichen zwei Einträge im zweiten Band des vierbändigen *Handbook of Translation Studies* mit dem Titel »Status of Interpreters« (Wadensjö 2011b) und »Status of Translators« (Katan 2011), die eine Zusammenschau bis dahin erschienener Arbeiten zum Thema bieten. Die Befassung mit Fragen der beruflichen Tätigkeit von Translator*innen hat, betrachtet man die Entwicklungslinien der Translationswissenschaft, kontinuierlich zugenommen. Trotz zahlreicher empirischer Studien und theoretischer Überlegungen aus unterschiedlichen Perspektiven, die insbesondere durch die Translationssoziologie eine solide theoretische und methodologische Grundlage erhielten, sind Arbeiten mit einem explizit theoriebildenden Charakter nach wie vor nicht Standard. Auch Überblicksdarstellungen bisheriger Forschungstätigkeit zu translatorischen Berufen liegen erst seit Mitte der 2000er Jahre vor (Tyulenev 2014; Grbić 2015; Sela-Sheffy 2016a). Nicht ungewöhnlich ist jedoch in Anbetracht der bisherigen Ausführungen, dass einer dieser Beiträge den Titel »Profession, identity, and status« (Sela-Sheffy 2016a) trägt. Der kurz vor Publikation dieses Bandes erschienene Grundlagenbeitrag »The translation professions« von Rakefet Sela-Sheffy (2022) sei aufgrund seiner theoretischen Fundierung auch jenen ans Herz gelegt, die sich mit dem Dolmetschen befassen.

Die vorliegende Arbeit hat das Ziel, eine Lücke zu schließen, indem zum einen eine umfassende Rekonstruktion der Verberuflichung einer translatorischen Tätigkeit, des Gebärdensprachdolmetschens in Österreich, erfolgt und zum anderen eine neue theoretische Perspektive eingebracht wird, die es erlaubt, einen Erklärungsrahmen zu modellieren, der über den Fall hinaus eine systematische und differenzierte Betrachtung der Vielschichtigkeit translatorischer Tätigkeit als Be-

ruf, mit dem man sich identifiziert bzw. identifiziert wird, und/oder als Tätigkeit, die man verrichtet, ermöglicht. Beruf wird dabei nicht als analytisches Konzept verwendet, sondern als soziale und kulturelle Kategorie verstanden, bei deren Verwendung in der Praxis durch Akte der Klassifizierung Grenzen gesetzt und Beurteilungen vorgenommen werden. Gerade die Ambiguität des Begriffs »profession«, der einen deskriptiven ebenso wie wertenden Charakter hat, worauf bereits Howard S. Becker (1962/1977) hinwies, macht ihn zu einem vielversprechenden Forschungsobjekt: Was tut man als Translator*in und was fällt nicht in den Rahmen professioneller translatorischer Tätigkeiten? Wann und wodurch identifiziert man sich als Übersetzer*in oder Dolmetscher*in? Wie wird man Translator*in? Wann bzw. ab wann darf man sich Translator*in nennen und aufgrund wovon wird man als solche*r wahrgenommen? Und schließlich: Wer steckt das Terrain mit welchem Ziel ab?

Im Vorfeld der Untersuchung zur Verberuflichung des Gebärdensprachdolmetschens in Österreich ergab sich folgende zentrale Leitfrage: Was geschieht im Rahmen der Ausformung der Tätigkeit des Gebärdensprachdolmetschens zu einem Beruf? Daraus leiteten sich folgende Subfragen ab: Welches sind die historischen Ursprünge und wie wirken sich diese auf die Prozesse der Verberuflichung aus? Wer sind die handelnden Akteur*innen und woher kommen sie? Welche wesentlichen sozialen Prozesse sind am Wirken? Unter welchen Bedingungen entstehen sie und welche Bedeutung schreiben ihnen die Akteur*innen zu? Und schließlich: Wann, aus welchem Grund und auf welche Art und Weise ändern sich die Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsmuster in Bezug auf die Prozesse der Verberuflichung und den Beruf? Zur Durchführung der Studie wurde ein auf der Methodologie der Grounded Theory basierender Zugang gewählt (vgl. u.a. Bryant/Charmaz 2007a; Charmaz 2006; Corbin/Strauss 2008). Im Zuge der Beantwortung der Forschungsfragen sollte eine gegenstandsbezogene Theorie zur Verberuflichung des Handlungsfeldes Gebärdensprachdolmetschen konstruiert werden, die die Gründe und Bedingungen aufzeigt, unter denen sich der Prozess konstituierte und wandelte, die aber auch über ein ausreichendes Abstraktionsniveau verfügt, um auf andere kulturelle Räume oder andere Sphären der Translation übertragen werden können.

Als Quellen für den historischen Teil der Arbeit dienten historische Originaltexte wie Monografien, Berichte, Zeitungsartikel, Gesetzestexte, Schematismen und Adressbücher, die im Sinne Pyms (1998) im Rahmen einer Translationsarchäologie ermittelt und im Zuge einer Explikationsphase mit Ergebnissen internationaler Forschung aus dem Bereich der Deaf Studies in Bezug gesetzt wurden. Für den Studienteil, der den Verberuflichungsprozess von Ende der 1980er Jahre bis 2002, einige Jahre nach Gründung des Berufsverbandes im Jahre 1998, behandelt, wurden zum einen elf intensive Interviews geführt und zum anderen schriftliche Dokumente herangezogen. Die Dokumente umfassen Briefe, Faxe, Protokolle, Berichte,

Notizen und Konzepte der Akteur*innen sowie Korrespondenz und Dokumente aus dem Archiv des Instituts für Translationswissenschaft der Universität Graz. Die zur Verfügung gestellten Daten wurden durch Statistiken, Zeitungsartikel, Artikel aus Gehörlosenzeitungen, Internetquellen, unveröffentlichte Vorträge und dergleichen ergänzt. Bei der Rekonstruktion der Prozesse standen die individuellen und geteilten Erinnerungen der Akteur*innen an Ereignisse, Handlungen und Praktiken, d.h. ihre subjektiven Wahrnehmungen, Einstellungen, Annahmen und impliziten Bedeutungen im Vordergrund. Datengewinnung und -analyse erfolgten parallel in einem mehrjährigen iterativ-zyklischen Forschungsprozess auf Basis sich kontinuierlich entwickelnder analytischer Fragen, die an die Daten gestellt wurden.

Als analytisches Leitkonzept der vorliegenden Arbeit bot sich, betrachtet man die grundlegenden Fragen, die sich am Anfang der Arbeit stellten, die Grenze an. Grenzen sind nicht nur räumlich-territoriale, sondern vor allem kognitive und soziale Phänomene. Sie dienen als Symbole und Signale, um sich und andere zu kategorisieren und Gefühle von Identität und Differenz zu generieren und zu transportieren. Grenzen sind stets relational, sie trennen ebenso wie sie Begegnung ermöglichen und verbinden. Sie sind allerdings nicht starr, sondern in Bezug auf Stabilität, Permeabilität und Durabilität variabel, sie können konstruiert und aufrechterhalten, aber auch verhandelt, überschritten, verschoben und aufgelöst werden. Die kulturelle Praxis der Konstruktion von Differenz durch das Setzen symbolischer Grenzen wird als *boundary work* bzw. Grenzziehungsarbeit bezeichnet, ein Konzept, das von Thomas F. Gieryn (1983) in die Diskussion eingebracht und von anderen Soziolog*innen erweitert wurde, und das im Rahmen der Studie dazu herangezogen wird, um die Entstehung und die Versuche der Etablierung des Berufs von Gebärdensprachdolmetscher*innen durch die Rekonstruktion sozialer Unterscheidungspraxis zu untersuchen. Ergänzend dazu wird mit dem Konzept der sozialen Welten von Anselm L. Strauss (1978, 1993) operiert, das sich, wie Gieryn (1995: 412–415) selbst in einem späteren Aufsatz einräumt, dafür anbietet, Agglomerationen von Akteur*innen als Set von Relationen zwischen Menschen, die durch gemeinsame Tätigkeiten verbunden sind, in den Blick zu nehmen.

Das Konzept der Grenze ist auch insofern für die Translationswissenschaft konstitutiv, als sie als eine an Grenzen operierende ebenso wie grenzbearbeitende Wissenschaft verstanden werden kann. Betrachtet man die Entwicklung der Translationswissenschaft, die von Gideon Toury und Mary Snell-Hornby Anfang der 1990er Jahre vielmehr als »interdiscipline« denn als »discipline« verstanden wurde (Snell-Hornby 2006: 71), so ist es naheliegend, dass diese Positionierung an den Schnittflächen zu Sprachwissenschaft, Literaturwissenschaft, Psychologie, Kulturwissenschaften, Sozialwissenschaften u.a. einen beträchtlichen Einfluss auf die Entwicklung der Disziplin ebenso wie auf die Selbst- und Fremdwahrnehmung der Forscher*innen nahm. Dies zeigt nicht zuletzt die Diskussion diverser »turns«, die die

Grenzen der Disziplin immer wieder zu verschieben suchten. Ebenso kennzeichnend für die Translationswissenschaft ist die seit Anbeginn zu beobachtende Dynamik der Verschränkung von Forschung, Lehre und Praxis durch Wissenschaftler*innen, Praktiker*innen und Lehrende in Personalunion einerseits bei gleichzeitig kontinuierlicher Entfremdung bzw. bewusster Abgrenzung zwischen Wissenschaft und Praxis andererseits. Und schließlich sind die vielgestaltigen Phänomene der Translation selbst Grenzobjekte, die ihre Identität erst durch Differenz in Bezug auf Sprache, Kultur, Zeit, Autor*in bzw. Sprecher*in etc. erhalten. Darauf weisen nicht zuletzt translationstheoretische Konzepte wie »Verfremdung«, »Äquivalenz« oder »invisibility« hin, die als Symbole der Überwindung oder des Erhalts von Differenz an der Grenze zwischen Eigenem und Fremdem verstanden werden können.

Der vorliegenden Untersuchung liegen drei Vorannahmen zugrunde:

Erstens: Die Verberuflichung des Gebärdensprachdolmetschens kann als kontingenter, fortdauernder und kompetitiver Konstruktionsprozess verstanden werden, der Einflüssen von innen und außen ausgesetzt ist.

Die soziale Welt der Gebärdensprachdolmetscher*innen (später auch ÖGS-Dolmetscher*innen) hat sich in einem vergleichsweise kurzen Zeitraum, beginnend mit den ersten Zusammenkünften einer Handvoll Personen Ende der 1980er Jahre, die gelegentlich für Gehörlose dolmetschten, sehr stark und sehr rasch gewandelt. Die Zeitspanne von den ersten Treffen einer losen und heterogenen Gruppe von Einzelkämpfer*innen bis zur Organisation in einem stark regulierten Verband im Jahr 1998 umfasst weniger als ein Berufsleben, d.h., dass einige Dolmetscher*innen im Laufe ihres Berufslebens nicht unerhebliche Veränderungen bewirkt, mitgetragen oder zumindest miterlebt haben.

Diese Entwicklungen sind insofern kontingent, als zu keinem Zeitpunkt abzusehen ist, was als Nächstes geschieht. Die Wahrnehmungen und Handlungen der an den Verberuflichungsprozessen beteiligten Akteur*innen sind dennoch nicht beliebig, da sie auf individuelle Erfahrungen, gemeinsame Erlebnisse, gesellschaftliche Bezüge und bestehende Berufsmodelle zurückgreifen. Die Konstruktionsprozesse sind Ergebnisse von Arbeit – Interaktion, Aushandeln, Entwickeln, Entscheiden, Verwerfen etc. –, die internen wie externen Einflüssen unterliegt. Von Seiten der Dolmetscher*innen werden sie als notwendige Professionalisierungsbemühungen wahrgenommen, was sie als geradlinig, funktional, geplant und damit leicht fassbar und erklärbar erscheinen lässt. Gleichzeitig ist die Aufbauarbeit von emotionaler Involviertheit gekennzeichnet, die auf kulturelle und ideologische Einflüsse, persönliche Vorlieben, Machtansprüche und letztlich fehlende Logik schließen lässt, die Unsicherheit, Dilemmata, Missverstehen und Wettbewerb nach sich ziehen. Daher wird davon ausgegangen, dass im Laufe der Entwicklung Phasen der Konsolidierung, Trägheit und allenfalls auch Robustheit von Phasen der Irritation, Entfremdung und Diversifizierung abgelöst werden.

Zweitens: Kategorisierung spielt bei der Konstruktion des Berufs eine zentrale Rolle.

Es wird davon ausgegangen, dass Gleich- und Fremdsein, Ähnlichkeit und Verschiedenheit und somit »wir« und »sie« zentrale Wahrnehmungs- und Denkmuster der Akteur*innen im Verlauf des Verberuflichungsprozesses darstellen, die wie Fäden um und durch die soziale Welt von Gebärdensprachdolmetscher*innen ebenso wie um benachbarte Welten, etwa andere translatorische Berufe, gezogen werden. Sie werden immer wieder neu gespannt, manchmal gestrafft, gelockert oder verschoben und mitunter gekappt. Dadurch werden Differenzen erzeugt, die nicht lediglich Bedeutung konstruieren, sondern auch eine performative Funktion haben, da sie die soziale Welt der Gebärdensprachdolmetscher*innen nicht nur beschreiben, sondern auch einrichten und als Diskurs- und Handlungsgrundlage innerhalb dieser ebenso wie nach außen dienen. Es wird davon ausgegangen, dass die im Verlauf der Verberuflichungsprozesse vorgenommen Kategorisierungen auf Fixierung und Normalisierung abzielen, allerdings im Widerspruch zu den komplexen sozialen Welten, den multiperspektivischen Realitäten der Akteur*innen und der Unvorhersehbarkeit der Prozesse stehen.

Drittens: Die Untersuchung der Verberuflichung des Gebärdensprachdolmetschens als zeitgenössischem Beruf erfordert die Einbeziehung historischer Zusammenhänge.

Um die Unsicherheiten und Irritationen wie auch die internen und externen Konflikte verstehen zu können, die den Verberuflichungsprozess begleiten, ist es notwendig, zunächst zu ergründen, wie sich die translatorischen Tätigkeiten für Gehörlose vor Einsetzen der ersten Professionalisierungstendenzen gestaltet haben. Gebärdensprachdolmetschen gibt es, seit Gehörlose in größeren Agglomerationen ihre Sprache ausbauen konnten und am gesellschaftlichen Leben teilnahmen. Eine Ausklammerung der historischen Ursprünge würde Begründungen generieren, die potenzielle historische Bedingtheiten der Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsmuster der Akteur*innen außer Acht ließen. Eine Rekonstruktion der Rolle der zentralen Akteur*innen und Institutionen in der vorprofessionellen Phase des Gebärdensprachdolmetschens scheint auch insofern geboten, als die Gehörlosengemeinschaft eine enge Verbindung zu ihrer Geschichte der Unterdrückung pflegt, deren Ausleger bis in die jüngste Zeit nachwirken und die Arbeit mit Gehörlosen dauerhaft beeinflussen.

Das Ziel dieser Arbeit liegt weder in der Konzeptualisierung einer Abfolge von Entwicklungsschritten einer Alltagstätigkeit hin zu qualifizierter Erwerbsarbeit mit einem gewissen beruflichen Status noch in der Identifizierung von Merkmalen, die den Beruf Gebärdensprachdolmetscher*in konstituieren. Es gilt nicht, ein Aufstiegsprojekt zu dokumentieren oder eine faktografische Chronik zu erstellen, sondern die zunächst simpel anmutende Frage zu beantworten, was im Rahmen der Ausformung der Tätigkeit des Gebärdensprachdolmetschens zu einem Beruf ge-

schieht. Im Zuge dessen werden relevante Themen und Ereignisse erfasst, zentrale Prozesse rekonstruiert, Strategien und Techniken identifiziert und Einsichten in Wahrnehmungsmuster, Handlungslogiken und Entscheidungsprozesse gegeben.

Um die vorliegende Studie translationswissenschaftlich einbetten und eine neue Perspektive entwickeln zu können, ist es nötig, die Befassung mit dem Beruf im ersten Teil der Arbeit systematisch aufzuarbeiten, zumal eine umfassende Darstellung der Forschungstätigkeit zu translatorischen Berufen im Kontext der Entwicklung translationswissenschaftlicher Ansätze in dieser Form noch aussteht. Dies erfolgt aufgrund der bereits oben beschriebenen Konsequenzen der Verschränkung zwischen Lehre, Praxis und Wissenschaft aus drei Perspektiven: Zunächst wird die Ausbildung von Translator*innen in den Blick genommen, die als Identitätsstifterin und Werteschmiede einen zentralen Beitrag zur beruflichen Sozialisation leistet, zur Selbstkategorisierung beiträgt und somit den beruflichen Habitus entscheidend prägt (Kapitel 1). In einem zweiten Schritt werden jene anwendungsorientierten Zugänge besprochen, die an der Schnittfläche von Wissenschaft und Praxis bzw. Lehre zu verorten sind. Sie widmen sich der Untersuchung von Qualität, Professionalität und Expertise, bemühen sich um die Differenzierung von Profis und Laien bzw. Laiinnen und sind damit befasst, die Durchsetzung der Professionalisierungswünsche bzw. -erfordernisse durch Forschung aktiv voranzutreiben (Kapitel 2). Im Anschluss daran werden die Entwicklungslinien der Translationswissenschaft in Bezug auf ihre Beiträge für die Erforschung translatorischer Berufe analysiert. Nach einem Einblick in die Erforschung von Translator*innen in der Geschichte (Kapitel 3.1) folgt eine Darstellung der Befassung mit dem Beruf in der Translationswissenschaft (Kapitel 3.2). Sie umfasst eine Besprechung der Konzeptualisierungen professionellen translatorischen Handelns in der funktionalistischen und funktionalistisch orientierten Translationswissenschaft (Kapitel 3.2.1), gefolgt von einer Diskussion der Erforschung der irisierenden Rolle von Dolmetscher*innen (Kapitel 3.2.2) und schließlich einer Besprechung der theoretischen Neuorientierung im Kielwasser der Translationssoziologie (Kapitel 3.2.3). In Kapitel 4 wird der theoretische Rahmen der Arbeit abgesteckt. In einem ersten Schritt werden die Erkenntnisse aus Kapitel 3 zu einer konzeptuellen Darstellung von drei Dimensionen des Berufs verdichtet: Translator*in-Sein- bzw. -Werden, Translatorisches Terrain und Translatorisches Tun (Kapitel 4.1). Im Anschluss erfolgt eine Besprechung des Gebrauchs von Kategorien in Praxis und Wissenschaft (Kapitel 4.2), bevor das Leitkonzept der Studie, *boundary work*, eingeführt und für die Studie relevante konzeptuelle und empirische Arbeiten vorgestellt werden. Kapitel 5 ist dem Forschungsfeld und den methodologischen Vorüberlegungen gewidmet.

Die Studie (Kapitel 6 bis 9), die die Basis für eine abschließende konzeptuelle Modellierung der drei Dimensionen Translator*in-Sein- bzw. -Werden, Translatorisches Terrain und Translatorisches Tun bietet (Kapitel 10), bildet den zentralen Teil

der Arbeit und zielt auf eine interpretative Darstellung der sozialen Prozesse ab, die zur kontinuierlichen Ausformung eines Berufsbildes von Gebärdensprachdolmetscher*innen in Österreich geführt haben. Kapitel 6 wirft zunächst einen Blick in die Geschichte des Gebärdensprachdolmetschens, ohne den eine seriöse Analyse und Interpretation zeitgenössischer Entwicklungen nicht möglich wäre. Im Zuge dessen wird, auf Grundlage vorangehender Forschung (Wolf 2012a; Cronin 2002), eine neue Typologie translatorischer Handlungssphären vorgestellt, die sich aus habitualisierter, heteronom organisierter und autonom organisierter Translation zusammensetzt (Kapitel 6.1). Im Anschluss werden die drei Sphären anhand historischer Quellen und vorliegender Literatur exemplifiziert (Kapitel 6.2 und 6.3). Die Ergebnisse der Untersuchung des Verberuflichungsprozesses vom Ende der 1980er Jahre bis vier Jahre nach Gründung des Dolmetschverbandes gliedern sich in drei umfassende Kapitel zu den Herkunftsgeschichten der Akteur*innen (Kapitel 7), deren ersten Begegnungen (Kapitel 8) und schließlich den Konsolidierungsprozessen (Kapitel 9).

Für die Publikation wurde die ursprüngliche Habilitationsschrift im ersten Teil erheblich gekürzt, die Bibliografie wurde einerseits knapper gestaltet und andererseits durch aktuelle Literatur ergänzt.

1. Die Ausbildung als Identitätsstifterin und Werteschmiede

Es ist nicht verwunderlich, dass der Beruf seit jeher eine zentrale Stellung in der Ausbildung von Translator*innen einnimmt. Auch wenn es anfangs keine nennenswerte wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Beruf in den vorwiegend praxisorientierten Ausbildungsstätten gab, so war es doch erforderlich, jene*n ideale*n Translator*in zu konstruieren, der*die optimale Leistung erbringt und adäquates Verhalten an den Tag legt, die es im Rahmen der Ausbildung anzusteuern und letztendlich zu erreichen galt. Schließlich sollten sich ausgebildete Translator*innen von Nichtkundigen und Amateur*innen unterscheiden. Bei der Konstruktion dieser idealen Translator*innen wurden zum einen – von den Subjekten abstrahierend – Normen über die bestmögliche Beschaffenheit der Zieltexte bzw. über das Verhältnis zwischen Ausgangstext und Zieltext aufgestellt, zum anderen wurde das Subjekt selbst den vorherrschenden Vorstellungen über den Beruf entsprechend modelliert. In diesem Sinne trugen bereits die ersten vorwissenschaftlichen Publikationen, die in der Folge der Gründung der Ausbildungsstätten erschienen und sich auch des Themas der »Berufsbilder« annahmen, wie David B. Sawyer (2004: 20) richtig bemerkt, maßgeblich zur Identitätsbildung von »professionellen« Translator*innen bei. Daher soll im Folgenden beispielhaft aufgezeigt werden, auf welchen Ebenen und mit welchen Möglichkeiten dies geschieht.

1.1 Die Institutionalisierung der Ausbildung

Die formale, institutionalisierte Ausbildung von Translator*innen ist ein vergleichsweise junges Phänomen in der langen Geschichte der Translation in der westlichen Welt. Gehen wir weiter in die Geschichte zurück, zeigt sich, dass Übersetzungs- und Dolmetschtätigkeiten in mehrsprachigen Regionen, etwa Mesopotamien, nicht nur notwendig waren, sondern im Rahmen von Ausbildungen mehrsprachiger Schreiber bereits Ende des 3. Jahrtausends v.u.Z., wenn nicht gelehrt, so zumindest abgeprüft wurden (Piacentini 2003: 16).

1.1.1 Die Unterweisung von Sprachknaben – Loyale Vermittler zwischen Orient und Okzident

Die ersten organisierten Bestrebungen Translator*innen in Westeuropa auszubilden, sind aus dem 16. und 17. Jahrhundert in Venedig, Ragusa, Polen, Frankreich, England und der Habsburgermonarchie bekannt (Rothman 2015a; Skalweit 2017: 24). Man benötigte Sprachmittler für die Kommunikation zwischen dem Osmanischen Reich und den Vertretungen in Konstantinopel. Zwar waren zu jener Zeit bereits zahlreiche levantinische Dragomane unterschiedlicher Provenienz, wie osmanische Juden, Griechen oder Italiener, in Konstantinopel tätig, doch befürchtete man, sie könnten aufgrund mangelnder Loyalität eher schaden als nutzen (Wolf 2012a: 180; Skalweit 2017: 23). So wurde im Jahre 1551 eine Ausbildungsstätte für junge italienische Bürger, sogenannte »giovani di lingua«, in der Residenz des Botschafters von Venedig in Konstantinopel gegründet (Palumbo Fossati Casa 1997). Ebenso im 16. Jahrhundert wurde in Ragusa ein Ausbildungsprogramm für Ragusaner installiert, die zunächst vor Ort in Osmanisch, Arabisch oder Persisch, aber auch in Diplomatie, unterwiesen und anschließend als »Sprachstudenten« in die größeren Städte des Osmanischen Reichs geschickt wurden (Miović-Perić 2001: 83f.).

Im Jahre 1669 wurde in Konstantinopel auf Initiative von Jean-Baptiste Colbert, dem Minister für Handel und Industrie unter Ludwig XIV, die *École des Jeunes de Langues* in Konstantinopel gegründet, die 1721 mit einem zweiten, etwas später eingerichteten Ausbildungslehrgang in Paris fusionierte (Skalweit 2017). Auch die Habsburgermonarchie trug dem Bedarf nach formaler Ausbildung von Sprachmittlern Rechnung. Nachdem bereits jahrelang Sprachknaben nach Istanbul entsandt worden waren, um vor Ort Sprache, Kultur und Staatsmaximen zu erlernen, gründete Maria Theresia auf Vorschlag von Staatskanzler Graf Kaunitz und inspiriert durch das französische Vorbild 1754 die Orientalische Akademie, die auf den Dragomanendienst vorbereiten sollte (Wolf 2012a: 179ff.). Im Jahre 1887 wurde schließlich mit dem Seminar für Orientalische Sprachen die älteste universitäre Ausbildungsstätte für Translatoren an der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin gegründet (Skalweit 2017).

Die Institutionalisierung der Unterweisung von Sprachknaben hatte nicht nur zum Ziel professionelle, also sprach-, sach- und kulturkundige, sondern vor allem loyale Dragomane heranzuziehen, aus dem Misstrauen heraus, die Ortskräfte stünden der Hohen Pforte zu nahe oder verfolgten vor allem ihre Eigeninteressen. Jedenfalls schien man ihnen nicht zu trauen, zumal die in Konstantinopel ansässigen wohlhabenden Dragomanendynastien zahlreiche Privilegien genossen und dies auch in symbolischer Selbstdarstellung durch prächtige Gewänder und erhabenes Auftreten zur Schau stellten (Schmitt 2005: 222). Von den eigenen Dragomanen verlangte man in erster Linie absolute Loyalität und Treue, denn sie waren nicht nur

Sprach- und Kulturmittler in einer fremden Umwelt, sondern auch »Landesexperten, Klatschsammler, Spione, Ratgeber, Vertraute« (Osterhammel 2012: 129).

1.1.2 Die Anfänge der modernen Ausbildung – Exzellenz für Politik und Wirtschaft

Abgesehen von der Translatorenausbildung an der Berliner Friedrich-Wilhelms-Universität (ab 1949 Humboldt-Universität), die mit einer Unterbrechung zwischen 1945 und 1962 seit Ende des 19. Jahrhunderts erfolgte, wurden die auch heute noch existierenden universitären Ausbildungsstätten in Europa erst während des Zweiten Weltkriegs, bzw. knapp davor oder danach, aus der Taufe gehoben (vgl. Wilss 2000: 1–4; Pym 2011).[1] Das erste universitäre Ausbildungsinstitut in den USA wurde 1949 an der Georgetown University eingerichtet (Baigorri-Jalón 2015). Die institutionelle akademische Ausbildung von Translator*innen ist also ein relativ junges Phänomen, das sich in der Folge des steigenden Bedarfs an Dolmetschleistungen bei internationalen Zusammenkünften politischer ebenso wie wirtschaftlicher Natur von nun an rasch entwickelte. Sie entstand als Reaktion auf die Anforderungen und Interessen der (potenziellen) Arbeitgeber Staat und Wirtschaft aus der funktionalen Notwendigkeit deren Bedarf zu decken. Der Fokus lag alsbald auf dem simultanen Konferenzdolmetschen, wobei die Konsekutivtechnik, die im Anschluss an den*die Redner*in erfolgt und daher weitgehend ohne Technik auskommt, deshalb nicht gänzlich außer Acht gelassen wurde. Das für das Simultandolmetschen erforderliche technische Equipment, das es den Dolmetscher*innen ermöglichte, dem Redner zuzuhören und den Text gleichzeitig in die Zielsprache zu übertragen, wurde bereits ab 1925 anlässlich einiger Konferenzen der *International Labor Organisation*, einer Unterorganisation des Völkerbundes, in Genf getestet. Danach geriet das Simultandolmetschen bis auf einige wenige Einsätze wieder in Vergessenheit und rückte erst anlässlich der Nürnberger Prozesse wieder ins Rampenlicht. Die meisten der in Nürnberg eingesetzten Dolmetscher*innen hatten freilich noch keinerlei Erfahrung mit dieser neuen Technik, die dessen ungeachtet bereits im Jahre 1947 von den Vereinten Nationen und 1950 vom Völkerbund als Standard eingeführt wurde (Bowen et al. 2012: 252f.; Baigorri-Jalón 2014).

Der Siegeszug, den das Simultandolmetschen von da an antrat, lief jedoch nicht friktionsfrei ab. Viele der zu Berühmtheit gelangten autodidaktischen Konsekutivdolmetscherpersönlichkeiten der Zwischenkriegszeit, die aufgrund ihrer beeindruckenden Fertigkeiten von einem Nimbus mythischer Meisterschaft umgeben waren, empfanden die neue Technik als Affront gegenüber ihrer exzeptionellen Leistung und zweifelten die Sinnhaftigkeit des Systems an (vgl. dazu etwa George Matthieu

1 Cynthia B. Roy und David B. Sawyer (2015) führen zudem eine Ausbildung von 1930 bis 1933 und wieder ab 1942 in Moskau an.

in Keiser 2004: 585). Als Beispiel für den Status und das Selbstkonzept dieser Konsekutivdolmetscher – denen Ruth A. Roland in ihrem Buch *Interpreters as Diplomats* (1999) ein eigenes Kapitel mit dem Titel »Outstanding Interpreters« widmet – sei an dieser Stelle André Kaminker genannt. Er rühmte sich, Reden von einer Stunde Dauer akkurat und ohne Notizen nehmen zu müssen, konsekutiv dolmetschen zu können (Baigorri-Jalón 2004: 46), ein damals nicht unüblicher Duktus, den Miriam Shlesinger (1997: 124) als »self-congratulatory references to an impossible job well done« bezeichnet und Jesús Baigorri-Jalón (2004: 55) salopp als »divaism« tituliert. Nadja Grbić (2008: 241), die Diskurse über Gradmesser von Dolmetschqualität analysierte und klassifizierte, umschreibt ein solches Qualitätsverständnis mit »Qualität als Exzellenz«. Es ist ein elitistisches Verständnis von Dolmetschqualität, die zwar von einigen wenigen besessen, aber nicht erworben werden kann.

Die Vertreter*innen der neuen Simultantechnik hatten demzufolge nicht nur mit der Administration in den internationalen Organisationen und den Unbilden einer Technik, die noch in den Kinderschuhen steckte, zu kämpfen, sondern vor allem gegen die Bastion der eingefleischten Konsekutivdolmetscher*innen. Diese Kollegen, die die Simultandolmetscher*innen gerne despektierlich als »Papageien« bezeichneten, trugen den Machtkampf auch in der breiten Öffentlichkeit aus, wie es Beispiele aus den Medien zeigen (vgl. Baigorri-Jalón 2004).

Auch wenn die Kontroversen noch eine Zeit lang anhielten, war im Fahrwasser der medialen Wirksamkeit der Nürnberger Kongresse aufgrund der enormen Zeitersparnis, die die simultane Technik bot, sowie durch die Gründung zahlreicher supranationaler und zwischenstaatlicher Organisationen, die den Bedarf an Dolmetschleistungen hochschnellen ließ, der Einzug der neuen Technik nicht mehr aufzuhalten. So wurde das simultane Konferenzdolmetschen in den 1950er Jahren ein in internationale institutionelle Kontexte eingebundener Beruf mit einem definierten Stellenwert, was nicht unerheblich zur (Selbst-)Wahrnehmung der dort arbeitenden Dolmetscher*innen beitrug. Auch wenn die Simultandolmetscher*innen auf der einen Seite von ihren Kollegen als »Papageien« disqualifiziert wurden, wurden sie auf der anderen Seite von Auftraggeber*innen und Außenstehenden für ihre Kompetenz, »gleichzeitig« hören, verstehen, übersetzen und sprechen zu können, bewundert. So berichtet Jean Herbert (1978: 7) über einen seiner ersten Einsätze als Simultandolmetscher vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges nicht ohne gewisse Grandezza: »The Secretary General was so impressed that he provided us with a very special rest-room equipped not only with comfortable armchairs, but also with four beds on which to relax.«

Mit der Weiterentwicklung der technischen Möglichkeiten wurde ab den 1960er und 70er Jahren immer häufiger auch auf internationalen Fachkonferenzen simultan gedolmetscht. Henri van Hoof beschreibt Anfang der 1960er Jahre den Anstieg des Dolmetschbedarfs wie folgt:

> Au cours des dernières années, le champ d'action de l'interprète de conférences a pris une ampleur considérable par la création des multiples agences spécialisées des Nations Unies […], ainsi que par celle de nombreuses institutions intergouvernementales ou supranationales […], sans compter les congrès internationaux de toutes espèces […] – bref, toutes les activités de l'esprit humain, dont le nombre croît démesurément: de 1400 pur la seconde moitié du 19 siècle, il passe à 3.000 pour la période 1920–1930, à 4.000 pour les dix années suivantes, à 10.000 pour la période 1940–1950. (Van Hoof 1962: 21f.)

So ist es nicht weiter erstaunlich, dass der Fokus der Ausbildung zunächst auf dem simultanen Konferenzdolmetschen lag.

1.2 Der Beruf zum Nachlesen

Im Rahmen der Ausbildung von Translator*innen leisten schriftliche Abhandlungen einen bedeutenden Beitrag zur Konstruktion des beruflichen Selbstverständnisses. Sie transportieren Bilder, Standpunkte und Zukunftsperspektiven, die sich zwar im Wandel der gesellschaftlichen, politischen und wirtschaftlichen Gegebenheiten verändern, zum Zeitpunkt ihrer größten Verbreitung jedoch als fachliche Tatsachen rezipiert werden. In Büchern wird nachgelesen, aus ihnen wird gelernt und das Gelernte wird, wenn auch in unterschiedlichem Maße, reproduziert.

1.2.1 Die ersten Lehrbücher – Die stolze Innensicht der Praktiker

Der enorm gestiegene Bedarf an Dolmetschleistungen in internationalen Zusammenhängen war zweifellos eine Herausforderung für die jungen Ausbildungsstätten. In diesem Kontext erschienen alsbald die ersten Lehrbücher, die zentrale berufspraktische Aspekte wie Geschichte, Dolmetschtypen und -techniken, Ethik, Kompetenzen u.Ä. zu beschreiben suchten. Dabei handelt es sich um Werke, die weder weit reichende didaktische noch wissenschaftliche Ansprüche stellten, sondern die Innensicht von Praktikern an eine neue Generation zu vermitteln trachteten. Heute stellen diese Bände, die über viele Jahre zur Standardlektüre von Studierenden zählten, historische Dokumente dar, die uns einen Einblick in die Ausformung eines Berufsbildes geben. Als Beispiel für das Bild, das von Dolmetscher*innen in jenen Jahren gezeichnet wurde, seien zwei Zitate angeführt. So schreibt Jean Herbert in seinem *Manuel de l'interprète*, das Franz Pöchhacker (2016: 33) als »the earliest and probably best-known profession-building monograph on (conference) interpreting« bezeichnet:

> Le métier d'interprète de conférence est sans doute l'un des plus intéressants de notre époque. Il donne l'occasion de prendre personnellement contact avec

> les personnalités les plus marquantes dans tous les domaines et dans tous les pays. Il permet de voyager dans les régions les plus variées, toujours dans les conditions les meilleures, et de visiter quantité de lieux qui ne sont pas ouverts au grand public. La fatigue et la tension qu'entraîne nécessairement l'interprétation font que son nombre d'heures de travail est moins élevé que dans la plupart des autres professions, et celui des heures de loisir d'autant plus grand; il a sur ses collègues secrétaires de commission, rédacteurs de procès-verbaux, sténographes parlementaires etc., l'avantage inappréciable d'être libre dès la séance terminée. Et il n'est pas très paradoxal pour l'interprète de considérer les réunions auxquelles il participe comme autant de cours d'une vaste université internationale ambulante où les spécialistes les plus qualifiés se succèdent afin de discuter devant lui les questions d'actualité les plus variées – et le paient généreusement pur bien vouloir venir les écouter.
>
> On comprend que son sort soit envié. (Herbert 1952: 83)

Obwohl es fraglos das erklärte Ziel Herberts und anderer Dolmetschlehrender dieser Zeit war, ihre Studierenden zu exzellenten Dolmetscher*innen auszubilden, gestaltete sich das System wohl so, dass nicht viele der Absolvent*innen den Grad der Meisterschaft ihrer Lehrer erreichen und so eine vergleichbare zentrale Position im Feld einnehmen konnten. Das traditionelle »master-apprentice model«, das laut Don Kiraly (2000: 15) den Lehrenden als »the possessor and distributor of knowledge – in fact, of truth« und den Lernenden als »absorber« sieht, zielt auch nicht unbedingt darauf ab, den Status des Meisters auf den Lehrling zu übertragen.

Auch in dem ein Jahrzehnt später erschienenen Lehrbuch *Théorie et pratique de l'interprétation* von Henri van Hoof finden wir ein Berufsbild, das nach wie vor der »Qualität als Exzellenz« verpflichtet ist, allerdings in einer weniger apodiktischen Form, zumal Qualität beschrieben, in einzelne Komponenten untergliedert und – wenn auch nur von einigen wenigen – erreicht werden kann (vgl. Grbić 2008: 242). Aufschlussreich ist insbesondere van Hoofs wertende Abgrenzung der Konferenzdolmetscher*innen von Verhandlungsdolmetscher*innen, Militärdolmetscher*innen und Gerichtsdolmetscher*innen, auf die er davor eingeht:

> Il est au premier chef un spécialiste des négociations internationales, expert en la technique parlementaire, versé dans l'art oratoire, familiarisé avec la psychologie qui caractérise les hommes en groupe. C'est pourquoi les vrais interprètes de conférences sont encore très peux nombreux (quelque deux cents pour le monde entier) et c'est cela qui les oppose également aux interprètes des autre catégories envisagées jusqu'ici. (Van Hoof 1962: 31f.)

Mit der steigenden Zahl der universitären Ausbildungen – 1960 wurden 49 gezählt, 1980 waren es bereits 108 (Caminade/Pym 1998: 283) – stieg auch die Anzahl diverser Veröffentlichungen, und langsam setzte die Forschungstätigkeit ein, die zu-

nächst noch maßgeblich von anderen Disziplinen wie der kontrastiven Linguistik im Bereich des Übersetzens und der Psychologie im Bereich des Dolmetschens in der Definition der Objektbereiche sowie in Bezug auf Fragenstellungen und Methodenwahl beeinflusst war (vgl. Prunč 2012; Pöchhacker 2010). Bibliometrische Studien aus dem Bereich der Dolmetschwissenschaft zeigen, dass seit Beginn der Publikationstätigkeit in den 1950er Jahren ein Löwenanteil der Veröffentlichungen der Ausbildung von Dolmetscher*innen gewidmet war, wobei es sich in den Anfängen mehrheitlich um deskriptive und/oder präskriptive Texte handelte, die die Berufe zu skizzieren versuchten und Vorschläge für den Unterricht beinhalteten. Die Popularität dieses Themenbereichs ist sowohl auf institutionelle als auch auf persönliche Konstellationen zurückzuführen, da in den Ausbildungsstätten die praktische Ausbildung zunächst Vorrang hatte und die meisten Autor*innen aus der Praxis kamen und selbst keine wissenschaftliche Ausbildung genossen hatten (vgl. Pöchhacker 1995; Gile 2000). In vielen dieser Publikationen wurden weiterhin Berufsbilder modelliert und vermittelt, Anforderungen, Kompetenzen und persönliche Eigenschaften dargelegt sowie Handlungsmaximen aufgestellt. Einige wurden zu Standardlehrbüchern und bildeten somit eine wichtige Grundlage für die Prägung eines beruflichen Selbstverständnisses.

1.2.2 Die Präsentation moderner Tätigkeitsfelder – Authentische Einblicke in die Praxis

Der Typus berufskundlicher, also auf eine Beschreibung der beruflichen Tätigkeiten und Kompetenzen sowie eine Vermittlung gängiger Standards und Normen abzielender Fachlehrbücher ist nicht nur in der Geschichte zu finden, da in modernen universitären Ausbildungen für Translator*innen wissenschaftliche ebenso wie berufsvorbereitende Qualifikationen vermittelt werden. Studienprogramme haben demnach, wie auch immer man diese beiden Säulen zu integrieren versucht, eine berufspraktische Komponente als einen ihrer Bildungsaufträge zu erfüllen. Dies geschieht in translatorischen und berufskundlichen Lehrveranstaltungen ebenso wie durch das Literaturstudium von Fachlehrbüchern zu diversen beruflichen Sektoren.

Während die weiter oben besprochenen historischen Werke auf der Überlieferung persönlicher Erfahrung basierten, können die Verfasser*innen seit geraumer Zeit auf eine ausreichend diversifizierte Forschungsliteratur zurückgreifen bzw. sind selbst in der Forschung tätig. Auch wenn bislang keine historisch vergleichenden Untersuchungen dieser Lehrbücher vorliegen, kann davon ausgegangen werden, dass diese von kontinuierlichen gesellschaftspolitischen, wirtschaftlichen, technischen, wissenschaftlichen etc. Veränderungen beeinflusst wurden und werden. Es wäre interessant zu sehen, welche Veränderungen in den Büchern Niederschlag finden und wie sich dies auf die Darstellung der Berufe bzw. Berufs-

bilder im Laufe der Zeit auswirkt.[2] Als Beispiel für den Platz, den dieses Genre einnimmt, sei die Reihe »Translation Practices Explained« (ursprünglich St. Jerome Publishing, nunmehr Routledge) genannt. Sie wird u.a. damit beworben, dass die Fachlehrbücher von praktizierenden Translator*innen verfasst werden, aktuellen Lehrangeboten entsprechen, ein breites Spektrum an Tätigkeitsfeldern behandeln sowie Einblicke in »realities of professional practice« bieten (Routledge 2021). Auch Daniel Gouadec argumentiert ähnlich, wenn er in der Einleitung zu seinem 2007 bei John Benjamins erschienenen Band *Translation as a Profession* schreibt, er wolle »the true world of professional specialised translation« (Gouadec 2007: x) vermitteln.

Obzwar an dieser Stelle weder eine systematische Analyse der Texte vorgenommen werden noch das philosophische Minenfeld der Realitätsdebatte betreten werden soll, so ist es für die weitere Argumentation sinnvoll, auf die auffallend essenzialistische Rhetorik in der Annäherung an den Gegenstand Translation in vielen dieser Werke hinzuweisen. Eine solche Rhetorik geht davon aus, dass deskriptive Aussagen mit konstativem Gehalt – und in der Folge auch evaluative Aussagen über Qualität – möglich sind. In diesem Sinne werden dem Beruf notwendige und hinreichende Eigenschaften zugeschrieben, die auf berufliche »Identität« als ein homogenes, kohärentes Ganzes hindeuten (zum Begriff der Identität siehe Kapitel 4.1.1). Damit soll nicht unterstellt werden, dass solche Darstellungen das »Wesen« von Beruf (Gouadec übertitelt sein 3. Kapitel mit »The nature of translation«) verkennen. Es soll lediglich darauf hingewiesen werden, dass sie insofern reduktionistisch sind, als sie der Realität eine ideale Form zuschreiben, die vollständig, folgerichtig, umfassend und kohärent beschreibbar ist (vgl. dazu Dreyfus/Spinosa 1997: 25). So wird der Eindruck vermittelt, die Aussagen bezögen sich auf eine wahrnehmungs- und erkenntnisunabhängig existierende Realität und nicht auf eine Beobachtung von Wirklichkeit, die eine Vielfalt von Versionen erlaubt. Dadurch, dass diese Diskurse deskriptiver ebenso wie präskriptiver Natur sind, wird der Beruf nicht nur zu einem Angebot, sondern auch zu einer Verpflichtung.

Dass solche Publikationen notwendig sind, soll hier keineswegs bestritten werden. Ein Studium, das auch eine Berufsaus- bzw. -vorbildung anbietet, muss sich damit befassen, was den Beruf ausmachen könnte und worauf die Studierenden vorbereitet werden sollten, zumal diese sich eine Orientierung nicht nur im Studium, sondern auch im als »draußen« wahrgenommenen Feld der sozialen Praxis erwarten. Eine pauschale Charakterisierung der Diskurse kann an dieser Stelle nicht vorgenommen werden. Es kann lediglich die Vermutung angestellt werden, dass dieses Genre dazu neigt, raumzeitliche Kontexte der empirischen Welt bzw. Weltversionen zu vernachlässigen, wenn es darum geht, die soziale Praxis möglichst

2 Eine vergleichende Analyse der Vermittlung von »professional attitudes« durch drei repräsentative Lehrbücher aus den 1990er Jahren liegt von Rosemary Arrojo (2005) vor.

»authentisch«, »echt« und »unvermittelt« darzustellen. Eine systematische Analyse der Texte ebenso wie der Wirkung der Diskurse auf die Leserschaft wäre für die Translationsdidaktik gewiss aufschlussreich.

Neben dem Genre dieser Fachlehrbücher, die sich jeweils spezifischen Berufsbildern widmen wie etwa Gerichtsdolmetschen, Konferenzdolmetschen, Untertitelung, Dokumentenübersetzung, Fachübersetzen Technik etc., sei noch eine weitere verwandte Publikationsform angeführt, in deren Mittelpunkt translatorische Berufe stehen, nämlich Sammelbände, die Studierenden ein breites Spektrum von Berufen näherbringen will. Dazu zählen im deutschsprachigen Raum der von Ingrid Kurz und Angela Moisl herausgegebene Band *Berufsbilder für Übersetzer und Dolmetscher. Perspektiven nach dem Studium* (1997, 2002a) oder auch *Übersetzen und Dolmetschen. Eine Orientierungshilfe*, herausgegeben von Joanna Best und Sylvia Kalina (2002). Während sich Kurz und Moisl auf Berichte aus der Praxis beschränken, umfasst der Band von Best und Kalina neben »Einblicke[n] in die Berufspraxis« auch je einen Abschnitt über »Allgemeine Grundlagen« der Übersetzungs- und Dolmetschwissenschaft und »Aspekte der Ausbildung«. Kurz und Moisl weisen in ihrem Vorwort dezidiert darauf hin, dass ihr Buch »Absolventenporträts« beinhaltet und die Autor*innen ersucht wurden, »aus ihrer eigenen alltäglichen Praxis heraus ein Bild ihrer beruflichen Tätigkeit zu zeichnen« (Kurz/Moisl 2002b: 9) und ihren Werdegang damit auch »subjektiv« zu skizzieren. Die Herausgeberinnen stellen also gleich zu Beginn klar, dass das Vermitteln persönlicher Erfahrungen im Vordergrund steht und nicht etwa die Darstellung intersubjektiv nachvollziehbarer oder geteilter Beobachtungen.

Dass diese Bücher ein Ablaufdatum haben, zeigt sich daran, dass sie nach einem gewissen Zeitraum durch neue ersetzt werden. In der Reihe UTB ersetzte der Band von Best und Kalina (2002) jenen von Volker Kapp erst nach einigen Jahrzehnten (1974, zweite durchgesehene Auflage 1984, dritte Auflage 1991), während Best und Kalinas Aufsatzsammlung im Jahre 2016 durch den Band von Mira Kadrić und Klaus Kaindl abgelöst wurde. Volker Kapp war Romanist und befasste sich u.a. mit Rezeptionsgeschichte, Übersetzungskritik und vergleichender Stilistik, während die nachfolgenden Herausgeber*innen aus der Translationswissenschaft kommen. Der unterschiedliche Fokus der Bände zeigt sich in der Gewichtung der Themen ebenso wie im disziplinären Selbstverständnis der Verfasser*innen. Auch ist eine deutliche Diversifizierung der beruflichen Tätigkeiten zu verzeichnen. Der neueste Band von Kadrić und Kaindl (2016a) greift zwar die Gliederung in theoretische Grundlagen und translatorische Arbeitsfelder auf, verbindet jedoch im Abschnitt zur Ausbildung unterschiedliche translatorische Tätigkeiten und deren didaktische Aufbereitung. Als Autor*innen fungieren wiederum »maßgebliche VertreterInnen der Wissenschaft und erfahrene PraktikerInnen« (Kadrić/Kaindl 2016b: 2). Auffällig ist im einleitenden Artikel das Verständnis von Lernen als »Prozess und selbstreflexives Handeln« (ibid.: 7), die Betonung »sozial-kommunikativer und affektiv-ethischer

Studienkomponenten« (ibid.), die Positionierung von Translation als »Tätigkeit im Dienste der Gesellschaft« (ibid.: 8) und eine Abkehr von essenzialistischer Rhetorik.

1.3 Der Beruf im Lehrangebot

Der zentrale Stellenwert des Berufes bzw. der translatorischen Berufe zeigt sich explizit vor allem im Lehrangebot. Auch wenn die Curricula der einzelnen Ausbildungsstätten variieren, so ist laut Kadrić (2011: 17) »[t]rotz länderspezifisch abgestimmter Konzeptionen der Studien [...] allen universitären Translationsausbildungen die Vorbereitung auf die berufliche Wirklichkeit gemeinsam.« Um künftige Translator*innen auf ihren Beruf vorzubereiten, wurden und werden speziell zu diesem Zweck konzipierte Lehrveranstaltungen angeboten, in denen die Profession(en) und das professionelle Handeln im Mittelpunkt stehen.

1.3.1 Berufskunde als Vermittlung beruflichen Wissens

Susanne Hagemann (2005) verglich in einer Studie zur Umsetzung des Bologna-Prozesses 90 einschlägige Studiengänge an 32 Hochschulen in 21 Ländern und betrachtet diese auch hinsichtlich ihrer fachlichen Inhalte. In ihrer Analyse der Studienpläne extrahiert sie neben anderen Themenkomplexen auch die Kategorie »Berufspraxis«. Translationsbezogene Lehrveranstaltungen differenziert sie zudem in translationstheoretische, translationspraktische und berufsbezogene Veranstaltungen (ibid.: 50). Sawyer (2004), der sich systematisch mit curricularen Fragen befasst, identifiziert vier zentrale Säulen in einschlägigen Curricula, nämlich »language skills«, »transfer skills«, »domain knowledge« und »knowledge of the profession/professional identity«. Und Ulrich Kautz (2002) widmet dem Studieninhalt »Berufskunde« in seinem *Handbuch Didaktik des Übersetzens und Dolmetschens* ein ganzes Kapitel. In diesem Zusammenhang sei auch erwähnt, dass berufskundliche Aspekte in der kognitiv orientierten, translationsdidaktisch motivierten Forschung häufig als Kompetenzen oder Subkompetenzen modelliert werden (vgl. Göpferich 2008). Stellvertretend sei hier das erste Kompetenzmodell der Forschungsgruppe PACTE (2000) angeführt, das auch eine »instrumental-professional competence« enthält.

In Österreich hat die sogenannte »Berufskunde«, die über Jahrzehnte in Form von Vorlesungen angeboten wurde, eine lange Geschichte. Während in der Studien- und Prüfungsordnung für Übersetzer und Dolmetscher aus dem Jahre 1945 noch von einer »Einführung in das Dolmetschstudium« die Rede ist (BGBl. Nr. 23/76/1946), findet sich in der nächsten Verordnung das Fach »wissenschaftliche und berufskundliche Grundlagen des Übersetzens und Dolmetschens«, das als Vorlesung zu kolloquieren war (BGBl. Nr. 132/417/1972). Da die Studienordnung von 1945 zu einem

Zeitpunkt erlassen worden war, als sich die translatorischen Berufe als akademische Berufe erst zu entwickeln begannen, hingen die berufskundlichen Inhalte vom Hintergrund der Lehrenden ab, die zunächst meist Philologen waren (Ahamer 2010: 279; Leikauf 1997: 17f.). Ende der 1960er Jahre kam es im Zuge des massiven Ausbaus der Universitäten auch zu einem Generationswechsel unter den Lehrenden, die fortan vorwiegend aktiv im Beruf stehende Translator*innen waren (Leikauf 1997: 21).

Nicht unerwähnt bleiben kann in diesem Zusammenhang die Rolle der Berufsverbände, die ebenso Einfluss auf die Verbreitung von Berufsbildern an den Ausbildungsstätten nehmen. So machte der Verband *UNIVERSITAS* (heute *UNIVERSITAS Austria*) bereits in seiner Einladung zur ersten Generalversammlung 1954 darauf aufmerksam, dass »eine Lenkung und einheitliche Ausrichtung der Übersetzer- und Dolmetschertätigkeit« nur »in engster Zusammenarbeit mit den Dolmetschinstituten Österreichs« erfolgreich sein kann (Einladung, zit.n. Katschinka 2004: 4).

Die Vorstellungen der Praktiker*innen über den Beruf bzw. die Berufe fand, wie eingangs erwähnt u.a. in den berufskundlichen Vorlesungen Niederschlag. Die Inhalte wurden im Verlauf diverser Reformen, wie ein Blick in jüngere Curricula zeigt, differenzierter vermittelt und/oder mit moderneren Etiketten versehen. So finden sich in den Studienplänen bis 2011 in Graz und Wien noch die traditionellen Vorlesungen zur »Berufskunde«, in Graz wird diese 2017 zu »Ethik und Berufspraxis«, in Wien ist eine solche im Studienplan von 2017 nicht mehr zu finden. In Innsbruck enthält der Studienplan 2020 ein Modul »Professionalisierung« mit der Lehrveranstaltung »Translationsethik und Translationspolitik«, welches das Modul »Berufsorientierung« mit der Vorlesung »Berufsprofile/Berufsethik/Berufsfelder« ersetzt.[3] Aus heutiger Sicht ist die »Berufskunde« in ihrem traditionellen Verständnis der Weitergabe von berufspraktischem Wissen von Meister an Schüler nicht mehr vertretbar. Das spiegelt sich auch in rezenterer Literatur wider. So weisen etwa Rebecca Tipton und Olgierda Furmanek in ihrem Einführungsband zum Kommunaldolmetschen dezidiert auf die Bedeutung der Reflexion des praktischen Handelns hin: »[T]he guide illuminates connections between research and education in order to support a structured approach to reflection – on practice (following Schön 1983) and professional development« (Tipton/Furmanek 2016: 2).

1.3.2 Berufsethik als Vermittlung moralischer Werte

Einen zentralen Bereich des berufsbezogenen Wissens und Handelns, das in Ausbildungen vermittelt wird und das die Selbstkonzepte angehender Translator*innen offensichtlich zu modellieren vermag, stellt die »Berufsethik« dar. Berufsethiken werden sowohl in spezifischen, berufskundlichen Lehrveranstaltungen als auch im

3 Vgl. Karl-Franzens-Universität Graz (2011a, b, 2017), Leopold-Franzens-Universität Innsbruck (2009, 2020) sowie Universität Wien (2007a, b, 2015).

Rahmen berufspraktischer Kurse im Kontext simulierter Translationsaufträge vermittelt (vgl. Swabey/Gajewski Mickelson 2008 für das Gebärdensprachdolmetschen und Donovan 2011 für das Konferenzdolmetschen). Berufsethische Fragen nahmen als Lehrinhalte ab den 1980er Jahren vermehrt Eingang in den Unterricht. Im Bereich des Dolmetschens geschah dies im Zuge der Implementierung von Curricula für Kommunal- und Gebärdensprachdolmetscher*innen (vgl. dazu etwa Neumann Solow 1981 und Shackman 1985), im Bereich des Übersetzens, als Übersetzen auch in der Lehre zunehmend als eine Praxis verstanden wurde, die sowohl kulturell verortet als auch situativ determiniert ist und damit Übersetzer*innen als handelnde Akteur*innen in den Mittelpunkt rückte, die in ihrer Arbeit Entscheidungen zu treffen haben (vgl. Nord 1989).

Die Betrachtung von Translation als komplexen, vielfach unvorhersehbaren Entscheidungsprozess wirft automatisch Fragen nach Verantwortlichkeit, Rechtfertigung und damit nach ethischen oder moralischen Belangen auf, wobei es im Kontext praktischer Handlungen sowohl um die Verantwortung für das Translat als Produkt als auch um jene für die soziale Situation als Prozess geht (vgl. Hebenstreit 2010: 283). Aus den Vorstellungen von einem guten Translat und einem guten Translator bzw. einer guten Translatorin lassen sich z.B. Werte wie »Klarheit« (bezogen auf Sprache), »Wahrheit« (bezogen auf die Relation zwischen AT und ZT), »Vertrauen« (bezogen auf die Akteur*innen) und »Verständnis« (bezogen auf die funktionierende Kommunikation) und Tugenden wie u.a. »Gerechtigkeit« oder »Vertrauenswürdigkeit« ableiten (Chesterman 1997, 2001; Hebenstreit 2010; Hebenstreit/Marics 2015). Solche Werte und Tugenden sind in Ehrenkodizes verschiedener translatorischer Berufsorganisationen in Form von Normen verankert und manifestieren als verbindliche Gruppenmoralen die jeweilig vorherrschenden Selbstkonzepte. Durch Kodifizieren erhalten diese Handlungsrichtlinien, die verschiedene, mitunter auch divergierende, Normen enthalten, einen gewissen Status und eine gewisse Autorität.

In der translationsdidaktischen Diskussion geht es in diesem Zusammenhang weitgehend um moralische Begründungen für translatorische Handlungen bzw. Entscheidungen in Form von Fallbeispielen oder zur Erläuterung übergeordneter Werte und in der translationspraktischen Lehre in der Regel um eine kritische Diskussion eigener Lösungsfindung vor dem Hintergrund der jeweiligen (kodifizierten) Gruppenmoral (Hebenstreit 2010). Lange Zeit stand dabei die Norm der Neutralität unreflektiert im Vordergrund. Erst in jüngster Zeit kommt es zunehmend zu einer kritischen Auseinandersetzung mit ethischen Fragen im Rahmen der Translationsdidaktik und der Curriculumsdiskussion (vgl. dazu die Sondernummer der Zeitschrift *The Interpreter and Translator Trainer*, hg. von Baker und Maier 2011 und die Überblicksdarstellung von Floros 2021). Obwohl die Diskussion berufsethischer Fragen in der Lehre des Kommunal- und Gerichtsdolmetschens weitaus offensichtlicher und verbreiteter ist, sollte die Rolle von Ehrenkodizes

und deren Einfluss auf die Modellierung von Berufskonzepten Studierender auch im Bereich des Konferenzdolmetschens nicht unterschätzt werden, wie Donovan (2011) ausführt. Durch das Fehlen expliziter Bezüge auf ethische oder moralische Fragen etwa im Ehrenkodex der *International Association of Conference Interpreters* AIIC und die fehlende kritische Diskussion in der Lehre werde ein abstraktes und idealisiertes Bild von Konferenzdolmetscher*innen vermittelt, das diese deutlich von anderen translatorischen Berufen abgrenzt, die sich im Kontext sozialer, kultureller, politischer, ideologischer etc. Kontexte positionieren. Durch diese Art von Kodizes werden Konferenzdolmetscher*innen als »unsichtbar« und »neutral« modelliert, ungeachtet der Tatsache, dass es in der beruflichen Praxis zahlreiche Situationen gibt, »that uncover the idealization inherent in the professional norms and erode the conventions of the interaction to such an extent that the individual interpreter may feel compelled to react« (ibid.: 117).

Noch kritischer äußert sich Jesús de Manuel Jérez (2010), der mit Bezug auf Habermas dafür plädiert, sich in der translationsdidaktischen Forschung auf emanzipatorische Erkenntnisinteressen zu besinnen, die sich einem rein positivistischen oder praktischen Erkenntnisinteresse entziehen. Nur so könne auch in der Lehre eine Verlagerung vollzogen werden, weg von einer Deontologie einer kleinen Elitegruppe, die dazu dient, die Interessen eben dieser Gruppe durchzusetzen, hin zu einer Berufsethik, die zwischen Beruf und Gesellschaft, der er zu dienen hat, ausgehandelt wird. Seit den 2010er Jahren ist man, wie Floros (2021: 341) ausführt, in der Lehre vermehrt darum bemüht, künftige Translator*innen Reflexionsvermögen und Verantwortungsbewusstsein zu vermitteln, während der Fokus auf die lange Zeit vielbeschworene Neutralität verblasst.

Die Ausführungen haben gezeigt, dass die Ausbildungsstätten, deren Lehrende und die von ihnen verfassten Lehrwerke eine zentrale Rolle bei der Konzeptualisierung des Berufs bzw. der Vermittlung der jeweils opportunen Berufsbilder einnehmen, die im Verlauf des Studiums an die Studierenden vermittelt werden und deren beruflichen Habitus prägen. Im Zuge der kontinuierlichen Diversifizierung und Hybridisierung translatorischer Tätigkeiten und der komplexer werdenden Rahmenbedingungen, die dem gesellschaftlichen Wandel ebenso wie technologischen Entwicklungen zu schulden sind, scheint es geboten, dass sich die Ausbildung ihrer Verantwortung als Identitätsstifterin und Werteschmiede noch stärker bewusst wird.

2. Der Beruf in der Schnittfläche zwischen beruflicher Praxis und Disziplin

Der Beruf spielte und spielt nicht nur in der Lehre, sondern auch in der Translationswissenschaft eine keineswegs untergeordnete Rolle. Die Befassung mit dem Beruf als Objektbereich zielt(e) allerdings nicht generell auf eine Erkenntnis ab, die sich schrittweise fundieren und kumulativ ausbauen lässt, sondern zudem auf eine Erkenntnis, die sich auch praktisch nützen lässt. Das Interesse lag also nicht allein darin, sich ein Bild von der translatorischen Praxis zu machen, sondern auch darin, Mittel zu generieren und zur Verfügung zu stellen, die diese berufliche Praxis – und damit ihren Forschungsgegenstand – zu prägen und zu verändern vermögen. Das folgende Kapitel widmet sich jener Schnittfläche zwischen Praxis und Disziplin, in der Publizierende als Praktiker*innen und Forschende in Personalunion einmal eher in die eine, einmal eher in die andere Richtung tendieren bzw. sich der einen oder anderen Rolle mehr oder weniger verantwortlich fühlen.

2.1 Qualität, Professionalität und Expertise – Von der Essenz der Berufe

Das Interesse am Beruf war insbesondere in der Dolmetschwissenschaft schon relativ früh ausgeprägt. So findet man z.B. in der ersten Auflage der Standardeinführung in die Dolmetschwissenschaft von Franz Pöchhacker (2004) als eines von vier Kapiteln zu »Selected Topics« neben »Process«, »Product and performance« und »Pedagogy« auch »Practice and profession«, unter das er Geschichte, Settings, Standards, Kompetenz, Technologie, Ökologie und Soziologie subsumiert.[1] Interessant in seiner Einleitung zu diesem Kapitel ist vor allem der Hinweis darauf, dass es sich bei Publikationen zu diesen Themen häufig nicht um wissenschaftliche Studien im

1 Dieser Abschnitt erhält in der Neuauflage von 2016 die Überschrift »Topics« und enthält Kapitel zu: »Language and Memory«, »Cognitive Processes«, »Product and Effect«, »Discourse and Interaction«, »History«, »Profession«, »Technology« und »Education«. Das Kapitel »Profession« wiederum enthält die Unterkapitel »Sociology«, »Competence«, »Ethics and Role«, »Quality« und »Occupational Issues«.

herkömmlichen Sinne handelt, sondern um Berichte aus der Praxis bzw. Mischformen, also Arbeiten, die zwar wissenschaftlichen Anspruch erheben, aber von einem berufspolitischen Impetus geleitet sind.

Auch bibliometrische Untersuchungen zeigen das Interesse am Beruf als Objektbereich deutlich. Die erste Studie stammt von Pöchhacker (1995), der zwei dolmetschwissenschaftliche Datencorpora unter verschiedenen Gesichtspunkten vergleicht. Sein zweiter Datenkorpus, der von 1989 bis 1994 reicht und 627 Einträge umfasst, wurde auch in Hinblick auf die Forschungsthemen untersucht. Dabei rangierte »Professional Issues« an dritter Stelle nach »Teaching/Training« und »Concepts«. Allgemein einführende und berufskundliche Arbeiten machen zusammen mehr als 20 Prozent des Korpus aus. In einer späteren Studie von Daniel Gile (2000), der ca. 2.000 Arbeiten zum Konferenzdolmetschen in einer Periode von den Anfängen der Publikationstätigkeit bis 1999 untersucht, bestätigt sich das Bild. In seiner Untersuchung rangiert »Professional Issues« an populärer zweiter Stelle nach Arbeiten zur Ausbildung. Und auch in einer Studie von Grbić (2007) über die Entwicklung der Forschung im Bereich des Gebärdensprachdolmetschens, deren Datenkorpus 908 Texte von 1970 bis 2005 umfasst, rangiert »Professional Issues« an zweiter Stelle nach »Settings and Modes«, wobei hinzugefügt werden muss, dass Publikationen zur Translationsdidaktik bewusst ausgeklammert wurden.

Die Literatur selbst ist, wie bereits erwähnt, in vielerlei Hinsicht disparat, was sich sowohl durch den Wandel der sozialen Praxis in sich kontinuierlich verändernden gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und technologischen Zusammenhängen als auch durch die Historie des Faches bzw. der Subdisziplinen Übersetzungs- und Dolmetschwissenschaft erklären lässt. So findet man neben theoretischen Abhandlungen und/oder empirischen Studien anekdotische Berichte, praxisorientierte Beschreibungen ebenso wie normative Anleitungen, wobei die Grenzen dieser Kategorien mitunter verschwimmen. Thematisch könnte man die wissenschaftliche wie berufspraktische Literatur grob in fünf Bereiche untergliedern:

1. Arbeitskontexte und -prozesse: Mikro- und Mesokontexte einzelner translatorischer Tätigkeiten oder Settings, deren soziale und institutionelle Rahmenbedingungen, Herausforderungen und Sachzwänge; Beziehung zu und Kooperation mit Kund*innen; interprofessionelle Kooperation; Translationstechnologien; Translationsmanagement.
2. Arbeitsmarkt und Arbeitsbedingungen: Arbeitsmarkttrends und Arbeitsformen; Arbeitsbedingungen u.a. bezogen auf Stress und Gesundheit, Ergonomie; wirtschaftliche Aspekte, Rechtsfragen; Berufs- und Arbeitszufriedenheit; Motivation.
3. Standards und Ethik: Professionalisierung, Entwicklung und Diskussion lokaler und globaler Standards einzelner Tätigkeitsbereiche; Qualität und Qualitäts-

management; Zertifizierung und Akkreditierung; Normen; Rolle, Agency und Translationsethik.
4. Berufliche Identität und Status: berufliche Selbst- und Fremdbilder, Fragen der Sichtbarkeit, der (öffentlichen) Anerkennung und des Prestiges; Translator*innen als fiktionale Figuren in Literatur und Film.
5. Kompetenz und Expertise: (kognitive) Anforderungen an translatorische Tätigkeiten, translatorische Kompetenz und ihre Teilkompetenzen, deren Entwicklung; berufliche Weiterbildung, kompetentes Verhalten und Expertise.

Es ist u.a. der spezifischen Struktur des Studiums – Ausbildung von Praktiker*innen im Verbund mit wissenschaftlicher Qualifikation (wobei Letzterer im Zuge der Akademisierung kontinuierlich mehr Bedeutung zukam) – zu schulden, dass in translationswissenschaftlichen Arbeiten zu translatorischen Berufen die Untersuchung und somit Festschreibung essenzialistischer Kategorien bzw. Qualitäten von Berufen über lange Zeit dominierte. So stand in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung zunächst meist das Wesen der einzelnen Tätigkeitsfelder und deren Bausteine im Vordergrund und weit seltener die Frage nach deren Repräsentationen. Während dies für Fachlehrbücher noch nachvollziehbar erscheint, wie dies in Kapitel 1.2.2 dargelegt wurde, so ist dieser Zugang bei Forschungsarbeiten zu hinterfragen. Insbesondere im Feld des Community Interpreting und des Gebärdensprachdolmetschens scheint ein zunächst funktionalistisch und finalistisch gedachtes Konzept von »Professionalisierung« mit Fokus auf einen dauerhaft zu erstrebenden Zielzustand über lange Jahre eine kritische Auseinandersetzung mit der Entwicklung der Tätigkeitsfelder in ihrer ganzen Komplexität gehemmt zu haben. Der Diskurs mündete nicht selten in normativen Qualitätsäußerungen darüber, wie ein*e professionelle Translator*in bzw. ein*e Expert*in die Arbeit zu verrichten bzw. nicht zu verrichten habe bzw. welche Ingredienzien dafür vonnöten sind. Vielen Arbeiten lag, wenn nicht ein konkretes Fortschrittsmodell, so doch ein Fortschrittsgedanke zugrunde.

Auf einen einfachen Nenner gebracht geht es in diesen Arbeiten um die funktionale Entwicklung einer professionellen beruflichen Praxis sowohl aus Selbstinteresse als auch im Interesse der Kund*innen, wenn nicht mehr in Richtung Exzellenz und Exklusivität, wie dies in den Anfängen des simultanen Konferenzdolmetschens Usus war (siehe Kapitel 1.1.2), so doch definitiv in Richtung klar definierter Gütekriterien und damit um Abgrenzung – sei es von vorprofessionellen Phasen, die man hinter sich lassen wollte, sei es von nicht-professionellen Akteur*innen, zu denen man einen deutlichen Abstand zu wahren suchte. Insofern drückt sich in diesen Arbeiten ein utilitaristisches Verständnis von Wissenschaft aus, die der Gesellschaft dienlich sein und der Praxis nützen soll. Zugrunde liegende gesellschaftliche Bedingungen, Kontexte der Kontrolle von Arbeit und Wissen, inter- und intraprofessionelle Zusammenhänge, historische Bezüge, aber auch Themen wie Konkurrenz

und Wettbewerb wurden zunächst weitaus seltener in Angriff genommen. Interessant ist dabei die Tatsache, dass sich verschiedene, erkenntnistheoretisch ebenso wie wissenschaftsideologisch voneinander unabhängige bzw. z.T. auch konkurrierende Zugänge – produkt- bzw. textorientierte, handlungsorientierte ebenso wie kognitive – diesem Fokus auf Güte verschrieben haben, der in Bezug auf die drei exemplarisch genannten Zugänge mit den Schlagwörtern Qualität (Text), Professionalität (Handeln) und Expertise (Kognition) umrissen werden können.

Ein weiterer Grund für die finalistische und utilitaristische Perspektive auf den Forschungsgegenstand mag darin liegen, dass viele Autor*innen der älteren Generation zwar eine Ausbildung als Translator*in abschließen, jedoch keinerlei wissenschaftliche Ausbildung genießen konnten, da die Curricula dies nicht vorsahen. Gile (1995: 15) bezeichnet in seinem Kreuzzug um hohe Qualität und empirische Fundierung dolmetschwissenschaftlicher Forschung (damals im Bereich des Konferenzdolmetschens) solcherlei Forschung als »personal speculation«, die zwar mitunter in einer akademischen Sprache verfasst wird, aber normative Prinzipien predigt und letztlich zum Dogma verhärtet. Doch auch wenn die universitären Curricula heute der wissenschaftlichen Ausbildung ihrer Studierenden die ihr gebührende Aufmerksamkeit schenken, so ist es doch nach wie vor häufig der Fall, dass jene, die publizieren, Praktiker*in, Lehrende*r und Forscher*in in Personalunion sind, was sich, wie zu vermuten ist, auf die von ihnen internalisierte Forschungspolitik, ihr Erkenntnisinteresse und ihren Habitus im wissenschaftlichen Feld auswirkt. Es soll damit nicht behauptet werden, dies gehe mit mangelnder Qualität der Arbeiten einher, vielmehr besteht die Gefahr, dass in der Schnittfläche von Praxis und Disziplin der unmittelbare Nutzen zur Herbeiführung gewünschter Ziele oder konkrete Anwendbarkeit von Ergebnissen als Impetus in den Vordergrund treten. Insofern ist es nicht verwunderlich, dass Sergey Tyulenev (2016: 23) in einem Beitrag in einem Handbuch zu translationswissenschaftlichen Forschungsbereichen und -methoden anmerkt, dass Translationswissenschaftler*innen Produkte ihrer jeweiligen Sozialisation sind und daher »split loyalties« entwickeln können, weshalb Forscher*innen angehalten sind, sich in Hinblick auf ihre Rolle(n) in (Selbst-)Reflexivität zu üben. Diese Verbindung von Praktiker*in und Forscher*in in Personalunion, die viele Vorteile, aber auch Nachteile hat, findet man auch in anderen Disziplinen wie der Pädagogik und der Sozialen Arbeit. Gerhard Riemann (2004) etwa spricht in diesem Zusammenhang von der Notwendigkeit einer methodisch zu erzeugenden »Befremdung der eigenen Praxis«, um Neues oder Unerwartetes im Feld entdecken zu können, ohne dessen Akteur*innen zu schützen oder aber zu denunzieren.

Eine der wenigen Personen, die sich relativ früh kritisch zu einer Forschungspraxis äußert, die auf den unmittelbaren Nutzen abzielt, auch wenn sie der angewandten Forschung ihren Platz nicht streitig machen will, ist Cecilia Wadensjö (2011a). Sie kritisiert in einem Artikel zur missverständlichen gegenseitigen Wahr-

nehmung von Forschung und Praxis, dass allzu vielen Forschungsarbeiten der Dolmetschwissenschaft das utopische oder zumindest trügerische Ziel zugrunde liegt, sämtliche Faktoren, die ein »effektives« und »akkurates« Dolmetschen determinieren, extrahieren und ein für alle Mal kontrollieren zu können. Dies diene dazu, um instrumentelles Wissen zu generieren, das letztendlich, angewandt im Klassenzimmer, zu einem optimalen Outcome in der Praxis führen soll. Mit Bezug auf Arbeiten in der Erziehungswissenschaft, die mit ähnlichen Problemen zu kämpfen hat, stellt sie die erwünschte instrumentelle Macht der Forschung zwar nicht gänzlich in Frage, doch führt sie beträchtliche Zweifel ins Treffen, um das Bewusstsein um die Problematik in der Scientific Community zu schärfen.

So ist auch in translationswissenschaftlichen Arbeiten zum Beruf vielfach zu beobachten, dass der nachvollziehbare Wunsch nach qualitativ hochwertiger Expertenhandlung in unterschiedlichen Feldern der sozialen Praxis die Forschungsansinnen, die Fragestellungen, die zugrunde liegenden theoretischen Modelle ebenso wie die Methoden der Forscher*innen zu beeinflussen vermochte. Auch wenn dies die Gefahr barg, die Forschungsfreiheit aufs Spiel zu setzen, den Fokus einzuschränken und die Distanz zum Forschungsgegenstand zu verlieren, so stand auf der anderen Seite der Medaille der erhoffte positive Effekt, den Beruf bzw. die translatorischen Berufsfelder nachhaltig mit dem Siegel von Qualität, Professionalität und Expertise versehen zu können.

2.2 Profis und Laien – Vom Bedürfnis der Differenzierung

Im Laufe der Jahre hat die Konstruktion des Forschungsobjektes immer wieder Modifikationen erfahren. Ob ein Produkt oder eine Handlung als Übersetzung oder Dolmetschung wahrgenommen und damit auch untersucht wird, hängt letztlich davon ab, ob dieses Produkt bzw. diese Handlung bestimmte, ihnen zugedachte Eigenschaften aufweist, der dem Praxisfeld zugrunde gelegten Logik entspricht und dessen Konventionen nicht grob verletzt. So dies nicht der Fall ist, wird das gegenständliche Produkt bzw. die Handlung bestenfalls als Sonderfall von Translation angesehen.

Als Beispiel sei hier etwa die Differenzierung zwischen »Übersetzung« und »Bearbeitung« angeführt, die dazu angehalten hat, gewisse Translattypen aus dem Objektbereich des Fachs auszuschließen. So wurde in der linguistisch orientierten Übersetzungswissenschaft normativer Prägung etwa von Werner Koller ein relativ enger Übersetzungsbegriff vertreten. In seiner erstmals 1979 erschienen *Einführung in die Übersetzungswissenschaft* schloss er auf Grundlage des Postulats maximaler Äquivalenz zunächst all jene Zieltexte aus der Kategorie der »eigentlichen« Übersetzungen aus, die bestimmten Äquivalenzforderungen nicht genügen. Die in der Kategorie der »interlingualen Textverfahren« subsumierten Phänomene wären

durch die Brille dieser wissenschaftlichen Position aus dem Gegenstandsbereich der Übersetzungswissenschaft auszuschließen. Michael Schreiber (1993) fasst seine deskriptive Typologie der Textransformationen weiter und unterscheidet zwischen Textübersetzung, Umfeldübersetzung und interlingualer Bearbeitung, wobei Letztere im Rahmen »einer weiter gefassten Intertextualitätsforschung« (ibid.: 4) zu untersuchen sei. Erwähnenswert ist an dieser Stelle auch die rezentere Verwendung neuer Kategorien wie »transediting« oder »transcreation« für Phänomene, die man, oft ohne über Sinn und Folgen nachzudenken, vom Übersetzen differenzieren möchte (vgl. dazu etwa Chesterman 2019 und van Doorslaer 2021).

Ebenso wie das translatorische Produkt erfuhren auch die translatorischen Akteure im Laufe der Zeit Modifikationen, Einschränkungen oder Expansionen. Da es zunächst das vorrangige Interesse war, die (kognitiven, sprachlichen, translatorischen, sozialen etc.) Prozesse ausgebildeter, im Beruf stehender Translator*innen zu analysieren, häufig mit dem untergeordneten Ansinnen, die Ergebnisse für die Entwicklung von didaktischen Konzepten und Curricula fruchtbar zu machen, wurde das Feld der nicht-professionellen Translation über weite Strecken aus dem Objektbereich ausgeschlossen (vgl. dazu Grbić/Kujamäki 2019). Dies zeigt sich etwa in der Verwendung diverser Gegensatzpaare, die sprachlich abstecken, wo die Grenzen zu verlaufen haben. So findet man beispielsweise für Profis Bezeichnungen wie »professionelle Dolmetscher mit Hochschuldiplom« (Kalina 2001: 51), »qualified professional translator« (Gouadec 2007: xiii), »trained, experienced interpreters« (Perez/Wilson 2007: 91), »fully qualified interpreter« (van den Bogaerde 2007: 284), für Laien u.a. »intuitive translator/interpreter« (Viaggio 1992: 309), »would-be interpreter« (ibid.: 311), »ungeschulte[…] Dolmetscher« (Kalina 2001: 53), »self-taught translators« (Gouadec 2007: 257) oder weniger apodiktisch »people who have hitherto worked on a less professional basis« (Kalina 2002a: 184). In ihrer Einführung *Understanding Translation* steckte Anne Schjoldager das Territorium der Disziplin klar ab: »Translation studies is mainly concerned with professional translation and so are we in this book (Schjoldager 2008: 30).

Die sogenannten non-professionals entsprachen den kanonischen Tätigkeits-, Verhaltens- und Wertemustern nicht und fanden als marginalisierte Gruppe bestenfalls zum Zwecke der Gegenüberstellung mit Profis Erwähnung. Dies geschah zum einen in meist experimentellen Expertisestudien, in denen Laien bzw. Laiinnen (aber auch Noviz*innen) als Vergleichsgruppe herangezogen werden, mit dem Ziel, Kompetenzen, Strategien und mentale Prozesse zu identifizieren, die Expert*innen von Laien unterscheiden (vgl. etwa Jääskeläinen/Tirkkonen-Condit 1991 für das Übersetzen bzw. Moser-Mercer et al. 2000 für das Dolmetschen). Zum anderen finden sich solche Gegenüberstellungen in Arbeiten, die sich für die Professionalisierung des Kommunaldolmetschens stark machen (vgl. etwa Pöchhacker/Kadrić 1999).

Diese kategorische Ausblendung sogenannter nicht-professioneller translatorischer Tätigkeiten zieht sich zwar durch die Geschichte der Disziplin, allerdings gab es auch Wissenschaftler*innen, die sich des Themas mit Interesse annahmen, allen voran Brian Harris. Mitte der 1970er Jahre brachte er die Idee ein, (gewisse) translatorische Fertigkeiten seien eine natürliche Prädisposition von Bilingualen und prägte dafür den Terminus »natural translation« (Harris 1977). Gemeinsam mit Bianca Sherwood überprüfte er die Hypothese »that the basic ability to translate is an innate verbal skill« (Harris/Sherwood 1978: 155) auf der Basis einer Reihe von Fallstudien kindlicher Mehrsprachigkeit und kam zum Schluss, dass »translating is coextensive with bilingualism« (ibid.). Unterstützt sahen sie ihre Hypothese durch die Häufigkeit spontaner, sozial redundanter oder ludischer Translation (ibid.: 168), wobei mit dem Alter der Kinder der Anteil unfreiwilliger und sozial funktionaler Translationen steige. Es ist nicht weiter erstaunlich, dass Harris' Arbeiten von Kolleg*innen der translationswissenschaftlichen Community zunächst angefochten wurden. Was allerdings auffällt, ist die Heftigkeit, mit der insbesondere die Aussage, die Translationswissenschaft solle zunächst natürliche Translation untersuchen, vom Tisch gewischt wurde. So tat etwa Hans P. Krings dieses Ansinnen als »schlichtweg unsinnig« (Krings 1986: 20) ab. Harris hatte allerdings nie vor, die Sphäre professioneller Translation zu kontaminieren oder ein neues Paradigma auszurufen, sein Verdienst war es schlichtweg, darauf aufmerksam zu machen, dass »[t]he scientific importance of natural translation is such that some people ought to be studying it […]« (Harris 1992: 101).

Gideon Toury, der 1980 den Terminus »native translation« prägte, steht Harris' insofern kritisch gegenüber, als dieser dem Konzept der »natural translation« und seiner Entwicklungsstufen lediglich den Faktor (biologisches) Alter zugrunde legte. Laut Toury (1995: 244, 2012: 278) spiele sich Translation jedoch niemals in einem Vakuum ab, vielmehr, so argumentiert er, sei es eine Kombination aus persönlichen Eigenschaften und umfeldbedingten Umständen, die »trigger off the ›specialized predisposition‹ for translating« (ibid.: 246, 2012: 282). Im Zentrum stehe demnach die Sozialisation von Translator*innen, und diese beginne bereits sehr früh, insofern sei die Kompetenz eines »native translator« eine Kombination aus »nature and nurture« (Toury 1995: 250f., 2012: 285f.).

Weder Harris' »natural translation« noch Tourys »native translation« haben in der Translationswissenschaft breite Aufnahme erfahren. Ebenso kaum rezipiert wurden die Arbeiten der Anglist*innen Annelie Knapp-Potthoff und Karlfried Knapp, die in den 1980er Jahren im Rahmen des aufkommenden Interesses an Phänomenen der interkulturellen Kommunikation Studien zum Dolmetschen in alltagspraktischen face-to-face-Interaktionen durchführten. Um sie von professionellen Konferenzdolmetscher*innen abzugrenzen, die ihrer Meinung nach maschinengleich als »Kommunikationspartner völlig in den Hintergrund« (ibid.) treten, sprechen sie von »Sprachmittlern«. Diese könnten »neben der Funktion des

Übermittelns auch jene des *Vermittelns* ausüben« und daher als dritte Gesprächspartner*innen betrachtet werden (Knapp/Knapp-Potthoff 1985: 451).

Dass diese Arbeiten – auch wenn sie mitunter heutigen Kriterien nicht mehr genügen – lange Zeit ohne nachhaltige Rezeption geblieben sind, liegt u.a. am Umstand, dass die Abgrenzung zum »richtigen« Übersetzen und Dolmetschen vonseiten der Profis unterstrichen, aufrechterhalten und verteidigt wurde. Auch die Monopolisierung der Ausbildung von Translator*innen durch akademische Einrichtungen spielte eine gewichtige Rolle, galt die Professionalisierung von Übersetzer*innen und Dolmetscher*innen zunächst als Hauptargument für deren Existenz (vgl. Grbić/Kujamäki 2019). Durch diese Endlosschleife antithetischer Erklärungsmuster, die das beanspruchte Territorium professioneller Translation durch den Faktor akademische Ausbildung absteckte, wurde nicht nur der Objektbereich als scheinbar homogen konstruiert, es wurden auch Werturteile perpetuiert, die das professionelle Ideal nicht nur über den defizitären Dilettantismus erhob, sondern nicht professionell ausgeübter Translation mangelndes Erkenntnispotenzial für das Fach attestierte.

Mit der Sorge vor Unterspülung professioneller Standards durch ehrenamtlich tätige Translator*innen kommen in der Folge neben der akademischen Ausbildung zwei weitere Differenzierungskriterien zum Tragen, nämlich finanzielle Vergütung und Motivation. Auch wenn zunächst alle(s) in einen Topf geworfen wurde(n), d.h. der unbezahlte Sektor den nicht-professionellen Translator*innen zugeschrieben wurde, erkannte man zunehmend, dass es auch Nischen gibt, in denen sowohl ausgebildete als auch nicht ausgebildete Personen translatorische Leistungen aus Solidarität ohne Bezahlung erbringen. Dies war etwa im Rahmen von Katastropheneinsätzen wie jenem in Haiti der Fall, als einzelne Sprachkundige, Übersetzer*innen, Dolmetscher*innen, aber auch Translationsagenturen, Online-Communites und Verbände gemeinsam mit NGOs und Unternehmen in Kooperation mit den Einsatzkräften vor Ort weltumspannend mithilfe von Informations- und Kommunikationstechnologien translatorische Tätigkeiten durchführten (vgl. Rogl 2017). Ein weiteres Beispiel für diese Art von Einsätzen ist das »Interpreters-in-Aid at Desasters«-Projekt, das nach den Erdbeben 1999 in der Türkei ins Leben gerufen wurde und wissenschaftlich wie berufspraktisch begleitet wurde (vgl. Doğan/Kahraman 2011). Der Bereich der humanitären Translation wurde zwar zunächst stiefmütterlich behandelt, hatte jedoch mit weniger Polemik zu kämpfen, zumal die Ressource Solidarität (als Solidarität des Handelns) als gesellschaftlicher und ethischer Wert hierarchisch höher eingestuft wird als die Ressource Geld als berufspolitischer Wert. Dass das Feld inzwischen Einzug in den Mainstream gefunden hat, zeigt die steigende Publikationstätigkeit (vgl. etwa Federici/O'Brian 2020).

Anders verhält es sich mit einer weiteren translatorischen Nische, in der ausgebildete Translator*innen neben Einsteiger*innen und Amateur*innen arbeiten, dem Übersetzen und Dolmetschen aus sozialer Verantwortung und politischem

Engagement. Hier wird Solidarität nicht lediglich als ethischer Wert, sondern als Gesinnung verstanden, da Translator*innen eine klare politische und aktivistische Agenda verfolgen. Erste Studien hierzu befassten sich mit aktivistischen translatorischen Netzwerken, wie *ECOS*, *Traduttori per la pace*, *Babels* oder *Tlaxcala*, die für sprachliche und kulturelle Vielfalt und gegen Neoliberalismus, Militarismus und Imperialismus einstehen und teils harscher Kritik ausgesetzt waren (Brownlie 2010). So polemisierte der Konferenzdolmetscher Peter Naumann (2005) in einem Leserbrief gegen die ehrenamtlichen Dolmetscher*innen bei einem Weltsozialforum und attestierte ihnen nicht nur unbedarfte Hilfsbereitschaft, sondern stellte einen Zusammenhang zwischen Ehrenamt, Preisdumping, Dilettantismus und Organisationsmängeln her. Julie Boéris (2008) Replik könnte als Impulsgeber dafür angesehen werden, dass aktivistische Translation zunehmend Eingang in die translationswissenschaftliche Forschung fand. So zog das von *ECOS* organisierte »1st International Forum on Translation/Interpreting and Social Activism« eine Publikation nach sich (Boéri/Maier 2010) und 2020 wurde das *Rouledge Handbook of Translation and Activism* (Gould/Tahmasebian 2020) publiziert, das die breite Palette aktivistischer Translation aufzeigt. Nicht unerwähnt bleiben sollte an dieser Stelle, dass Arbeiten zur feministischen und postkolonialen Translation ebenso wie translationssoziologische Ansätze bereits einen theoretisch wie empirisch soliden Boden für diese Forschung bereitet haben (siehe Kapitel 3.2.3).

Mittlerweile ist das sogenannte »nicht-professionelle« Übersetzen und Dolmetschen fester Bestandteil translationswissenschaftlicher Forschung und ob seiner Breite kaum mehr zu überblicken. Ein Impulsgeber war die »First International Conference on Non-Professional Interpreting and Translation« 2012 an der Universität Bologna/Forlì. Die dort vertretenen Themen reichten von Dolmetschtätigkeiten im Familienverband über semi-organisiertes Dolmetschen im Strafvollzug, Figuren nicht-professioneller Translator*innen im Film, Translationstätigkeit in Konzentrationslagern, die Rolle von Fansubs und das Dolmetschen in religiösen Gemeinschaften bis zum »translation crowdsourcing« im Web 2.0 (Antonini/Bucaria 2015; Antonini et al. 2017). Ebenso 2012 erschien eine erste Sondernummer der Zeitschrift *The Translator* zum Thema (Susam-Saraeva/Pérez-González 2012). Dass wachsende Interesse zeigt auch eine bibliometrische Studie von Aída Martínez-Gómez (2015) sowie die Tatsache, dass inzwischen nicht nur Überblicksdarstellungen, sondern auch Beiträge in spezialisierten Handbüchern vorliegen (etwa Jiménez Crespo 2019).

Die Beschäftigung mit vielfältigen Spielarten sogenannter nicht-professioneller Translation führt nicht nur zu einer Erweiterung des Forschungsgegenstandes, sondern wirft auch, wie Regina Rogl (2016: 122) richtig bemerkt, die immer komplexer werdende Frage nach der »kind of activity (such as labour, play, charity, slavery etc.) we are actually talking about« auf. Eine interessante Linse, durch die Arbeit betrachtet werden kann, bietet Rebecca F. Taylor (2004). Sie sieht davon ab, Vergütung

als singuläres Merkmal von Arbeit zu betrachten und fügt neben bezahlt/unbezahlt als weitere Dimensionen formell/informell und öffentlich/privat an. Dies erlaubt das Navigieren in unterschiedlichen Feldern von bezahlt/öffentlich/formell, wie etwa eine in einer Firma angestellte Buchhalterin, bis zu unbezahlt/privat/informell, wie unbezahlte Kranken- oder Altenpflege innerhalb der Familie. Unterlegte man der Betrachtung von Translation eine solche Perspektive, könnte auf die wenig produktive binäre Opposition zwischen »professioneller« und »nicht-professioneller« Translation verzichtet und der Blick für die vielfältigen Rahmenbedingungen translatorischer Arbeit geschärft werden.

Brian Harris, der ob seiner Tabubrüche kritisiert und kaum rezipiert wurde, wurden inzwischen zwei Sammelbände gewidmet, die aus einer Konferenz hervorgegangen sind (Blasco Mayor/Jiménez Ivars 2011; Jiménez Ivars/Blasco Mayor 2012). In jüngerer Zeit schlägt er, zunächst in seinem Blog, dann in einer Publikation eine graduelle Kategorisierung vor (Harris 2017), in die er auch Tourys »native translators« integriert. Auf der ersten Stufe seiner Treppe zum Expertentum stehen »natural translators«, bilinguale Kinder, die intuitiv und spontan dolmetschen. Auf der nächsten Stufe finden sich »native translators«, Bilinguale, die bereits translatorisch sozialisiert wurden. Diese untergliedert er in »beginner native translator«, etwa Schulkinder, und »advanced native translator«, etwa literarische Übersetzer*innen, die keine Ausbildung durchlaufen, aber über die Jahre Kenntnisse und Fertigkeiten erworben haben. Auf der letzten Stufe stehen Expert*innen, deren Expertise durch Ausbildung oder »mentorship« erworben wurde. Ein »professional translator« hingegen stellt keine Stufe dar. Es ist dies vielmehr eine Person, die Translation als Erwerbstätigkeit ausübt, ungeachtet, ob sie dafür ausgebildet wurde oder nicht (zur Diskussion dieser Kategorien vgl. Jääskeläinen/Kujamäki/Mäkisalo 2011).

Im Zuge der zunehmenden Befassung mit translatorischen Handlungen an den Rändern oder außerhalb der »professionellen« Translation stellt sich aus zwei Gründen die Frage, ob »nicht-professionell« eine adäquate Etikette darstellt. Zum einen simplifiziert eine binäre Kategorisierung das Feld, zum anderen haben die Bezeichnungen wertenden Charakter und sind daher analytisch nur beschränkt zielführend. Ein Umdenken zeigt sich in rezenter Literatur etwa zum wenig professionalisierten Feld des Kommunaldolmetschens. Während die Notwendigkeit des Einsatzes von Profis als einzige Alternative die Literatur über Jahre prägte und Ergebnisse empirischer Studien, die den Vorteil von Laiendolmetscher*innen argumentieren (etwa Edwards Temple/Alexander 2005) mit Skepsis begegnet wurde, wird nunmehr in einem Artikel in einer Standardenzyklopädie über das medizinische Dolmetschen nicht nur unaufgeregt über den Einsatz von *»professional interpreters«*, *»chance interpreters«*, *»family interpreters«* und *»bilingual staff«* als »types of healthcare interpreters« (Hsieh 2015: 178f., Hervorh. i. Orig.) gesprochen, sondern auch eine universelle Ablehnung von Familiendolmetscher*innen als kulturell fragwürdig erachtet. Maria Lomeña Galiano (2020) moniert ebenso die diskriminierenden Be-

zeichnungen dieser »hidden population« und stellt in ihrem Beitrag neue methodologische Zugänge vor, die es erlauben, das Feld unvoreingenommener zu beforschen.

Im Zusammenhang mit dolmetschenden Krankenhausangestellten, die von Maria R. Moreno und Kolleg*innen (2007) als »dual-role staff-interpreters« bezeichnet werden, ist hinzuzufügen, dass in der Literatur jüngeren Datums ein neuer Typus von Translator*innen auftaucht, der in Hybridmetiers tätig ist. Dabei handelt es sich um Personen, die im Rahmen ihrer beruflichen oder freiwilligen Tätigkeit regelmäßig übersetzen oder dolmetschen. Zu diesen, dem »monoprofessionellen Berufsbild« (Kujamäki 2016) nicht entsprechenden Translator*innen zählen etwa Militärdolmetscher (ibid.), Journalist*innen (Filmer 2014), Fixer (Murrell 2015) oder Dolmetscher*innen in religiösen Settings (Tipton/Furmanek 2016), für die Tipton und Furmanek den Terminus »fusion interpreters« (ibid.: 7) prägen, während Helen Colley und Frédérique Guéry (2015) Kommunaldolmetscher*innen aufgrund ihrer vielfältigen Rollen insgesamt als »new hybrid professions« bezeichnen. Aber auch ausgebildete Translator*innen sind in hybriden Metiers tätig, weshalb Morón Martín (2020) für diese den Begriff »translation-related professionals« vorschlägt. Darauf, dass Multiprofessionalität in Geschichte wie in Gegenwart keine Ausnahme darstellt, verwies jedoch bereits Pym (1998: 161f.).

2.3 Das Ziel und der Weg – Professionalisierung als Impetus

Im Rahmen der Arbeiten zu beruflichen Aspekten der Translation stellt nicht nur der Beruf selbst, sondern auch die Professionalisierung im Sinne von Verberuflichung einen wichtigen Schwerpunkt dar, der allerdings nicht hinsichtlich aller beruflicher Felder gleichermaßen behandelt wurde. Während das Konferenzdolmetschen von Sylvia Kalina Anfang der 2000er Jahre (2001: 53) als »am stärksten professionalisierte[…] Dolmetschart« propagiert wird, gibt es auf der anderen Seite »these ›emerging markets‹ for interpreting services […] in need of professionalisation« (Kalina 2002a: 171). Am Kommunaldolmetschen, das metaphorisch u.a. als »Cinderella field« (Andermann/Rodgers 2003: 7), »Stiefkind« (Pöllabauer 1998: 39) oder »Dritte Welt« (Pöchhacker 2000: 125) tituliert wurde, lassen sich die Diskussionen um die Notwendigkeit der Professionalisierung am besten nachzeichnen. Dies liegt u.a. daran, dass der Bereich, wie bereits in Kapitel 1.3.1 erwähnt, zunächst keinen Eingang in die akademischen Curricula gefunden hat, daran, dass in diesen Settings häufig Mitglieder primärer Versorgungsnetze wie Familie und Freundeskreis aushelfen, aber auch Reinigungskräfte und Pflegepersonal mit Migrationshintergrund als Translator*innen ad hoc rekrutiert werden, und letztlich auch daran, dass sich die Translationswissenschaft erst in den 1990ern intensiver mit diesem Phänomen

auseinanderzusetzen begann. So wird die fehlende Professionalisierung auch in der Standardeinführung von Pöchhacker moniert:

> Compared to the ›wave‹ of professionalization that swept conference interpreting to high international prestige after the 1950s, the professionalization of interpreting in community-based settings appears more like a pattern of ripples. (Pöchhacker 2004: 29, 2016: 30)

Dass die Professionalisierung nicht nur Objektbereich, sondern auch Auftrag ist, bestätigt die Wahl des Themas »Professionalisation of interpreting in the community« für die 4. internationale *Critical-Link*-Konferenz im Jahre 2004. In ihrer Einleitung zu den Proceedings schreibt Wadensjö:

> Quite obviously, people working with interpreting in various spheres of society and various parts of the world are now involved in a process of professionalisation. This implies a range of individual and collective efforts, including struggles to achieve a certain status, suggestions to define standards of best practice, to control access to professional knowledge – theoretical models and practical skills – and to control education and work opportunities. (Wadensjö 2007: 2)

Interessant an der Diskussion sind vor allem zwei Aspekte: Zum einen die Perpetuierung der scheinbar unüberwindbaren Hürde zwischen den sozialen Welten des Konferenz- und Kommunaldolmetschens und zum anderen die Widersprüchlichkeit der Diskurse, die auf der einen Seite davon geprägt sind, das Cinderella-Image durch Reklamieren des professionellen Status abzuwenden, etwa, wenn Wadensjö (1992: 49) meint, »Swedish dialogue interpreters could be said to be professional in the sense of Parsons (1964)«, auf der anderen Seite davon, notorische Professionalisierungsdefizite in Form »eklatante[r] Missstände« (Pöllabauer 2005: 52) aufzuzeigen. Sehr treffend formuliert es Şebnem Bahadır (2000: 222), wenn sie der Literatur in diesem Zusammenhang bescheinigt, sie verharre in einer »Lamentierphase«, »eine[r] mehr oder weniger stark ausgeprägte[n] Form der weinerlichen Unzufriedenheit und/oder komplexbeladenen Bescheidenheit«.

Diese Widersprüchlichkeit kann die Translationswissenschaft allerdings nicht für sich beanspruchen, wie dies Peter Cloos (2010) am Beispiel der Professionalisierungsdiskussion im Bereich der Sozialen Arbeit nachzeichnet, die in den Anfängen in vielerlei Hinsicht jener in der Kommunaldolmetschforschung ähnelt. So geht es auch in den frühen Arbeiten zum Kommunaldolmetschen der 1990er Jahre noch selten um eine berufs- oder professionstheoretische Auseinandersetzung auf der Basis (translations-)soziologischer Theorien oder um die Entwicklung theoretisch tragfähiger und empirisch überprüfter Modelle, sie folgen vielmehr einem »berufspolitischen Impetus mit dem Ziel einer statuspolitischen Aufwertung der Berufsgruppe« (ibid.: 25). So lässt sich die Professionalisierungsdiskussion in der Dolmetschwissenschaft an der Schnittstelle zwischen beruflicher Praxis und Disziplin ver-

orten, wenn sich Forscher*innen darum bemühen, die Professionalisierungswünsche bzw. -erfordernisse disziplinär zu steuern und aktiv voranzutreiben. Dies geschieht zum einen durch die Darstellung missglückter gedolmetschter Interaktion und der daraus resultierenden Gefahren für sämtliche Beteiligten. Exemplarisch seien die Studie »The hospital cleaner as healthcare interpreter« von Pöchhacker und Kadrić (1999) und Jan Cambridges (1999) »Information loss in bilingual medical interviews through an untrained interpreter« angeführt. Zum anderen, und eher im Zentrum standen Überlegungen zum Professionalisierungsgrad des Kommunaldolmetschens und das Ausloten von Möglichkeiten, um die Professionalisierung voranzutreiben.

Als Messlatte für den Professionalisierungsgrad wurden zunächst Merkmale von »Professionen« als Indikatoren ins Treffen geführt, wobei terminologisch angemerkt werden muss, dass »Profession« oft als Terminus verwendet wurde, ohne sich eingehend mit den komplexen Unterschieden zwischen den Kategorien Arbeit, Beruf und Profession auseinanderzusetzen. Die terminologische Unschärfe wird dadurch vergrößert, dass die englischen Bezeichnungen in andere Sprachen wie das Deutsche entlehnt wurden, ohne zu überprüfen, inwiefern sich die Konzepte gleichen oder auch unterscheiden. Was unter »Profession« oder »Beruf« verstanden wurde, ist daher nicht immer eindeutig auszumachen. Dementsprechend wird unter Professionalisierung weniger der aus der klassischen Berufssoziologie stammende Übergangsprozess von Beruf zur besonders ausgewiesenen akademischen Profession verstanden, sondern schlicht Verberuflichung, also ein Prozess der Veränderung von Arbeit in Richtung qualifizierte und sozial organisierte Erwerbsarbeit.

Zu den ersten Arbeiten, die mit Merkmalen von Professionen im Bereich des Kommunaldolmetschens operieren, zählen drei Beiträge von Roda Roberts aus den Jahren 1993, 1994 und 1997. Ziel dieser Beiträge, die sich inhaltlich z.T. überschneiden, ist es, die Notwendigkeit der Professionalisierung des Kommunaldolmetschens zu unterstreichen und deren Umsetzung an einer Reihe »objectives« bzw. »goals« festzumachen, die als Merkmale von Professionen interpretiert werden können. Die Ziele werden im Jahre 1993 lediglich aufgelistet und nicht weiter erörtert.[2] Ein Jahr danach bespricht Roberts (1994) folgende Ziele im Detail: a) Terminologieklärung, b) Präzisierung der Rolle(n) von Kommunaldolmetscher*innen, c) Einrichtung möglichst akademischer Ausbildungsprogramme, c) Training for trainers, d) Consumer education sowie e) Akkreditierung durch Verbände. Um die Professionalisierung voranzutreiben, sei es nötig, die Forschung voranzutreiben,

2 Sie lauten: a) eine bessere und längere Ausbildung, b) eine angemessenere Bezahlung, c) eine Präzisierung des Konzeptes Kommunaldolmetschen und die Identifizierung der Aufgaben und Rollen von Kommunaldolmetscher*innen sowie d) Consumer education (Roberts 1993: 247).

die eine solide Basis dafür schaffen kann, wie Leistungen und Dolmetschverhalten bewertet werden können (Roberts 1997: 23).

Als weiteres frühes Bespiel solcher Check-Listen sei das Lehrbuch zum *Liaison Interpreting* von Adolfo Gentile, Uldis Ozolins und Mary Vasilakakos (1996) angeführt. In einem Kapitel mit dem Titel »Professional Socialization« besprechen sie folgende Elemente: a) Identifizierung der professionellen Kompetenzen, b) Anerkennung des Berufs (durch qualitative Arbeit der Mitglieder, eine starke Berufsvertretung, angemessene Remuneration und Lizenzierung), c) Ausbildungsprogramme und d) die Entwicklung professioneller Standards. Bei Roberts ebenso wie bei Gentile et al. haben die Merkmale der Profession(alisierung) den Charakter von Zielen, die den Weg ebenen sollen, dieses Feld »not just as a service rendered by volunteers« zu betrachten, »but as a professional activity which merits its own definition, guidelines and training« (Roberts 1994: 127).

Dieser Zugang erinnert an die klassischen »Trait-Modelle« oder wie Martin Schmeiser (2006) sie bezeichnet, »Merkmalskatalogverfahren«, auch wenn keine*r der oben erwähnten Autor*innen auf die entsprechende Literatur verweist. Dies lässt darauf schließen, dass Merkmalskataloge bzw. Check-Listen zu den einfachsten Möglichkeiten gehören, »Berufe« oder »Professionen« anhand diverser Charakteristika taxonomisch zu beschreiben, ohne die (berufs-)soziologische Theorie bemühen zu müssen.

Das traditionelle Verständnis von »professions« geht auf die Arbeit US-amerikanischer Soziologen wie Talcott Parsons in den 1930er Jahren zurück. Professionen werden als eine besondere Form kategoriell demarkierter Berufe angesehen: ihre Tätigkeit ist durch eine besondere Wissensbasis gekennzeichnet, was eine wissenschaftlich fundierte Ausbildung voraussetzt; ihre Arbeit ist auf zentrale gesellschaftliche Werte bezogen und ihr Wissen steht uneigennützig im Dienste des Allgemeinwohls; sie sind frei von Fremdkontrolle durch Klient*innen und den Staat, wobei Berufsverbände den Zugang zum Beruf ebenso wie seine Ausübung selbstverantwortlich kontrollieren; sie verfügen über eine exklusive Berechtigung zur Berufsausübung, und da die Problemlösung hochkomplex ist, genießt der Beruf gesellschaftliche Wertschätzung (vgl. Kurtz 2002: 49; Schmeiser 2006: 301). Als prototypische Professionen werden meist die Medizin und die Jurisprudenz ins Treffen geführt.

Ausgehend von solchen und ähnlichen Checklisten versuchte man in Dutzenden Arbeiten den jeweiligen Beruf auf seinem potenziellen Weg hin zur idealtypischen Profession zu beschreiben, indem eruiert wurde, welche Merkmale nicht oder nur in Ansätzen vorliegen. Diese Arbeiten waren bis in die frühen 1970er Jahre populär, und mitunter herrschte Checklistenverwirrung, was Geoffrey Millerson (1964) zu einer Metastudie bewog. Er extrahierte aus den Definitionen von 21 Autoren 23 Kernmerkmale von Professionen, wobei kein einziges Merkmal von allen Autoren

als unerlässlich erachtet worden war. Die am häufigsten genannten Attribute fasste er wie folgt zusammen:

(a) A profession involves a skill based on theoretical knowledge.
(b) The skill requires training and education.
(c) The professional must demonstrate competence by passing a test.
(d) Integrity is maintained by adherence to a code of conduct.
(e) The service is for public good.
(f) The profession is organized. (Millerson 1964: 5)

Den meisten dieser Studien attestiert er das eigentliche Ziel »to escape the thought that all professions are equal« (ibid.: 2). Solche Studien basieren auf einem analytisch wenig anspruchsvollen Verfahren und sind weder theoretisch komplex noch empirisch besonders aufschlussreich, auch wenn Schmeiser (2006: 302) ihnen zumindest für historische Arbeiten nicht den Wert absprechen möchte. Sie zeigen allerdings weniger, ob ein Beruf eine »Profession« ist, als sie vorführen, was zu einem bestimmten Zeitpunkt als Profession angesehen wird. Robert Dingwall (1976/2008a: 12) fasst den erkenntnistheoretischen Nutzen solcher Studien wie folgt zusammen: »The logical outcome of this approach is that a profession is nothing more or less than what some sociologists say it is.« Auf die Schwierigkeit, »profession« als analytische Kategorie zu verwenden, wiesen eine Reihe von Soziolog*innen seit Beginn der 1970er Jahre hin, nicht zuletzt deshalb, weil der Begriff deskriptiven ebenso wie wertenden Charakter hat. Howard S. Becker (1962/1977) machte bereits Anfang der 1960er Jahre auf diese Ambiguität aufmerksam und argumentiert, dass es sich bei »profession« um ein kollektives Symbol handle, das selbst eine gesellschaftliche Funktion erfülle und daher in der Wissenschaft als »folk concept« behandelt werden sollte, »a part of the apparatus of the society we study, to be studied by noting how it is used and what role it plays in the operations of that society« (ibid.: 92). »Profession« ist also ein multiperspektivisches Konzept, das ohne konkreten Bezug auf historische, regionale und soziale Spezifika nicht seriös untersucht werden kann (vgl. etwa Freidson 1988: 35). Ebenso wenig erkenntnisreich erwies sich der Versuch einiger Autor*innen im Anschluss an Amitai Etzioni (1969) bestimmte Berufe, die noch nicht den Zielstatus einer Profession erreicht haben, wie etwa Lehrer*innen, Krankenpfleger*innen oder Sozialarbeiter*innen, als »Semi-Professionen« zu etikettieren, zumal auch hierbei eine Subordinationsvorstellung implizit vorhanden ist.

Auch wenn es in der Translationswissenschaft, wie oben beschrieben, Ansätze der Verwendung von Merkmalskatalogverfahren gab und gibt, zumal bestimmte Merkmale immer wieder ins Treffen geführt werden, setzte sich dieser Zugang nicht systematisch durch. Eine Ausnahme stellt ein Beitrag von Anna Witter-Merithew und Leilani Johnson aus dem Jahre 2004 dar, in dem die Autorinnen dezidiert auf die »trait theory« Bezug nehmen, um den Professionalisierungsgrad des Gebärden-

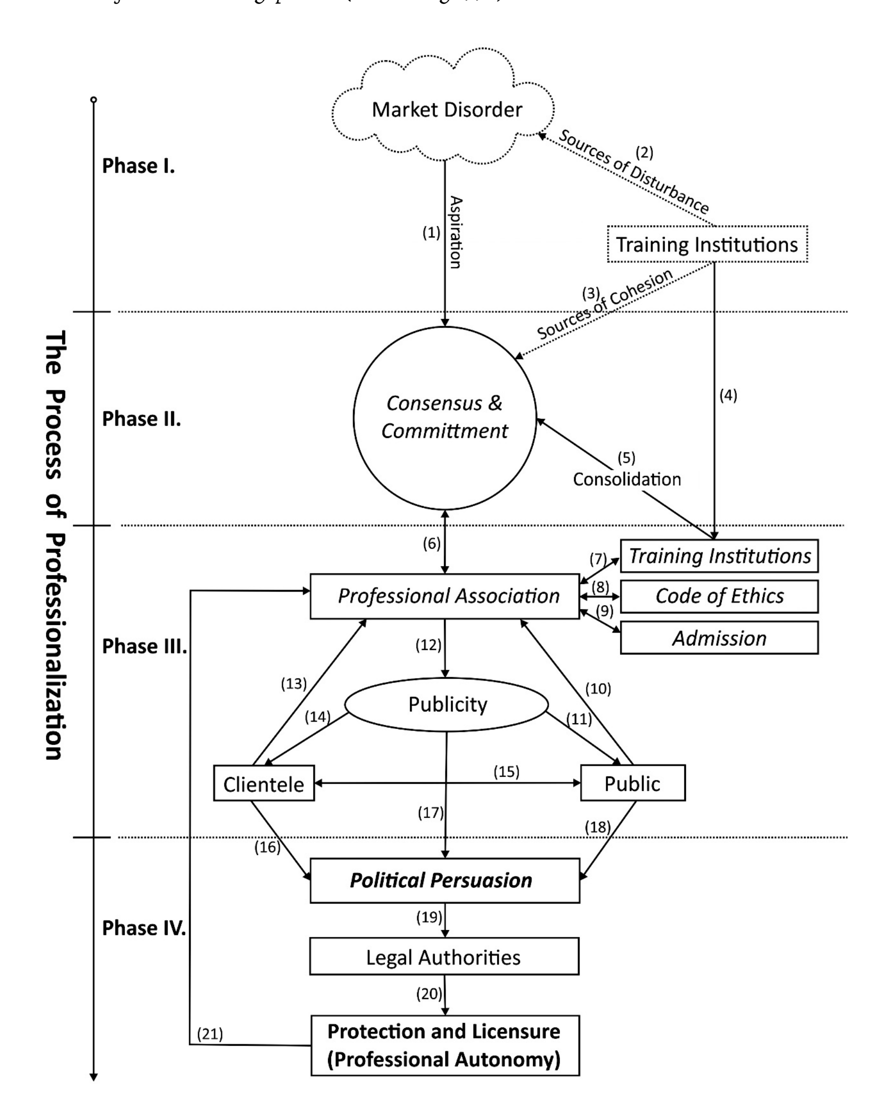
sprachdolmetschens in den USA anhand von neun Attributen zu bestimmen. Diese Arbeit hat einen unverhohlen berufspolitischen Impetus, schließt sie doch mit einer Liste von Empfehlungen »[giving] insight to a starting place for the next phase of the journey toward advancing the field of sign language interpreting« (ibid.: 43). Sporadisch finden sich auch rezentere Arbeiten, die sich »traits« systematisch zunutze machen, etwa Tyulenev (2015), der den Professionsdiskurs auf einen soliden theoretischen Boden stellen will, sich dabei aber einer Merkmalsliste von Abraham Flexner aus dem Jahre 1915 bedient, oder Volga Yılmaz-Gümüşs (2018) Beitrag zur Professionalisierung des Übersetzens in der Türkei, der die Literatur allerdings kritisch diskutiert. Dass über die Bedeutung von Merkmalsverfahren Uneinigkeit herrscht, zeigen zwei Einträge in der *Encyclopedia of Interpreting Studies*: Während Grbić (2015) diese in ihrem Eintrag »Profession« kritisch betrachtet, spricht Helle V. Dam (2015: 400) im Eintrag »Status« von »eight criteria as indicative of a profession«.

Weitaus größeres Gewicht als Merkmalskatalogverfahren hatten in der Dolmetschwissenschaft Phasenmodelle, die insofern eine Weiterentwicklung darstellten, als sie nicht lediglich Attribute auflisten und deren Vorhandensein bestätigen oder auch nicht, sondern diese im Sinne einer dynamischen Abfolge von Entwicklungsschritten zu konzipieren versuchen. In der Soziologie selbst scheint dieser Zugang keine merkliche Verbreitung gefunden zu haben, verwiesen wird jedoch auf Harold Wilensky (1964), der die Entwicklung von 18 etablierten, tlw. etablierten und nicht etablierten Berufen in den USA untersuchte und auf Basis seiner Daten auf eine prototypische Abfolge von fünf Phasen des Professionalisierungsprozesses schloss:

a) Ein Job wird zur Vollzeittätigkeit.
b) Ein Ausbildungsprogramm wird, möglichst auf Hochschulebene, entwickelt.
c) Ein Berufsverband wird gegründet, ggf. wird eine neue Bezeichnung für den Beruf gefunden, wobei diese Phase von Konflikten gekennzeichnet ist, etwa zwischen »alter Garde« und Noviz*innen, aber auch mit verwandten Berufen.
d) Um das exklusive Kompetenzmonopol zu sichern, folgen Öffentlichkeitsarbeit, staatliche Anerkennung und gesetzliche Lizenzierung.
e) Schließlich wird ein Ehrenkodex formuliert.

In der Dolmetschwissenschaft entwickelte Joseph Tseng (1992) ein Phasenmodell der Professionalisierung von Konferenzdolmetscher*innen in Taiwan im Rahmen einer MA-Thesis. Ziel seiner Arbeit war es, die professionelle Entwicklung dieses Tätigkeitsfeldes zu analysieren, erfolgreiche Strategien der Professionalisierung etablierter »professions« zu ermitteln, um diese »for further development towards a full-fledged profession« (ibid.: 4) nutzen zu können. Seinem Modell legt er den machttheoretischen Ansatz der Berufssoziologie (»theory of control«) zugrunde, Merkmalskatalogverfahren steht er kritisch gegenüber. Sein Modell, das vier Phasen vorsieht, ist in Abb. 1 dargestellt.

Abb. 1 Professionalisierungsprozess (nach Tseng 1992)



In Phase 1 herrscht ungeregelter Marktzugang, den Zuschlag für einen Auftrag erhält der billigste Anbieter. Ausbildungsstätten sind rar und von bedingter Qualität, Standards und Qualitätskontrolle existieren nicht, Auftraggeber*innen sind sich der Komplexität der Tätigkeit nicht bewusst. Aufgrund wachsender Unzufriedenheit über die gängige Praxis schließen sich engagierte Praktiker*innen

zusammen, um die Professionalisierung voranzutreiben. Phase II ist von Diskussionen, Konflikten und Machtkämpfen gekennzeichnet. Einige akademische Ausbildungsstätten haben einen positiven Einfluss auf den Professionalisierungsprozess und die Wissensproduktion, es kommt zu einer Differenzierung in gut ausgebildete, bedingt ausgebildete und nicht ausgebildete Praktiker*innen. Einige engagierte Praktiker*innen streben die Gründung eines Berufsverbandes an. Dieser nimmt in Phase III eine entscheidende Rolle ein, und einige Ausbildungsstätten stützen den Professionalisierungsprozess. Ein Ehrenkodex wird formuliert, der Zugang zum Verband bzw. zur Berufsausübung wird limitiert. Um das Kompetenzmonopol zu sichern, wird Öffentlichkeitsarbeit betrieben. Durch die öffentliche Anerkennung wird Macht ausgebaut. Der Verband strebt nunmehr nach politischer Unterstützung für ihre »professional claims«. Am Übergang zu Phase IV dienen die Anerkennung durch Kund*innen und Öffentlichkeit und das konsolidierte Berufsbild dazu, die Behörden zu überzeugen, den Beruf zu schützen. Durch gesetzlichen Schutz und Lizenzierung wird die professionelle Autonomie weiter ausgebaut. Den Gesamtprozess beschreibt Tseng als langwierig, schwierig und zirkulär, so sei er immer wieder von Skepsis, Missverständnissen und Konflikten mit diversen Gruppen und Institutionen, aber auch von interner Konkurrenz geprägt (ibid.: 55f.).

Wie bereits erwähnt, bezieht Tseng seine theoretische Basis von machttheoretischen Zugängen der Berufssoziologie der 1970er Jahre, die u.a. mit Eliot Freidson (1970) und Magali Sarfatti Larson (1977) verbunden werden. Sie untersuchen Professionen im Kontext von Macht und Ungleichheit und betrachten Professionalisierung nicht mehr als Aufstiegsprojekt, sondern als Monopolsicherungsprozess. Professionen werden demnach als Berufe verstanden, denen es gelungen ist, sich einen Monopolstatus zu sichern. Deren Errungenschaften – Autonomie, Selbstkontrolle, Prestige, Einkommen, Selbstverwirklichung – werden als Privilegien und Machtressourcen betrachtet, an deren Konservierung kontinuierlich gearbeitet wird. Die kolportierte Orientierung am Gemeinwohl steht unter dem Verdacht, lediglich den Monopolausbau zu rechtfertigen (vgl. Kurtz 2002: 53f.; Schmeiser 2006: 306–309).

Der Verdienst von Tsengs Phasenmodell liegt im Fokus auf Macht, Ideologie und Konkurrenz einerseits und in der Dynamisierung des Merkmalskatalogverfahrens andererseits. Auch wenn er sich von diesem Verfahren distanziert, sei angemerkt, dass sich die häufigsten Attribute auch in seinem Modell finden, allerdings kontextualisiert, dynamisch und flexibel. Es geht nicht nur mehr um die Binnenstruktur einer »Profession«, sondern um die Eingebundenheit in verschiedene gesellschaftliche Felder mit ihren Akteur*innen, deren Interessen und die damit verbundenen sozialen Prozesse. Einschränkend muss allerdings angemerkt werden, dass er den Professionalisierungsprozess trotzdem als erstrebenswertes Aufstiegsprojekt sieht. Interessanterweise verweist Tseng an einigen Stellen auf Wilensky (1964), erwähnt aber dessen Phasenmodell nicht.

Rezipiert, angewandt und überarbeitet wurde Tsengs Modell in den 1990er Jahren vor allem im Bereich des Kommunal- und Gebärdensprachdolmetschens (vgl. Fenton 1992; Mikkelson 1996; Pollit 1997; Grbić 1998; Pöllabauer 1998). Mit der Aufnahme des Modells in Pöchhackers *Introducing Interpreting Studies* (2004, 2016) genießt es heute Bekanntheit. Eine kritische Auseinandersetzung mit dem Modell, das ein nicht zu erreichendes »Nirvana« verspreche, findet sich in einer Studie von Pym, Orrego-Carmona und Torres-Simón (2016) zur Veränderung des translatorischen Marktes durch Technologie und Globalisierung, eine rezentere Anwendung bei Hoyte-West (2020).

Auch wenn nicht immer Tsengs Phasenmodell als Ausgangspunkt diente, so erfreute sich doch die Beschäftigung mit diversen Merkmalen und Professionalisierungsgraden immer wieder Beliebtheit. All diesen Arbeiten ist, wie bereits am Anfang des Kapitels ausgeführt, das Ziel der statuspolitischen Aufwertung eines Sektors translatorischer Berufstätigkeit gemein. Sie sind an der Schnittstelle zwischen wissenschaftlicher Forschung und beruflicher Praxis zu verorten und fallen im angewandten Strang der Translationswissenschaft in den Bereich der »translation policy«, wenn wir James S. Holmes' (1972/1988: 77f.) Systematisierung der Translationswissenschaft als Ausgangspunkt nehmen. Interessanterweise wurde der Strang der Translationspolitik, der in den letzten Jahren auch konzeptuell deutlich an Aufmerksamkeit gewinnt, in Tourys (1995: 10, 2012: 4) Rezeption von Holmes unter den Tisch gekehrt, was von Andrew Chesterman (2009: 14) zu Recht moniert wird. Häufig entgehen die oben erwähnten Arbeiten einer essenzialistischen Konzeption von Beruf bzw. Profession nicht, zumal sie letztendlich zwischen professionellen und nichtprofessionellen Translator*innen unterscheiden müssen. Dies merkt auch Wadensjö (2007: 2) mit Bezug auf Margali Larson kritisch an und weist auf die Komplexität des Praxisfeldes hin, das von intra- und interprofessionellen Konflikten hinsichtlich Status und Ressourcen geprägt ist (ibid.: 3).

Oder wie Rudvin es, wohl alludierend auf die griffige Formel von Susan Bassnett und André Lefevere,[3] auf den Punkt bringt: »professionalisation […] [is] far from being an ›innocent‹ and automatic endeavour« (Rudvin 2007: 48). Professionalisierungsprozesse sind vielmehr von strategischem Vorgehen zur Besetzung und Ausgestaltung eines sozialen Territoriums begleitet, wie dies Pym im Zusammenhang mit der Problematik des Platzes von Translator*innen im Sektor der Lokalisierung anmerkt:

> Hence our desire to discuss trust not on the basis of professional virtues, but in terms of quite Machiavellian strategies for professional self-protection. For us, the process of professionalization is by no means a story of sanctification. The prime task of professionalization is to carve out a social space in which virtues

3 »Translation, like all (re)writings is never innocent« (Bassnett/Lefevere 1990: 11).

> and values, whatever they may be, might stand a chance of winning hearts and minds, and thus joining together the segments that are currently drifting apart. Without that space, without some highly strategic modes of professionalization, one might as well be preaching in the desert. (Pym 2004: 178)

Um die sozialen Praktiken, Vorgehensweisen, Strategien und Konflikte in den diversen Arenen untersuchen und deren Logiken verstehen zu können sowie zu Ergebnissen zu gelangen, die die Translationswissenschaft theoretisch wie methodisch voranbringen, greifen angewandte, statuspolitisch motivierten Arbeiten jedenfalls zu kurz. Im nachfolgenden Kapitel sollen nun einige translationswissenschaftlicher Zugänge, die sich als grundlegend für die Beschäftigung mit translatorischen Berufen erwiesen haben, besprochen werden.

3. Der Beruf durch die Linse translationswissenschaftlicher Zugänge

Der Versuch, sich professionstheoretischen Überlegungen und empirischen Studien aus einer Metaperspektive anzunähern, wird, wie bereits erwähnt, erst in jüngerer Zeit unternommen (vgl. Grbić 2015; Sela-Sheffy 2016a, 2022; Tyulenev 2014). Dies ist umso erstaunlicher, als Translator*innen als beruflich handelnde Akteur*innen nicht erst im Kielwasser der Translationssoziologie einen Platz im Kanon der Forschungsbestrebungen erhalten haben. Mitverantwortlich für dieses Manko ist vermutlich das sich stetig weiter ausdifferenzierende Spektrum unterschiedlicher Tätigkeitsfelder, die divergierende Binnenlogiken und distinktive Praktiken entwickelt haben, sich nicht selten in Konkurrenz zueinander positionieren und mitunter Segregationsdiskurse zeitigen. Diese Praxisdiskurse haben als latente Hintergrundfolie der wissenschaftlichen Forschung möglicherweise dazu beigetragen, dass die Forschungsobjekte gesondert in den Blick genommen wurden.

Die nächsten Kapitel sollen dazu beitragen, die Lücke zu schließen, indem translationswissenschaftliche Ansätze in einer Zusammenschau auf ihren Beitrag für berufsbezogene Fragestellungen und Erkenntnisse hin kritisch analysiert werden. Des Weiteren soll überprüft werden, inwiefern die im Rahmen der nachfolgenden Studie verwendeten theoretischen Perspektiven in der translationswissenschaftlichen Landschaft positioniert werden können bzw. inwiefern ein neuer Blick auf professionstheoretische Zusammenhänge zur Weiterentwicklung dieses Forschungsstranges beitragen kann. Dass das vielfältige, multiperspektivische Feld der Translationswissenschaft nicht abgedeckt werden kann, steht außer Frage. Folglich wurden jene Ansätze ausgewählt, die sich vordergründig mit dem beruflichen Handeln von Translator*innen befassen und wichtige konzeptuelle Beiträge leisteten. Ansätze, in denen die beruflichen Tätigkeiten lediglich einen Teilaspekt bilden, werden an passender Stelle erwähnt, so etwa die *Descriptive Translation Studies* oder die kognitionsorientierte Translationswissenschaft, die sich, insbesondere in ihrer sozio-kognitiven Orientierung, auch beruflichen Kontexten widmet. Im Zentrum der nachfolgenden Ausführungen stehen die Translationsgeschichte, die

funktionalistische Translationswissenschaft, die berufssoziologische Befassung mit der Rolle von Dolmetscher*innen sowie die Translationssoziologie.

3.1 Translator*innen in der Geschichte

Die in der Translationswissenschaft bereits früh einsetzende Auseinandersetzung mit Translator*innen in der Geschichte trug nicht unwesentlich dazu bei, den Fokus auf Translator*innen als handelnde Akteur*innen im Geflecht kultureller, sozialer, politischer und wirtschaftlicher Zusammenhänge, und damit auch – direkt oder indirekt – auf den Beruf, zu richten. Dies ist insbesondere für die Übersetzungswissenschaft von nicht geringer Relevanz, als diese den Blick zunächst primär auf das Produkt richtete und Translator*innen als handelnde Personen weitgehend aus ihren Untersuchungen ausschloss. Gleiches gilt für frühe historische Arbeiten zum Übersetzen, die aus philologischer Perspektive weniger am Kontext des Zustandekommens von Translaten interessiert waren als an Einzelphänomenen bzw. -problemen und deren Einfluss auf die Ausgestaltung eines Translats. Dies betont auch Julio-César Santoyo (2006: 15), wenn er schreibt, dass sich das Forschungsinteresse über weite Strecken auf das Buch, respektive das Originalwerk, konzentrierte. Und je wertvoller diese Werke für die Entwicklung der westlichen Gesellschaft und Kultur erachtet wurden, desto zahlreicher nahm man sich der Analyse ihrer Übersetzungen an, man denke etwa an die ungezählten Arbeiten zu Shakespeare-Übersetzungen oder Übersetzungen der Bibel. Dies soll jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass historische Translator*innen bereits seit den 1960er Jahren Interesse auf sich zogen und dadurch den disziplinären Beobachtungsrahmen zu erweitern begannen. So schreibt Judith Woodsworth in einem Beitrag, der als Vorarbeit zu einem Kapitel des inzwischen zum Klassiker gewordenen Sammelbandes *Translators through History* erschien:

> We have chosen to stress the role of the translator throughout history, because it is the actor in the translating process who […] has contributed so greatly to the intellectual history of the world. The translator – le sujet traduisant – is to be viewed not so much from a psychological point of view, but rather in terms of his or her position in a sociocultural, geographic and temporal space. (Woodsworth 1994: 55)

Woodsworth bezieht sich auf ein Projekt, das von György Radó angedacht und anlässlich des vierten Kongresses der *Fédération Internationale des Traducteurs* (FIT) 1963 lanciert wurde, als Radó einen ersten Aufruf tätigte, sich an der Herausgabe einer umfassenden Weltgeschichte der Translation zu beteiligen. Drei Jahre danach, im Rahmen des fünften FIT-Kongresses, wurde das Projekt, das Delisle (1991: 64) als »tâche titanesque« bezeichnete, abermals diskutiert und Radó wurde zum Vorsit-

zenden des Komitees für Translationsgeschichte gewählt (Radó 1967). Das ambitionierte Projekt erwies sich in seinem Umfang als nicht realisierbar und wurde erst anlässlich des FIT-Kongresses 1990 neuerlich in Angriff genommen. Ein neues Komitee unter der Leitung von Delisle und Woodsworth reduzierte das Konzept und begann eine Publikation vorzubereiten, die keinen Anspruch mehr an eine exhaustive Darstellung der Translationsgeschichte erhob (vgl. Radó 1967; Delisle 1991; Woodsworth 1994, 2012). Der Sammelband *Translators through History* erschien 1995 auf Französisch und Englisch, eine erweiterte englische Ausgabe wurde 2012 publiziert (Delisle/Woodsworth 1995a, 1995b, 2012).[1] Im Vorwort der Neuauflage hebt Woodsworth dezidiert die Arbeitszusammenhänge von Translator*innen hervor:

> In writing *Translators through History* in the first place, we focused on the translator – the agent rather than the product or the process. This was not an obvious choice in a discipline that had hitherto been so focused on the text […]. We identified certain themes, or spheres of activity in which translators have played an important role, and in telling the selected stories, dealt to different degrees with the social, political, economic or religious context in which the particular translators worked. (Woodsworth 2012: XV)

Auch wenn Jean-François Joly die Publikation in seinem Vorwort als »annals of [the] profession« (Joly 2012: XXII) bezeichnet, ist dennoch anzumerken, dass sie sich nur vereinzelt mit Translation als »Beruf« befasst.

Das Interesse an Translator*innen als historische Figuren begann, wie bereits erwähnt, in den späten 1950ern und frühen 1960ern, Baigorri-Jalón (2015: 12) macht zudem auf einige »protohistorische« Arbeiten aufmerksam, die bereits Anfang des 20. Jahrhunderts publiziert wurden. In der Folge fand Translationsgeschichte auch Eingang in Einführungen (Bassnett-Macguire 1980), 1993 gab Paul St-Pierre eine Sondernummer von TTR zu »Histoire en traduction« heraus und nach dem Sammelband *Translators through History* erschienen Ende der 1990er Jahre weitere Buchpublikationen wie *Interpreters as Diplomats* (Roland 1999) oder die von Delisle herausgegebenen Bände *Portraits de Traducteurs* (1999) und *Portraits de Traductrices* (2002). Zudem umfasste die erste translationswissenschaftliche Enzyklopädie von Mona Baker (1998) im zweiten Teil Beiträge zu »national histories of translation and interpreting«, wobei die räumliche Begrenzung auf Nationalstaaten auch kritisch betrachtet wird (vgl. Tahir-Gürçağlar 2013: 136). Auch in der mehrbändigen Enzyklopädie von Harald Kittel et al. (2007, 2011) werden sowohl historische Epochen als auch regionale und nationale Übersetzungskulturen in den Blick genommen. Die rezentere *Encyclopedia of Interpreting Studies*, die von Franz Pöchhacker in Zusammenarbeit mit Nadja Grbić (2015) herausgegeben wurde, beinhaltet ebenso Einträge zu nationalen bzw. regionalen Translationskulturen sowie Artikel zu spezifischen

1 Des Weiteren erschien 2007 eine erweiterte Ausgabe auf Französisch.

historischen Themen, wie z.B. »Dragomans« (Rothman 2015b) oder »Concentration camps« (Tryuk/Wolf 2015).

Die frühen translationshistorischen Arbeiten waren vor allem kompilatorisch und setzten sich so gut wie nicht mit theoretischen oder methodischen Fragen auseinander. Man schien vielmehr vom Wunsch geleitet, zu sammeln, zu inventarisieren und zu katalogisieren, historische Ereignisse und Zusammenhänge zu erzählen und historische Persönlichkeiten (wieder) zu entdecken, um die kulturhistorische Bedeutung von Translation bis weit in die Geschichte zurück sichtbar zu machen. Dieses Motiv leitete auch *Translators through History*, wenn Delisle schreibt, es gehe ihm nicht zuletzt um »valoriser la profession de traducteur« (Delisle 1991: 64), eine Form der Geschichtsschreibung, die James St. André (2009: 136) missfällig als Lobbying und Hagiografie bezeichnet.

Die mangelnde Beschäftigung mit methodischen oder theoriebildenden Fragen der Historiografie moniert Lieven D'hulst noch im Jahre 2001 (D'hulst 2001: 23). Ein weiterer Kritikpunkt an frühen historischen Arbeiten betrifft deren eurozentrische Ausrichtung. Anstatt die westlichen Traditionen in imperialistisch inspirierter Selbsthuldigung nachzuzeichnen, solle die Translationsgeschichte vielmehr auf Basis von Erkenntnissen der Kulturwissenschaften und der Postcolonial Studies ihren Fokus auf »cross-fertilization, demographic shift, migration, cultural circulation and hybridization« lenken (Bandia 2006: 53). Auch Sergia Adamo (2006) kritisiert den traditionellen translationshistorischen Fokus auf kanonisierte, sichtbare Objekte, signifikanteste Episoden und »master narratives« des Westens (ibid.: 96). Sie plädiert stattdessen für eine Mikrogeschichte der Translation, die den Fokus auf die Vielfalt der Erscheinungen lenke, auf Fragmente und Widersprüche, auf Alltagsgeschichte und die Entdeckung der Stimmen marginaler Subjekte (ibid.: 93). Einen bedeutenden Impuls dazu leistete neben der postkolonialen auch die feministische Übersetzungswissenschaft, die sich seit Mitte der 1980er Jahre u.a. mit den Bedingungen weiblicher Translationstätigkeit in der Geschichte befasste.

Anthony Pym moniert bereits 1998 die Ausklammerung von Translator*innen als reale menschliche Subjekte. Mit seinem Buch *Method in Translation History* (1998) setzt er einen wichtigen Schritt hinsichtlich Methodik und Modellbildung. Für Pym (1998: 5) besteht Translationshistoriografie aus drei Untersuchungsebenen: Zunächst die *Translationsarchäologie* als Materialsammlung historischer bzw. soziologischer Fakten (textueller oder biografischer Natur); in einem nächsten Schritt die *historische Kritik*, die den Einfluss translatorischer Artefakte auf den kulturellen oder gesellschaftlichen »Fortschritt« überprüft; und schließlich die *Explikation*, wobei Umstände und Beweggründe für die Entstehung von Translaten und deren Einfluss auf den sozialen Wandel im Kontext von Machtbeziehungen erklärt werden. Pym geht es dabei um soziale Kausalität und Vernetzung, er stellt Translator*innen ins Zentrum seiner Überlegungen und modelliert um diese herum einen Übersetzungsraum, den er als »professional intercultures« bezeichnet.

Auch wenn Pyms Modell der »professional intercultures« ob seiner konzeptuellen Unschärfe kritisiert wurde und weder auf soziologische noch auf kulturwissenschaftliche Theorien zurückgreift (vgl. Wolf 2005: 33 und die Diskussion zum »third space« in Wolf 2007b), liegt der Wert seiner Ausführungen für die vorliegende Arbeit in der rigorosen Fokussierung auf den Translator bzw. die Translatorin als (beruflich handelndes) menschliches Subjekt (vgl. dazu auch Pym 2009). Pym verwirft systemorientierte Zugänge der Translationswissenschaft als »dehumanized« und möchte Translator*innen aus Fleisch und Blut wieder in den Fokus rücken: »In fact, the material body, as a mobile biological unit, is all I really need in order to break with the forms of abstract anonymity« (Pym 1998: 161). Unter abstrakter Anonymität versteht er jene diskursiven Konstruktionen von »translator« (im Singular), die diesen entweder als anonymes Produkt seiner Übersetzung oder als anonymes Produkt seines Berufs konzeptualisieren.

Pym (2002) betrachtet sein Modell der »professional intercultures« als heuristisch und operativ. Es ermöglicht, Translator*innen in ihrem sozialen Umfeld, das an den Schnittflächen zwischen Ausgangs- und Zielkultur operiert, zu untersuchen: »I use the term ›interculture‹ to refer to beliefs and practices found in intersections or overlaps of cultures, where people combine something of two or more cultures at once« (Pym 1998: 177). »Intercultures« können als geografischer Raum und als Ideenraum gedacht werden. Sie haben keine stabilen Grenzen, sind hybrid, nomadisch und transitorisch. Sie verfügen über interne Regeln »as a cultural space with its own membership rites, norms of behaviour, ideologies and ethics« (Pym 2009: 39) und sind geprägt von Machthierarchien und Konkurrenz. Zwei Merkmale unterscheiden »intercultures« von »multicultures«, dem Zusammenleben von Kulturen innerhalb einer Gesellschaft: »professionalism« und »secondness«. Ersteres bedeutet, dass »intercultures« jenen Akteur*innen vorbehalten sind, die beruflich in diesem Raum tätig sind. Die Mitgliedschaft ist weniger ein Geburtsrecht (Muttersprache, Ethnie u.Ä.) als abhängig von bestimmten Kompetenzen. Zu den Bewohner*innen der »intercultures« zählen Translator*innen ebenso wie Diplomat*innen, Händler*innen, Spione und Spioninnen, Schmuggler*innen u.Ä. Das zweite zentrale Merkmal ist ihr sekundärer Status: »Intercultures« entstehen stets als Derivat einer oder mehrerer übergeordneter Kulturen und sind nur wirksam, solange eine funktionale Barriere zwischen den Kulturen zu überwinden ist. Ein weiterer Faktor, den Pym in seine Modellierung der »professional intercultures« einwebt, ist Vertrauen. Während Kulturen – deren Definition sich Pym (1998: 119ff.) bewusst widersetzt – auf Ähnlichkeit und Vertrauen bauen, seien »intercultures« von kalkulierter Komplexität geprägt. Daher werde ihnen Misstrauen entgegengebracht, dem man durch die Institutionalisierung (zumindest bestimmter) translatorischer oder interkultureller Tätigkeiten zu begegnen versucht.

Pym beschränkt sein Konzept nicht auf die Anwendung auf historische Episoden, sondern gibt auch Beispiele aktueller »intercultures«, wie die Translationstä-

tigkeit innerhalb der EU oder die modernen »language industries« (vgl. Pym 1998, 2002, 2009). Dadurch, ebenso wie durch den expliziten Fokus auf Vertrauen und Ethik ist eine Nähe zu Prunčs Konzept der Translationskultur nicht zu übersehen, das jedoch weniger als heuristisches Werkzeug denn als »deontisches Gefüge« (Prunč 2007: 330) und damit als Programm konzeptualisiert ist (siehe Kapitel 3.2.1).

Alles in allem hat Pym mit seinem Konzept der »intercultures« einen bedeutenden Beitrag zur Fokussierung des (translationshistorischen) Blicks auf den Beruf von Translator*innen geleistet. Allerdings hat er sein Konzept nicht weiterentwickelt, was ihm die Kritik einbrachte, nur eingeschränkt für systematische Untersuchungen tauglich zu sein (Crisafulli 2003: 26; Reiter 2013). Dem ist insofern zuzustimmen, als einige Parameter sozialer und kultureller Räume nicht (ausreichend) angesprochen werden, wie etwa die Frage, was »intercultures« zusammenhält, wie der Raum durch seine Mitglieder geformt wird und umgekehrt, wie Mitgliedschaft organisiert ist, wie die Binnenstruktur aussieht, wer die zentralen Akteur*innen sind und warum, welche Ziele sie verfolgen, wie die Kommunikation funktioniert, welche Machtverhältnisse herrschen oder wie und aus welchen Gründen Wandel vonstatten geht. Für die vorliegende Arbeit stellen die »intercultures« trotz der Kritikpunkte einen wichtigen Meilenstein in der systematischen Betrachtung beruflicher Tätigkeiten von Translator*innen dar, als Pym damit ein heuristisches Modell vorlegt, das als sozialer Raum konstruiert ist, in dem Translator*innen »minimally professional« (Pym 2000: 5) operieren.

Zur Frage, inwieweit in historischen Arbeiten überhaupt von »Beruf« gesprochen werden kann, äußert sich Baigorri-Jalón in einem Überblicksartikel zur Geschichte des Dolmetschens als Beruf wie folgt:

> [I understand] »profession« as a paid occupation or calling based on expert knowledge and often academic training. Many of the interpreters in these pages do not fit fully into these definitions, because (1) their duties went beyond interpreting, (2) they were not paid, and/or (3) they had no formal preparation. Is it then possible to write a history of interpreting and, if so, what for and how? In my view, it is possible, if we look in the primary sources for the function of interpreting rather than the current concept of the profession. (Baigorri-Jalón 2015: 11)

Dass Translator*innen in verschiedenen Teilen der Welt zu unterschiedlichen Zeiten bereits eine Art Berufsstand bildeten, zeigen etwa die Ausführungen in Kapitel 1.1.1 zur Ausbildung von Sprachknaben und ihrer späteren Tätigkeit als Dragomane zwischen der Hohen Pforte und europäischen Botschaften. Zudem ist zu bedenken, dass das Konzept »Beruf« im Laufe der Geschichte unterschiedliche Bedeutungen erfahren hat (vgl. Kurtz 2002: 9–15). Auch wurden menschliche Aktivitäten nicht immer als »Arbeit« vs. »Nicht-Arbeit« kategorisiert, und »Arbeit« konnte zu unterschiedlichen Zeiten in unterschiedlichen Kulturen diverse u.a. ökonomische, soziale oder auch rituelle Aufgaben erfüllen (vgl. Füllsack 2009: 11ff.).

Seit der letzten Jahrhundertwende hat die Translationsgeschichte einen merklichen Aufschwung erlebt. So erschien eine Reihe von Buchpublikationen, Sammelbänden und Sondernummern von Zeitschriften, die sich nicht mehr mit dem Erzählen historischer Ereignisse begnügen, sondern diese in Hinblick auf kulturelle, soziale, politische und/oder ökonomische Zusammenhänge hin untersuchen und die breite Palette translatorischer Tätigkeiten in unterschiedlichen Kulturräumen aus verschiedenen theoretischen Perspektiven – historischen, kulturwissenschaftlichen, postkolonialen, feministischen oder soziologischen – in den Blick nehmen. Zudem erscheint mit *Chronotopos* eine eigene Zeitschrift, es liegen mehrere Buchreihen vor und das *History and Translation Network* vernetzt Expert*innen und organisiert Veranstaltungen (vgl. Rundle 2022).

Arbeiten, die sich ausdrücklich mit der Geschichte translatorischer Berufe auseinandersetzten, wurden eher selten publiziert. Ausnahmen stellen Baigorri-Jalóns Geschichte des Konferenzdolmetschens beginnend mit der Pariser Friedenskonferenz 1919 bis zu den Nürnberger Prozessen und seine Aufarbeitung von sechzig Jahren professioneller Dolmetschtätigkeit bei den Vereinten Nationen (Baigorri-Jalón 2000, 2004, 2014) dar oder Gaibas Monografie über die Dolmetscher*innen der Nürnberger Prozesse (Gaiba 1998). Diese Arbeiten bleiben tendenziell auf der Ebene der historischen Beschreibung. Sie basieren auf umfangreicher Archivarbeit und/oder Interviews, ohne jedoch theoriegeleitet Fragen zu Ursachen und Zusammenhängen historischer Ereignisse oder zu Motivations- und Bedingungsstrukturen translatorischen Handelns zu stellen. Erwähnenswert sind an dieser Stelle auch Buchpublikationen über Berufsverbände wie Lou Fants Geschichte des *Registry of Interpreters for the Deaf* (1990) oder René Haeseryns Geschichte der *FIT*, der *Fédération Internationale des Traducteurs* (2003), die jedoch eher als faktografische Chroniken konzipiert sind denn als wissenschaftliche Studien.

Historische Arbeiten, die translatorische Berufe in den Blick nehmen, beschränkten sich zunächst auf das Konferenzdolmetschen im 20. Jahrhundert. Für diese wird die Geschichte der Professionalisierung translatorischer Tätigkeiten gewöhnlich mit den Nürnberger Prozessen als sichtbares Symbol eingeläutet (oder etwas großzügiger und weniger offensichtlich mit der Pariser Friedenskonferenz), mit der Gründung internationaler Organisationen und der damit einhergehenden Notwendigkeit multilateraler Konferenzen begründet und mit der Einrichtung der ersten akademischen Ausbildungsstätten bestätigt. Vergangenheit wird so zur (kausalen) Vorgeschichte der Gegenwart. So spricht etwa Hartwig Kalverkämper (2008: 13) in seiner Einleitung zu einem Band über die Dolmetschtätigkeit bei den Nürnberger Prozessen von der Notwendigkeit, die »Erfahrungsgeschichte mit dieser kunstvollen Technik« besser »im kollektiven Gedächtnis der Gesellschaft« zu verankern. Betrachtet man nun das weite Feld translatorischer Tätigkeiten in der Gegenwart, könnte man fast meinen, dass ein translatorisches Tätigkeitsfeld, das Konferenzdolmetschen, als eine Art Prototyp in seiner Ereignisabfolge rekonstru-

iert wurde, nicht nur, weil es aufgrund seiner relativ klar überschaubaren Grenzen rekonstruierbar ist, sondern auch weil es eine Art Erfolgsmodell darstellt, dessen Bedeutung sich durch die Faktizität selbst zu erklären scheint.

Jüngeren Studien gelang es, die komplexe Topografie des Translationswesens und die Rolle der involvierten Akteur*innen in unterschiedlichen historischen Epochen und Regionen differenziert zu analysieren, eindrücklich darzustellen und theoretisch zu untermauern. Stellvertretend seien an dieser Stelle zwei umfassende Buchpublikationen angeführt. Rachel Lung (2011) legte eine Monografie über Translator*innen im frühen chinesischen Kaiserreich von der Han-Dynastie bis zur Song-Dynastie (206 v.u.Z. bis 1279 n.u.Z.) vor, die insbesondere Dolmetschtätigkeiten im Zuge von Expansionsbestrebungen, diplomatischen Kontakten und Handelsbeziehungen untersucht. Und Michaela Wolf (2012a) lieferte eine umfassende Untersuchung der Übersetzungs- und Dolmetschtätigkeit in der späten Habsburgermonarchie, die nicht nur die institutionalisierte (Schule, Heer, Verwaltung, Gericht), sondern auch die »habitualisierte« Translation im Alltag (Handwerker, Dienstbot*innen und Tauschkinder) mit einbezieht. Ihrer multiperspektivischen Studie legt sie eine kulturwissenschaftliche, von postkolonialen Denkfiguren geprägte ebenso wie eine translationssoziologische Perspektive mit Rückgriff auf die Kultursoziologie Bourdieus zugrunde. Im Bereich der Übersetzungsgeschichte hat Michelle Milan (2021) mit ihrem Beitrag zur Proto-Professionalisierung literarischer Übersetzer*innen in Großbritannien des 19. Jahrhunderts einen innovativen Beitrag geleistet.

Dass der historische Fokus auf Translator*innen als Akteur*innen vor allem in der soziologischen Theorie einen fruchtbaren Rahmen findet, ist nachvollziehbar. Dies merkt D'hulst bereits 2010 an, und mit Hélène Buzelin (2018) liegt auch ein darauf fokussierter Beitrag vor. Weitere Beispiele für Arbeiten mit einem translationshistorischen und -soziologischen Zugang, sind z.B. die sozio-biografischen Studien von Reine Meylaerts zu literarischen Übersetzer*innen in Belgien (vgl. etwa Meylaerts 2010) oder jene Kumiko Torikais (2009) zu Konferenzdolmetscher*innen in Japan nach dem 2. Weltkrieg, die beide in ihrer Analyse auf Bourdieus Habituskonzept zurückgreifen (zur Translationssoziologie siehe Kapitel 3.2.3). Die rezenteren methodisch immer differenzierteren und theoretisch immer substanzielleren Arbeiten zur Geschichte der Translation werden nicht nur entschieden dazu beitragen, das Verständnis über kulturelle und soziale Praktiken von Übersetzer*innen und Dolmetscher*innen in ihrer Diversität und raumzeitlichen Eingebundenheit zu erweitern, sondern auch den Blick dafür zu schärfen, wie die zeitgenössische Translationswissenschaft selbst dazu beigetragen hat, die Figur des Dolmetschers und der Übersetzerin als berufliche Kategorie zu konstruieren. Einen erwähnenswerten Vorstoß in diese Richtung unternimmt Outi Paloposki (2016). In ihrem Artikel zu finnischen Übersetzer*innen im 19. Jahrhundert geht sie auf Basis historischer Dokumente der lange unbeachteten Frage nach, ob und in welchen

Zusammenhängen übersetzende Personen auch explizit als Übersetzer*innen bezeichnet wurden bzw. sich selbst als solche titulierten. Denn:

> We hardly ever make any difference or put effort in defining in what way a translator was a translator in the past, or compare it to what it is to be a translator today. The question seems trivial and the answer obvious – translator is someone who translates – but even a superficial study soon reveals the problematic nature of the translating/translator equation. (Paloposki 2016: 15)

Die Problematik der Gleichsetzung von Übersetzen bzw. Dolmetschen als Tätigkeit und Übersetzer*in bzw. Dolmetscher*in als berufliche Kategorie wurde bereits in Kapitel 2.2 deutlich, das sich mit Grenzziehungsarbeit gegenüber sogenannten nicht-professionellen Translator*innen befasste. Dass sie in der historischen Translationswissenschaft eine weitere Facette erhält, findet sich nicht nur in einem weiteren Beitrag von Pekka Kujamäki und Outi Paloposki (2015), sondern wird sich auch im Zusammenhang mit der Untersuchung der Verberuflichung des Gebärdensprachdolmetschens zeigen (siehe Kapitel 6).

3.2 Von Umkodierungsapparaten zu Akteur*innen im Handlungsfeld

Neben translationshistorischen Arbeiten haben auch andere translationswissenschaftliche Ansätze dazu beigetragen, Translator*innen als (beruflich) handelnde Subjekte in den Fokus zu rücken. In diesem Zusammenhang wurden Konzepte, Modelle und Theorien entwickelt, die die situative, gesellschaftliche und kulturelle Bedingtheit translatorischer Handlungen und der darin involvierten Akteur*innen in einen theoretischen Rahmen zu fassen versuchten. Im Bereich der Übersetzungswissenschaft waren dies jene Zugänge, die sich von der exklusiven Befassung mit dem Artefakt Text keinen Erkenntnisgewinn mehr versprachen; in der Dolmetschwissenschaft wurde man sich bewusst, dass mit der traditionellen Betrachtung des Simultandolmetschens aus psychologischer, neurolinguistischer und kognitionsorientierter Perspektive wichtige Handlungsfelder ausgeschlossen worden waren. Die Literatur, die den Translator bzw. die Translatorin in den primären Fokus nimmt, ist inzwischen nahezu unüberschaubar geworden, die erkenntnistheoretischen Perspektiven immer differenzierter, die interdisziplinären Verknüpfungen immer diversifizierter und die Fragestellungen immer spezifischer. So ist Chestermans Diagnose in seinem programmatischen Artikel »The Name and Nature of Translator Studies« (2009), es handle sich um ein »emerging subfield« (Chesterman 2009: 14), ob man sich seiner Kategorisierung nun anschließen möchte oder nicht, nachvollziehbar. In Anlehnung an Holmes (1972/1988) untergliedert er diese neue Kategorie der »Translator Studies« in einen kulturellen, einen kognitiven und einen soziologischen Strang, wobei jeder der drei Stränge theoretische und

deskriptive Grundlagenforschung ebenso wie angewandte Forschung umfasst (zur Translationssoziologie siehe Kapitel 3.2.3).

Aufgrund der Fülle der Literatur soll in diesem Abschnitt exemplarisch auf jene Zugänge eingegangen werden, die erste theoretische Erklärungsrahmen entwarfen, die in weiterer Folge Untersuchungen komplexer beruflicher Zusammenhänge ermöglichten. Dazu zählen die funktionalistische Translationswissenschaft, die Rolle von Dolmetscher*innen in triadischen Konstellationen sowie die Translationssoziologie. Auf systemische und kulturwissenschaftliche Zugänge kann trotz ihres erwiesen bedeutenden Beitrags für das Fach an dieser Stelle nicht eingegangen werden, da sie für die vorliegende Untersuchung nur in einzelnen Aspekten von Relevanz sind (zum Einfluss dieser Zugänge auf die Translationssoziologie vgl. Wolf 2007a). Empirische Studien, die lediglich Befunde aus der beruflichen Praxis einholen, ohne jedoch konzeptuelle Überlegungen anzustellen, bleiben ebenso ausgespart.[2]

3.2.1 Translator*innen als Experten und Verantwortungsträger

Noch in den 1980er Jahren schien die Translationswissenschaft erkenntnistheoretisch weitgehend in einer Blockade zu verharren, zumal es ihr im Streben nach einem stabilen und eindeutigen – und damit weitgehend als statisch begriffenen – Forschungsgegenstand nicht gelang, sich von der Vorstellung eines idealen Translats und damit eines idealen Translators bzw. einer idealen Translatorin zu lösen. In der Übersetzungswissenschaft schrieb man in sprachpaarbezogenen Untersuchungen den Übersetzungsvorgang als seinem Wesen nach rein sprachliche Operation auf der Suche nach Äquivalenzen zwischen Ausgangs- und Zieltexten fort. In der Dolmetschwissenschaft faszinierte nach dem Intermezzo der *théorie du sens* wieder der mentale Prozess beim Simultandolmetschen, wobei man in beiden Fällen – sei es an isolierten Texten, sei es an experimentell generierten Daten – versuchte, jegliche Kontextabhängigkeit so weit wie möglich auszuschließen. Wie Prunč (2012: 362) richtig bemerkt, führte diese Haltung allmählich zur Entfremdung von der translatorischen Praxis. Die Wissenschaft hatte sich von ihrem Gegenstand so weit entfernt, dass sie ihn nicht in seiner ganzen Komplexität wahrnehmen konnte. In dieser Atmosphäre begannen sich, entgegen dem Mainstream, neue Ideen zu entwickeln, die Translator*innen als Expert*innen für translatorische Handlungen zunächst noch relativ abstrakt und unscharf, mit der Zeit dann aber immer konkreter und differenzierter zu fassen versuchten.

Einen paradigmatischen Wechsel läutete fraglos Hans J. Vermeer mit seiner Skopostheorie ein. Bereits in der im Jahre 1984 gemeinsam mit Katharina Reiß publizierten *Grundlegung einer allgemeinen Translationstheorie* distanziert er sich

2 Eine Übersicht über Umfragen unter Konferenzdolmetscher*innen liefert Pöchhacker (2009).

von herkömmlichen Übersetzungsmodellen, die Translator*innen lediglich die Funktion einer Relaisstation zubilligen. Translation sei vielmehr ein ganzheitlicher Vorgang, bei dem nicht nur Sprachzeichen transkodiert werden, sondern »auch eine Neuordnung der Relation ›Situation :: verbalisierte Situationsteile‹ und eine Neuordnung der Ausgangs- zu den Zielwerten« erfolgen (Reiß/Vermeer 1984: 65). Reiß und Vermeer verorten (fachlich kompetente) Translator*innen nicht nur »in Situation«, sondern auch im Handlungsrahmen von Kulturen. Und sie erweitern ihren Handlungsgspielraum, indem sie Translation als »Informationsangebot in einer Zielkultur und deren Sprache über ein Informationsangebot aus einer Ausgangs-Kultur und deren Sprache« definieren (ibid.: 105), allerdings stets mit der Einschränkung des Zwecks als »Dominante aller Translation« (ibid.: 96).

Prunč (2012: 167) argumentiert, dass sich durch die Skopostheorie eine neue Sichtweise auf den Beruf von Translator*innen ergebe,

> aus der auch neue Berufsbilder abzuleiten sind. Die letztendliche Konsequenz der Definition des AT als Informationsangebot und des zielgerichteten transkulturellen Handelns ist die Neubestimmung der Translatoren als Kulturexperten und Mediatoren.

Dass die Skopostheorie eine innovative Perspektive auf Translator*innen eröffnet, kann und soll nicht bestritten werden. Trotz dieses bedeutenden Beitrags muss darauf hingewiesen werden, dass es sich bei der Skopostheorie um einen axiomatischen Entwurf handelt, der als Erklärungsrahmen für empirische Studien nur bedingt nutzbar gemacht werden kann. Vermeers Translator*in ist zwar als die zentrale Figur einer translatorischen Handlung erfassbar, allerdings als ideales Subjekt, das – trotz Einbindung in eine Myriade von Einflussfaktoren – individuell und rational am Text handelt. Und diese Handlung ist, wie Celia Martín de León (2008: 18) aus kognitionswissenschaftlicher Perspektive kritisch bemerkt, logisch-kausal auf ein determiniertes Ziel ausgerichtet. Aus kulturwissenschaftlicher Perspektive merkt Wolf (2012a: 36f.) kritisch an, dass das Vermeersche Kulturkonzept kulturelle Elemente insofern festschreibe, als er von objektiven Gegebenheiten und Kultur als etwas Übertragbarem ausgehe. So hätten kulturelle Elemente eine fixe Bedeutung, die es lediglich auf Basis des Skopos zu transferieren gelte. Trotz der kritischen Analysen ist Vermeers Verdienst groß und der Einfluss der Skopostheorie in der Entwicklungsgeschichte der Disziplin bis heute spürbar. So schlägt etwa Chesterman (2009: 17) vor, in Analogie zum *Skopos* das Konzept des *Telos* einzuführen, um auf die persönliche Motivation von Translator*innen Bezug nehmen zu können, wobei er u.a. auf Freiwilligenarbeit und aktivistische Translation eingeht.

Im selben Jahr wie die *Grundlegung einer allgemeinen Translationstheorie* erschien Justa Holz-Mänttäris *Translatorisches Handeln* (1984), in dem sie unter Rückgriff auf die Kommunikations-, Handlungs- und Systemtheorie ein idealtypisches Modell eines translatorischen Bedingungsgefüges entwickelt. Sie geht von der Annah-

me aus, dass komplexe Expert*innenhandlungen aufgrund der in arbeitsteiligen Gesellschaften notwendigen Spezialisierungen durch Kooperation gelöst werden müssen (ibid.: 41). Dabei verfügen alle »Aktanten« über spezifische Kompetenzen und Verantwortlichkeiten und stehen in ihrer jeweiligen Rolle in Relation zu anderen Rollen im Gefüge (ibid.: 40f.). Die Schlüsselrolle kommt Translator*innen als Expert*innen für translatorisches Handeln zu, wobei ihr Handlungsspielraum ausgeweitet wird, indem ihnen bis dahin nicht thematisierte Tätigkeiten wie Beratung, Koordination etc. zugeschrieben werden.

Basierend auf diesen Überlegungen entwickelt Holz-Mänttäri (1986) ein Berufsprofil für Translator*innen, das durch Expertendistanz, Artifizierung und Professionalisierung gekennzeichnet ist. Expertendistanz meint, dass Translator*innen für fremden Bedarf produzieren. Artifizierung bedeutet, dass eine ggf. bestehende Veranlagung durch Ausbildung ausformbar ist. Durch Professionalisierung schließlich verfügen Expert*innen über die nötigen Kompetenzen und übernehmen Verantwortung für ihre Tätigkeiten, wobei Holz-Mänttäri als Merkmale der Professionalisierung Ausbildung, Forschung, Institutionalisierung, Kenntnisnahme des Handlungskonzeptes durch die Gesellschaft, Berufsschutz u.Ä. anführt.

Holz-Mänttäris besonderes Verdienst liegt in der Entwicklung eines Modells, das die systematische Beschreibung konkreter (professioneller) translatorischer Handlungen im Kontext ermöglicht. Ihr »kooperatives Handlungsspiel«, wie Prunč (2012: 167) es treffend bezeichnet, ist allerdings auch nicht von Kritik verschont geblieben. Die Einschränkung auf Expert*innenhandeln – ohne den Begriff hinreichend zu klären –, die Einbettung der Rollen in ein optimales Set von Arbeitsbedingungen, die unabdingbare Zielgerichtetheit von Handlungen und die Betonung der Effektivität suggerieren eine Optimalsituation. Dies bezeichnete bereits Hans Hönig (1992) in einem offenen Brief als Illusion und Pym (2010: 55) bringt es salopp auf den Punkt, wenn er meint, Holz-Mänttäris Konzept »projects a world of complementary expertise, full of mutual respect, and with a prominent and well-defined place for the properly trained translator.« Nichtsdestotrotz hatte Holz-Mänttäri Einfluss insbesondere in der deutschsprachigen und finnischen Translationswissenschaft. Da ihre Ideen eine erste Möglichkeit boten, den breiteren Handlungsrahmen translatorischer Prozesse zu untersuchen, wurden sie aufgenommen, kritischen Überprüfungen unterzogen oder auch weiterentwickelt. So erweiterte Hanna Risku (2004) Holz-Mänttäris Translatorisches Handeln in ihrer Studie zur professionellen interkulturellen Fachkommunikation um neue Entwicklungen der Kognitionswissenschaft, insbesondere den Ansatz der *Situated*

Embodied Cognition, und Wolf (2011) überprüfte die Kompatibilität des Modells in Bezug auf die Translationssoziologie.[3]

Das letzte Modell, das es im Rahmen einer funktionalistisch orientierten bzw. im nachfolgenden Fall eher funktionalistisch inspirierten Translationswissenschaft zu diskutieren gilt, wenn es um Konzeptualisierungsversuche rund um den Beruf Translator*in geht, ist Erich Prunčs Konzept der Translationskultur, das nachhaltig rezipiert wurde (vgl. Schippel 2008; Kujamäki/Mandl/Wolf 2020). Prunč führte das Konzept 1997 ein, überarbeitete es im Laufe der Jahre und präsentierte 2008 eine neue Fassung, in der er rezente translationssoziologische Entwicklungen mitberücksichtigt. Translationskultur definiert er als

> das historisch gewachsene, sich aus der dialektischen Beziehung zur Translationspraxis entwickelnde, selbstreferentielle und selbstregulierende Subsystem einer Kultur [...], das sich auf das Handlungsfeld Translation bezieht, und das aus einem Set von gesellschaftlichen Normen, Konventionen, Erwartungshaltungen und Wertvorstellungen sowie den habitualisierten Verhaltensmustern aller in dieser Kultur aktuell oder potentiell an Translationsprozessen beteiligten Handlungspartnern besteht. (Prunč 2008: 24)

Das Konzept wurde von Prunč (1997: 106) zunächst als Gegenstrategie zu überkommenen Repräsentationen und hartnäckigen Missverständnissen in Bezug auf Translation und Translator*innen in der Gesellschaft, aber auch in translatorischen und translationswissenschaftlichen Communities selbst entwickelt. Es hat einen bewusst emanzipatorischen und operativen Charakter, da es eine Handlungsaufforderung an Translator*innen enthält, aktiv an der Konstruktion von Translationskulturen mitzuwirken, diese aufzubauen, auszuhandeln und zu pflegen (ibid.: 121f.). Die Rolle der Translationswissenschaft sieht er zum einen darin, als kritische Beobachterin die Konvergenzen und Divergenzen zwischen Translationskulturen festzustellen, zu beschreiben und zu systematisieren, auf der anderen Seite darin, als innovative Vordenkerin künftiger Entwicklungen zu operieren (ibid.: 107).

Translationskulturen sind historisch gewachsene, kulturspezifische, dynamische, hybride, nicht eindeutig voneinander abgrenzbare Gebilde, wobei Translation alle transkulturellen Vermittlungshandlungen einschließt, die eine Gesellschaft im Kontakt mit anderssprachigen Gesellschaften benötigt (Prunč 2008: 19, 25f.). Prunč (1997) baut zwar auf funktionalen Ansätzen auf, geht aber schließlich weit über diese

3 Die nachhaltige Bedeutung des Konzeptes des Translatorischen Handelns für die Lehre unterstreichen zwei Artikel des Bandes *Berufsziel Übersetzen und Dolmetschen* (Kadrić/Kaindl 2016a): »Translatorisches Handeln als Beruf« (Schäffner 2016) und »Translatorisches Handeln: Anforderungen und Kompetenzen« (Risku 2016).

hinaus, indem er translationssoziologische Überlegungen berücksichtigt und insbesondere auf Bourdieus Kultursoziologie rekurriert (Prunč 2008). Während Holz-Mänttäris Modell statisch ist und asymmetrische Machtverhältnisse nicht bedenkt, fußt Prunčs Translationskultur auf der Prämisse von Translation als interessens-, ideologie- und machtgeleitete Praxis (ibid.: 20), wobei Interessensausgleich durch Normen und Konventionen erreicht wird, sei es durch Aushandeln und Konsens, sei es durch Austragen von Konflikten oder durch Zwänge (ibid.: 27). Prunč betrachtet Translation zudem als heteronomes Feld, das von Zwängen aus anderen Feldern überlagert wird (ibid.: 25f.).

Prunč begnügt sich nicht damit, ein Modell zu entwerfen, das als Erklärungsrahmen für die Rekonstruktion historischer und aktueller Translationskulturen dienen soll. In einem weiteren Schritt konstruiert er ein Modell einer demokratischen Translationskultur, dem er die Leitvorstellung der grundsätzlichen Gleichberechtigung aller Handlungspartner*innen zugrunde legt (Prunč 2008) – ein Modell, das er an anderer Stelle als »idealistische Utopie« (Prunč 2012: 342) bezeichnet. Zentrale Konstruktionsprinzipien dieser Translationskultur sind die Maximen der Kooperativität, der Loyalität, der Transparenz und der Ökologizität. Kooperativität leitet sich auch bei Prunč aus Arbeitsteilung ab, allerdings im Unterschied zu Holz-Mänttäri in konkreten, von asymmetrischen Machtverhältnissen geprägten sozialen Räumen. Loyalität versteht er anders als Nord nicht als unidirektionales, sondern als reziprokes Prinzip gegenseitiger ethischer Verpflichtungen aller Handlungspartner*innen einschließlich der Loyalität der Translator*innen zu sich selbst und ihrem Berufsstand. Transparenz bedeutet die Offenlegung der Prämissen und Strategien der jeweiligen translatorischen Handlungen, aber auch die namentliche Nennung von Translator*innen als Urheber*innen von Translaten und Ökologizität zielt schließlich auf Ressourcensparsamkeit, Nachhaltigkeit und kulturelle Verträglichkeit ab (Prunč 2008: 30ff.).

Der Entwurf dieser »Utopie« verweist auf einen weiteren zentralen Eckpfeiler von Prunčs theoretischen Arbeiten, nämlich die Translationsethik, der er sich ebenso über Jahre hinweg widmete (vgl. etwa Prunč 2005, 2011). Es verwundert daher nicht, dass in seinen zum Standardwerk avancierten *Entwicklungslinien der Translationswissenschaft* das Kapitel zur Translationskultur als Unterkapitel des Kapitels zur Translationsethik aufscheint. Dort deklariert er seine Position insofern, als er Translationskulturen als »deontische Gefüge« (Prunč 2012: 339) bezeichnet. Prunčs »strategische Offensive« (Kujamäki 2010: 263) erwies sich auch für die Translationsdidaktik als fruchtbar, zumal der Beruf seit jeher eine bedeutende Position in der Lehre einnimmt (siehe Kapitel 1.1). So wurde dem Konzept der Translationskultur etwa in der Einführung *Translatorische Methodik* an prominenter Stelle im ersten Kapitel »Translation und Gesellschaft« ein eigenes Unterkapitel gewidmet, das auch die Aufforderung enthält, das Berufsbild mitzugestalten (Kadrić/Kaindl/Cooke 2012: 19). Dass Prunč sein Konzept der Translationskultur für eine deskriptiv-retro-

spektive ebenso wie eine operativ-prospektiven Anwendung modelliert, weist – wie schon in Kapitel 2.2 gezeigt wurde – darauf hin, dass translationswissenschaftliche Theorien und Modelle immer wieder, wenngleich in unterschiedlichem Maß, an Schnittflächen zwischen Wissenschaft, Lehre und sozialer Praxis zu verorten sind.

Erste substanziellste konzeptuelle Auseinandersetzungen mit dem Modell der Translationskultur legten Kujamäki (2010) und Wolf (2010a) vor. Kujamäki bietet einen schlüssigen analytischen Vergleich der aus verschiedenen (translations-)wissenschaftlichen Forschungstraditionen stammenden Konzepte der »Übersetzungskultur« und der »Translationskultur«. Und Wolf (2010a), die – wie noch ausgeführt wird – als Schlüsselfigur der Translationssoziologie gilt, unternimmt einen analytischen Vergleich der Konzepte des Translationsfeldes und der Translationskultur. In einem Band zu historischen Translationskulturen diskutiert Kujamäki (2020) zudem die Anwendung des Konzepts als Forschungsobjekt und Erklärungsmodell. Durch solche Arbeiten ebenso wie empirische Anwendungen gewinnt das Konzept weiter an Kontur. Für die vorliegende Studie liefert es als Teilaspekt der Konstruktion von Berufen eine interessante Perspektive, bietet aber kein ausreichendes theoretisches Fundament, da es seinen Blick auf bereits konsolidierte berufliche Felder richtet und Aspekte wie Entstehungsbedingungen, Konstruktionsprozesse, Ausformungen, Kommunikationsformen, Wandel, Grenzen, Binnen- und Außenkontakte nicht ausreichend spezifiziert (vgl. dazu auch Grbić 2010a).

3.2.2 Die irisierende Rolle von Dolmetscher*innen

Eine weitere Forschungsperspektive, die den Beruf von Translator*innen ins Blickfeld rückte, findet sich in den zahlreichen Arbeiten zur Rolle von Dolmetscher*innen. Während die Übersetzungswissenschaft zunächst der Status von Übersetzer*innen interessierte, also deren Verortung auf einer Rangskala der (professionellen) Wertschätzung (Miebach 2010: 41),– man denke an den Einfluss von Lawrence Venutis Konzept der »invisibility« (1986) oder Daniel Simeonis »ingrained subserviance« (1998) des übersetzerischen Habitus – hat sich im Bereich des Dolmetschens vor allem die Frage nach der Rolle von Translator*innen im Interaktionsprozess gestellt, die mitunter auch im Zusammenhang mit dem Status behandelt wurde (etwa Setton/Guo 2009). Die beiden Konzepte können insofern zusammen gedacht werden, als soziale Rollen durch den Status geprägt werden, wobei sich Letzterer aus einer Kombination sozialer Kriterien u.a. dem Beruf, ergibt (Gentile 2013: 66; siehe Kapitel 3.2.3). Im Verlauf der Zeit differenzierten sich die Konzepte der Übersetzungs- wie Dolmetschwissenschaft aus, neben Status und Rolle befasst man sich mit (beruflicher) Identität, Positionierung, Habitus, Stimme, Agency u.Ä.

Auch wenn die soziologische Handlungstheorie Rolle konkurrierend als Kategorie der Sozialstruktur, der Sozialisation oder der Interaktion modelliert, so be-

steht nach Miebach (2010: 40) die Grundidee darin, dass an Mitglieder einer Gesellschaft in sozialen Situationen Verhaltenserwartungen gerichtet werden, die von den Akteur*innen regelmäßig mehr oder weniger erfüllt werden. Voraussetzung ist, dass die Rollenträger*innen eine bestimmte Position in der gesellschaftlichen Ordnung einnehmen, die sich entweder aus einer bestimmten Rollenfunktion (z.B. Ärztin) oder der Mitgliedschaft in einer Gruppe (z.B. Kind) ergibt. Es ist nicht verwunderlich, dass sich dieses soziologische Konstrukt als brauchbar für die Dolmetschwissenschaft erwies: Zum einen sind Dolmetscher*innen in einen unmittelbaren Handlungskontext eingebunden, zum anderen erlaubt das Konzept eine normative ebenso wie eine interpretative Perspektivierung. Die Notwendigkeit, die normative Perspektive auf die Rolle von – in seinem Fall – Übersetzer*innen zu untersuchen, unterstreicht bereits Toury:

> Translation activities should […] be regarded as having cultural significance. Consequently, ›translatorship‹ amounts first and foremost to being able to *play a social role*, i.e., to fulfil a function allotted by a community – to the activity, its practitioners and/or their products – in a way which is deemed appropriate in its own terms of reference. (Toury 1995: 53, Hervorh. i. Orig.)

Auch wenn die Rolle bei Toury nicht als analytisches Konzept im Vordergrund steht, sondern lediglich als erklärende Grundlage für die Typologisierung translatorischer Normen dient, so verwundert es doch, dass seine Ausführungen in der Dolmetschwissenschaft nur geringes Echo erfuhren.

Da die Literatur zur Rolle von Dolmetscher*innen fast unüberschaubar geworden ist und das Konzept nicht immer theoretisch fundiert zur Anwendung kommt, soll auf den nächsten Seiten anhand ausgewählter Arbeiten lediglich ein kursorischer Überblick darüber gegeben werden, wie das Konzept Eingang in die Disziplin nahm, wie es konzeptuell weiterentwickelt wurde und in welcher Art und Weise es dazu beigetragen hat, den Beruf von Dolmetscher*innen in den Fokus zu rücken.

Abgesehen von einzelnen Studien aus anderen Disziplinen war die Rolle von Dolmetscher*innen in der Dolmetschwissenschaft zunächst jedoch kein Thema. Wie bereits erwähnt, bildete sich im Fahrwasser der Forschung zum simultanen Konferenzdolmetschen ein entkörperlichtes Bild von Dolmetscher*innen aus, die physisch isoliert und vertechnisiert monologische Texte transkodieren und damit von sozialen Einflüssen weitgehend abgeschirmt sind. Auch die Dolmetschtheorie trug mit Seleskovitchs *théorie du sens* dazu bei, das Idealbild von Transparenz, Objektivität und Neutralität zu perpetuieren, ging sie doch davon aus, Sinn sei objektiv, sprachfrei und personenunabhängig (Zwischenberger 2013: 69). Kam das Thema Rolle doch aufs Tapet, so meist simplifiziert, reduktionistisch, theoriefern, häufig als simple binäre Opposition konstruiert und in Metaphern gekleidet wie das Gegensatzpaar »ghost« vs. »intruder«, das Andrzej Kopczyński (1994) im Zuge einer Befragung von Nutzer*innen des Konferenzdolmetschens prägte.

Eine der ersten Arbeiten zur Rolle von Dolmetscher*innen stammt aus der Feder des Soziologen R. Bruce W. Anderson (1976). Sie blieb lange Zeit unbeachtet, wurde jedoch durch den Nachdruck im *Interpreting Studies Reader* (Pöchhacker/Shlesinger 2002) inzwischen zur Standardlektüre. Für Anderson ist die Rolle von Dolmetscher*innen in allen Handlungszusammenhängen sozial und somit soziologisch relevant. Als »Dritte«, die aus der Ferne dazustoßen – und hier bezieht er sich auf Georg Simmels triadische Figurenlehre – befinden sich Dolmetscher*innen in einem Dilemma. Sie können einigen oder entzweien, die Rolle des Unparteiischen und Vermittlers (Simmel 1908: 103) einnehmen oder ihre Macht als »Tertius gaudens« (ibid.: 111) ausspielen. Um Dilemmata der Position analytisch erfassen zu können, führt er rollentheoretische Konstrukte wie »role overload«, »role conflict« und »role prescription« ein. Bis auf einen weiteren Beitrag (Anderson 1978) befasste er sich nicht weiter mit dem Thema.

Ebenso in den 1970ern erschien ein Aufsatz des Sprachwissenschaftlers Ranier Lang (1978). Lang dissertierte über die Sprache Enga der Bewohner von Enga, einer Hochlandprovinz in Papua Neuguinea, und interessierte sich für die Rolle der Dolmetscher*innen, die bei der Polizei, bei lokalen Gerichten und im Krankenhaus zwischen Enga und Tok Pisin dolmetschen. In diesem Beitrag untersucht er nonverbale Verhaltensweisen beim Turn-Taking in einer Gerichtsverhandlung und attestiert dem Dolmetscher aufgrund von Körperhaltung, Gestik und Blickverhalten »passive involvement« (ibid.: 241), auch wenn er ihn – da er neben dem Polizeibeamten sitzt – eingangs als nicht neutrale Partei identifiziert.

Mitte der 1980er Jahre entstand aus einem Forschungsprojekt des Medizinanthropologen Joseph Kaufert zur Dolmetschtätigkeit in Krankenhäusern für Nordkanadas indigene Bevölkerung ein erster von mehreren Artikeln. Er untersucht Rollenkonflikte und Machtpotenzial indigener Dolmetscher*innen für Cree und Saulteau in zwei städtischen Krankenhäusern und konstruiert auf Basis von Feldbeobachtungen und Videoaufzeichnungen von Dolmetschungen eine Typologie von vier Dolmetscherrollen: »direct linguistic translator«, »culture broker-informant«, »culture broker-biomedical interpreter« und »patient advocate« (Kaufert/Koolage 1984), der, wie noch ausgeführt wird, zahlreiche weitere folgen werden.

Die Arbeiten der Anglist*innen Knapp und Knapp-Potthoff, die ebenso Mitte der 1980er Jahre erschienen, wurden bereits in Kapitel 2.2 abgehandelt. Da jede dieser Disziplinen ihre eigenen Beweggründe dafür hatte, sich mit der Rolle von Dolmetscher*innen auseinanderzusetzen, unterscheiden sich die Fragestellungen ebenso wie die »Lösungsmöglichkeiten« für die Praxis. Interessant ist in jedem Fall, dass sich die Überlegungen trotz unterschiedlicher Forschungsmotive und -perspektiven immer wieder um die prekäre Gestaltungsmacht der Dolmetscher*innen drehen.

Um einen Einblick in das dolmetschwissenschaftliche Feld geben zu können, werden die Arbeiten zur Rolle von Dolmetscher*innen nach ihrem methodischen

Zugang wie folgt kategorisiert und besprochen: a) Rollenbeschreibungen und -konzeptualisierungen, b) Befragungen und c) Studien zur Rollenperformanz (vgl. dazu auch Pöllabauer 2015). Die meisten Arbeiten befassen sich mit dem Kommunal- und Gerichtsdolmetschen, die Rolle von Konferenzdolmetscher*innen wurde weit seltener problematisiert. Als Ausnahmen seien die Monografien von Ebru Diriker (2004) und Cornelia Zwischenberger (2013) angeführt. Während Diriker die Repräsentation von Konferenzdolmetscher*innen in den Diskursen verschiedener Akteur*innen und Institutionen (Berufsverbände, Fachlehrbücher, Medien u.a.) verglich sowie den Zusammenhang von Präsenz und Performanz in einer konkreten Konferenz analysierte, untersuchte Zwischenberger auf Basis zweier Befragungen den Zusammenhang der Konstrukte Qualität, Rolle und Norm aus der Sicht der befragten Konferenzdolmetscher*innen.

Ein Streifzug durch die mannigfaltige Literatur lässt den Schluss zu, dass die emblematische Rolle, die Dolmetscher*innen lange zugeschrieben wurde, jene des metaphorischen »Sprachrohrs« (»conduit«) ist, dass ihre Tätigkeit also nur dann legitimiert bzw. überhaupt erst als solche wahrgenommen wird, wenn sie in einem eingeschränkten Interpretations- und Interaktionsspielraum handeln und dem Ideal von Transparenz, Objektivität, Neutralität und Unschuld entsprechen. Neben dem vielzitierten Sprachrohr finden sich in frühen Arbeiten weitere Metaphern der Unauffälligkeit, wie Kanal (»channel«, Ingram 1974/2015: 23), Glasscheibe (»pane of glass«, Schweda Nicholson 1994: 84), Telefon (»telephone«, Neumann Solow 1981: ix) oder »Postbote« (Scheffer 2001: 40) (vgl. dazu Roy 1993). Fast erliegt man dem Eindruck, ihnen wohne ein mahnendes pädagogisches Moment inne, das dazu dient, die Gefahr des dräuenden Machtmissbrauchs auf der einen Seite und des damit einhergehenden Machtverlusts auf der anderen Seite abzuwenden. Wie die oben erwähnte Opposition zwischen »ghost« und »intruder« zeigt, wird häufig eine zweite Seite der Medaille mitkonstruiert, die von der Fehlbarkeit von Translator*innen in Hinblick auf das Ideal und dem damit verbundenen Misstrauen ihnen gegenüber gespeist wird und ihn bzw. sie bei Überschreitung der rolleninhärenten Grenzen etwa als »Co-Therapeut« (Müllejans/Pala 1999: 127) oder »Hilfspolizist« (Donk/Schröer 1995: 404) desavouiert.

Die schillernde Metaphorik negativ besetzter Rollenbilder kommt auch in fiktionalen Werken zum Ausdruck, wobei die Repräsentationen der Dolmetscher*innenfiguren häufig von Opportunismus, Parteilichkeit, Manipulation und Verrat zeugen (vgl. Andres 2009: 12). Das tatsächlich Gefährliche an der imaginierten Figur von Translator*innen scheint jedoch ihre Verwandtschaft zum Chamäleon, das sich – wie Prunč (2009) kurzweilig schildert – aufgrund seiner Fähigkeit zur Mimese gänzlich der Umwelt anpassen kann, aber auch in schillernden Farben zu balzen imstande ist oder sich gar mit Drohgebärden gegen andere zu wenden vermag.

Einen vielzitierten, fundierten und mitunter missverstandenen Artikel zur Metaphorisierung der Dolmetscher*innenrolle in Forschung und Praxis am Beispiel

des Gebärdensprachdolmetschens verfasste Cynthia Roy bereits 1993. Roy sieht die Verwendung von Metaphern als Indikator dafür, dass das komplexe Rollenverhalten von Dolmetscher*innen weder empirisch ausreichend untersucht noch in der Praxis hinlänglich durchdrungen wurde. Anstatt zu versuchen, die soziale Rolle von Dolmetscher*innen zu verstehen, perpetuiere man ein »belief system about interpreting«, das auf der überkommenen technisch-mechanischen Rolle des »conduit« basiere. Anhand von vier von Witter-Merithew im Jahre 1986 im Publikationsorgan eines Berufsverbandes beschriebenen Rollen »helper«, »conduit«, »communication-facilitator« und »bilingual, bicultural specialist« zeichnet sie die Entwicklung der Repräsentation von Gebärdensprachdolmetscher*innen in den USA nach. Dass solche Rollenmetaphern festgeschrieben werden und den Beruf über viele Jahre prägen, zeigen Laurie Swabey und Paula Gajewski Mickelson (2008), ebenso am Beispiel von Gebärdensprachdolmetscher*innen in den USA, anhand des Einflusses von Legislative, Berufsverbänden und Ausbildung auf. Marina McIntire und Gary R. Sanderson (1995) analysieren die von Witter-Merithew eingeführten Rollenmodelle und deren historische Entwicklung in Hinblick auf Macht und Kontrolle u.a. auf Basis von Textbeispielen aus Standardlehrbüchern für Gebärdensprachdolmetscher*innen. Und Sarah S. Willen (2011: 74) diskutiert epistemologische, praktische und ethische Probleme gängiger Rollenmetaphern anhand der Cluster »mechanical metaphors (robot, machine, telephone, modem), metaphors of connection and facilitation (channel, conduit, bridge, clarifier), and metaphors of exploration and investigation (detective, mine digger, diamond connoisseur).«

Wie bereits erwähnt, ist die Literatur zur Dolmetscher*innenrolle inzwischen fast unüberschaubar geworden und häufig präskriptiv. Daher sollen an dieser Stelle lediglich einige konzeptuelle Arbeiten angeführt werden, die der Kritik an statischen und deterministischen Zugängen durch neue Überlegungen zu begegnen versuchen. Krisztina Zimányi (2009) versucht das Problem dahingehend zu lösen, dass sie die Bandbreite möglicher Rollen von Dolmetscher*innen anhand von grafischen Darstellungen auf zwei Achsen, der »impartiality axes« und der »involvement axis«, als Kontinuum modelliert. Peter Llewellyn-Jones und Robert G. Lee (2014) modellieren einen variablen *Role-Space* für (Gebärdensprach-)Dolmetscher*innen, der dynamisch, situativ, verhandelbar und begründbar ist und auf drei Achsen konstruiert wird: »interaction management«, »participant alignment« und »presentation of self«. Und Elena Aguirre Fernández Bravo (2019) schlägt ein komplexes geschichtetes Rollenkontinuum für das Kommunaldolmetschen zwischen den Polen »conduit« und »advocat« vor, wobei neun Schichten oder Subskalen den Grad der »mediation« bestimmen.

Paola Gentile (2014) wiederum schlägt vor, die soziale Rolle stets zusammen mit den Konzepten Positionierung und Status zu denken, um Dynamik wie Statik und Mikro- wie Makroprozesse und -strukturen im Blick zu haben. »Positioning« – ein Konzept, mit dem schon Ian Mason (2009) arbeitete – umfasse diskursive Prakti-

ken, mit denen Personen sich und andere in der Interaktion positionieren und damit konstruieren.[4] Rolle beziehe sich auf soziale Erwartungen und sei insofern statisch, werde aber in Interaktionen »gespielt« (»performed«). Und Status sei eine fixe Zuschreibung von sozialen Attributen in Relation zu anderen Menschen und unterliege der Gruppendynamik. Auch Cokely (2005) greift in seiner Studie zum Wandel des Selbstbildes von Gebärdensprachdolmetscher*innen in den USA auf Positionierung zurück, allerdings ohne das Konzept zu diskutieren.

Abschließend seien noch Arbeiten von Şebnem Bahadır und Rebecca Tipton angeführt, deren Überlegungen ausgetretene Pfade der Rollenwahrnehmung und -konstruktion verlassen, zumal sie soziologisch wie philosophisch inspiriert sind. Bahadır geht es weder um Klärung, Kategorisierung oder Universalisierung der Dolmetscher*innen-Position noch darum, ein Beschreibungs- oder Analysemodell zu entwickeln, sondern darum, Komplexitäten, Vagheiten, Diskrepanzen und auch Paradoxien der translatorischen Rolle im Bereich des Kommunaldolmetschens aufzudecken, anzunehmen und für die theoretische Reflexion sowie in weiterer Folge für die Lehre und die reflexive Praxis zu nutzen. Dabei stellt sie den Körper der Dolmetschenden ins Zentrum ihrer Überlegungen (vgl. etwa Bahadır 2008, 2010a).

Tipton (2009), die einen der wenigen theoretischen Aufsätze zur Wahrnehmung von Konferenzdolmetscher*innen vorlegt, geht explizit vom Konzept der Reflexion als konstitutives Element der sozialen Praxis aus. Auf Grundlage von Anthony Giddens' Strukturationstheorie und Donald Schöns Epistemologie der reflektierten Praxis[5] problematisiert sie das dezentrierte Bild von Simultandolmetscher*innen, die aufgrund ihrer Positionierung in Kabinen in einzigartiger Weise gleichzeitige an- und abwesend sind. Im Zentrum ihrer Kritik steht die Dezentrierung des Dolmetscher-Selbst, »a deliberate foregrounding of the professional […] self and a ›concealment‹ of the private self« (Tipton 2009: 54). Diese »›disembodied‹ presence« (ibid.: 61) trage zum einen zur externen Wahrnehmung von Konferenzdolmetscher*innen als »unthinking parrot« (ibid.: 54) bei und wirke sich zum anderen als permanente kognitive Last auf deren Selbstwahrnehmung aus. Um die Abwesenheit-Anwesenheit-Dichotomie zu dekonstruieren, zeigt sie den zu gering geschätzten Gestaltungsspielraum zwischen Determiniertheit und Möglichkeit auf.

Die zweite Gruppe von Arbeiten geht der Rollenbildung in der sozialen Praxis disziplinübergreifend anhand von qualitativen wie quantitativen Befragungen von

---

4 Das Konzept geht auf Rom Harré zurück, der es als dynamische Alternative zu Erving Goffmans Rollenmodell für die Analyse der Konstruktion personaler und sozialer Identität in Diskursen einführte (vgl. Davies/Harré 1990).

5 Schön verbindet professionelle Praxis mit Attributen wie Komplexität, Unsicherheit, Instabilität oder Unvorhersehbarkeit (ibid.).

Dolmetscher*innen, Vermittlungsagenturen und/oder Kund*innen, also Vertreter*innen von Institutionen ebenso wie Migrant*innen oder Gehörlosen, meist im Bereich des Kommunal- und Gerichtsdolmetschens nach. Eine der wenigen Umfragen unter Konferenzdolmetscher*innen u.a. zu deren Rollenbildern führte, wie bereits erwähnt, Zwischenberger (2013) durch. Erwähnenswert ist in diesem Zusammenhang auch Claudia Angelellis (2004a) Umfrage unter Konferenz-, Gerichts- und Kommunaldolmetscher*innen in den USA, in Mexiko und in Kanada. Ausgehend vom »myth of invisibility« (ibid.: 5) geht sie der Frage nach, ob und wenn ja, inwiefern Dolmetscher*innen in unterschiedlichen Settings unterschiedliche Rollenbilder internalisieren. Dazu entwarf sie den »Interpreter's Interpersonal Role Inventory«, ein aus 38 Aussagen oder »visibility items« (ibid.: 62) bestehender Fragebogen. Die Studie ergab, dass sich keine der Gruppen als »unsichtbar« empfand, wobei sich die in medizinischen Settings tätigen Dolmetscher*innen als am sichtbarsten betrachteten.

Auffällig ist, dass als Ergebnis von Befragungen häufig Rollentypologien konstruiert werden, die einerseits sprachlich kreativ anmuten und andererseits doch ähnliche Rollenfamilien umfassen. Die Typologie von Kaufert und Koolage (1984) mit den Rollen *direct linguistic translator, culture broker-informant, culture broker-biomedical interpreter, patient advocate* wurde schon erwähnt. Gerard Drennan und Leslie Swartz (1999) befragten Dolmetscher*innen, Ärzt*innen, weiteres medizinisches und auch administratives Personal in einer psychiatrischen Klinik in Kapstadt und konstruierten die Rollen *language specialist, culture specialist, patient advocate, institutional therapist*. Helge Niska (2002) entwickelte auf Basis einer europäischen Umfrage unter 42 Dolmetschagenturen eine Rollenpyramide, die von *conduit* über *clarifier* und *culture broker* bis zu *advocate* reicht. Angelelli (2004b) befragte Dolmetscher*innen in einem kalifornischen Krankenhaus und modellierte aus ihren Ergebnissen die Rollenbilder *detective, multi-purpose bridge, diamond connoisseur, miner*. Yvan Leanza (2005) wiederum klassifizierte vier verschiedene Rollenausprägungen auf Grundlage von Interviews, Beobachtungen und Aufnahmen in einer pädiatrischen Ambulanz in der Schweiz und gelangte zu den Rollen *linguistic agent, community agent, integration agent* und *system agent*. Elaine Hsieh (2008) extrahierte aus ihren Beobachtungen von und Interviews mit Medizindolmetscher*innen zweier Dolmetschagenturen in den USA die Typen *conduit, advocate, manager* und *professional*. Und Bischoff/Kurth/Henley (2012) befragten Dolmetscher*innen einer Schweizer Frauenklinik, die laut ihnen folgende Rollen einnehmen: *word-for-word translation, intercultural explanation, relationship-building, accompanying immigrants* und *facilitating integration of immigrants*. Abschließend sei eine rezentere Arbeit von François René de Cotret, Camille Brisset und Yvan Leanza (2021) angeführt, die theoretisch einen etwas anderen Weg geht, obwohl sie, was die Ergebnisse betrifft, an Leanzas Publikation von 2005 anschließt. Basierend auf Ian Masons »positioning« und mit Fokus auf interprofessionelle Kooperation im Gesundheitsbereich erstellen sie auf Basis von aus Inter-

views mit kanadischen »healthcare providers« generierten 17 Positionierungen eine Typologie von vier Idealtypen, die entlang zweier Achsen organisiert sind, der Interaktionsachse (von kollaborativ bis obstruktiv) und der Aktionsachse (von internem zum externen »positioning«). Die Idealtypen lauten: aktiv, proaktiv, hyperaktiv und reaktiv.

Diese über einen langen Zeitraum entstandenen Arbeiten tragen dazu bei, die diskrepanten Erwartungshaltungen an Dolmetscher*innen vonseiten ihrer Auftraggeber*innen und Kund*innen ebenso wie auch die internalisierten (oder lediglich als transportabel taugenden) Selbstbilder aufzuzeigen, die in ihrer Vielfalt den situativen, kulturellen und temporären Charakter von Dolmetschungen unterstreichen. Eine Universalisierung der typischen Dolmetscher*innenrolle ist, auch wenn sie romantische Utopie sein mag, letztlich unmöglich, vielmehr scheinen Rollendiskrepanzen keine Ausnahme darzustellen, sondern aufgrund der Bedingungen der vielfältigen Handlungsfelder unausweichlicher Bestandteil des beruflichen Alltags zu sein. Betrachtet man diese und andere Rollentypologien genauer, so finden sich nicht nur Rollenfamilien, die in allen Typologien vorkommen; ein Metablick erweist sich auch insofern als sinnvoll, als sich deutlich zeigt, dass Rollenkonstruktionen Grenzziehungsarbeit implizieren, sei es, um Grenzen aufzubauen, aufzuzeigen oder auch zu überschreiten, und zwar aus der Perspektive aller am Interaktionsprozess beteiligten Akteur*innen.

Die letzte Gruppe von Arbeiten zur Rolle von Dolmetscher*innen ist auch jene, die am besten dokumentiert und theoretisch ebenso wie methodisch breit diskutiert wurde. Pöchhacker (2016: 71f.) attestiert diesen Arbeiten nicht nur einen kohärenten konzeptuellen Zugang zum Objektbereich und einen klar definierten, vielfältigen Methodenapparat, sondern verleiht ihnen sogar paradigmatischen Status in der Entwicklung der Dolmetschwissenschaft. Die in den frühen 1990er Jahren einsetzende Strömung, die er als »DI (dialogic interactionist, or discourse-in-interaction) paradigm« bezeichnet, habe in der wissenschaftlichen Community, die sich zuvor vor allem mit dem Konferenzdolmetschen aus kognitiver Perspektive befasste, einen »radically new ›way of seeing‹« (ibid.: 71) eröffnet. Inspiriert durch verschiedene diskursanalytische Zugänge werden auf Basis von Transkripten authentischer Dolmetschsituationen die Sprachverwendung der beteiligten Akteur*innen, die Interaktionsmuster und die Gesprächsdynamik untersucht, wobei versucht wird, Einflussfaktoren auf die Interaktion zu ermitteln und mögliche Beweggründe für das sprachliche Handeln der Akteur*innen zu rekonstruieren (vgl. Mason 2015).

Auch wenn Roys Dissertation zur Organisation des Sprecher*innenwechsels im Rahmen eines gedolmetschten Gesprächs zwischen einem Universitätsprofessor und einem gehörlosen Studenten (1989, 2000) früher entstand, leitete doch Wa-

densjös (1992, 1998)[6] Dissertation die Erfolgsgeschichte dieses Forschungsstrangs ein, zumal Roy ihre Arbeit erst im Jahre 2000, in überarbeiteter Form, publizierte.[7] Dass Wadensjö (ibid.) gleichsam ein neues Paradigma einläutete, einen großen Einfluss auf die Disziplin nahm und heute noch als Standardwerk gilt, ist nicht nur dem aufkeimenden Interesse am Kommunaldolmetschen zu schulden, sondern auch ihrem theoretisch fundierten Zugang und ihrem Ansinnen, nicht nur empirische Befunde zu liefern, sondern dem dolmetschwissenschaftlichen Diskurs konzeptuell und modellbildend ein neues Moment zu geben. Wadensjö, die an der sozialen Ordnung gedolmetschter Gespräche interessiert ist, verfolgt einen interaktionssoziologischen Ansatz und konzeptualisiert die Dolmetschsituation im Kommunalbereich als »communicative pas de trois« (Wadensjö 1998: 10).

Theoretisch greift sie auf Michail Michailowitsch Bachtins Dialogizitätskonzept von Sprache und Erving Goffmans Rollentheorie zurück und erweitert diese in Hinblick auf die Analyse von Dolmetschhandlungen. Dabei unterscheidet sie nach Goffman drei Aspekte von Rollen, nämlich die normative Rolle, die typische Rolle und die tatsächliche Rollenausführung (»role performance«, »role enactment«). Zudem entwickelt sie Goffmans *Participation Framework* (Beteiligungsrahmen oder -struktur), der das Verhältnis zwischen Sprecher*innen und Hörer*innen im Gespräch analytisch erfasst, weiter. Dieser besagt, dass, sobald ein Wort gesprochen wurde, alle Teilnehmer*nnen automatisch eine Position dazu einnehmen, die ihre jeweilige Art und Weise zu sprechen und zu hören beeinflusst. Die Anpassung an eine bestimmte Äußerung nennt Goffman *footing*, die Äußerungsform (*production format*) konzeptualisiert er als Set von Positionen, die ein*e Sprecher*in einnehmen kann, nämlich »animator«, »author« und »principal«. Wadensjö entwickelt das *participation framework* dahingehend weiter, als sie zusätzlich zum *production format* ein *reception format* mit den analytischen Rollen der Hörer*innen als »reporter«, »recapitulator« und »responder« modelliert. In ihrer Analyse von gedolmetschten Interaktionen in medizinischen und polizeilichen Settings kommt sie zum Ergebnis, dass die Dolmetscher*innen zwischen verschiedenen Sprecher*innen- und Hörer*innenrollen und dem damit verbundenen Teilnehmer*innenstatus wechseln. Damit leistete sie nicht nur einen bedeutenden Beitrag dazu, das Rollenkonzept aus seinem normativen, mitunter moralisierenden Korsett zu befreien, sondern inspirierte auch eine Reihe von weiteren Untersuchungen zu gedolmetschten Interaktionen in verschiedenen

6 Wadensjös Dissertation erschien zunächst 1992 in einer Serie der Universität Linköping und wurde 1998 von Longman in überarbeiteter Form veröffentlicht.

7 Roys Dissertation wurde 1989 an der Georgetown University approbiert und 2000 in erweiterter Form publiziert. Roy veröffentlichte ihre Ergebnisse zwar auch in Aufsätzen (1992, 1993), diese wurden allerdings von der translationswissenschaftlichen Community zunächst kaum rezipiert (vgl. Grbić 2007). Als weitere Pionierarbeit kann jene zu gedolmetschten Gerichtsverhandlungen von Susan Berk-Seligson (1990) angeführt werden.

Feldern wie Gericht (Hale 2004), Medizin (Meyer 2004), Asylanhörungen (Pöllabauer 2005) oder Psychotherapie (Bot 2005), um nur einige größere Arbeiten zu nennen. Diese stehen z.T. in unterschiedlichen diskursanalytischen Traditionen und haben im Vergleich zu Wadensjö eher empirische Befunde erhoben als die Theorie intensiv vorangetrieben. Als Beispiel für eine Weiterentwicklung des *Footing*-Konzepts nach Wadensjö seien Raffaela Merlini und Roberta Favaron (2005) angeführt. Ausgehend von Elliot G. Mishlers Unterscheidung der »Stimme der Medizin« und jener der »Lebenswelt«, die in der Interaktion zwischen Arzt bzw. Ärztin und Patient*in miteinander ringen, führen sie eine »Stimme des*der Dolmetscher*in« ein und gelangen in ihrer Analyse gedolmetschter Logopädiesitzungen zu sieben *Footing*-Kategorien (»reporter«, »narrator«, »direct recapitualtor«, »indirect recapitulator«, »responder«, »pseudo-co-principal«, »principal«).

Seit den ersten Arbeiten sind diskursanalytische Studien immer häufiger erschienen, dies zeigt sich auch in der Publikation thematischer Sammelbände wie etwa Claudio Baraldis und Laura Gaviolis *Coordinating Participation in Dialogue Interpreting* (2012), für den Wadensjö das Vorwort verfasste. Methodologisch werden die Studien komplexer, indem sie nicht mehr nur das verbale Verhalten der Akteur*innen untersuchen, sondern »verbal in conjunction with visual, aural, embodied and spatial meaning-making resources« (Davitti 2019: 7) berücksichtigen.

Betrachtet man nun alle drei besprochenen Zugänge zur sozialen Rolle von Dolmetscher*innen, so lässt sich unschwer erkennen, dass die Kategorien prototypisch um den Gestaltungs- und Entscheidungsspielraum von Dolmetscher*innen modelliert werden und letztlich um die Frage des reziproken Gewinns bzw. des Verlusts von Macht und Kontrolle als Kerndimensionen kreisen. Als direkte Dienstleistung an den Kund*innen ist das Dolmetschen nicht allein durch eine autonome institutionelle Ordnung reglementiert, wie sie abstrakt-generelle Ehrenordnungen und Verhaltensregeln darstellen. Vielmehr ist es in verschiedenen sozialen Feldern und Subfeldern mit ihren jeweiligen Spielregeln, Kräfteverhältnissen und Positionen verortet, sei es das juristische Feld, das der Bildung oder jenes der Medizin, in das die jeweilige Dolmetscherin bzw. der jeweilige Dolmetscher temporär eintritt und somit von heteronomen Erwartungshaltungen und Normen mitbestimmt ist. Die Dolmetscher*innen sind in ihrer Funktion als Mittler*innen in diesen Sequenzen, das zeigen historische Arbeiten ebenso wie Studien zu aktuellen Dolmetschsituationen, ebenso mächtig wie verwundbar, wie dies Michael Cronin (2000: 74) in Zusammenhang mit der Erwähnung von Dolmetscher*innen in Reiseliteratur bemerkt. Sie haben das Potenzial, die gegebene Situation zu manipulieren, ebenso wie sie selbst manipulierbar sind. Und sie stellen eine unausweichliche und unabwendbare Einflussgröße dar, die das Verlangen nach einem friktionslosen und störungsfreien Sprachtransfer mit ihrer leiblich-affektiven Präsenz Lügen strafen: »Interpreters are not diaphanous [sic] creatures of passage. They embody cultures.

Messages do not flow through them in a frictionless world of zero-resistance« (ibid.).

Operiert man mit dem Konstrukt der Rolle, scheinen Rollenambiguität, Rollenüberlastung und Rollenkonflikt, wie dies bereits Anderson (1976) ins Treffen führte, aufgrund der nicht-egalitären Konstellationen vieler Dolmetschsituationen kein Ausnahmezustand zu sein. Vielmehr sind sie paradoxer Tatbestand der Rollenselbstverständlichkeit und damit Kerndimension des translatorisch tätigen Selbst. Insofern ist es nicht erstaunlich, dass in Zusammenhang mit der Rollendiskussion immer wieder Fragen der Translationsethik angerissen werden, werden doch Rollenmodelle und Rollenbilder nicht nur von den Erwartungshaltungen der Interaktionspartner*innen, sondern in starkem Maße auch von normgebenden Institutionen mitkonstruiert, festgeschrieben und transportiert (vgl. Ozolins 2015 und Setton/Prunč 2015; siehe Kapitel 1.3.2 und 2.3).

Auch wenn die Kritik an dolmetschwissenschaftlichen Arbeiten strukturfunktionalistischer Ausprägung, die soziale Rollen als fixe Bündel von Erwartungshaltungen betrachten, ebenso wie an präskriptiven Konzeptualisierungen berechtigt ist, sollte das Konstrukt der Rolle Goffmanscher Ausprägung weder als »hermetisches Gehäuse der Hörigkeit« (Gerhardt 2004: 386) missverstanden noch auf ein simples interaktionistisches Modell mit geringer theoretisch-systematischer Bedeutung reduziert werden. Zwar bietet sich sein Konzeptinstrumentarium aufgrund seiner sozialinteraktionistischen Prägung insbesondere für die Mikropraxisanalyse gedolmetschter Interaktionen an, doch scheint es in der Translationswissenschaft, abgesehen von einigen Ausnahmen, theoretisch-systematisch nicht ausreichend genutzt bzw. weiterentwickelt worden zu sein. Wie Herbert Willems bemerkt, sind Goffmans Deutungsmuster durchaus generalisierbarer, umfassen sie doch zentrale Aspekte von sozialen Konstellationen und Figurationen wie »Macht, Kapital, Wissen, Moral, symbolische Ordnung/Ritual, Konkurrenz, Kampf, Strategie, Distinktion, (Sinn-)Grenzen, Disziplin, Materialität, Raum, Körper usw.« (Willems 2012: 80). Auch Beate Krais und Gunter Gebauer (2002: 69), die dem Konstrukt der sozialen Rolle kritisch gegenüberstehen und eine schlüssige Argumentation für den Vorzug des Habitus liefern, räumen Goffmans Arbeiten ein, den engen theoretischen Rahmen des Konzeptes gesprengt zu haben. In diesem Sinne gibt es noch Potenzial, das berufliche Selbst von Dolmetscher*innen anhand seiner Überlegungen weiter zu konturieren, wiewohl auch die Einschränkungen und Aussparungen, die dem Konzept innewohnen, nicht außer Acht gelassen werden sollten, so die Frage der Einheit bzw. Kohärenz der Person im Gegensatz zur multiplen Rollenhaftigkeit, die Problematik, nur einen Ausschnitt der menschlichen Existenz erfassen zu können, und den fehlenden Blick auf größere soziale, kulturelle und historische Zusammenhänge. In der Dolmetschwissenschaft versucht Merlini (2009) zunächst mit dem Konzept des »positioning« einen anderen

Weg zu gehen und lässt das Konzept der Rolle schließlich mit Bezug auf Empathie gänzlich fallen (Merlini/Gatti 2015).

In Bezug auf die vorliegende Studie ist das Konzept der Rolle dahingehend von Bedeutung, als angenommen wird, dass es im Verlauf der Konstruktion des Berufs von Gebärdensprachdolmetscher*innen immer stärker ins Treffen geführt wurde, um sowohl symbolische Grenzen zwischen »gutem« und »schlechtem« Verhalten zu ziehen, also, um in Goffmans Worten zu sprechen, die normative Rolle, etwa im Zuge der Entwicklung eines Ehrenkodizes, zu konstruieren, als auch, um die typische Rolle von Gebärdensprachdolmetscher*innen gegenüber anderen translatorischen und nicht-translatorischen Tätigkeiten bzw. Berufen abzugrenzen.

Den zentralen Beitrag, Translator*innen als Akteur*innen zu begreifen, leistete und leistet die Translationssoziologie, die auch in der Behandlung translatorischer Tätigkeiten und Berufe eine wichtige Rolle einnimmt. Ob der Fülle an Literatur und angesichts der Tatsache, dass eine Reihe von Überblicksdarstellungen (etwa Vorderobermeier 2012; Inghilleri 2015; Wolf 2010b) sowie eine Einführung (Tyulenev 2014) vorliegen und die 3. Auflage der *Encyclopedia of Translation Studies* (Baker/Saldanha 2020) einzelne soziologische Ansätze gesondert behandelt, werden in nachfolgendem Kapitel nur die Anfänge nachgezeichnet und einige Zugänge anhand ausgewählter Arbeiten herausgegriffen, die für die Diskussion beruflicher Tätigkeiten von Translator*innen relevant sind.[8]

3.2.3 Von Akteur*innen und Strukturen – Berufe im Blick der Translationssoziologe

Die Bedeutung der Translationssoziologie für die Untersuchung translatorischer Berufe wird in den o.g. Überblicksdarstellungen zwar angesprochen, aber nicht systematisch diskutiert. Den beruflichen Tätigkeiten von Translator*innen räumt erst Sergey Tyulenev (2014) in seinem Band *Translation and Society* ein Kapitel ein, allerdings verweist er nicht ausreichend auf unterschiedliche soziologische Zugänge und behandelt das Thema auf recht traditionelle, mitunter normative und eklektische Weise. Ganz anders der dichte Grundlagenbeitrag von Rakefet Sela-Sheffy (2022), die das Konzept des Übersetzungsberufs theoretisch fundiert und multiperspektivisch diskutiert, dabei allerdings nicht systematisch auf translationswissenschaftliche Entwicklungslinien eingeht und das Dolmetschen großteils ausspart. Das vorliegende Kapitel versucht diese Lücke zu schließen und die

8 Obwohl das Konzept der Rolle aus der Soziologie stammt, erschien es ratsam, die Rolle von Dolmetscher*innen in einem eigenen Kapitel zu behandeln, da einigen Arbeiten ein expliziter (translations-)soziologischer Rahmen fehlt. Mikroanalysen gedolmetschter Interaktionen wiederum positionieren sich oft in einer soziolinguistischen oder diskursanalytischen Tradition.

Literatur aus der Perspektive des Berufs als Forschungsobjekt der Translationswissenschaft aufzurollen. Warum dies, bis auf die Beiträge von Sela-Sheffy, bislang nicht geschah, mag mehrere Gründe haben. Zum einen hat die Translationssoziologie in ihrer ersten Phase vorwiegend im literarischen Feld operiert, in dem das Konstrukt des Berufs eine marginalere Rolle einnimmt. Johan Heilbron und Gisèle Sapiro (2007: 102) sehen literarische Übersetzer*innen von Individualismus und Elitismus sowie von heterogenen Arbeitsbedingungen und geringer Autonomie geprägt, weshalb sich die traditionelle Berufssoziologie als wenig ergiebig erweise. Sie verweisen hingegen an einer Stelle auf Andrew Abbotts *The System of Professions* (1988), der auf konkrete Arbeit anstatt nur auf deren soziale Organisation fokussiert und die Berufswelt als interaktive Ökologie interprofessioneller Konkurrenzkämpfe betrachtet, gehen aber, obwohl es sich anböte, nicht weiter auf ihn ein (siehe dazu auch weiter unten). Zum anderen waren die Arbeiten zu translatorischen Berufen in der Dolmetschwissenschaft zunächst weit weniger theoretisch ausgerichtet als berufs- und statuspolitisch motiviert (siehe dazu Kapitel 2.3).

Bereits 1972 attestierte James S. Holmes (Holmes 1972/1988: 72) in seinem programmatischen Artikel zur Kartografierung der Disziplin der Translationssoziologie potenzielle Signifikanz, und doch dauerte es eine gewisse Zeit, bis man Translation als sozial determinierte und determinierende Kulturtechnik zu untersuchen begann. Die meisten theoretisch anspruchsvollen und konzeptuell innovativen Arbeiten stammten zunächst aus der Übersetzungswissenschaft, da die Dolmetschwissenschaft auf eine jüngere Geschichte theoretischer Diskussion zurückblickt. Heute ist die Translationssoziologie mit Namen wie Hélène Buzelin, Jean-Marc Gouanvic, Moira Inghilleri, Rakefet Sela-Sheffey und insbesondere Michaela Wolf assoziiert, die zu den ersten Translationswissenschaftler*innen zählen, die zentrale Beiträge zur Entwicklung dieses Ansatzes geliefert haben.

Ausgangspunkt translationssoziologischer Überlegungen war das im Kielwasser des »cultural turn« wachsende Bewusstsein für und Interesse an asymmetrischen Machtkonstellationen, Ideologien, Ethik und der (Un-)Sichtbarkeit von Translator*innen in der Gesellschaft. Während Vorläufer wie Itamar Even-Zohar mit seiner Polysystemtheorie, Gideon Toury mit seinem Normenkonzept, André Lefevere mit seinem Patronage-System oder Justa Holz-Mänttäri mit ihrem Translatorischen Handeln zunächst vor allem Interesse an strukturellen Phänomenen zeigten, schwenkte der Blick alsbald auf Translator*innen als Akteur*innen, was auch an Buchtiteln wie *Agents of Translation* (Milton/Bandia 2009), *Translators' Agency* (Kinnunen/Koskinen 2010) und *Translators Have Their Say? Translation and the Power of Agency* (Khalifa 2014) oder Zeitschriftensondernummern wie *Translation Studies: Focus on the Translator* (Dam/Zethsen 2009) abzulesen ist. Diese Entwicklung bewog, wie bereits erwähnt, Chesterman (2009: 14) dazu, ein »emerging subfield« der »Translator Studies« einzuläuten. Die Translationssoziologie versteht Translation als soziale Praxis und untersucht die soziale Bedingtheit von Translation aus

unterschiedlichen Perspektiven, auf verschiedenen strukturellen Ebenen und in zahlreichen Zusammenhängen. Thematisch spannen die Arbeiten einen breiten Bogen von der Untersuchung von Übersetzungsströmen über Biografien einzelner Translator*innen, Translation in Institutionen, die Rolle von Translationsmärkten bis hin zu ethischen und politischen Aspekten von Translation.

Theoretisch spielte neben der bereits im vorangegangenen Kapitel besprochenen Interaktionssoziologie Goffmans[9] und soziologisch-historiografischen Betrachtungen (siehe Kapitel 3.1) insbesondere Pierre Bourdieus Kultursoziologie mit den Konstrukten Feld, Kapital, Habitus und Illusio eine tragende Rolle, aber auch Niklas Luhmanns Systemtheorie, Bruno Latours Akteur-Netzwerk-Theorie und Anthony Giddens' Strukturationstheorie hatten Einfluss auf die Translationssoziologie. Ebenso nicht unerwähnt bleiben dürfen die selten ins Treffen geführten Einflüsse aus der Berufssoziologie, vor allem machttheoretische Ansätze der 1970er und 1980er Jahre, wie jene der US-Amerikaner*innen Eliot Freidson (Rudvin 2007; Dam/Zethsen 2011) oder Magali Sarfatti Larson (Monzó 2005, 2009), die Berufe in Hinblick auf Macht und Ungleichheit untersuchen und auf soziale Schließungs-, Kontroll- und Monopolisierungsprozesse verweisen. Schließlich spielte auch Andrew Abbotts bereits erwähnte Monografie *The System of Professions* eine Rolle, in der er ein dynamisches System konkurrierender Berufe modelliert, die in Form von »jurisdictional claims« um soziale und politische Akzeptanz für exklusives Handeln in einem eigenen Zuständigkeitsbereich (gegen andere) kämpfen.

Erstaunlich ist, dass die Wissenschafts- und Techniksoziologie lange ausgespart blieb, ungeachtet der Tatsache, dass Translation stets von technologischen Entwicklungen beeinflusst war. Deborah Folaron und Hélène Buzelin (2007: 23) weisen in ihrem Einleitungsartikel zur Bedeutung von Netzwerkstudien zwar darauf hin, dass die Verortung von Technologie in sozialen, kulturellen und politischen Kontexten zu einer Fülle von kritischer Literatur in der Techniksoziologie geführt hat, ein direkter Bezug zur Translation wird allerdings nicht hergestellt. Als innovative Studie kann daher jene von Maeve Olohan (2011) angeführt werden, die die Frage nach der »agency« digitaler Artefakte und der Mensch-Technik-Interaktion am Beispiel der Nutzung von Translation-Memory-Systemen auf Grundlage von Andrew Pickerings »mangle of practice« und »dance of agency«, der produktiven Verbindung von Mensch, Maschine und Materie, untersucht. Auch in einem konzeptuellen Beitrag von Hanna Risku und Florian Windhager (2013), die Kognition aus der Perspektive der *Situated, Embodied and Distributed Cognition* betrachten und sich auf bestimmte

9 Diese wird allerdings, wie bereits erwähnt, in ersten Überblicksdarstellungen ausgespart, was Diaz Fouces und Monzó (2010: 12f.) monieren. Erst Inghilleri (2015) widmet ihr einen Abschnitt, was möglicherweise darauf zurückzuführen ist, dass es sich um die erste dolmetschwissenschaftliche Enzyklopädie handelt.

Aspekte der Akteur-Netzwerk-Theorie und der Activity Theory beziehen, finden sich erste Anknüpfungspunkte zur Techniksoziologie (siehe dazu auch weiter unten).

Den größten Einfluss auf die Konsolidierung der Translationssoziologie hatte fraglos Bourdieus Kultursoziologie mit seinen Leitkonzepten Habitus, Feld und Kapital seit dem Erscheinen der richtungsweisenden Artikel von Jean-Marc Gouanvic (1997) und Daniel Simeoni (1998). Beide Übersetzungswissenschaftler betrachten den Erklärungsrahmen der Deskriptive Translation Studies und des Normenkonzeptes als zu starr. Da Gouanvic »a social explanation of the role of institutions and practices in the emergence and reproduction of symbolic goods« (Gouanvic 1997: 126) fehlt, schlägt er die Entwicklung einer Translationssoziologie auf Basis von Bourdieus Konzeptapparat vor. Und Simeoni (1998) plädiert dafür, den Fokus von den Normen hin zu den Akteur*innen zu verschieben und mithilfe des Habituskonzeptes der Konstruktion und Festschreibung dieser Normen nachzugehen.

Es folgten nicht nur Einzelstudien, die sich diesem Aufruf anschlossen, sondern alsbald auch der wegweisende Kongress »Translation and Interpreting as a Social Practice« im Jahre 2005 in Graz, der zwei Sammelbände nach sich zog (Wolf 2006; Wolf/Fukari 2007), sowie eine Sondernummer zur Bourdieu-Rezeption der Zeitschrift *The Translator* (Inghilleri 2005a). Das Konstrukt des Habitus als Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsmuster und als inkorporiertes System dauerhafter Dispositionen, die durch Primärsozialisation und Lebensbedingungen erworben und kontinuierlich ausgeformt, restrukturiert und verhandelt werden, zeigte sich im Rahmen der Translationssoziologie als äußerst fruchtbar. Es wurde aber auch weiterentwickelt, wobei insbesondere interkulturelle, dynamische und wandelbare Qualitäten, also Pluralität von Habitus, eine zentrale Stellung einnahmen. Dies zeigen Arbeiten zu unterschiedlichen sozialen Laufbahnen literarischer Übersetzer*innen (Gouanvic 2005), Rollendiskrepanzen und Ambiguitäten von Dolmetscher*innen in »zones of uncertainty« (Inghilleri 2005b, 2006), Übersetzer*innen als berufliche und gleichzeitig individuelle interkulturelle Akteur*innen, die unterschiedliche Positionen in verschiedenen Feldern einnehmen (Meylaerts 2008, 2010), oder zum politischen Habitus von Translator*innen (Wolf 2010c, 2012b). Und in einem von Gisella Vorderobermeier (2014) herausgegebenen Band finden sich u.a. Vorschläge, Habitus in Zusammenhang mit anderen Konzepten zu denken, etwa Goffmans »identity work« (Sela-Sheffy 2014), Latours »agency« (Abdallah 2014), Deweys »habits« (Inghilleri 2014) oder Gieryns »boundary work« (Grbić 2014).

In Bezug auf die Untersuchung translatorischer Berufe bewirkte die Befassung mit Bourdieus Kultursoziologie bald eine Bewegung weg vom Professionalisierungsdiskurs und hin zur Rekonstruktion empirisch beobachtbarer Binnenlogiken und beruflich-habitueller Positionierungen. Als Beispiel seien die Arbeiten Esther Monzós (2002, 2005) zur Translation im juristischen Feld in Spanien genannt. Zum einen greift sie auf Bourdieu zurück, um die soziale Topografie des Feldes, die

zirkulierenden Kapitalien und die relative Autonomie des Feldes aufzuzeigen, zum anderen rekurriert sie auf machttheoretische Ansätze der Berufssoziologie und greift auf Larsons »Professionalisierungsprojekt« zurück, das Professionalisierung als Bestreben, die Ressource Wissen in soziale und ökonomische Anerkennung (»awards«) umzuwandeln, definiert (Larson 1977: xvii). Auch Abbotts (1988) Ansatz des Systems interdependenter Berufe, die in einem Kampffeld um Legitimation, Macht und Kontrolle konkurrieren, fließt in ihre Überlegungen ein, die sie auch dafür nützen möchte, das Professionalisierungsprojekt voranzutreiben. Monzós Fokus auf Konkurrenz zeigt sich besonders deutlich in einem Artikel zu den Statuskämpfen zwischen beeideten Translator*innen und Notar*innen einerseits und einer neu entstandenen Gruppe von Gerichtstranslator*innen andererseits (Monzó 2009). Erwähnenswert ist, dass Monzó im Zuge der Besprechung der Differenzierungsstrategien mit dem Ausdruck »boundary dispute« operiert, ohne allerdings auf das soziologische Konstrukt der symbolischen Grenzen im Sinne Thomas F. Gieryns (1999) oder Michèle Lamonts (2001) einzugehen (siehe dazu Kapitel 4.3).

Besonders verdient gemacht hat sich Rakefet Sela-Sheffy mit ihren auf Bourdieus Kultursoziologie fußenden Studien zu Translator*innen in Israel, die sie z.T. mit der allzu früh verstorbenen Miriam Shlesinger durchgeführt hat (vgl. Sela-Sheffy 2005, 2006, 2008, 2010, 2014, 2016a, 2016b; Sela-Sheffy/Shlesinger 2008). In ihren ersten Artikeln konzentriert sich Sela-Sheffy auf den Habitus literarischer Übersetzer*innen in Israel und geht anhand von Medieninterviews der Frage nach, wie literarische Übersetzer*innen symbolisches Kapital akkumulieren und einsetzen, um ihren Status zu erhöhen und ihr Prestige zu sichern. So konstruieren sie durch Exzeptionalitätsdiskurse nicht nur ihren ganz speziellen Nimbus eines künstlerischen »stardom«, sondern errichten auch eine unüberwindbare Grenze zu anderen translatorischen Tätigkeiten. Dies geschieht durch die Mystifizierung ihrer Tätigkeit ebenso wie durch die Glorifizierung ihrer besonderen Sozialisation, ihrer unkonventionellen Persönlichkeit und ihres Lifestyles (Sela-Sheffy 2006). Schließlich werden diese Daten mit einem umfangreichen Korpus von Interviews mit Konferenzdolmetscher*innen, Untertitler*innen, Kommunaldolmetscher*innen und Fachübersetzer*innen verglichen, um zu eruieren, welche Kapitalien jeweils in welcher Form eingesetzt und welche Strategien des »self-imaging« verfolgt werden (Sela-Sheffy/Shlesinger 2008; Sela-Sheffy 2010). In einem weiteren Beitrag (Sela-Sheffy 2016b) ortet sie einen »counter-professionalisation ethos« in allen befragten translatorischen Feldern, der sich deutlich auf die relationale Identitätsbildungsdynamik und die Statusbeziehungen zwischen literarischen Übersetzer*innen und Fachübersetzer*innen auswirkt. In einem theoretischen Beitrag diskutiert sie zudem die komplementäre Ergänzung des Habituskonzeptes durch jenes der »identity work« (Sela-Sheffy 2014).

Bei Sela-Sheffy finden sich Anknüpfungspunkte zur vorliegenden Studie. Sie rezipierte bereits 2005 mit Michèle Lamont eine der zentralen Figuren der Kulturso-

ziologie, die sich intensiv mit *boundary work* befasst, doch ist es nicht ihr Ansinnen, zu untersuchen, warum welche Arten von symbolischen Grenzen auf welche Weise konstruiert oder verändert werden und welche Konsequenzen für die Akteur*innen daraus erwachsen. Sela-Sheffy (2008: 610) ist zwar daran interessiert, wie sich diese unterschiedlichen Gruppen durch kulturelle Differenzierungen kontinuierlich (re-)konstruieren, allerdings stehen dabei die Identitätsbildung, die Akkumulation von symbolischem Kapital und Statusfragen im Vordergrund.

Sela-Sheffy hat mithin die differenziertesten und fundiertesten Arbeiten zu Identität, Status und Prestige von Translator*innen vorgelegt, doch gibt es inzwischen zahlreiche andere Studien zu diesem Themenkomplex, wie sie im Überblicksartikel »Profession, identity and status« (Sela-Sheffy 2016a) ausführt. So liegen neben quantitativen Einzeluntersuchungen zur Lage in verschiedenen Ländern (z.B. Setton/Guo 2009) auch quantitative länderübergreifende Studien (z.B. Katan 2009; Pym et al. 2013) vor, die allerdings meist keine theoretischen Überlegungen anstellen. Erwähnenswert sind die Beiträge eines längerfristigen Projektes von Helle V. Dam und Karen Korning Zethsen (2008, 2010, 2011, 2012, 2013, 2014, 2016), die sich mit dem Status und damit verbundenen Fragen zu Professionalität, Rollen und Identitäten von Übersetzer*innen und Dolmetscher*innen in Dänemark und in internationalen Organisationen befassen und sich auch theoretisch mit Fragen von Status und Prestige vor allem mit Rückgriff auf die Konzepte Kapital und Habitus auseinandersetzen. Zu Status und Prestige von Konferenzdolmetscher*innen liegen auch Publikationen von Paola Gentile (2013, 2018) vor, die ihre Umfrageergebnisse auf einen theoretischen Erklärungsrahmen mit Anleihen bei Bourdieu und Giddens stützt, und Dam und Gentile (2022) liefern einen Überblick über theoretische Grundlagen und empirische Studien zum Status von Konferenzdolmetscher*innen. Eine der wenigen Vergleichsstudien legen Minna Ruokonen und Elin Svahn (2021) mit ihrer Untersuchung zum Status von Übersetzer*innen in Finnland und Schweden vor.

Nach dem Status von Translator*innen, der in einigen der erwähnten Arbeiten auch mit Rückgriff auf Bourdieu gedacht wird, sei als weiteres Beispiel der Anwendung des Bourdieuschen Instrumentariums die vorwiegend quantitativ durchgeführte Untersuchung von Gisella M. Vorderobermeier (2013) zum Habitus von literarischen Übersetzer*innen im deutschsprachigen Raum angeführt, da sie sich insofern von den obigen Arbeiten unterscheidet, als sie sich nicht auf das »occupational self« (ibid.: 16) beschränkt, das bei Monzó, Sela-Sheffy und Dam und Zethsen und vielen anderen im Vordergrund steht, sondern das soziale Gewordensein der Befragten umfassend historisch in den Blick nimmt. So ist sie u.a. am Verhältnis zwischen dem primären, familiär generierten und dem in anderen sozialen Handlungskonstellationen, etwa Bildungsinstitutionen, inkorporierten spezifischen Habitus interessiert, den sie auf Basis von biografischen Daten und Tätigkeitsprofilen rekonstruiert und als nicht selten von »Mühen der Transformation« geprägt dar-

stellt. Dadurch gelingt es ihr, mögliche Verbindungen von primärem und spezifischem Habitus aufzuzeigen. Damit knüpft sie im Grunde auch an Sela-Sheffy an, deren Material u.a. zeigte, dass die Primärsozialisation in Diskursen arrivierter Literaturübersetzer*innen weitaus öfter ins Treffen geführt wird als eine bewusste Entscheidung, den Beruf literarische*r Übersetzer*in zu ergreifen. Für die vorliegende Studie sind Vorderobermeiers Ausführungen insofern aufschlussreich, als sie zeigen konnte, wie früh ein Grundstein für einen später ausgeübten Beruf gelegt werden kann, ob man sich nun dorthin hingezogen fühlt oder auch hineingedrängt wird, wie die Untersuchung zu Gebärdensprachdolmetschen zeigen wird. Wie in Kapitel 3.1 bereits ausgeführt wurde, erwies sich Bourdieus Konzeptapparat auch für die Rekonstruktion von Lebensverläufen individueller Translator*innen in der Geschichte als produktiv (vgl. etwa Gouanvic 2005 oder Meylaerts 2010 für das Übersetzen; Torikai 2009 für das Dolmetschen).

Abschließend sei noch auf einen Beitrag von Helen Colley und Frédérique Guéry (2015) verwiesen, die das Kommunaldolmetschen als hybriden Beruf konzeptualisieren. In ihrer Analyse greifen sie auf Bourdieus Konzept der »illusio« zurück – das Ausmaß, in dem ein Spieler bereit ist, sich in das Spiel zu involvieren und Einsätze zu leisten – und zeigen das Fehlen von Autonomie für Kommunaldolmetscher*innen, ihre ambige »illusio« sowie die Konflikte mit der »illusio« mächtigerer Berufe auf, mit denen sie kooperieren.

Auch wenn Bourdieus Kultursoziologie mit Abstand die breiteste Rezeption fand, so müssen auch die rezenteren Bezüge auf Collons und Latours Akteur-Netzwerk-Theorie (ANT) angeführt werden. Die im Kontext der Wissenschafts- und Techniksoziologie entstandene Betrachtungsweise des Zusammenhangs zwischen Mensch und Technik wurde zunächst von Buzelin (2005) theoretisch eingeführt, wobei sie in ihrem zweiten, empirischen Artikel (Buzelin 2007) die aktuellen Entstehungszusammenhänge von Übersetzungen in drei kanadischen Verlagen untersucht. Dass die ANT zunächst vor allem im Bereich der literarischen Übersetzung Anklang fand, ist jedenfalls erwähnenswert. Ebenso durch die ANT inspiriert sind die Arbeiten von Kristiina Abdallah, die sie allerdings in etwas eklektischer Art und Weise mit Albert-László Barabásis Netzwerktheorie und der *Agency Theory* verknüpft, was sie selbst als möglichen Kritikpunkt anführt (Abdallah 2012: 21). Translationswissenschaftliche Studien mit Bezug auf die ANT sind also noch rar, auch wenn sie sich gerade für die Technisierung der Translationstätigkeit eignen. Als weiterer, wissenschaftssoziologischer Forschungszugang kann Trevor Pinchs und Wiebe E. Bijkers *Social Construction of Technology* (SCOT) angeführt werden, der sich u.a. mit der Erforschung der Genese von technischen Artefakten als sozialem Prozess befasst. Diskutiert wurde SCOT im Zusammenhang mit maschineller Übersetzung von Michael Tieber (2019). Einen Überblick über soziologische Zugänge zur Translationstechnologie bietet Olohan (2019) und Risku, Rogl und Milošević

(2020) gehen ihn ihrem Überblicksartikel zu »workplace studies« neben kognitiven Zugängen auch auf soziologische ein.

Abschließend sei auf die im selben Handbuch erschienenen Artikel von Julie Boéri (2015) und Sofía García-Beyaert (2015) verwiesen, die sich mit Einflüssen interner und externer »key players« im Zusammenhang mit der Entwicklung der Dolmetschberufe befassen. Pym (2014) untersucht die historische Entwicklung von translatorischen Verbänden und Zwischenberger (2016) diskutiert die hegemoniale Macht der *International Association of Conference Interpreters* (AIIC) als translationspolitischer Entscheidungsträger. Das von Grbić (2010b) aus der Soziologie importierte Konzept der »boundary work« bzw. Grenzziehungsarbeit liegt der vorliegenden Arbeit zugrunde und wird, ebenso wie dazu inzwischen vorliegende Literatur in Kapitel 4.3 besprochen.

Wie in diesem Kapitel aufgezeigt werden konnte, stand die berufliche Tätigkeit von Translator*innen im Verlaufe der Entwicklung der Translationswissenschaft immer wieder im Zentrum der Überlegungen und auch Ansätze, die sich nicht dezidiert dem Beruf als Forschungsobjekt widmen, trugen maßgeblich dazu bei, die Repräsentation der Kategorie Translator*in mitzugestalten. Im nachfolgenden Kapitel wird der theoretische Rahmen aufbereitet, der der empirischen Studie wie auch den daraus hervorgehenden konzeptuellen Überlegungen zugrunde liegt.

4. Theoretischer Rahmen

So vielfältig die Zugänge zur beruflichen Tätigkeit von Translator*innen sind, so unterschiedlich sind die Erklärungsmodelle und die Bemühungen, die beruflichen Tätigkeiten zu erfassen, zu beschreiben, zu verstehen, zu erklären oder auch zu modellieren. Um eine neue theoretische Perspektive auf den Forschungsgegenstand eröffnen, konzeptuelle Überlegungen anstellen und empirisch gesättigte Erklärungsmodelle zu Entstehungs- und Verfassungsbedingungen translatorischer Handlungsfelder entwickeln zu können, ist es zunächst notwendig, den theoretischen Rahmen abzustecken, in dem sich die vorliegende Arbeit verortet. Das Ziel dieser Arbeit ist es zum einen, eine gegenstandsbezogene Theorie zur Verberuflichung des Handlungsfeldes Gebärdensprachdolmetschen zu konstruieren, zum anderen jedoch auch, davon abstrahierend ein Erklärungsmodell zu entwickeln, das auf andere Sphären der Translation übertragen werden kann. Im Folgenden sollen jene theoretischen Bezüge und damit einhergehende Vorannahmen präsentiert werden, die der Untersuchung zugrunde liegen und im Abschlusskapitel (Kapitel 10) in Form einer theoretischen Verdichtung wieder aufgenommen werden.

Ausgehend vom Verständnis von Translation als historisch gewachsene, soziale und kulturelle Praxis und von Translator*innen als sozialisierte, sozial und kulturell eingebundene, konstruierte und konstruierende historische Subjekte liegt der Untersuchung die Annahme zugrunde, dass deren Verberuflichung durch Klassifizierungs- und Typisierungsprozesse (wie Selbst-Identifizierung, soziale Verortung und Schaffung von Gemeinsamkeiten) vonstattengeht, bei denen durch mentale und soziale Kategorienbildung scheinbar Homogenes zusammengefasst und von anderem abgegrenzt wird. Soziale Kategorisierungen werden hier in Anlehnung an Peter Berger und Thomas Luckmann (1966/2003) und Eviatar Zerubavel (1993) als Ordnungs- und Orientierungssysteme verstanden, die dazu dienen, den Platz der Subjekte in der sozialen Welt zu schaffen und zu definieren, um das Leben in der sozialen Welt gemeinsam zu bewältigen. Dieser theoretischen Grundansicht folgend, ist es das Anliegen dieser Arbeit, die sozialen Prozesse und Strukturen, die zur Verberuflichung der Tätigkeit des Gebärdensprachdolmetschens geführt haben, ebenso wie die Vorgeschichten der Akteur*innen, zu rekonstruieren. Als Leitkonzept der Analyse dient *boundary work*. Im Folgenden soll dargestellt werden,

warum sich dieses Konzept dazu eignet, die Rolle von symbolischen Ressourcen und Handlungen bei der Generierung von »Identität« und »Differenz« zu verstehen und warum es sinnvoll ist, es durch das analytische Konzept der *sozialen Welten* zu ergänzen. Des Weiteren wird darauf eingegangen, wie die Begriffe Beruf, Profession und Professionalisierung aus der Perspektive der vorliegenden Arbeit zu lesen sind. Zunächst werden jedoch anhand exemplarischer Beispiele aus den vorangegangenen Kapiteln resümierend drei analytische Dimensionen der Betrachtung des Gegenstandes besprochen.

4.1 Dimensionen der Betrachtung des Berufs: Eine Zusammenschau

Betrachtet man die translationswissenschaftliche Behandlung des Berufs, lassen sich drei für diese Arbeit relevante Dimensionen extrahieren, die zusammenwirken, aus heuristischen Gründen jedoch getrennt betrachtet werden sollen: 1) die soziale bzw. berufliche »Identität« der Translator*innen, 2) die sozialen Strukturen bzw. symbolischen Räume, in denen sie (inter-)agieren und 3) die Handlungen oder Prozesse, die von ihnen vollzogen werden.[1] Die nachfolgende Zusammenschau dient dazu, bisherige Konzeptualisierungen dieser Dimensionen zu diskutieren, um schließlich nach Abschluss der Analyse der Verberuflichung des Gebärdensprachdolmetschens eine alternative Betrachtungsweise anzubieten.

4.1.1 Translator*in-Sein bzw. -Werden

Als translatorisch handelnde Subjekte stehen Translator*innen, wie gezeigt werden konnte, im Zentrum der Überlegungen unterschiedlicher Ansätze, sei es, sie sind bereits als solche kategorisiert, sei es in Form von Prozessen, die eine Entwicklung zum*zur Translator*in ermöglichen oder vorsehen. So werden Translator*innen von Vermeer und mehr noch von Holz-Mänttäri zwar als soziale und kulturgebundene Subjekte konzipiert, in der ihnen zugeschriebenen Expert*innenrolle jedoch als rational und zielgerichtet handelnde Idealtypen modelliert und auf diese Weise letztlich anonymisiert (siehe Kapitel 3.2.1). Auch in Prunčs Modell der Translationskultur, das weniger an Mikroproduktionsprozessen als an gesellschaftlichen und historischen Zusammenhängen, asymmetrischen Machtverhältnissen und ethischen Aspekten interessiert ist, schwingt, insbesondere in der operativen, »demokratischen« Version, eine Idealisierung mit, allerdings nicht als Typus rational und zielgerichtet handelnder Expert*innen, sondern als Typus selbstbewusster

1 Die vierte Dimension der Produkte wird ausgespart, da sie für die Konzeptualisierung des Untersuchungsrahmens nur in wenigen Aspekten von Relevanz ist, wiewohl sie im Zuge der Analyse zumindest mitgedacht wird.

und solidarischer Verantwortungsträger (siehe Kapitel 3.2.1). Pym wiederum distanziert sich dezidiert von der abstrakten Anonymität solcher Idealbilder. Seine Translator*innen will er als verleiblichte, im historischen und sozialen Raum situierte aktive Subjekte des Wandels verstanden wissen. Da sie allerdings die Mitgliedschaft in seinen »intercultures« erst aufgrund bestimmter Fertigkeiten erwerben und ihren Lebensunterhalt mit translatorischen Tätigkeiten bestreiten, schränkt er seine Perspektive ein, ohne zu explizieren, um welche Fertigkeiten es sich handelt, wie und wann diese erworben werden bzw. welche Tätigkeiten er unter dem Attribut »minimal professional« (Pym 2000: 5) subsumiert (siehe Kapitel 3.1). Translator*in-Sein wird jedoch nicht nur unterschiedlich modelliert, in der Literatur finden sich auch Kontroversen um das Recht, den Titel »Translator*in« zu tragen. Hierbei sei an die Diskussionen erinnert, die um die Konzepte »natural translation«, »non-professional translation« und »activist translation« entflammt sind, die, wiewohl sie in unterschiedlichen Zusammenhängen geführt wurden, transportieren, dass ein Subjekt nur unter bestimmten Voraussetzungen einer bestimmten Kategorie oder einem bestimmten Typus zuzurechnen ist (siehe Kapitel 2.2). Ebenso zu erwähnen sind an dieser Stelle Arbeiten, die sich der Merkmalskatalogverfahren bedienen, um bestimmten translatorischen Tätigkeitsfeldern die Etikette der Profession ganz oder teilweise zuzuerkennen (siehe Kapitel 2.3).

Neben dem Translator*in-Sein wird auch das Translator*in-Werden aus unterschiedlichen Perspektiven betrachtet. In der Translationsprozessforschung didaktischer Ausprägung werden Translator*innen als Träger*innen eines Bündels von Kompetenzen modelliert, das es zu erwerben gilt, um Expert*innenstatus zu erlangen (siehe Kapitel 2.1). Und im Rahmen von Professionalisierungsdiskursen wird ein Zielzustand angepeilt, in dem ein vorgeschnürtes Bündel erprobter Merkmalskategorien einem Kollektiv von Translator*innen zugeschrieben werden kann, das sie als Typus professioneller Translator*innen auszuweisen vermag, denkt man etwa an Tsengs Phasenmodell der Professionalisierung (siehe Kapitel 2.3).

Ebenso angeführt werden kann an dieser Stelle Tourys Konzeptualisierung des Translator*in-Werdens, die den Prozess der Sozialisation ins Zentrum rückt. Im Verlauf der translatorischen Sozialisation lernen Akteur*innen implizit oder explizit die jeweils vorherrschenden, sozial determinierten Normen und entwickeln sukzessive Strategien, um damit umgehen zu können (siehe Kapitel 2.2). Und mit Bourdieus Habituskonzept schließlich wird versucht, Translator*innen in ihrem historischen Gewordensein in den Blick zu nehmen, um individuelle wie kollektive Werdegänge, inkorporierte Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsmuster und beruflich-habituelle Positionierungen und Handlungszusammenhänge zu rekonstruieren. Das Konzept ermöglicht es, sowohl auf den beruflichen Habitus selbst zu fokussieren als auch Verbindungen zwischen primärem und spezifischem Habitus auszuloten (siehe Kapitel 3.2.3).

In einigen der besprochenen Ansätze und Arbeiten wird im Zusammenhang mit Translator*in-Sein bzw. -Werden mit den Konzepten (berufliche) Identität und (soziale) Gruppe operiert, sei es in Fachlehrbüchern, in denen eine scheinbar authentische »Identität« vorgezeichnet wird (siehe Kapitel 1.1.2), sei es in translationssoziologischen Studien, wie jenen Sela-Sheffys, die der beruflichen Identitätsbildung mit Goffmans Konzept »identity work« nachgeht (siehe Kapitel 3.2.3).

Da Identifizierung und Gruppenbildung auch in der nachfolgenden Studie eine wichtige Rolle spielen, sei ihnen ein Exkurs gewidmet. Ist in der vorliegenden Arbeit die Rede von individueller oder beruflicher »Identität«, so nicht im Sinne eines analytischen Konzepts, sondern als Kategorie der Praxis, d.h. der sozialen Erfahrung der Akteur*innen in ihren (privaten oder beruflichen) Wirklichkeiten. Denn das Nomen »Identität« suggeriert ebenso wie »Gruppe« Fixierung, Stabilität und Homogenität, während in der vorliegenden Arbeit der soziale Wandel und die individuelle Transformation im Vordergrund stehen. Um die Verdinglichung von Prozessen, die in den Blick genommen werden, zu vermeiden, soll stattdessen mit Rogers Brubaker und Frederick Cooper (2000) die Prozesshaftigkeit der Begriffe betont und dem Begriff der »Identifizierung« als kategorialer, relationaler und emotionaler Selbst- und Fremdzuschreibung der Vorzug gegeben werden. Dies erlaubt es, der sozialen Verortung der Akteur*innen und dem Entstehen von Gemeinsamkeit, Verbundenheit und Gruppengefühl (»groupness«) auf die Spur zu gehen (siehe dazu im Detail Kapitel 4.3.2). Ebenso lohnend ist Floya Anthias (2013) Begriff des »belongings«. Während Identität als analytisches Konzept statisches Sein und individuelle Eigenschaften suggeriert, wird durch »belonging« Relationalität ausgedrückt und das Überschreiten von Grenzen als Option ermöglicht. Auch Joanna Pfaff-Czarnecka (2011, 2013) bevorzugt in ihren Migrationsstudien das Konzept »belonging«, das bei ihr eine individuelle wie kollektive Dimension umfasst. Sie geht davon aus, dass Menschen im Laufe ihres Lebens unter oft schwierigen Umständen gleichzeitig oder sukzessive in unterschiedlichen kollektiven Einbindungen leben, wodurch sie »multiple belongings« ausbilden. Durch das Konzept der »biografischen Navigation« versucht sie die kontinuierlichen bewussten und/oder unbewussten Konstruktionen, (Neu-)Orientierungen, (Neu-)Positionierungen und Aushandlungen im Rahmen dieser Prozesse analytisch zu erfassen (siehe dazu auch Kapitel 7.1).

Für die vorliegende Studie stellt sich nun die Frage, wie Klassifizierungen und Typisierungen in der Praxis vorgenommen werden bzw. wie ein individuelles und kollektives berufliches Selbst schrittweise modelliert wird, wenn ein Beruf (noch) nicht existiert, obschon die Tätigkeit des Dolmetschens für Gehörlose in diversen Kontexten Alltag ist und translatorische Berufe bekannt sind. Um die Subjekte der vorliegenden Studie erfassen zu können, genügt es nicht, sie als Bündel von Kompetenzen oder professionellen Merkmalen oder in Hinblick auf die disponiblen Rollen als Verhaltensfiguren zu untersuchen, da diese jeweils nur einen eingeschränkten Blick auf den Forschungsgegenstand erlauben.

Der (berufliche) Habitus von Translator*innen dient nicht als Leitkonzept, Bourdieus Konzeptapparat hat jedoch in Bezug auf seinen Akteursbegriff Einfluss auf diese Arbeit. So wird davon ausgegangen, dass sich die in den Blick genommenen Akteur*innen nicht (immer) bewusst und reflektiert in ihren Feldern bewegen, sondern im Rahmen ihrer Dispositionen auf der Basis sozial erworbener Möglichkeiten agieren. Sie sind weder rein subjektive noch rein gesellschaftliche, sondern konstruierende wie konstruierte Subjekte, die sowohl subjektiven Sinn erzeugen als auch sozialer Determination unterliegen. Auch wenn es durchaus Sinn machte, den Habitus als inkorporiertes System dauerhafter Dispositionen von Gebärdensprachdolmetscher*innen zu untersuchen, so liegt der Fokus der vorliegenden Studie weniger auf der Ausformung eines spezifischen Habitus als auf dem durch Grenzziehung gekennzeichneten Prozess der Transition zwischen Alltagstätigkeit, informeller Arbeit und Beruf (zur Komplimentierung von *boundary work* durch Habitus vgl. Grbić 2014). Translator*in(-Sein) wird in dieser Arbeit als dynamische und relationale soziale und kulturelle Kategorie verstanden. Dies bedeutet, dass Personen als Gebärdensprachdolmetscher*innen bezeichnet werden, wenn sie als solche kategorisiert werden oder wenn sie sich selbst als solche kategorisieren.

4.1.2 Translatorisches Terrain

Als zweite Dimension der Betrachtung des Berufs von Translator*innen können jene Strukturen bzw. Räume ausgemacht werden, in denen die Akteur*innen positioniert werden. Dies soll anhand von vier Zugängen exemplifiziert werden. Die funktionale Übersetzungswissenschaft bietet mit Holz-Mänttäris Theorie des translatorischen Handelns das Konzept des »Gefüges« als Handlungsrahmen an, in dem Translator*innen als Expert*innen ihrer Tätigkeit idealtypisch nachkommen. Das Gefüge fußt auf Spezialisierung, Arbeitsteilung und Kooperation, wodurch (Kompetenz-)Relationen und Abhängigkeiten zwischen den Elementen unterstrichen werden (siehe Kapitel 3.2.1).

Prunčs Konzept der Translationskultur wiederum ist weniger klassische Struktur oder Handlungsrahmen, sondern vor allem ein symbolischer Identitätsraum. Als solcher ist er einem tatsächlichen sozialen Raum, in dem translatorische u.a. Handlungen vollzogen werden, gedanklich vorgelagert. Translationskulturen sind historisch gewachsene, dynamische Subsysteme von Kulturen, die durch Normen, Erwartungshaltungen und Wertvorstellungen ebenso wie durch habitualisierte Verhaltensmuster ihrer Akteur*innen geprägt werden. Ihre operativ-prospektive Ausprägung verweist auf das utopische Ziel demokratischer Translationskulturen (siehe Kapitel 3.2.1). Für die vorliegende Studie ist dieser offensiv-strategische Aspekt des Konzeptes interessant, da im Zuge der Ausformung eines Berufs das gestalterische Moment und strategische Prozesse von Bedeutung sind.

Pyms »professional interculture« ist als topografischer ebenso wie als Ideenraum konzeptualisiert. Intercultures beziehen sich auf Meinungen und Praktiken an Schnittflächen zwischen Kulturen und verstehen sich als Räume mit eigenen Mitgliedschaftsritualen, Verhaltensnormen, Ideologien und Ethiken. Sie haben keine stabilen Grenzen, sind hybrid und transitorisch, jedoch nur jenen vorbehalten, die ihren Lebensunterhalt mit Translation bestreiten (siehe Kapitel 3.1). Für die vorliegende Studie birgt das Konzept nicht ausreichend Potenzial, um die Entstehung von Berufen analytisch in den Blick zu nehmen.

Das Konzepts des sozialen Feldes wurde in Kapitel 3.2.3 angesprochen, zu ergänzen ist, dass in der Translationssoziologie keine Einigkeit darüber herrscht, inwiefern von einem translatorischen Feld im Bourdieuschen Sinne gesprochen werden kann. Während einige Autor*innen ein translatorisches Feld voraussetzen und viele das Konzept verwenden, weist Wolf (2007b) anhand grundlegender Prinzipien sozialer Felder auf einige Einschränkungen hin: So ist Translation u.a. von Instabilität und geringer Autonomie gekennzeichnet, und die Beziehungen zwischen den Akteur*innen sind sehr oft von nur kurzer Dauer. Sie entwickelt daher mit Rückgriff auf Homi Bhabhas »third space« das Konzept des »mediation space«, einen Raum des Dazwischen, der mit verschiedenen Feldern interagiert, in dem hybride Subjekte sozial agieren, kulturelle Produkte ambigen Charakter haben und Aushandeln ein zentrales Prinzip darstellt. Der »mediation space« ist eine diskursive Zone des permanenten Aushandelns von Bedeutung, in der sich Raum, Zeit und Bewegung kreuzen und Platz für Differenz schaffen. Auch Inghilleri (2005b) spricht sich gegen ein translatorisches Feld aus und betrachtet translatorische Räume als »zones of uncertainty«, die sie im Dazwischen von sozialen Feldern ansiedelt. Die Annahme eines translatorischen Feldes bzw. der Entstehung eines Subfeldes stellte sich auch für diese Arbeit als nicht fruchtbar heraus, zumal Bourdieu die Entstehung von Feldern eng an das Prinzip der Autonomie knüpft.

In der vorliegenden Arbeit wird davon Abstand genommen, a priori einen Raum oder ein Terrain von Gebärdensprachdolmetscher*innen anzunehmen. Dies ist auch der zugrundeliegenden Methodologie geschuldet. Denn wie Andrew Abbott schlüssig argumentiert, entstünden soziale Entitäten erst durch das Setzen von Grenzen: »Boundaries come first, then entities« (Abbott 1995: 860). Eine prozessuale Sicht auf die Konstruktion eines Berufs macht es daher notwendig, zunächst von der Vorannahme eines wie auch immer gearteten Raums abzusehen. Um jedoch nicht Gefahr zu laufen, die im Entstehen begriffene Entität analytisch nicht fassen zu können, wird auf das Konzept »sozialer Welten« zurückgegriffen.

Das Konzept geht auf Tamotsu Shibutani (1955) zurück und wurde von Anselm Strauss (1978, 1993) und danach von Adele E. Clarke (1991) sowie Clarke und Susan Leigh Star (2007) weiterentwickelt. Anselm Strauss modellierte sein Konzept der sozialen Welten als Kritik am Strukturfunktionalismus, der Berufe als homogene Gemeinschaften betrachtet, deren Mitglieder Identität, Werte, Rollenbilder und Inter-

essen teilen. Dem setzen Bucher und Strauss (1961: 325) ein Prozessmodell von Beruf entgegen. Denn Berufe seien weder homogen noch statisch, sondern Resultat kontinuierlicher Aushandlungsprozesse. Eine konzeptuelle Erweiterung erfährt die ursprünglich nur für Berufe entwickelte Idee der »loose amalgamations of segments« (ibid.: 326), die lediglich für einen gewissen Zeitraum zusammengehalten werden, mit der Einführung der sozialen Welten als umfassenderem analytischen Modell. Soziale Welten sind für Strauss (1978, 1993) Agglomerationen von Personen, die sich gemeinsam für eine bestimmte (Kern-)Aktivität engagieren, Ressourcen miteinander teilen und einsetzen, um ihre Ziele zu erreichen, und kollektive Sichtweisen darüber entwickeln, wie ihre Vorhaben zu betreiben sind. Soziale Welten sind weder homogen noch statisch, sondern das Resultat kontinuierlicher Interaktionsprozesse, in denen die Struktur stetig produziert, reproduziert und modifiziert wird. Es ist ein skalierbares Konzept, da soziale Welten in Größe und Erscheinungsform variieren und Mitgliedschaft zentrale Akteur*innen ebenso wie periphere Mitglieder einschließt, wobei jeder Mensch Angehöriger verschiedener sozialer Welten ist. Da innerhalb sozialer Welten konkurrierende Meinungen herrschen und divergierende Handlungen gesetzt werden, kann sich eine soziale Welt ausdifferenzieren und Subwelten bilden. Soziale Welten und Subwelten überschneiden sich mit anderen in Bezug auf Themen und Aktivitäten, was zur Bildung von Arenen führt, »[where] various issues are debated, negotiated, fought out and manipulated by representatives of implicated subworlds« (Strauss 1978: 124). Diese werden jedoch nicht als soziale Orte verstanden, sondern als diskursive Modi oder Argumentationsbeziehungen, die sich sowohl innerhalb einer sozialen Welt als auch an Schnittpunkten zwischen sozialen Welten ausbilden (vgl. dazu auch Clarke 2006 und Strübing 2007). Das Konzept der sozialen Welten und Arenen erweist sich insofern als brauchbar für die Studie, als es erlaubt, die Positionierung der Subjekte in verschiedenen sozialen Welten ebenso wie die Relationen zwischen den sozialen Welten und insbesondere Wandel und Transformation in den Blick zu nehmen.

4.1.3 Translatorisches Tun

Die dritte und letzte Dimension der Betrachtung von Translation als Beruf setzt bei den translatorischen Tätigkeiten an, die historisch rekonstruiert, aktuell oder theoretisch konzeptualisiert werden. Zunächst ist hier aus dem Bereich des Funktionalismus wieder Holz-Mänttäris Konzept des »translatorischen Handelns« als zielgerichtetes, kooperatives Expertenhandeln anzuführen. Ihre Translator*innen verfügen über ein Handlungskonzept, sie arbeiten systematisch und tragen Verantwortung für ihre Entscheidungen. Ihr Handlungsspielraum ist groß und reicht von traditionellen translatorischen Tätigkeiten über Translationsmanagement bis zur Beratung (siehe Kapitel 3.2.1). Eine z.T. auf Holz-Mänttäri rekurrierende, jedoch nicht mit Idealtypen operierende Richtung, die sich mit dem Tun von Berufstrans-

lator*innen befasst, ist die in Kapitel 3.2.3 besprochene von Risku und Kolleg*innen vertretene Perspektive der *Situated, Embodied and Distributed Cognition,* die berufliche Translation als kognitiven Prozess ebenso wie Interaktion zwischen Menschen und ihrer sozialen und materiellen Umgebung betrachtet.

Die Expertiseforschung der Übersetzungs- und Dolmetschwissenschaft wiederum untersucht translatorisches Tun als kognitiven Prozess mit dem Ziel, Erkenntnisse über Kompetenzen und Strategien zu gewinnen, in denen sich Bilinguale, Studierende und professionelle Translator*innen voneinander unterscheiden (siehe Kapitel 2.1).

Aus dem Bereich der Dolmetschwissenschaft sei an das Konzept der sozialen Rolle erinnert, das Erwartungshaltungen an translatorische Tätigkeiten in den Vordergrund stellt. Ob nun theoretisch konzeptualisiert oder empirisch untermauert, richten Arbeiten zur Rolle den Fokus auf die Frage, welche Erwartungen an Handlungen von Dolmetscher*innen gerichtet werden, wobei häufig und meist graduell zwischen rollenkonformem und nicht rollenkonformem Verhalten differenziert wird (siehe Kapitel 3.2.2). In diesem Zusammenhang kann auch auf die Translationsethik verwiesen werden, die Entscheidungsprozesse von Translator*innen unter dem Gesichtspunkt von Verantwortlichkeit und Rechtfertigung untersucht und damit den Handlungen zugrunde liegende Werte und Tugenden in den Blick nimmt, wie z.B. in Ehrenkodizes manifestierte Gruppenmoralen und deren Handlungsrichtlinien (siehe Kapitel 1.3.2).

Toury modelliert mit seinen Normen als Verhaltensregeln der Zielkultur translatorisches Tun als Entscheidungsprozess, von der Translationspolitik, die bestimmt, was übersetzt oder gedolmetscht wird, bis hin zu operativen Normen, die konkrete translatorische Entscheidungen beeinflussen. In Prunčs Translationskulturen sind Normen auch manifest, allerdings stecken sie lediglich den Handlungsspielraum ab, während »die Maximen eines selbstreflektiven und selbstverantwortlichen ethischen Handelns« (Prunč 2012: 343) bei den Translator*innen selbst verankert werden, was etwa Translationsverzicht und Translationsverweigerung ermöglicht. Auch Nonkonformismus hat in seinem Modell einen Platz, wenn nämlich Normen vorliegen, die Translator*innen aus »moralischen, ideologischen oder ästhetischen« Gründen »zum Widerspruch herausfordern« (ibid.: 348). Und schließlich haben Translator*innen nicht nur die Aufgabe zu übersetzen und/oder zu dolmetschen, sondern auch aktiv an der Konstruktion von Translationskulturen mitzuwirken, diese aufzubauen, auszuhandeln und zu pflegen (siehe Kapitel 3.2.1).

Einen explizit nonkonformistischen Anspruch an translatorisches Tun stellen Vertreter*innen der »activist translation«, die oft als Translator*innen, Forscher*innen und Aktivist*innen in Personalunion agieren. Sie betrachten Translation als ethisches, politisches und ideologisches Handeln, stellen die Unschuld der distanzierten Unparteilichkeit in Frage und verfolgen in ihrem Engagement für soziale Bewegungen eine unmittelbar auf gesellschaftliche Veränderungen abzielende

politische Agenda. Durch ihren Einsatz gegen Subordination und ideologische Unterdrückung erweitern Praktiker*innen ihren Handlungsspielraum durch eine aktivistische Komponente, während die Forschung bestrebt ist, sich ihrer politischen Verantwortung bewusster zu werden (siehe Kapitel 2.2).

Betrachtet man die hier besprochenen fachhistorisch, epistemologisch und methodologisch unterschiedlichen Perspektiven auf translatorisches Tun, so fällt auf, dass diese oftmals kategoriale oder graduelle Unterscheidungen treffen, indem sie kompetentes, professionelles, adäquates, ethisches oder gesellschaftspolitisch relevantes translatorisches Tun jenem Tun gegenüberstellen, welches diese oder ähnliche Merkmale nicht oder noch nicht aufweist. Damit soll keineswegs behauptet werden, dass eine andere Betrachtungsweise translatorischer Handlungen in der Wissenschaftslandschaft nicht existiert – man denke an jüngere translationshistorische oder translationssoziologische Ansätze (siehe Kapitel 3.1 und 3.2.3). Gleichwohl ist es für die vorliegende Studie aufschlussreich, dass der mitunter wertende Akt des Unterscheidens bei der Beschreibung und Analyse translatorischer Tätigkeiten keinen Einzelfall darstellt, sondern dazu dient, den Untersuchungsgegenstand dem jeweils als sinnvoll erachteten gedanklichen Rahmen anzupassen. Für die vorliegende Arbeit stellt sich die Frage, wie sich diverse Formen translatorischen Tuns in der sozialen Praxis entwickeln und verändern, in welcher Relation sie zueinander stehen, wie sie bewertet werden und welche Erfahrungen oder Ideologien dahinterstehen.

Wie gezeigt werden konnte, sind Translator*in-Sein bzw. -Werden, translatorisches Terrain und translatorisches Tun drei Dimensionen, die sich – neben der hier nicht behandelten Perspektive auf translatorische Produkte – der Translationswissenschaft anbieten, um Translation und deren Akteure als Objektbereich zu fassen aber auch zu formen. Die drei in diesem Abschnitt besprochenen Dimensionen von Translation werden auf Basis der vorliegenden Überlegungen und der empirischen Befunde abschließend nochmals konzeptuell in den Blick genommen, um eine alternative Betrachtungsweise anzubieten (siehe Kapitel 10).

4.2 Vom Gebrauch sozialer Kategorien

Wie in der Einleitung zu diesem Kapitel dargelegt wurde, wird von der Annahme ausgegangen, dass bei der Verberuflichung von Gebärdensprachdolmetscher*innen Typisierungs- und Klassifizierungsprozesse eine wesentliche Rolle spielen. Durch Selbst-Identifizierung, soziale Verortung und Schaffung von Gemeinsamkeiten, aber auch durch Distanzierung oder Ausschließung werden symbolische und soziale Kategorien gebildet, die als Ordnungs- und Orientierungshilfen dienen. Diese Fähigkeit und Notwendigkeit zur Kategorienbildung stellt einen der Gründe für die Auswahl von *boundary work* als Leitkonzept der Analyse dar. Bevor

auf die Entwicklung dieses Konzeptes im nächsten Kapitel näher eingegangen und dessen Bedeutung für die vorliegende Arbeit diskutiert wird, soll zunächst auf die Phänomene der Kategorienbildung und Klassifikation aus sozialwissenschaftlicher Perspektive eingegangen werden, zumal sie bei Prozessen der *boundary work* eine wichtige Rolle spielen.

Kategorienbildung, d.h. das Zusammenfassen von einander ähnelnden Objekten zu Klassen, ist ein fundamentales Prinzip des menschlichen Denkens und Handelns, Wahrnehmens, Verstehens, Lernens, Erwartens, Empfindens, Erklärens und Kommunizierens (vgl. Waldmann 2017). Denn »[t]hings become meaningful only when placed in some category« (Zerubavel 1993: 5). In der Soziologie und Ethnologie interessiert man sich zumindest seit Émile Durkheims und Marcel Mauss' in diesem Zusammenhang häufig zitierter Abhandlung »Über einige primitive Formen von Klassifikation« ([1901/02]/1987) für die Logik sozialer Klassifikation und deren Konsequenzen für das Zusammenleben von Menschen (zu sozialen Differenzkategorien vgl. Emmerich/Hormel 2013). »To classify is human«, übertiteln Geoffrey C. Bowker und Susan Leigh Star (2000) die Einleitung ihrer Monografie zu Klassifikationssystemen, deren Entstehungsumständen und Konsequenzen für die Gesellschaft. Und Eviatar Zerubavel (1993) beginnt seine Monografie *The Fine Line*, die sich mit Kategorisierungs- und Grenzziehungsprozessen in Alltag und Wissenschaft befasst, plakativ mit einem Bibelzitat aus der Schöpfung, die er als allegorische Darstellung der Schaffung von Ordnung aus dem Chaos bezeichnet. Der erste Schöpfungsakt war ein Akt der Teilung, die ersten drei Schöpfungstage waren ausschließlich dem Differenzieren und Klassifizieren gewidmet.[2]

Kategorien sind in der Regel unsichtbar, sie werden durch sozialen Austausch gelernt, naturalisieren die soziale Erscheinungswelt und haben insofern soziologische Relevanz, als sie kollektive Vorstellungen über gesellschaftliche und moralische Ordnung repräsentieren. Als solche sind sie zwar kontingent, historisch variabel und kulturell divergent, haben aber eine nicht zu unterschätzende materielle Kraft, da sie oft mit objektiven Folgen verbunden sind. Insofern befasst sich die soziologische Forschung mit den Entstehungsumständen und Konsequenzen sozialer, kultureller, moralischer oder ästhetischer Bewertungen, die mit Klassifikationen einhergehen. Bowker und Star (2000) etwa widmen sich der Problematik institutioneller Klassifikationssysteme und Standards, wie der *Internationalen statistischen Klassifikation der Krankheiten* (ICD), der Klassifikation der Tuberkulose, der *Nursing Intervention Classification* und der Rassenklassifikation in Südafrika zur Zeit der Apartheid.

---

2 »Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde; die Erde aber war wüst und wirr, Finsternis lag über der Urflut und Gottes Geist schwebte über dem Wasser. Gott sprach: Es werde Licht. Und es wurde Licht. Gott sah, dass das Licht gut war. Gott schied das Licht von der Finsternis und Gott nannte das Licht Tag und die Finsternis nannte er Nacht« (Die Bibel, Einheitsübersetzung, Genesis/1. Mose, Kapitel 1, Vers 1).

In ihren Fallstudien fokussieren sie Klassifikationsmacht, Aushandlungsprozesse und deren Implikationen für soziale Konstrukte wie Identität, Krankheit, Ethnizität oder Arbeit. Und Sighard Neckel und Ferdinand Sutterlüty (2008: 15) konzentrieren sich auf negative Klassifikationen und bezeichnen diese in ihrem Beitrag zum Sammelband *Mittendrin im Abseits* zu ethnischen Gruppenbeziehungen explizit als »stigmatisierende Elemente der symbolischen Ordnung sozialer Ungleichheit«.

Doch wie entstehen solche Klassifikationen und damit verbundene Wertungen? Zerubavel beschreibt Kategorisieren als mentales »lumping« und »splitting. Durch »lumping« wird scheinbar Homogenes in Kategorien zusammengefasst und gleichzeitig durch »splitting« von anderen Kategorien separiert. Die so entstandenen klar voneinander abgegrenzten »islands of meaning« erscheinen als ideale Sphären, weil sie kognitive Ruhe vorgaukeln, während die Überwindung der zwischen diesen Inseln entstandenen symbolischen Klüfte mitunter großen mentalen Einsatz erfordert (Zerubavel 1993: 21, 24). Diese Art und Weise zu kategorisieren entspricht dem Mindset eines »rigid mind«, das Reinheit und Ordnung benötigt und Zwischentönen, Ambiguitäten und Mischformen bestenfalls Misstrauen entgegenbringt. Diametral entgegengesetzt verortet er das Ideal eines »fuzzy mind«, das Unterschiede verwischt, Grenzen missachtet, von Ambiguität fasziniert ist und im Streben nach Gleichheit auch eine explizite ethisch-moralische Dimension in sich birgt. Die Integration beider Denkweisen vereint er in seinem – utopischen, aber anzustrebenden – Mindset des »flexible mind«.

Das Denken in sozialen Kategorien kann also rigide ebenso wie flexibel sein, wobei klassifizierendes Denken Unterscheidung ebenso wie Relationierung des Unterschiedenen umfasst (Emmerich/Hormel 2013: 46). Die so entstandenen Kategorien sind einmal stabiler, einmal weniger stabil und können in letzterem Fall leichter verändert werden (Bowker/Star 2000: 41). Was die Distinktionslogik betrifft, findet man rein kategoriale Unterscheidungen, die sich in der Zuschreibung von qualitativer Ungleichheit manifestieren, aber auch graduelle Unterscheidungen, die auf die Zuschreibung von quantitativer Ungleichwertigkeit abzielen (Neckel/Sutterlüty 2008: 19). Im Zuge der Differenzierung und Kategorienbildung spielen Grenzen – *boundaries* – bzw. Grenzziehungsprozesse eine entscheidende Rolle. Zerubavel (1993: 2) beschreibt *boundaries* metaphorisch als mentale Zäune, die wir benötigen, um bedeutungsvolle soziale Einheiten wie Familie, Klasse oder Nation aus dem Fluss (»flux«) menschlicher Existenz herauszulösen. Sie stellen ein notwendiges Werkzeug bei der Ausbildung der Ordnung des gesellschaftlichen Zusammenlebens dar, bei der Menschen, Dingen und Ereignissen ein Platz im relationalen Beziehungsgefüge zugewiesen wird.

Auch in der Translationswissenschaft wurden und werden, wie die Ausführungen bereits gezeigt haben, notwendigerweise Kategorisierungen vorgenommen, auch wenn diesem Thema bislang metatheoretisch nicht ausreichend Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Gernot Hebenstreit (2009: 22) etwa weist in seiner

Untersuchung zu Definitionen in der deutschen Übersetzungswissenschaft darauf hin, dass viele der von ihm untersuchten Definitionen von Translationstypen oder -techniken in Form von kategorialen Oppositionen vorgenommen werden, wie etwa Otto Kades (1968) klassische Differenzierung von Übersetzen und Dolmetschen anhand einer Serie von Merkmalen wie Fixiertheit und Korrigierbarkeit, die allerdings nicht ohne eine »unsaubere« Residualkategorie auskommt und Vom-Blatt-Übersetzen als Mischform bezeichnen muss. Auf eine oppositionelle Distinktionslogik in der Übersetzungswissenschaft macht auch Lavinia Heller (2013: 93f.) aufmerksam, wenn sie aufzeigt, wie der Topos der »Unauffälligkeit« von Übersetzung durch Gegensatzpaare ganz unterschiedlicher fachlicher Positionen wie »overt« und »covert translation«, »dokumentarische« und »instrumentelle Übersetzung« oder »foreignizing« und »domesticating translation« fortgeschrieben wurde.

Als Teil des epistemischen Prozesses sind solche konzeptuellen Kategorien abstrakt, reduktiv und kontingent, i.d.R. theoriegebunden und in den Geisteswissenschaften von »fuzzy edges« umspielt, mit denen man zu leben gelernt hat (Hebenstreit 2009: 16f.). Allerdings ist die Wissenschaft, und in der Folge auch die Praxis, bei der Bildung und Verwendung von Kategorien nicht nur mit technischen Problemen konfrontiert, denen sie etwa mit der Bildung von Hybridformen (etwa Turner/Pollitt 2002: 41 und Griesel 2009) oder durch die Anwendung der Prototypentheorie (Halverson 1999, 2000; Prunč 2004b) begegnet. Sie beeinflusst auch die Wahrnehmung der auf diese Weise konstruierten Forschungsobjekte. So konnte Prunč (2010) am Beispiel der Unterscheidung des Konferenzdolmetschens vom Kommunaldolmetschen aufzeigen, wie statuspolitische Ausschließungsdiskurse unter dem Deckmäntelchen der Qualitätssicherung zur Subordination eines ganzen translatorischen Feldes geführt haben. Konstruktionsmacht erlaubt es, hierarchische Positionen zuzuweisen, unsichtbar zu machen oder aus dem Forschungskanon auszuklammern, auch wenn dies im Falle des Kommunaldolmetschens als weitgehend überwundene historische Etappe angesehen werden kann. Aufschlussreich sind diesbezüglich auch rezentere Diskussionen über Sinn und Unsinn der Bildung neuer Kategorien und damit auch Prägung neuer Bezeichnungen im Zuge der Diversifizierung translatorischer Tätigkeiten in der Praxis wie in der Wissenschaft (vgl. Chesterman 2019; van Doorslaer 2021). Die Rolle von *boundary work* oder Grenzziehungsprozessen, die Kategorisierungsprozessen zugrunde liegen, wurde von Grbić (2010b, 2011) in die Translationswissenschaft eingeführt.

4.3 Boundary Work – Von den Grenzen des Möglichen

Im Verlauf der Vorarbeiten zu dieser Studie hat sich *boundary work* als probates Leitkonzept herauskristallisiert, um die Konstruktion des Berufes von Gebärdensprach-

dolmetscher*innen in Österreich zu untersuchen. Im Folgenden wird die Einführung und Weiterentwicklung des Konzeptes besprochen, bevor nach einem Exkurs in die Berufssoziologie auf die Anwendung von *boundary work* im Zusammenhang mit der Untersuchung von Berufen eingegangen wird.

4.3.1 Thomas F. Gieryn und die Anfänge in der Wissenschaftssoziologie

Einer der ersten Sozialwissenschaftler, der das Konzept der Grenze ins Zentrum seiner Überlegungen stellt, ist der Wissenschaftssoziologe Thomas F. Gieryn (1983), der sich mit Demarkation von wissenschaftlichem und nicht-wissenschaftlichem Wissen befasste, um der Frage nach den Ursachen kognitiver Autorität und dem gesellschaftlichen Sonderstatus von Wissenschaft nachzugehen. Dabei entwickelte er das analytische Konzept *boundary work* als den Einsatz diskursiver Ressourcen zum Ziel der Expansion, Monopolisierung und Bewahrung (»protection«) professioneller Autorität, wobei er diese Ziele als typische Merkmale jeglicher Professionalisierungsprozesse betrachtet:

> [B]oundary-work is a likely stylistic resource for ideologists of a profession or occupation: (a) when the goal is *expansion* of authority of expertise into domains claimed by other professions or occupations, boundary-work heightens the contrast between rivals in ways flattering to the ideologists' side; (b) when the goal is *monopolization* of professional authority and resources, boundary-work excludes rivals from within by defining them as outsiders with labels such as »pseudo,« »deviant,« or »amateur«; (c) when the goal is *protection of autonomy* over professional activities, boundary-work exempts members from responsibility for consequences of their work by putting the blame on scapegoats from outside.[3] (Ibid.: 791f.)

In seinen Fallanalysen zeigt er auf, dass die Konzepte von Wissenschaft je nach Gefahrenmoment divergieren und die durch *boundary work* konstruierten Grenzen somit keine Demarkationslinien sind, sondern »ambiguous, flexible, historically changing, contextually variable, internally inconsistent und sometimes disputed« (ibid.: 792). In seinen späteren Arbeiten bedient sich Gieryn räumlicher und kartografischer Metaphern und spricht von Wissenschaft als

> [n]othing but a *space*, one that acquires its authority precisely from and through episodic negotiations of its flexible and contextually contingent borders and territories. Science is a kind of spatial »marker« for cognitive authority, empty *until*

3 In seiner Monografie spricht Gieryn (1999: 15ff.) von »expulsion«, »expansion« und »protection of autonomy«.

> its insides get filled and its borders drawn amidst context-bound negotiations over who and what is »scientific«. (Gieryn 1995: 405, Hervorh. i. Orig.)

Wissenschaft ist für ihn ein »culturescape«, dessen Grenzen nicht nur kontingent sind, sondern durch die Möglichkeit variabler Arrangements von Räumen verschiedenartige Beziehungen zwischen Dingen bzw. Akteur*innen definieren können, wie Eingebettetsein, Überlappung, Verwandtschaft oder auch gänzliche Separation, wobei die Bewohner*innen der konstruierten Räume generalisiert und homogenisiert werden (Gieryn 1999: 7).

Auffällig ist Gieryns martialische, fast militärische Ausdrucksweise, er spricht von Glaubwürdigkeitswettbewerben, von Territorien, die erobert werden, vom Abstecken von Claims und von Revierkämpfen, von Marksteinen, Grenzkontrollen und Grenzverletzungen, Rivalitäten und Kompromittierung, dem Zeichnen von »maps« und »countermaps«, von Verlust und Sieg. Ebenso ins Auge fällt in seiner Konzeptualisierung von *boundary work* der starke Fokus auf Interessegeleitetheit, Zielorientierung und strategisches Verhalten (ibid.: 23). Auch wenn er einräumt, dass sich Interessen verändern können, so ist für ihn *boundary work* doch im Kern instrumentalistisch. Hierbei stellt sich die Frage, ob eine teleologische Fassung des Konzeptes nicht den Blick auf andere Erklärungsmöglichkeiten verschließt und so den Beobachtungsradius der Forschung nicht nur einschränkt, sondern einseitig lenkt. Dies wurde auch von Tanja Paulitz (2012: 49f.) in ihrer Arbeit zur Professionalisierung der modernen Technikwissenschaften im deutschsprachigen Raum moniert. So sieht sie in Gieryns Auffassung von sozialen Akteur*innen und Konflikten den Eindruck vermittelt, sie seien intentional handelnde Subjekte, die ihre Standpunkte strategisch und nutzenmaximierend formulieren, um soziale Segregation zu erzielen. Trotz dieser Kritik ist Gieryns *boundary work* eine vielversprechende Perspektive, die es, befreit von rationalistischen und teleologischen Einschränkungen, erlaubt, die Emergenz, Konstituierung und Etablierung des Berufs von Gebärdensprachdolmetscher*innen durch die Rekonstruktion sozialer Unterscheidungspraxis zu untersuchen.

4.3.2 Michèle Lamont und die Weiterentwicklung des analytischen Konzeptes

Eine der produktivsten Forscher*innen, die sich das Konzept *boundary work* über viele Jahre in tlw. groß angelegten Studien zur Konstruktion von Klassenunterschieden in den USA und in Frankreich zunutze gemacht hat, ist die US-amerikanische Kultursoziologin und Bourdieu-Schülerin Michèle Lamont (1992, 2000). Lamont bezeichnet *boundary work* als kulturelle Praxis der Konstruktion von Ungleichheit, bei der symbolische *boundaries* gezogen werden, um Gefühle von Ähnlichkeit und Differenz zu generieren (Lamont/Fournier 1992: 13) und durch die Konzepte wie Klasse,

Rasse, Ethnie, Geschlecht, Religion oder Nation ihre gesellschaftliche Bedeutung erhalten (Lamont 2001: 171f.). Solche konzeptuellen Unterscheidungen münden häufig in sozialen *boundaries*, die sich etwa durch ungleichen Zugang zu oder ungleiche Verteilung von Ressourcen manifestieren (Lamont/Molnár 2002: 168). Zentrale Themen ihrer Arbeiten sind daher das Herausbilden von Ungleichheit und sozialen Hierarchien, Identitätsbildung, Statusaufbau und das Schaffen von Werten.

In ihren Untersuchungen erschließt sie auf Basis ihres Datenmaterials drei Arten von *boundaries*: kulturelle, sozioökonomische und moralische. Kulturelle Grenzen werden auf Grundlage von Erziehung, Bildung, Intelligenz, Verhalten oder Geschmack gezogen, sozioökonomische Grenzen fußen auf Bewertungen bezüglich der sozialen Position der Akteur*innen, wobei Wohlstand, Macht oder beruflicher Erfolg als Indikatoren dienen und moralische Grenzen schließlich beziehen sich auf Charaktereigenschaften und umfassen Qualitäten wie Ehrlichkeit, Ethik, Integrität, Empathie oder Rücksichtnahme auf andere (Lamont 1992: 4). Der Bezug zu Bourdieus Theorie der Praxis ist deutlich spürbar, auch wenn sie seinen Ausführungen in einigen Aspekten kritisch gegenübersteht. Daher übernimmt sie nicht das gesamte »package« Bourdieus, sondern greift nur auf einige seiner Ideen zurück, die sie z.T. modifiziert (Lamont 2012: 228f.). Den größten Unterschied zu Bourdieu sieht sie darin, dass sie davon ausgeht, dass neben dem Kampf im Feld, der auf Maximierung der besten Position und auf Akkumulation von möglichst viel Kapital abzielt, weitere zentrale Impulse soziales Zusammenleben und soziales Handeln zu lenken vermögen:

> I remain persuaded that pleasure, curiosity, and a need for community and recognition are powerful engines for human action, certainly as powerful as the quest for power and the maximization of one's position in fields of power that are privileged by Bourdieu. (Lamont 2010: 138)

Eine besondere Bedeutung haben in ihrem Buch über US-amerikanische Arbeiter moralische *boundaries*, denen sie in diesem Zusammenhang sogar eine größere Kraft als kulturellen *boundaries* zuschreibt (Lamont 2000). Dies ist insofern aufschlussreich, als sich Arbeiter, die undankbare Jobs ausüben, durch das Setzen moralischer Grenzen über die »upper class« erheben, indem sie ökonomische Konzepte von Erfolg durch moralische Standards ersetzen und sich als »disciplined self » im Falle weißer Arbeiter oder als »caring self« im Falle schwarzer Arbeiter als moralisch überlegen positionieren. Dass auch zwischen den Arbeitern moralische *boundary work* stattfindet, ist weniger verwunderlich.

Ein letzter wichtiger Aspekt von Lamonts *boundary*-Begriff ist seine Dynamik. Daher stehen nicht die Grenzen selbst, sondern deren Eigenschaften, Mitgliedschaft und die damit in Zusammenhang stehenden Prozesse, also *boundary work*, als Analyseperspektiven im Vordergrund. In Bezug auf die Eigenschaften von *boundaries* fragt man nach ihrer Salienz, Stabilität, Permeabilität oder Durabili-

tät, ihrem Fokus auf Exklusion oder ihrer Toleranz von Hybridität. In Bezug auf Mitgliedschaft werden Fragen nach der Konstruktion von Ähnlichkeiten und Unterschieden, Inklusion und Exklusion, Verantwortlichkeiten, Kompatibilitäten und Loyalitäten gestellt. Und hinsichtlich der Grenzziehung werden Prozesse wie das Konstruieren, Aktivieren, Aufrechterhalten, Verschieben, Ausstreiten, Aushandeln, Überbrücken, Überschreiten oder Auflösen von *boundaries* in den Blick genommen (Lamont/Molnár 2002: 186ff.).

Boundary work hat sich als analytisches Konzept rasch in den US-amerikanischen Sozialwissenschaften verbreitet u.a. dadurch, dass in der *American Sociological Association* ein *Symbolic Boundaries Network* ins Leben gerufen wurde, das einige Jahre lang jährliche Treffen veranstaltete (Lamont 2012: 234). Einen umfassenden Überblick über theoretische Positionierungen, Weiterentwicklungen des Konzeptes und empirische Forschung in Disziplinen wie (Kultur-)Soziologie, Sozialpsychologie, Kulturanthropologie oder Wissenschaftsforschung bieten drei ausführliche Überblicksartikel (Lamont/Molnár 2002; Pachucki/Pendergrass/Lamont 2007; Lamont/Pendergrass/Pachucki 2015). Die darin besprochenen Themenbereiche umfassen u.a. soziale und kollektive Identität(sbildung), Geschlecht, Klasse, Ethnie, Beruf, Wissenschaft und Wissen, Migration, Nation, Kunst und Religion.

Die empirische Literatur ist kaum mehr zu überblicken, theoretisch haben sich auch Forscher wie Charles Tilly (2004), Rodgers Brubaker (2002, 2009) oder Andreas Wimmer (2010) in ihren Arbeiten zu Ethnizität, Migration und/oder Nationalismus mit der Konzeptualisierung von Grenzen befasst. Dass sich insbesondere in Rahmen der Ethnizitätsforschung fruchtbare Diskurse entwickelt haben, ist nicht verwunderlich, hat doch bereits der Sozialanthropologe Frederik Barth (1969) mit seinem Sammelband mit dem Titel *Ethnic Groups and Boundaries: The Social Organization of Culture Difference* auf die Bedeutung des Konzeptes hingewiesen.

Für die vorliegende Studie von Bedeutung ist die Arbeit von Rodgers Brubaker. Auch wenn er sich nicht explizit auf Lamont oder andere Arbeiten zu *boundary work* bezieht, so schlagen seine Gedanken in dieselbe Kerbe, möchte er Praxiskonzepte wie Ethnie, Rasse oder Nation nicht ausgehend von einem substanzialistischen Gruppenbegriff (»groupism«) untersuchen, sondern das Prozesshafte des Phänomens betonen, indem er den Begriff »groupness« den Vorzug gibt und die Kontingenz, Variabilität und Kulturgebundenheit von *boundaries* hervorhebt (Brubaker 2004, 2009). Um sowohl starke Bindungen als auch lose Affinitäten in den Blick nehmen zu können, schlagen Brubaker und Cooper (2000: 20f.) vor, »groupness« analytisch als Zusammenspiel von kategorialer Gemeinsamkeit (»commonality«), relationaler Verbundenheit (»connectedness«) und Zusammengehörigkeitsgefühl zu betrachten, die je verschiedene Grade aufweisen können (siehe dazu Kapitel 4.1.1).

Die Arbeit von Tor Hernes (2004) sei als Beispiel für eine Neukonzeptualisierung von *boundary work* in der Organisationstheorie angeführt, da im Verlauf der Studie auf einige Aspekte seiner Überlegungen zurückgegriffen wird. Hernes vertritt ei-

nen systemtheoretischen Ansatz und entwickelt sein Modell von *boundary work* in Organisationen mit Rückgriff auf die Raumtheorie Henri Lefebvres (1991). In Anlehnung an Lefebvres triadische Konzeptualisierung von Raum entwickelt er seine Typologie der mentalen (Ideen, Vorstellungen und Überzeugungen), sozialen (Loyalität, Vertrauen, Identität) und physischen *boundaries* (materielle Grenzen, Regeln und Vorschriften) in Organisationen. Jede der drei *boundary*-Arten kann als Ordnungsinstrument, Distinktionsinstrument oder Schwelle wirksam werden. Die organisationstheoretische Perspektive ist für die vorliegende Studie nur in Ansätzen relevant, da die Entstehung bzw. Ausbildung eines Berufs im Vordergrund steht. Es ist jedoch anzunehmen, dass mit der Gründung eines Verbandes die Institutionalisierung Einfluss auf Formen und Strategien von *boundary work* nimmt und Organisationscharakter annimmt.

Bevor in Kapitel 4.3.4 auf *boundary work* in beruflichen Kontexten eingegangen wird, ist es nötig, zuvor die Konzepte Beruf, Profession und Professionalisierung zu besprechen. Dabei wird auch auf die Arbeit von Andrew Abbott (1988, 1995) eingegangen, der sich bereits vor Gieryn – wenn auch weniger systematisch – mit Fragen der Grenzziehung im Zusammenhang mit Berufen befasste.

4.3.3 Exkurs: Beruf, Profession, Professionalisierung als theoretische Konzepte

In den Sozialwissenschaften wurden Beruf und Profession lange als in sich geschlossene Entitäten mit klaren Demarkationslinien betrachtet. Während »occupations« weniger Interesse auf sich zogen, befasste man sich zunächst im angloamerikanischen Kontext mit dem exklusiven beruflichen Sektor der »professions«. Dabei ging es darum, zu definieren, welche Merkmale die Sonderstellung von »professions« rechtfertigen, als deren klassische Vertreter Ärztinnen und Ärzte sowie Jurist*innen angesehen werden. Im Zuge dieser bis in die 1970er Jahre populären Merkmalskatalogverfahren versuchte man, Berufe anhand von Checklisten hinsichtlich ihres professionellen Status zu vermessen (Schmeiser 2006). Auf die Widersprüchlichkeit dieser Verfahren machte bereits Geoffrey Millerson (1964) aufmerksam. Er extrahierte 23 Merkmale aus 21 Definitionen und zeigte, dass keines dieser Merkmale von allen Autor*innen als unerlässlich erachtet worden war. Der epistemische Nutzen dieser Arbeiten reduziere sich laut Robert Dingwall (1976/2008a: 12) daher darauf, zu wissen, was der eine oder andere Soziologe als Profession bezeichnet. In der Translationswissenschaft wird dieser Ansatz nach wie vor aufgegriffen (siehe Kapitel 2.3).

Eine Weiterentwicklung des Merkmalskatalogverfahrens stellen Phasenmodelle dar, die die Merkmale von Professionen nicht synchron erheben, sondern Professionalisierung als eine Abfolge von Entwicklungsschritten konzipieren, die jeweils von bestimmten Merkmalen gekennzeichnet sind. Dazu zählt das Modell von Wilensky

(1964), das in Kapitel 2.3 vorgestellt wurde und über Tseng (1992), der nicht dezidiert darauf verweist, in die Dolmetschwissenschaft gelang. Theoretisch werden diese Arbeiten dem Strukturfunktionalismus zugerechnet, dessen Grundidee darin besteht, dass Professionen zentrale gesellschaftliche Werte wie Gesundheit und Gerechtigkeit treuhänderisch verwalten, woraus ihnen gewisse Rechte (z.B. Autonomie, überdurchschnittliche Bezahlung) wie auch Pflichten (z.B. Gemeinwohlorientierung) erwachsen (Kurtz 2002: 50f.; Mieg 2003: 30).

Andrew Abbotts Monografie *The System of Professions* (1988) wird häufig als Zäsur in der Theoriebildung ins Treffen geführt. Abbott (1988) lehnt die Annahme essenzieller Qualitäten von »professions« ebenso wie Professionalisierung als mehr oder weniger fixe Sequenz von Ereignissen ab und richtet sein Augenmerk stattdessen auf die Verbindung zwischen »professions« und deren konkreter Arbeit. Diese bestehe darin, ihr Wissen für die Lösung von Problemen zu nutzen und darüber ihren Anspruch auf Zuständigkeit zu legitimieren. Da Professionen nicht isoliert agieren, modelliert er ein interaktives ökologisches System konkurrierender Berufe, die in Form von »jurisdictional claims« um soziale und politische Akzeptanz für exklusives Handeln in einem Zuständigkeitsbereich (gegeneinander) kämpfen. Abbott interessiert sich dafür, wie Professionen wachsen, sich aufspalten, verschmelzen, sich wandeln oder wieder verschwinden, wobei er die Bedingungen und Kontexte der Kontrolle von Arbeit in den Vordergrund rückt. In der Translationswissenschaft wurden seine Überlegungen etwa von Monzó und Sela-Sheffy aufgriffen (siehe Kapitel 3.2.3).

In einem späteren Aufsatz befasst sich Abbott (1995) dezidiert mit *boundaries*. In seinem ökologischen System führen Berufe ihre interprofessionellen Konflikte um die Kontrolle von Zuständigkeiten über »jurisdictional boundaries« aus, wodurch sich das System kontinuierlich verändere. Dabei seien *boundaries* als »sites of difference« (ibid.: 862) früher auszumachen als der Raum, den sie umschließen, was für die vorliegende Arbeit von besonderer Relevanz ist. In seiner prozessualen Ontologie werden *boundaries* als Konfliktzonen (ibid.: 857) konzeptualisiert, die in lokalen kulturellen Aushandlungsprozessen gebildet werden (ibid.: 863) und Professionen zu »sets of turf battles« (ibid.: 860) machen. Kritisiert wurde an seinen Überlegungen u.a. die Betonung des objektiven Charakters von Tätigkeiten und Aufgaben und die Tatsache, dass er *boundaries* lediglich als Ergebnis von Wettbewerb sieht. Komplexere Zusammenhänge, Einflussfaktoren wie Macht oder Ungleichheit oder Interpretationsstrategien bei der Konstruktion wie auch immer gearteter sozialer Entitäten werden nicht ausreichend berücksichtigt (vgl. dazu etwa Lamont/Molnár 2001: 178f.).

Die zuvor besprochene strukturfunktionalistische Perspektive auf »professions« wurde in den USA durch den machttheoretischen Zugang abgelöst, der, wie in Kapitel 2.3 gezeigt wurde, auch in die Translationswissenschaft Eingang fand. Dieser Ansatz wird von Eliot Freidson (1970) und Magali Sarfatti Larson

(1977) vertreten, die von einem Monopolstatus von Professionen als wirtschaftlich-gesellschaftliche Machtträger ausgehen (vgl. Mieg 2003: 31). Diese nutzen ihre Macht, um ihre Klientel von sich abhängig zu machen, den Markt zu kontrollieren und Vorrechte zu konservieren. Die Orientierung auf das Gemeinwohl, die im Strukturfunktionalismus als Dienst an der Gemeinschaft gesehen wird, dient hier zur Legitimierung eines kollektiven Aufstiegsprojektes, für das Larson den Begriff Professionalisierungsprojekt prägte, der im weiteren Verlauf der Arbeit im Zusammenhang mit der Konstruktion des Berufs von Gebärdensprachdolmetscher*innen Anwendung findet. Gegen die Sicht der »Monopolisten« macht Abbott (1988: 5, 13, 17) folgende Einwände geltend: Sie bezögen sich lediglich auf Eliten und gingen von essenziellen Qualitäten ebenso wie der Annahme struktureller Entwicklungen von »professions« aus, mit dem Unterschied, dass die Entwicklung nicht wie im Strukturfunktionalismus als natürlicher Prozess, sondern als Wunsch nach Autorität und Dominanz interpretiert wird.

Eine für diese Arbeit fruchtbare theoretische Perspektive geht auf den Symbolischen Interaktionismus zurück, insbesondere auf Arbeiten von Anselm Strauss (z.B. in Zusammenhang mit seinem Konzept der »Sozialen Welten«) oder Erving Goffman (z.B. in der Unterscheidung von »Vorderbühne« und »Hinterbühne«). In diesen Studien werden Berufe nicht als monolithische Einheiten betrachtet, sondern als in sich heterogen und dynamisch. Sie sind einer ständigen Entwicklung unterworfen, die zwar aus sich selbst heraus entlang der konkreten Arbeit in einem bestimmten Problemkontext, jedoch stets in Hinblick auf weitere Akteure verläuft. Diese Studien befassen sich insbesondere mit Wandlungs- und Aushandlungsprozessen, die z.B. beobachtet werden, wenn sich neue Berufsgruppen herausbilden. Auch Privilegien, Zuständigkeiten und Konflikte sind häufig Thema (vgl. Kurtz 2002; Mieg 2003; Pfadenhauer/Sander 2010).

Neben dem (Struktur-)Funktionalismus, den machttheoretischen Ansätzen und dem Symbolischen Interaktionismus werden in der einschlägigen Literatur die Strukturtheorie und die Systemtheorie behandelt, die jedoch aufgrund ihrer geringen Relevanz für diese Arbeit nicht gesondert besprochen werden (vgl. dazu Kurtz 2002; Pfadenhauer/Sander 2010). Des Weiteren sei noch jene Perspektive angeführt, die auf Bourdieus Kultursoziologie aufbaut und die, wie in Kapitel 3.2.3 ausgeführt wurde, auch in der Translationswissenschaft eine wichtige Rolle einnimmt.

Rezente Arbeiten zu Berufen lassen sich oft nicht mehr nur einem dieser theoretischen Zugänge zuordnen. Auch ist man sich weitgehend einig, dass »occupations« und »professions« in Bezug auf Konstruktionsprozesse, Identitätsbildung, Regulations- und Kontrollstreben sowie Arbeitskultur vieles teilen, wodurch eine scharfe definitorische Trennung der Konzepte obsolet wird (Evetts 2003: 51). Professionalisierungs- und Konsolidierungsprozesse werden als hochkomplex, vielfältig und kontingent angesehen. So subsumiert Julia Evetts (ibid.: 52) unter Professionalisie-

rung jene sozial, kulturell und historisch variablen Prozesse, die dazu führen, dass eine bestimmte Arbeit zu einem Beruf wird und bestimmte Berufe manchmal als professionell bezeichnet werden. Diese Prozesse sind sowohl internen als auch externen Einflüssen ausgesetzt und von gesellschaftlichen und staatlichen Interessen ebenso wie von Eigeninteressen geleitet.

Im Rahmen der vorliegenden Arbeit wird im Sinne Evetts (2003) keine Differenzierung zwischen Beruf und Profession vorgenommen. Beruf und Profession werden als soziale und kulturelle Kategorien verstanden, wobei die Verwendung der Konzepte in der Praxis als Akt der Klassifizierung verstanden wird, bei dem Grenzziehungsprozesse wirksam werden. Es geht also nicht um die Frage, ab wann Gebärdensprachdolmetschen in Österreich als Beruf bezeichnet werden kann, sondern darum, wann, wie und warum für eine Tätigkeit, die nicht neu ist, die Bezeichnung Beruf oder Profession verwendet wird und welche Bedeutungen dem Konzept vonseiten verschiedener Akteur*innen zugeschrieben werden.

4.3.4 Boundary work in beruflichen Kontexten

Wie Michèle Lamont und ihre Kolleg*innen in ihren Überblicksdarstellungen ausführen, wurde *boundary work* auch in der Forschung zu Berufen fruchtbar gemacht (Lamont/Molnár 2001; Pachucki/Pendergrass/Lamont 2007; Lamont/Pendergrass/Pachucki 2015). Valerie Fournier zufolge findet diese »labour of division« (2002: 73) auf drei Ebenen statt: *boundary work* zwischen verschiedenen Berufsgruppen, jene zwischen Berufstätigen und Kund*innen bzw. Klient*innen oder Laien bzw. Laiinnen sowie jene zwischen Beruf und Markt. Für die vorliegende Untersuchung sind die folgenden Ebenen von besonderem Belang: *boundary work* zwischen Profis und Amateuren, zwischen unterschiedlichen Berufsgruppen, zwischen Berufstätigen und ihren Kund*innen sowie Grenzziehungsarbeit im Zuge der Entstehung von Berufen und jene zwischen Arbeitszeit und Freizeit. Da Studien zu *boundary work* in beruflichen Kontexten sehr weit verbreitet sind, sollen diese Ebenen lediglich anhand ausgewählter Beispiele illustriert werden, die für die vorliegende Arbeit aufschlussreich sind.

4.3.4.1 Von Profis und Amateuren

Wie bereits Gieryn (1983: 791f.) bemerkt, ist *boundary work* im Zuge von Monopolisierungsbestrebungen eine probate Ressource, um Rivalen auszuschalten, indem diese mit Etiketten wie »pseudo«, »deviant« oder »amateur« versehen werden. Mit dieser Thematik hat sich u.a. Brian Taylor (1995) auseinandergesetzt, auf dessen Arbeit auch Fournier (2002) zurückgreift. Obwohl Taylor nicht mit dem Begriff *boundary work* operiert, sind seine Überlegungen insofern relevant, als er in seiner Analyse der Entwicklung der Archäologie dem verbreiteten evolutionären Modell, enthusiastische Amateure würden im Laufe der Zeit durch ausgebildete Profis verdrängt,

eine Absage erteilt. Laut Taylor werde die Kategorie »Amateur« vielmehr konstruiert, um die eigene professionelle Position herauszustreichen (Taylor 1995: 504). Da in der Archäologie Profis ebenso wie Amateure am Werk sind, werden Letztere etwa als »unscientific dabbler« (ibid.: 506) dann an die Ränder verwiesen, wenn es darum geht, Professionalität zu legitimieren und nicht, um diese ein für alle Mal zu verdrängen oder zu ersetzen. Fournier schließt sich den Ausführungen Taylors in ihren Überlegungen zur Entwicklung der Medizin an. Auch der Quacksalber oder Scharlatan sei keine Kategorie »pre-dating the rise of the ›superior‹ more scientific ›professional medicine‹« (Fournier 2002: 119), sondern eine schlagkräftige Ressource, um Professionalität und Status zu etablieren und Vertrauen zu gewinnen. Dieses »performing legitimacy« ist ihr zufolge ein langwieriger Prozess, wobei Legitimität stets relational und dem Wettbewerb unterlegen ist.

Von Relevanz für die vorliegende Arbeit ist auch eine bereits ältere ethnografische Studie von Bonalyn J. Nelsen und Stephen R. Barley (1997) über ehrenamtliche und bezahlte Rettungssanitäter*innen in den USA. Obwohl »jurisdictional boundaries« angesprochen werden, dient *boundary work* auch hier nicht als Kernkonzept. Dennoch stehen hauptsächlich Abgrenzungsstrategien in konkreten Interaktionen im Zentrum ihrer Analyse. Sie fragen sich, wie unbezahlte in bezahlte Tätigkeiten und Güter bzw. Geschenke in Waren transformiert werden und wie sich diese Prozesse auf die Rollen, Beziehungen und Handlungen der Akteur*innen sowie auf Konstruktion des beruflichen Mandats auswirken. Auf Basis von teilnehmender Beobachtung und Interviews analysieren sie die Rhetorik ebenso wie andere Formen der Selbstdarstellung, um der »ideology of practice« (ibid.: 631) der Akteur*innen auf den Grund zu gehen. Dabei rekonstruieren sie eine Reihe von Oppositionen, die von Angestellten und Ehrenamtlichen zur Abgrenzung eingesetzt werden. Die bezahlten Rettungssanitäter*innen konstruieren folgende Oppositionen, um ihre Identität als Expert*innen festzuschreiben und die ehrenamtlichen Kolleg*innen als »Amateure« abzukanzeln: erfahrene Profis vs. gering Ausgebildete, entschlossenes Handeln vs. Unentschlossenheit, Kontrolle behalten vs. Kontrolle verlieren und »functionaries« vs. »Trauma-Junkies«. In den Interaktionen und Diskursen der ehrenamtlich Tätigen stachen zwei Oppositionen hervor: humanitärere Helfer*innen vs. Funktionsträger*innen sowie vertraute Insider (aus der Community) vs. Außenseiter*innen.

Bezüglich der Selbstdarstellung wurden die äußerliche Erscheinung, das Auftreten, der Arbeitsstil und die Art und Weise der Kontrolle der Patient*innen als Differenzierungskriterien ausgemacht. Während das Erscheinungsbild der bezahlten Kräfte einen Mix aus polizeiähnlicher Uniformierung und medizinischer Kompetenz transportierte (Uniformen, technisches Gerät), sie emotional distanziert auftraten, ihr professionelles Gesicht zu wahren suchten und eine Aura von Professionalität durch fast choreografierte Arbeitsteilung zu vermitteln suchten, waren die ehrenamtlichen Sanitäter*innen äußerlich kaum von ihren Patient*innen zu un-

terschieden, sie suchten emotionalen Kontakt, hatten keine Scheu, ihre Unsicherheit zu zeigen und wirkten in der Zusammenarbeit, auch wenn sie kompetent waren, mitunter unroutiniert. Im Umgang mit schwierigeren oder renitenten Patient*innen führten die bezahlten Kräfte einen dominanten, einschüchternden Diskurs, während die Ehrenamtlichen versuchten, die Patient*innen von der Notwendigkeit ihrer Hilfe zu überzeugen. Daraus kann, um auf Lamont (1992: 4) zurückzukommen, geschlossen werden, dass die ehrenamtlichen Sanitäter*innen vor allem emotionale und moralische *boundaries* setzten, während die bezahlten Kräfte auf kulturelle und sozioökonomische *boundaries* als Ressourcen zurückgriffen.

Eine interessante Perspektive eröffnet eine Publikation von Ludo Glimmerveen, Sierk Ybema und Henk Nies (2020), die sich der Grenzziehungsarbeit zwischen Vertreter*innen einer großen professionellen Pflegeeinrichtung und engagierten Bürger*innen widmet, die in einem ihrer Altenpflegeheime beteiligt werden sollen. Während vermutet werden könnte, dass sich die Profis bewusst von den Laien bzw. Laiinnen abgrenzen, ergab die über mehrere Jahre laufende Studie hingegen ein ständiges Hin und Her zwischen Grenzziehung und Grenzöffnung. So wurde etwa gezeigt, dass eine von oben dekretierte Grenzöffnung eine verstärkte Grenzziehungsarbeit auf Akteursebene auslöste, während die Wiederherstellung hierarchischer Grenzen von oben insofern nicht auf Gegenliebe stieß, als sie den Verhandlungsspielraum der Akteur*innen vor Ort einschränkte. Die Studie zeigt eindrücklich, dass es sich bei *boundary work* nicht um simple Ausschlussstrategien handeln muss.

4.3.4.2 Interprofessionelle Grenzen

Interprofessionelle *boundary work* zwischen Berufsgruppen wurde häufig in Krankenhäusern untersucht, was sich insofern anbietet, als in Krankenhäusern die soziale Dynamik verschiedener professioneller Akteur*innen und multidisziplinärer Teams gut zu beobachten ist. Machttheoretische Studien hatten in den 1970er Jahren aufgezeigt, wie es der Ärzteschaft gelungen ist, sich als dominante Profession innerhalb des Gesundheitswesens zu etablieren, ihrem Expertenwissen Monopolstatus zu sichern, andere Berufsgruppen unterzuordnen und die Kontrolle über die Gesundheitsversorgung nachhaltig zu bewahren (vgl. etwa Freidson 1970). Das sich aus dieser konstitutiven Asymmetrie ergebende Konfliktpotenzial wurde in Studien zu *boundary work* im Gesundheitswesen zunächst insofern bestätigt, als aufgezeigt wurde, wie professionsbezogene Differenzierungen reproduziert und berufliche Hierarchien festgeschrieben werden. So zeigt etwa Davina Allen (2001), wie Krankenschwestern und -pfleger »atrocity stories«[4] über Ärztinnen und Ärzte zur

4 Die Untersuchung von *atrocity stories* in interprofessionellen Diskursen geht auf Robert Dingwall (1977/2008b) zurück. Allen definiert sie als »stories […] about dramatic or shocking

(Re-)Konstruktion von Beziehungen und relationalen Positionierung der Akteur*innen einsetzen. Obwohl diese Narrative die fachliche Expertise der Krankenschwestern und -pfleger vorbehaltlos betonen, etwa im Vergleich mit weniger kompetenten Ärztinnen und Ärzten in Ausbildung, weisen sie gleichzeitig auch eine deutliche Orientierung hinsichtlich der Zuständigkeitsgrenzen gegenüber Letzteren auf.

Rezentere Arbeiten weisen allerdings darauf hin, dass die Machtverteilung im Krankenhaus trotz der strukturell vorgegebenen und reproduzierten hierarchischen Grenzen kontingenter, dehnbarer und fluider ist als zunächst angenommen. Exemplarisch sei auf die Studie von Ester Carolina Apesoa-Varano (2013) verwiesen, die 110 Interviews mit fünf verschiedenen Berufsgruppen in einem Krankenhaus durchgeführt hat. Sie macht auf die »ironic duality« (ibid.: 327) häufiger *boundary crossings* aufmerksam, die zu Konflikt, aber auch zu Kooperation führen können, wobei die soziale Ordnung des Krankenhauses dadurch nicht grundsätzlich unterminiert oder transformiert wird. So werden zum Wohle der Patient*innen und einer einenden Ideologie der Fürsorge Grenzen in beide Richtungen überschritten, und zwar, um Kolleg*innen zu helfen, um Konkurrenz auszudrücken oder schlicht und einfach, damit die nötigen Aufgaben erledigt werden können. Dazu zählen das Übernehmen nichtmedizinischer Aufgaben einer anderen Berufsgruppe (Füttern, Umbetten, Telefonieren u.Ä.), das Überschreiten der diagnostischen Grenze (Infragestellung von Wissen oder Kompetenz, Erstellen von Gegendiagnosen u.Ä.) und das Ignorieren von Vorschlägen oder Anweisungen.

Die Dynamik von *boundary work* zeigt sich auch in einem Projekt von Nissim Mizrachi und Judith T. Shuval. Sie widmen sich der epistemischen Hegemonie in einer sich verändernden Arbeitsumgebung in israelischen Krankenhäusern, nachdem Abteilungen für Komplementärmedizin eingerichtet wurden (z.B. Mizrachi/Shuval 2005; Mizrachi/Shuval/Gross 2005). Dabei zeigen sie auf, wie Komplementärmediziner*innen von Vertreter*innen der Schulmedizin in formellen Kontexten als »aliens« und deren im Steigen begriffene Beschäftigung in Krankenhäusern als »›invasion‹ […] into the biomedical fortress« (Mizrachi/Shuval/Gross 2005: 24) betrachtet werden. Im informellen Feld der täglichen Praxis werden die Grenzen hingegen transformiert, wodurch die zwei konkurrierenden Gruppen nicht mehr als Gegensatzpaar wahrzunehmen sind. Dies äußert sich in vielfältigen Reaktionen auf die Wettbewerbssituation und in gegenseitigem Respekt, auch wenn der positive Effekt der Alternativmedizin vor allem im Bereich »care« gesehen wird und der eigentliche »cure«-Bereich nach wie vor den Schulmediziner*innen vorbehalten ist.

---

events that may take on a legendary or apocryphal status in the oral culture of an occupational group« (Allen 2001: 76). Siehe dazu Kapitel 7.2.2.1.

4.3.4.3 Die Beziehung zu Kund*innen und Klient*innen

Die Beziehung zwischen Berufstätigen und ihren Kund*innen bzw. Klient*innen wird mit Fokus auf *boundary work* seltener untersucht, doch stellen die Ambivalenzen zwischen der privaten und beruflichen Sphäre einen relevanten Aspekt für die vorliegende Arbeit dar. Katie Deverell und Ursula Sharma (2000) zeigen in zwei Studien, welche Bedeutung es für bestimmte Berufsgruppen haben kann, Merkmale bzw. Erfahrungen wie Ethnie oder sexuelle Orientierung mit ihren Klient*innen zu teilen, und wie schwierig sich gleichzeitig das Ausbalancieren von Nähe und Distanz dabei gestaltet. Sie befassen sich zum einen mit schwulen Männern, die HIV-Präventionsarbeit in der Szene leisten, und zum anderen mit Homöopath*innen ohne medizinische Ausbildung und zeigen auf, wie die Akteur*innen Professionalität durch reflexive Praxis erzeugen und wie diese durch die Konstruktion verschiedener Arten von Grenzen ausgedrückt wird. Auch wenn sich die zwei Gruppen voneinander unterscheiden, verfechten beide eine Philosophie der Partizipation und Selbstverantwortlichkeit ihrer Klient*innen, sie betonen die Bedeutung persönlicher Erfahrung und Empathie und verorten sich, zumal sie hierarchische Beziehungen ablehnen, in einem fortwährenden Spannungsfeld zwischen traditioneller professioneller Distanz und der Notwendigkeit von Nähe und Intimität.

Die Ambiguität von Grenzen zwischen ökonomischen und nicht-ökonomischen Sphären und das Spannungsfeld zwischen Nähe und Distanz wird auch im Zusammenhang mit beruflichen Tätigkeiten untersucht, bei denen sich Geschäft und Privates, etwa in der Tourismusbranche, vermischen. Studien zu familiären Bed-and-Breakfasts (Hultman/Andersson Cederholm 2010) oder Reiterhöfen (Andersson Cederholm 2015) zeigen, wie durch emotionale *boundary work* persönliche ebenso wie ökonomische Werte konstruiert werden. Die ambige Beziehung kommerzieller Freundschaft wird dadurch deutlich, dass zum einen intensiv in »emotional labour« als Ausdruck der Verbundenheit mit den Gästen und als Ausdruck eines persönlichen Lifestyles investiert wird. So werden z.B. ökonomische Motive der Tätigkeit bagatellisiert. Zum anderen wird eine gewissen Distanz zu den Gästen als notwendig erachtet und die eigene Privatsphäre hochgehalten, was in ein kontinuierliches Wechselspiel von Nähe- und Distanzverhalten mündet.

4.3.4.4 Boundary construction – Die Konstruktion von Berufen

Für die vorliegende Arbeit besonders relevant sind jene – ebenso nicht sehr häufigen – Studien, die sich mit der Konstruktion von Berufen (bzw. auch Disziplinen) befassen. Kathleen Montgomery und Amalya L. Oliver befassen sich nicht nur in mehreren Publikationen mit der Konstruktion von *boundaries* in diesem Kontext, sondern legen auch ein Prozessmodell vor (Montgomery/Oliver 2003, 2007; Oliver/Montgomery 2005). Theoretisch fußt ihre Arbeit in der Organisationssoziologie und der Sozialpsychologie, wobei der Fokus auf Prozessen der Institutionalisierung und Netzwerkbildung liegt. Mit Bezug auf Abbott (1995) streichen sie die »essential role

of boundaries to entity creation« (Montgomery/Oliver 2003: A1) hervor und untersuchen zum einen die Grenzziehungsarbeit von Anwälten im vorstaatlichen Israel und zum anderen die Hybridisierung zweier Berufsgruppen in den USA in den 1970er Jahren, die zur Entstehung von »physician executives« führte (Montgomery/Oliver 2007). Als Voraussetzung für die Konstruktion einer neuen (oder Transformation einer bestehenden) »Entität« nennen sie: 1. das Festlegen von Grenzen um eine Domäne und das Formulieren von Regeln der In- bzw. Exklusion sowie 2. das Erlangen von Anerkennung und Legitimation vonseiten zentraler Akteur*innen im Feld (ibid.: A2). Daraus leiten sie zwei Typen von Grenzen ab: »entry boundaries«, die Mitgliedschaft definieren, und »domain boundaries«, welche die Aufgaben der Berufsgruppe definieren (Montgomery/Oliver 2007: 662). Um robuste Grenzen zu erzielen, werden, so die Autorinnen, bidirektional folgende Netzwerkaktivitäten gesetzt: Zentrifugale Kräfte sind nach außen orientiert und vermögen die Domäne auszudehnen und Mitglieder zu rekrutieren, zentripetale Kräfte hingegen sind nach innen gerichtet und ziehen die Mitglieder ins Zentrum, um ein dichteres und kohäsiveres System zu gewinnen und die Mitgliedschaft zu stärken.

Ihr Prozessmodell besteht aus vier aufeinanderfolgenden Phasen (ibid.: 665): In Phase 1 sind die Kräfte noch undifferenziert, die Netzwerkaktivitäten sind informell und intern, es geht vor allem darum, gemeinsame Interessen zu identifizieren. In Phase 2 dominieren zentrifugale Kräfte, um einerseits neue Mitglieder zu rekrutieren und andererseits unter relevanten Akteur*innen auf sich und die beanspruchte Domäne aufmerksam zu machen. Phase 3 ist dadurch gekennzeichnet, dass beide Arten von Kräften eingesetzt werden: Zentripetale Kräfte schränken die Mitgliedschaft ein und nach außen gerichtete Netzwerkaktivitäten dienen dazu, den Anspruch auf die Domäne zu legitimieren. In Phase 4 schließlich steht »boundary maintenance« im Vordergrund, bidirektionales Netzwerken dient dazu, die Exklusivität der Mitgliedschaft und das Recht auf die Domäne festzuschreiben oder ggf. auszudehnen.

Die Arbeiten von Montgomery und Oliver sind nicht nur deskriptiv, sondern auch berufspolitisch motiviert, da sie auch darauf abzielen, Gründe für »Erfolglosigkeit« zu eruieren, um Professionalisierungsprozesse optimieren zu können. Sie sind des Weiteren einem strukturfunktionalistischen Zugang der Berufssoziologie verhaftet, der formale und evolutionäre Aspekte zu sehr betont und Berufe als in sich geschlossene Einheiten betrachtet. Was ihrer Arbeiten dennoch relevant erscheinen lässt, ist weniger ihr eher starres Prozessmodell als der Fokus auf die Bedeutung von Netzwerkaktivitäten im Entstehen begriffener Berufe.

Wie bereits eingangs erwähnt, liegen nicht sehr viele Arbeiten zur Entstehung traditionellerer beruflicher Felder vor, die mit *boundary work* als analytischem Konzept arbeiten. Eine Ausnahme bildet die wissenssoziologische Studie von Tanja Paulitz (2012), die die Professionalisierung und Institutionalisierung des Ingenieurberufs und der Technikwissenschaften im deutschsprachigen Raum im Kontext ge-

schlechtlich kodierter Grenzziehungspraxis untersucht. Im Vordergrund stehen dabei die sich verändernden diskursiven Praktiken, die den Ingenieurberuf, die technischen Wissenschaften und ihren Objektbereich auch geschlechtlich mitkonstruieren. Dabei rekonstruiert sie im Rahmen einer diskursanalytischen Untersuchung von Fachzeitschriften und Texten zentraler Akteure über einen Zeitraum von sieben Jahrzehnten die jeweils dominanten Männlichkeitskonzepte, die den Ingenieur etwa als rationalen Maschinenwissenschaftler oder als Mann der Tat entwerfen.

Verbreiteter im Zusammenhang mit der Entstehung von Berufen sind Studien, die sich mit neuen, unsicheren, mitunter auch wenig definierten, hybriden oder komplexen Berufen auseinandersetzen und untersuchen, wie diese aus jeweils unterschiedlichen Gründen und Bedürfnissen heraus durch verschiedene Formen von Grenzziehungsarbeit Professionalität konstruieren. Dazu zählen etwa Studien zu Aromapraktiker*innen (Fournier 2002), Hausverwalter*innen (Casey/Allen 2004), Masseur*innen (Oerton 2004), Hotelfachleuten (Sherman 2005) oder zu »complex workers« in Ein-Personen-Unternehmen von Innenausstatter*innen bis zu Zauberer*innen (Kapelinsky/Avihu 2019).

4.3.4.5 Arbeitszeit und Freizeit

Die Wahrnehmung von Zeit und Raum ist, wie Eviatar Zerubavel (1993) und Christena Nippert-Eng (1996, 2008) ausführen, kontingent und variabel. Zeit kann in unterschiedliche soziale Zyklen, wie etwa sakrale Zeit oder in Wochentage und Wochenende unterteilt werden. Während diese Zyklen i.d.R. mentale Segmentationen sind, werden sie durch den Akt des Überquerens von Zeitgrenzen häufig sichtbar gemacht, bspw. durch das Verwenden anderer Sprachvarietäten oder das Wechseln von Dienst- und Zivilkleidung (Zerubavel 1993: 18).

Zeit (und Raum) kann durch *boundary work* auch an berufliche und private Anforderungen angepasst werden. Nippert-Eng (1996, 2008) betrachtet die Art und Weise, wie Menschen zwischen den Kategorien des Privaten und Beruflichen pendeln, als Kontinuum, das von extremer Integration auf der einen bis zu extremer Segmentation auf der anderen Seite reicht. Extreme Integration ist ein Merkmal eines asituationalen oder amorphen Selbst, das keine konzeptuelle Grenze zieht und unabhängig von Zeit und Raum agiert. Extreme Segmentation wiederum wird vom situationalen Selbst betrieben, das die Sphären einander entgegensetzt und weder konzeptuelle Überlappungen noch Ambiguitäten duldet. Da diese Ideal- bzw. Extremtypen in unserer Gesellschaft so gut wie nicht zu finden sind, ist nach Nippert-Eng (1996) stetige *boundary work* erforderlich, um die eigenen Bedürfnisse und Möglichkeiten auszuloten und sich durch Integration auf der einen und Segmentation auf der anderen Seite flexibel an die Gegebenheiten anzupassen. Grenzziehungsarbeit kann in diesem Kontext durch Artefakte wie Kalender oder Schlüssel, Kleidung, Menschen und ihre Repräsentationen, Diskurse, Verhaltensweisen, Gedanken u.Ä. in Erscheinung treten.

In jüngerer Zeit wird zunehmend auch auf *boundary work* zwischen Arbeit und Nichtarbeit im Kontext der Digitalisierung eingegangen. So untersuchen etwa Steffi Siegert und Jan Löwstedt (2019) den Einfluss von sozialen Medien auf das Verhältnis zwischen Arbeit und Nichtarbeit, indem sie auf Strategien fokussieren, die Mitarbeiter*innen von NGOs einsetzen, um das Privatleben vor öffentlicher und beruflicher Kontrolle zu schützen, wenn sie diese Technologien nutzen.

Abschließend sei noch darauf hingewiesen, dass einige Forscher*innen in ihren Arbeiten das analytische Konzept *boundary work* mit anderen theoretischen Konzepten oder Erklärungsmodellen verbinden. So greifen etwa die besprochenen Arbeiten von Mizrachi, Shuval und Gross (2005) sowie Paulitz (2012) auf Bourdieus Kultursoziologie zurück, Casey und Allen (2004), Mizrachi und Shuval (2005) und Paulitz (2012) nehmen Anleihen bei Foucault. Eliasoph und Lichterman (2003) bedienen sich in ihren Studien u.a. bei Goffman, Kerosuo (2006) gründet ihre Untersuchung auf der Activity Theory und Allen greift einmal auf Dingwalls »atrocity stories« (Allen 2001), einmal auf Strauss' Konzept »negotiated order« (Allen 1997) zurück.

4.3.5 *Boundary work* in der Translationswissenschaft

Boundary work wurde von Grbić (2010b, 2011, 2014, 2017) in die Translationswissenschaft eingeführt, bislang aber nicht systematisch als analytisches Konzept mit Rückriff auf Gieryn, Lamont oder auch Zerubavel eingesetzt. Über die Rezeption von Grbićs Arbeiten fand es zunächst Eingang in einzelne Publikationen (vgl. Kinnunen/Vik-Tuovinen 2013; Shaw 2014; Koskinen/Dam 2016). Kinnunen und Vik-Tuovinnen (2013) diskutieren auf Basis von Interviews mit Gerichtsdolmetscher*innen in Finnland »boundar[ies] of power and knowledge«, die diese von nötigen Informationen zur Vorbereitung auf Einsätze ausschließen. Shaw (2014) problematisiert die allzu scharfen Grenzen zwischen der Gehörlosengemeinschaft und Gebärdensprachdolmetscher*innen, was auch in deren Ausbildung begründet sei (vgl. auch Shaw/Halley 2021), und Koskinen und Dam (2016) resümieren in ihrem Abschlussartikel der Sondernummer der Zeitschrift *JoSTrans* zu »The Translation Profession: Centres and Peripheries« »boundary setting« und »boundary crossing« in den von ihnen herausgegebenen Beiträgen.

Inspiriert durch die Arbeit von Grbić stellte Helle Vronning Dam die achte Konferenz der *European Society of Interpreting Studies* (EST) schließlich unter das Motto »Translation Studies: Moving Boundaries«.[5] Im daraus hervorgegangenen Sammelband, der eingeladene Beiträge versammelt, steht jedoch lediglich im Beitrag von Grbić und Kujamäki (2019) *boundary work* als analytisches Konzept im Vordergrund. Aus einem Panel dieser EST-Konferenz ging zudem eine Sondernummer der Zeitschrift *Hermes* mit dem Titel »Boundaries Around, Boundaries Within: Introduction

5 Persönliche Mitteilung.

to the Thematic Section on the Translation Profession, Translator Status and Identity« hervor. Das analytische Konzept *boundary work* wird im Einleitungsbeitrag von Elin Svahn, Minna Ruokonen and Leena Salmi (2018) besprochen, in einigen Artikeln werden *boundaries* oder *boundary work* ohne soziologischen Bezug angesprochen und lediglich Maialen Marin-Lacarta und Mireia Vargas-Urpi (2018) verwenden in ihrer Studie zu hybriden Tätigkeitsbereichen literarischer Übersetzer*innen eines Non-Profit-Selbstverlages das Konzept analytisch mit Verweis auf Gieryn.

Ausgehend von Gieryns analytischen Konzept untersuchen Michael En und Boka En (2019), wie Grenzziehungsarbeit hinsichtlich der Frage der Übersetzungsexpertise im Zusammenhang mit Übersetzen, Aktivismus und LGBTIQ-Fragen verhandelt wird, ohne allerdings auf vorangegangene translationswissenschaftliche Forschung zu *boundary work* einzugehen. Auch Omri Asscher (2020) verweist in seinem Beitrag zur Übersetzungspraxis als symbolische *boundary work* in Bezug auf kulturelle und ideologische Beziehungen zwischen Heimat und Diaspora nicht auf frühere Studien, die das Konzept analytisch nutzen. Mit Rückgriff auf Lamont zeigt er die Dialektik zwischen Verbundenheit und Friktion in diesem translatorischen Feld auf. Lomeña Galiano (2020) erwähnt *boundary work* als nützliches Konzept mit Verweis auf Koskinen und Dam (2016), setzt es aber ihrem Artikel zu »hiddden populations« der Translation, d.h. sogenannte »non-professionals«, nicht als analytisches Konzept ein. Innovativ ist der Artikel insofern, als er methodische Hinweise darauf gibt, wie die Forschung unbelasteter an die Thematik herangehen könnte.

Die Ausführungen in Kapitel 4.3.4 zeigen, dass der Blick auf Grenzziehungsprozesse in unterschiedlichen beruflichen Feldern auf unterschiedlichen Ebenen der Untersuchung von Berufen neue Zusammenhänge erschlossen und aufschlussreiche Ergebnisse erzielt hat. Betrachtet man bisherige translationswissenschaftliche Zugänge zum Beruf, die in Kapitel 2.3 besprochen wurden, eröffnet diese neue Perspektive die Möglichkeit einer prozessorientierten Betrachtung von Beruf als sich verändernde Praxis, ohne dabei, wie traditionelle Professionalisierungsmodelle es vorsehen, einem Fortschrittsmodell zu folgen oder Wertungen in Bezug auf Qualität, Professionalität oder Expertise a priori vorzunehmen. Im Zusammenhang mit translationssoziologischen Zugängen, die in Kapitel 3.2.3 besprochen wurden, verspricht diese Perspektive eine fruchtbare Ergänzung zu bisherigen Arbeiten, die vor allem von Bourdieus Kultursoziologie beeinflusst sind, die sich im Zusammenhang mit Fragen beruflicher Identität(sbildung) bereits als fruchtbar erwiesen hat. Da Kategorisierungen, wie gezeigt werden konnte, auffallend häufig in der Literatur zu finden sind, ohne jedoch auf einer Metaebene ausreichend behandelt und kritisch reflektiert zu werden, eröffnet diese Arbeit, die einen zentralen Fokus auf Differenzierungen zwischen sich und anderen legt, die Möglichkeit, die Generierung von Gefühlen der Identität und Differenz in der alltäglichen Erfahrung von Translator*innen besser zu verstehen und der Dynamik von Grenzziehungsarbeit auf den Grund zu gehen.

5. Spurensuche: Forschungsfeld und methodologische Überlegungen

Die in den nachfolgenden Kapiteln präsentierte Studie zielt auf eine interpretative Darstellung jener sozialen Prozesse ab, die von den späten 1980er bis zu den frühen 2000er Jahren zur Verberuflichung der Tätigkeit des Gebärdensprachdolmetschens und zur kontinuierlichen Konstruktion eines Berufsbildes in Österreich geführt haben. Die Untersuchung geht von der Leitfrage aus, was im Rahmen der Ausformung der Tätigkeit des Gebärdensprachdolmetschens zu einem Beruf geschieht. Daraus leiten sich folgende Subfragen ab:

- Welches sind die historischen Ursprünge und wie wirken sich diese auf die Prozesse der Verberuflichung aus?
- Wer sind die handelnden Akteur*innen und woher kommen sie?
- Welche wesentlichen sozialen Prozesse sind am Wirken? Unter welchen Bedingungen entstehen sie und welche Bedeutung schreiben ihnen die Akteur*innen zu?
- Wann, aus welchem Grund und auf welche Art und Weise ändern sich die Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsmuster in Bezug auf den Prozess der Verberuflichung und den Beruf?

Versteht man das Soziale als Praxis der Grenzziehung, wie dies in Kapitel 4.3 dargelegt wurde, kann davon ausgegangen werden, dass Gleich- und Fremdsein, Ähnlichkeit und Verschiedenheit, Inklusion und Exklusion, »Wir« und »Sie« zentrale Denk- und Wahrnehmungsmuster der Akteur*innen im Zuge der Verberuflichung darstellen. Diesen Mustern wird im Rahmen der vorliegenden Arbeit nicht nur eine kategoriale, sondern auch eine performative Funktion zugeschrieben. Sie dienen nicht nur dazu, die eigene soziale Welt (für sich und gegenüber anderen) zu beschreiben, sondern zunächst dazu, diese in einem relationalen System von Berufen u.a. sozialen Umgebungen einzurichten. Auch wenn angenommen werden kann, dass solche Differenzierungen auf Fixierung und Festlegung abzielen, so ist es ebenso wahrscheinlich, dass sie häufig im Widerspruch zu den komplexen relationalen Gefügen,

den multiperspektivischen Realitäten der Akteur*innen und der Dynamik der Prozesse stehen. Dieser Dynamik soll daher besonderes Augenmerk geschenkt werden.

In diesem Sinne stehen Identifizieren und Differenzieren als sensibilisierende Konzepte am Anfang dieser Arbeit. Die Idee der Verwendung von sensibilisierenden Konzepten im (qualitativen) Forschungsprozess geht auf den Soziologen Herbert Blumer (1954) zurück, der darunter die Verwendung soziologischer Konstrukte mit hohem Allgemeinheitsgrad versteht: »Whereas definitive concepts provide prescriptions of what to see, sensitizing concepts merely suggest directions along which to look« (Blumer 1954: 7). Sensibilisierende Konzepte sind also keine analytischen Kategorien, sondern heuristische Werkzeuge, die erste Ideen motivieren und dazu anregen, bestimmte Fragen zum gewählten Thema zu stellen. Sie geben den empirischen Interessen einen losen Rahmen und dienen als Entrée in das Feld, in dem sie eine Konkretisierung erfahren (Charmaz 2006: 16f.). Ihr empirischer Gehalt ist laut Udo Kelle (2007:207ff.) so gering, dass es schwierig ist, inhaltsvolle Propositionen oder testbare Hypothesen direkt abzuleiten. Der Vorteil ihrer Unschärfe liegt darin, dass sie auf eine breite Palette relevanter Phänomene anwendbar sind. Sie werden erst in der Auseinandersetzung mit dem Feld präzisiert und eignen sich daher als Ergänzung zur Methode der Grounded Theory.

5.1 Das Feld und die Forscherin

Als Gebärdensprachdolmetscher*innen werden im Rahmen der Studie all jene Personen bezeichnet, die sich als solche wahrnehmen bzw. wahrnahmen oder als solche wahrgenommen werden bzw. wurden, sei es, dass sie dieser Tätigkeit haupt- oder nebenberuflich, bezahlt oder als Freundschaftsdienst, bei informellen oder formellen Gelegenheiten, langfristig oder auch nur sporadisch nachgegangen sind oder nachgehen. Diese breite tentative Umschreibung zielt zum einen darauf ab, die Gesamtheit aller Akteur*innen im Blick zu behalten und nicht lediglich auf Leitfiguren oder »pressure groups« zu fokussieren, auch wenn diesen besondere Aufmerksamkeit zu schenken ist. Zum anderen erlaubt sie die Berücksichtigung divergierender wie auch widersprüchlicher Perspektiven sowohl zwischen verschiedenen Akteur*innen als auch innerhalb eines Subjekts im Verlaufe seiner Entwicklung.

5.1.1 Gebärdensprachdolmetscher*innen im Fokus der Forschung

Gebärdensprachdolmetscher*innen stellen aus verschiedenen Gründen einen vielversprechenden Untersuchungsgegenstand im breiten Spektrum translatorischer Berufsfelder dar, was im Folgenden kurz umrissen werden soll. Der Verberuflichungsprozess in Österreich ist vergleichsweise kurz, umfasst er von den ersten losen Zusammenkünften Ende der 1980er Jahre bis heute eine Zeitspanne von nur

33 Jahren und damit weniger als ein Berufsleben. Das bedeutet, dass sich der Wandel nicht nur rasch vollzogen hat, sondern, dass einzelne Akteur*innen im Laufe ihres (Berufs-)Lebens nicht unerhebliche Veränderungen bewirkt, mitgetragen oder zumindest miterlebt haben.

Der Beruf begann sich in einer Zeit zu entwickeln, als andere translatorische Berufsfelder längst konsolidiert waren und formale Strukturen ausgebildet hatten. Auch wenn formale Strukturen wie etwa Verbände oder Ausbildungsprogramme nicht als alleinige Indikatoren für den »Entwicklungsstand« eines Berufsstandes anzusehen sind – siehe dazu die Ausführungen in Kapitel 4.3.3 –, so bieten sie sich an dieser Stelle an, um die Landkarte grob abzustecken und einen ersten Vergleich einiger Berufsfelder in Österreich zu ziehen: So wurde der österreichische Verband der Gerichtsdolmetscher*innen[1] 1920 gegründet (Bernardini 1996), der österreichische Verband für Dolmetschen und Übersetzen *UNIVERSITAS*[2] im Jahre 1954 (Jenner 2012). Studien für Translator*innen werden in Österreich seit 1943 (Wien) und 1946 (Graz und Innsbruck) angeboten.

Blickt man über die österreichischen Grenzen hinweg, so war das Gebärdensprachdolmetschen Ende der 1980er Jahre, als erste Professionalisierungstendenzen in Österreich auszumachen waren, kein neuer oder gar unbekannter Beruf. In den USA war der *Registry of Interpreters for the Deaf* (RID) 1964 gegründet worden, knapp darauf folgten die ersten Ausbildungsprogramme (Fant 1990; Frishberg 1986). In Europa setzte die Entwicklung später ein, die ersten mehrjährigen Ausbildungsprogramme wurden ab Mitte der 1980er Jahre eingeführt,[3] in Schweden gab es seit den 1960ern Kurzausbildungen (Napier/Leeson 2016). Als erste akademische Einrichtung Europas, die sich mit der Erforschung der Gehörlosengemeinschaft und ihrer Sprache befasst, wurde 1978 an der Universität Bristol das *Centre for Deaf Studies* gegründet und 2013 geschlossen (ibid.).[4] Ab 1987 bot es ein Teilzeit- und ab 1990 ein Vollzeitstudium für Gebärdensprachdolmetscher*innen an. Das Hamburger Zentrum (und spätere Institut) für Deutsche Gebärdensprache und Kommunikation Gehörloser wurde 1981 als »Forschungsstelle Deutsche Gebärdensprache« zunächst an das Germanistische Seminar angeschlossen, ab 1993 wurde der Studiengang Gebärdensprachdolmetschen angeboten. Abgesehen von autonomen Einrichtungen wurden (und werden) Studien, auch im deutschsprachigen Raum, meist an fachfremde Institute angegliedert. Die Integration in translationswissenschaftliche Institute ist jüngeren Datums. Beispiele dafür sind etwa die

1 Heute: *Österreichischer Verband der allgemein beeideten und gerichtlich zertifizierten Dolmetscher*.

2 Heute: *UNIVERSITAS Austria*.

3 Z.B. Dänemark 1986 (Bergmann 1994), Finnland 1986 (Nisula/Mahunen 2009), Schweden 1990 (Hein 2009), Deutschland 1993 (Flessa/Schaffers 1992).

4 Die nachfolgenden Informationen stammen, wenn nicht anders angegeben, von den Websites der Institutionen.

Karl-Franzens-Universität Graz 2002 (Grbić 2009), die Macquarie University in Sydney 2002 (Bontempo/Levitzke-Gray 2009), die Lessius Hogeschool 2008 (heute KU Leuven)[5] oder die Heriot-Watt University Edinburgh 2012. Zudem gibt es an einigen Universitäten Light-Ausbildungen, andere wiederum planen, eine Gebärdensprache einzuführen, scheitern aber immer wieder an bürokratischen oder finanziellen Hürden.

Die ersten Berufsvertretungen wurden in Europa ab Ende der 1960er Jahre, vor allem aber in den 1970er und 1980er Jahren gegründet,[6] das *European Forum of Sign Language Interpreters* (efsli) 1993. Der *Österreichische Gebärdensprach-DolmetscherInnen-Verband*[7] wurde 1998 gegründet, einige europäische Verbände noch weitaus später (Pym et al. 2013). Eine erste europaweite Umfrage über die Ausbildung von Gebärdensprachdolmetscher*innen, Gebärdensprachverwendung und Dolmetschdienste wurde 1986 durchgeführt (Woll 1988).

Nicht nur waren also in der Zeit, als in Österreich der Beruf zu entstehen begann, in anderen Ländern bereits formale Strukturen entwickelt, Gebärdensprachdolmetschen hatte auch das Interesse der Forschung geweckt. In einer bibliometrischen Studie zeigte Grbić (2007) die Entwicklung der Publikationstätigkeit (ohne Arbeiten zur Ausbildung) zwischen 1970 und 2005 auf. So erschienen in den 1970er Jahren 72 Arbeiten, in den 1980ern 175, und in den 1990ern waren es bereits 371. Während in den 1970er Jahren die meisten Publikationen die Themen Dolmetschqualität (26 %) und einzelne Settings (26 %) behandelten, waren es in den 1980er Jahren vorwiegend Settings (28 %) und berufsbezogene Themen (19 %). Im gesamten Untersuchungszeitraum wurden lediglich 6 % der Texte in translationswissenschaftlichen Publikationsorganen abgedruckt, d.h., dass sich die Forschung zum Gebärdensprachdolmetschen über weite Strecken abseits der Translationswissenschaft entwickelte. Die ersten Standardlehrbücher, die auch in europäischen Bibliotheken verbreitet waren, erschienen in den USA, etwa *Sign Language Interpreting: A Basic Resource Book* von Sharon Neumann Solow (1981) und *Interpreting: An Introduction* von Nancy Frishberg (1986). Der *Sign Language Interpreting Studies Reader* mit Nachdrucken von Beiträgen ab den 1960er Jahren wurde 2015 von Cynthia Roy und Jemina Napier herausgegeben.

Eine Besonderheit des Gebärdensprachdolmetschens ist, dass es traditionelle translationswissenschaftliche Kategorien durchbricht. Gebärdensprachdolmetscher*innen sind nicht nur im gesamten Kontinuum zwischen inter- und intrasozietären Handlungszusammenhängen (Pöchhacker 2000: 39) tätig, sondern auch in Settings wie Bildung, Arbeitsplatz, Kunst und Kultur, Sport oder Religion, für

5 Persönliche Information Myriam Vermeerbergen.

6 Schweden: 1969, Dänemark: 1977, Norwegen: 1978, Frankreich: 1978, Finnland: 1982, Großbritannien: 1987.

7 Heute: *Österreichischer Gebärdensprach-DolmetscherInnen- und -ÜbersetzerInnen-Verband*.

die Lautsprachendolmetscher*innen seltener bestellt werden. Eine weitere Kategorisierungsschwierigkeit betrifft die kategoriale Differenzierung in Übersetzen und Dolmetschen, eine Problematik, die in jüngerer Zeit hinsichtlich Laut- und Schriftsprachen diskutiert wird, etwa im Falle der Bühnentranslation (vgl. Griesel 2009). Während für Gehörlose anfangs nur gedolmetscht wurde, entstanden durch die Entwicklung neuer Technologien und gesetzlicher Maßnahmen zur Verbesserung des Zuganges von Menschen mit Behinderungen zur Wissensgesellschaft Mischformen, die sich auf einer Skala zwischen Übersetzen und Dolmetschen bewegen und die herkömmliche scharfe Trennung zwischen den beiden Kategorien in Frage stellen (vgl. Wurm 2014; Grbić 2017a).

Gebärdensprachdolmetscher*innen arbeiten mit zumindest einer Sprache, die grundsätzlich visuell und nicht auditiv perzipiert wird. Sie sind physisch präsent (bzw. beim Ferndolmetschen sichtbar), stehen also metaphorisch auf der Bühne und sind durch ihre körperlich-affektive Präsenz ins Geschehen involviert. Im Gegensatz zu Konferenzdolmetscher*innen in Kabinen, denen Tipton (2009: 61) eine »disembodied presence« attestiert, kann man Gebärdensprachdolmetscher*innen mit Cronin (2006: 76ff.) als prototypische Vertreter*innen einer »embodied agency« bezeichnen. Ob in triadischen Gesprächen oder vor großem Publikum, sie sind nicht nur sichtbar, sondern werden oft neugierig taxiert, ihr Körper wird zum Mittel der Selbstinszenierung und zum sozialen Symbolträger, zum sichtbaren Schauplatz von Translation und zur Folie diverser Interpretationsmöglichkeiten. Dies ist nicht zuletzt insofern ein interessanter Aspekt, als das Motiv des Körpers in jüngerer Zeit das Interesse der Translationswissenschaft geweckt hat, sei es durch die Betrachtung von Translation unter dem Aspekt der Performativität (van Lawick/Jirku 2012), aus der Perspektive der *Situated Embodied Cognition* (Risku/Windhager 2013), im Rahmen didaktischer Zugänge (Bahadır 2010b) oder durch die Untersuchung von historischer Dolmetscher*innen auf Basis fotografischer Korpora (Fernández-Ocampo/Wolf 2015).

Gebärdensprachdolmetscher*innen arbeiten für Kund*innen aus Gemeinschaften, die sich in einem komplexen Spannungsfeld zwischen dem Status einer sprachlichen und kulturellen Minderheit auf der einen Seite und dem von Menschen mit Behinderung auf der anderen Seite bewegen, was sowohl ihr eigenes Selbstverständnis als auch die Wahrnehmung durch die Gesellschaft nicht unerheblich beeinflusst (zu Gehörlosengemeinschaften vgl. de Meulder et al. 2019). Dies zeigt sich bereits auf der Ebene der Legislative. Die Österreichische Gebärdensprache wurde 2005 in Art. 8 Abs. 3 des Bundes-Verfassungsgesetzes (B-VG) als »eigenständige Sprache« verankert (BGBl 81/2005), was allerdings nichts über das tatsächliche Recht auf die Verwendung der Sprache aussagt, wie dies Verena Krausneker und Katharina Schalber (2007) für den Bildungsbereich eindrücklich aufzeigen (zur Anerkennung der ÖGS vgl. Dotter et al. 2019). Das Bundes-Behindertengleichstellungsgesetz (B-BGStG) definiert Behinderung – und damit auch

Gehörlosigkeit – aus einer medizinischen Perspektive in § 3 als »die Auswirkung einer nicht nur vorübergehenden körperlichen, geistigen oder psychischen Funktionsbeeinträchtigung oder Beeinträchtigung der Sinnesfunktionen, die geeignet ist, die Teilhabe am Leben in der Gesellschaft zu erschweren« (BGBl I 82/2005). Der Einfluss der Gesellschaft auf Behinderung bleibt in der österreichischen Gesetzgebung weitgehend ausgespart. In der Wissenschaft werden Gehörlose heute zunehmend durch eine intersektionale Linse als diverse kulturelle Minderheit und Behindertengruppe betrachtet (de Meulder et al. 2019; Napier 2021: 2).

Die medizinische, psychologische und heil- bzw. sonderpädagogische Behandlung von Gehörlosigkeit in der Geschichte hinterließ in der Gehörlosengemeinschaft traumatische Erinnerungen und führte zu einem zwiespältigen Verhältnis zur hörenden Mehrheit. Der Blick auf Gehörlose als defizitäre Individuen wurde bereits von Harlan Lane (1986, 1992) behandelt, der dem medizinischen ein kulturelles Modell von Gehörlosigkeit entgegenstellt. Im Rahmen seiner Untersuchungen zur Konstruktion Gehörloser zu gesellschaftlichen Außenseiter*innen greift er den Begriff des »Audismus« auf, um die paternalistische institutionelle Behandlung von Gehörlosen unter dem Deckmantel wohlwollender, humanitärer Gesinnung aufzuzeigen. Da sich Sprache, wie Lane (1986) ausführt, als probates Mittel hegemonialer Intervention zur Herstellung von Homogenität anbietet, war es relativ einfach, Gebärdensprachen als primitive Pantomime mehr als hundert Jahre lang aus dem Feld der Gehörlosenbildung zu verbannen. Im Kielwasser der Differenzierung zwischen einer medizinischen und einer kulturellen Konstruktion von Gehörlosigkeit begann sich Ende der 1980er Jahre die Groß- bzw. Kleinschreibung des Ausdrucks »Deaf« bzw. »deaf« durchzusetzen, die auf einen Vortrag James Woodwards im Jahre 1975 zurückgeht. Carol Padden und Tom Humphries (1988) propagierten daraufhin die Verwendung von »Deaf« für kulturell Gehörlose und »deaf« für jene, die keine Gebärdensprache verwenden und sich nicht als Teil der Gemeinschaft sehen. Woodward und Horejes (2016) stehen einer solchen rigiden Dichotomie, die ein »ideological battlefield« (ibid.: 287) auslöste, inzwischen sehr kritisch gegenüber.

Der gehörlose Forscher und Aktivist Paddy Ladd (2003) lehnt sich in seiner Monografie zur Gehörlosenkultur gegen den »linguistic« wie den »welfare colonialism« der Hörenden auf und setzt dem defizitorientierten Konzept von »deafness« das wissenschaftliche Konzept und politische Programm der »deafhood« entgegen. Es solle einerseits Möglichkeiten anstelle von Defiziten betonen, Individuen ebenso wie die Gemeinschaft bei der Stärkung ihrer Identität unterstützen sowie dazu beitragen, die Folgen verinnerlichter negativer Mehrheitsdiskurse zu überwinden. Anderseits sollte es der Wissenschaft als analytischer Rahmen für die Erforschung von Gehörlosenkulturen dienen. Die Ausführungen lassen auf beidseitige Grenzziehungsarbeit und reziprok inkompatible Konstruktionen einer »hörenden Welt« und einer »gehörlosen Welt« schließen, die sich in der Forschung perpetuieren,

wobei sich Ladd bewusst eines strategischen Essenzialismus bedient (ibid.: 217). Ein dialogisches Modell gehörloser Identität als fluid konturierte Ontologie bieten Guy McIlroy und Claudine Storbeck (2011) an und stellen sich damit gegen oppositionelle Kategorien und eine Rhetorik der Exklusion. Diese Polarisierung zwischen »hörender Welt« und »gehörloser Welt« ist, wie noch aufgezeigt wird, auch im Zusammenhang mit dem Dolmetschen nicht unerheblich, wenn Kinder gehörloser Eltern Dolmetscher*innen gegenübergestellt werden, die aus der fremden, übermächtigen »hörenden Welt« kommen (siehe Kapitel 7.3.1).

Wie gezeigt werden konnte, ist das Gebärdensprachdolmetschen ein vielversprechendes Untersuchungsfeld. Auch wenn die Publikationstätigkeit dazu stetig zunimmt, sind nur wenige Forscher*innen translationswissenschaftlich sozialisiert, was sich auf die theoretische Basis, die Forschungsfragen ebenso wie das Selbstverständnis auswirkt. Insofern soll mit dieser Arbeit auch ein Beitrag dazu geleistet werden, diesen Bereich der Translation in einem breiteren translationswissenschaftlichen Rahmen zu verorten.

5.1.2 Engagement und Beobachter*innenrolle: Der Zugang zum Feld

In diesem Kapitel sei mir gestattet, einen persönlicheren Ton anzuschlagen. Dies scheint geboten, um aufzuzeigen, welche Rolle ich als Forscherin in dem von mir untersuchten Feld einnehme. Aufgrund meiner Involvierung in frühen Phasen des Professionalisierungsprojekts der österreichischen Gebärdensprachdolmetscher*innen, sei es als Unterstützerin, Wissensvermittlerin, Diskussionspartnerin, Netzwerkerin oder auch als Person, die aufgrund ihres Status als Universitätsangehörige einfach ein passables Werkzeug war, um den Anliegen der Dolmetscher*innen nach außen hin, vor allem gegenüber Institutionen und Politik, mehr Gewicht zu verleihen, kann ich von mir nicht behaupten, frei von Subjektivität zu sein. Meine Teilhabe an den Aktivitäten der Dolmetscher*innen ebenso wie meine Bemühungen um akademische Ausbildungsmöglichkeiten haben in den ersten Jahren das Feld definitiv beeinflusst und (mit-)gestaltet bzw. (mit-)verändert. Trotz meines gesellschafts-, universitäts- und berufspolitischen Engagements für die und mit den Akteur*innen des Feldes bin ich stets Wissenschaftlerin gewesen und geblieben. Ich stehe allen Akteur*innen, den hörenden ebenso wie den gehörlosen, und ihrem sozialen, kulturellen und moralischen Eigenleben mit großem Respekt gegenüber. Sie haben es mir gestattet, als Außenseiterin an ihren Aktivitäten teilzuhaben, sie haben mich gelehrt, ÖGS zu verwenden und sind mir mit Offenheit und Vertrauen begegnet. Ohne die Großzügigkeit, ihr Wissen, ihre Meinungen und ihre Sorgen mit mir zu teilen, wäre es nicht möglich gewesen, die vorliegende Studie durchzuführen.

Während im Rahmen qualitativer Studien i.d.R. zunächst das Feld abgesteckt, Zugang zum Feld gefunden, Vertrauen aufgebaut und eine soziale Position ausge-

handelt werden muss, also der Empirie erst ein oft langwieriger Prozess des Eintretens ins Feld vorausgeht, und die Rolle der Forschenden in ihrer Oszillation zwischen empathischer Teilhabe und forschender Distanz im Laufe des Forschungsprozesses immer wieder gemeinsam neu ausgehandelt wird (vgl. dazu Przyborski/Wohlrab-Sahr 2009: 56–62; Cohn 2014: 79–82), war mein Eintritt ins Feld ungeplant. Er begann mit allen einhergehenden Unsicherheiten und Komplikationen zu einer Zeit, als das Gebärdensprachdolmetschen in Österreich nicht als Beruf und die Gebärdensprache von vielen Hörenden wie Gehörlosen weniger als natürliche Sprache denn als eingeschränktes kommunikatives Hilfsmittel wahrgenommen wurde. Die Initiative, sich an der Universität mit ÖGS zu befassen, ging von Erich Prunč, dem Leiter des damaligen »Instituts für Übersetzer- und Dolmetscherausbildung« der Karl-Franzens-Universität Graz aus. In einer Pressemitteilung vom Februar 1990 zur Ankündigung des ersten ÖGS-Kurses, nennt er folgende Ziele des Pilotprojektes:

> Das Pilotprojekt geht von einem vierfachen Interesse aus:
> 1. *einem erkenntnistheoretischen*: Gegenüberstellung der Lautsprachen mit der Gebärdensprache als Zeichensysteme mit medial unterschiedlicher Darstellungsfunktion;
> 2. *einem pädagogischen*: Beobachten des Umkodierungsvorganges und Umsetzung der dabei gewonnenen Erkenntnisse im Sprachmittlungsunterricht;
> 3. *einem sozialpolitischen*: das Gebärdensprachdolmetschen in das Umfeld der normalen sprachlichen Kommunikation zu stellen und damit einen Beitrag zur Integration Behinderter zu leisten;
> 4. *einem universitätspolitischen*: der Öffnung der Universität im Sinne des UOG.
> (U-Dok 2: 1990, Hervorh. i. Orig.)

Langfristiges Ziel sei es, so Prunč in seinem Einleitungsstatement anlässlich der Pressekonferenz, »dem Gebärdensprachdolmetschen einen gleichberechtigten Platz in unserem Lehrangebot und in unserer Forschung zu sichern« (U-Dok 3: 1990). Als Fernziel schwebte ihm »die Ausarbeitung eines eigenen Curriculums für Gebärdensprachdolmetscher« (ibid.) vor.

Die Aufgabe, die Ziele umzusetzen, wurde mir übertragen, und nach jahrelanger Aufbauarbeit im Rahmen nationaler und internationaler Projekte konnten im Herbst 2002 die ersten Studierenden ÖGS in Kombination mit einer zweiten Fremdsprache inskribieren. In der Aufbauphase knüpfte ich Kontakte mit Gebärdensprachdolmetscher*innen und Gehörlosenorganisationen aus ganz Österreich, nahm an Treffen teil, organisierte eine Reihe von Weiterbildungsseminaren und schließlich im Rahmen eines EU-Projektes einen einjährigen Hochschullehrgang, der im März 1998 zur Gründung des *Österreichischen Gebärdensprach-DolmetscherInnen-Verbandes* (ÖGSDV) führte. Von diesem Zeitpunkt an wurde meine Beteiligung

am Professionalisierungsprojekt schrittweise geringer. Bereits seit einigen Jahren bin ich in keiner Weise mehr in Belange der beruflichen Praxis involviert.

Auch wenn die Daten für den zeitgenössischen Teil der vorliegenden Studie (Kapitel 7 bis 9) nicht auf der Basis teilnehmender Beobachtung gewonnen wurden, sondern durch Interviews und Dokumente, kann meine Rolle als Forscherin mit Rückgriff auf die Literatur zur teilnehmenden Beobachtung am besten deutlich gemacht werden, zumal Spuren meiner Beteiligung in den Interviews ebenso wie in den Dokumenten, die mir für die Analyse zur Verfügung standen, zu finden sind. James P. Spradley (1980/2016: 58–62) differenziert zwischen verschiedenen Graden der Involviertheit im Zuge der Beobachtung. Unter »nonparticipation« versteht er Situationen, in denen Forscher*innen nicht direkt im Feld anwesend sind, sondern ihre Informationen über ein zwischengeschaltetes Medium, etwa Tagebücher, erlangen. Eine »passive participation« liegt vor, wenn Forscher*innen zwar am Ort des Geschehens sind, allerdings in keinerlei Interaktion mit den Akteur*innen des Feldes treten und lediglich als Zuschauer*innen präsent sind. Eine »moderate participation« liegt vor, wenn sich Forscher*innen um eine ausgewogene Mischung zwischen leicht involvierter und beobachtender Rolle bemühen, um Akzeptanz im Feld zu erlangen, selbst an den Aktivitäten des Feldes jedoch nicht teilnehmen. Unter »active participation« versteht Spradley Situationen, in denen Forscher*innen mit der Intention, einen tieferen und unmittelbaren Eindruck in die untersuchte Lebenswelt zu gewinnen, aktive Rollen im Feld übernehmen. Von einer »complete participation« schließlich spricht er, wenn Forscher*innen bereits vor ihrer Forschungstätigkeit Mitglied des sozialen Feldes sind. Im Laufe der Forschungstätigkeit kann sich die Form der Teilhabe immer wieder ändern.

Meine Teilhabe an den von mir rekonstruierten Prozessen kann als anfänglich moderat, in der Folge aktiv und schließlich passiv gekennzeichnet werden. In welcher dieser Phasen ich mich auch befand, blieb ich als Wissenschaftlerin stets eine Person aus einer anderen sozialen Welt. Denn was mich von »practisearchers« (Gile 1994: 154) unterscheidet, ist die Tatsache, dass ich selbst nie im Feld beruflich tätig war. Die Eingebundenheit in bestimmte Aspekte einer frühen Phase der Verberuflichung hatte für mich insofern Vorteile, als sie die Entwicklung einer »deep familiarity« (Goffman 1989: 130) zum Feld und den Feldteilnehmer*innen ermöglichte, deren Erreichung Goffman mit normalerweise etwa einem Jahr beziffert. Loïc Waquant (2010: 17) spricht im Zusammenhang mit ethnografischer Forschung von der Notwendigkeit nicht nur eines mentalen, sondern auch körperlichen und sinnlichen Lernens im Feld. Die anfängliche Nähe zum Feld ermöglichte es mir, im Zuge meiner Datensammlung auf bestehende Netzwerke zurückzugreifen, sehr lange, intensive und offenherzige Interviews zu führen und Zugang zu zahlreichen, z.T. sehr persönlichen Dokumenten zu erhalten, im Vertrauen, dass ich nur das öffentlich mache, was keinem und keiner der Akteur*innen schaden könnte. Trotz der sukzessiven Distanzierung vom Feld ist im Rahmen der Rekonstruktion des Verberuf-

lichungsprozesses ein stetiges Bewusstsein über die zurückliegende Involviertheit vonnöten, zumal sie bei der Interpretation der Daten zu Befangenheit und einer eingeschränkten Sicht auf den Gegenstand führen kann. Auch diesbezüglich möchte ich mich der Position der reflexiven wissenschaftlichen Praxis Waquants anschließen, der dazu auffordert, mit allen theoretischen und methodischen Werkzeugen des Fachs und analytischen und reflexiven Fähigkeiten die im Feld gemachten Erfahrungen beständig »*zu objektivieren und das Objekt zu konstruieren*, statt sich selbst naiv einfangen zu lassen und konstruiert zu werden« (ibid.: 15, Hervorh. i. Orig.). Insofern stellte *boundary work* für mich nicht nur das Leitkonzept der methodischen Analyse dar, sondern auch ein Werkzeug zur Reflexion der eigenen Forschungspraxis.

5.2 Methodologische Vorüberlegungen

Im Rahmen der Rekonstruktion der Verberuflichungsprozesse stehen – neben der Konsultation historischer Quellen für den ersten Abschnitt der Studie – die individuellen Erinnerungen der Ereignisse, Handlungen und Praktiken der Akteur*innen im Vordergrund, also ihre subjektiven Wahrnehmungen, Einstellungen, Annahmen, Empfindungen und Werte. Im Folgenden soll dargestellt werden, welche Untersuchungsmethode sich für die Studie anbot, welche Daten ihr zugrunde liegen und wie die Daten analysiert wurden.

5.2.1 *Grounded Theory Method* als Möglichkeit der Erschließung eines Feldes

Da das Ziel der vorliegenden Untersuchung die Analyse und Beschreibung subjektiver Realitäten ist, erfordert eine Rekonstruktion solcher Konstruktionsprozesse eine möglichst offene Untersuchung dieser Realitäten. Jede dieser Realitäten fügt dem Bild neue Bausteine hinzu, die schließlich gemeinsam zu einem globaleren Phänomen verdichtet werden können. Zur Durchführung der Studie kristallisierte sich daher ein auf der Methodologie der Grounded Theory basierender Zugang als geeigneter Forschungsstil heraus. Da dieser Forschungsstil in der Translationswissenschaft bislang kaum zur Anwendung kam, soll im Folgenden etwas genauer darauf eingegangen werden.

5.2.1.1 GTM als Forschungsstil

Antony Bryant und Kathy Charmaz charakterisieren die *Grounded Theory Method* (GTM) als einen systematischen, induktiven und komparativen Forschungsansatz, der das Ziel verfolgt, Theorie in einem fortlaufenden Prozess zu konstruieren. Die besonderen Merkmale der GTM liegen in der kontinuierlichen Interaktion mit empirischen Daten sowie in der Gleichzeitigkeit von Datenerhebung und Ana-

lyse, welche einander in einem iterativen Prozess gegenseitig beeinflussen. Die Datenanalyse erfolgt durch Kodierprozeduren, die eine Abstraktion des Materials zum Ziel haben, wodurch die Analyse kontinuierlich fokussierter und theoretischer wird (Bryant/Charmaz 2007a: 1). Das Ergebnis des Forschungsprozesses ist eine in den Daten verankerte, »grounded« Theorie, die auf Basis bestimmter Techniken einerseits und vor allem durch die kreative Arbeit der Forscher*innen andererseits entwickelt wird (Mey/Mruck 2007: 13; Strübing 2008: 7). In diesem Sinne ist die GTM nicht lediglich ein deskriptives interpretatives Verfahren, sondern hat starke explanatorische Anteile (vgl. Charmaz 2006: 6).

Die GTM wird weniger als Einzelmethode oder Sammlung strikter methodischer Verfahrensweisen denn als ein Forschungsstil verstanden (Legewie/Schervier-Legewie 2004: Absatz 46; Mey/Mruck 2007: 17; Strübing 2008: 14). Janice M. Morse (2008: 14) geht noch einen Schritt weiter, wenn sie betont, die GTM sei nicht lediglich eine Sammlung von Strategien oder Techniken, sondern eine spezifische Art und Weise analytisch über Daten – also soziale Phänomene – nachzudenken, d.h. eine wissenschaftliche Haltung (Mey/Mruck 2007: 17). Die GTM wurde Mitte der 1960er Jahre entwickelt und geht auf die Soziologen Anselm L. Strauss und Barney G. Glaser zurück. Aufgrund ihrer verschiedenen Ausprägungen bezeichnen Charles Berg und Marianne Milmeister (2008: 5) die GTM als einen geschichteten methodischen Kanon. Dieser soll im Folgenden kurz umrissen werden.

5.2.1.2 Anfänge der GTM und der Bruch zwischen Glaser und Strauss

Die GTM erfuhr seit der ursprünglichen Variante von Glaser und Strauss Veränderungen durch spätere Fassungen der beiden Autoren jeweils alleine oder in Zusammenarbeit mit Co-Autor*innen, Versionen der »Second Generation« sowie schließlich Verfahrensmodelle auf Softwarebasis. Am Anfang stand ein medizinsoziologisches Forschungsprojekt zum Umgang mit dem Sterben in der Institution Krankenhaus (Glaser/Strauss 1965/2005), im Zuge dessen spezifische Analysestrategien entwickelt wurden (Strübing 2007: 29–34). In ihrem Buch *The Discovery of Grounded Theory* elaborierten Glaser und Strauss (1967/2006) ihre Forschungsstrategien und setzten sich vehement dafür ein, Theorien aus Daten zu generieren, anstatt überprüfbare Hypothesen von bereits existierenden Theorien zu deduzieren (Mey/Mruck 2007: 14). Der Ausgangspunkt für *Discovery*, das Jörg Strübing (2008: 7) als ein »Produkt der Rebellion« und »Manifest der qualitativen Sozialforschung« bezeichnet, war die von den Autoren empfundene tiefe Kluft zwischen Theorie und Empirie in den Sozialwissenschaften. Sie wenden sich mit ihrem Werk – oft sehr polemisch – gegen die Empirieferne logisch-deduktiver Theorien, monieren die Übermacht der Theorien »Großer Männer« und sind davon überzeugt, dass man kein Genie sein muss, um eine brauchbare GT zu generieren (Glaser/Strauss 2008: 19f.). Ihnen zufolge müsse eine Theorie empirisch beschreibbaren Situationen gerecht werden (ibid.: 11) und daher aus empirischen Daten abgeleitet werden (ibid.: 13). Die Angemessenheit ei-

ner Theorie könne demzufolge vom Prozess, in dem sie generiert wird, nicht getrennt werden (ibid.: 15). Theorien, die durch die GTM generiert werden können, sind Theorien mittlerer Reichweite (im Unterschied zu »grand theories«), d.h. Erklärungen oder Vorhersagen, die zwischen einer Arbeitshypothese und allumfassenden Theorien rangieren (ibid.: 41f.). Eine GT ist jedoch nie ein fertiges Produkt, sondern in permanentem Prozess begriffen.

Die Eckpunkte der GTM nach Glaser und Strauss können wie folgt zusammengefasst werden (vgl. Charmaz 2006: 6f.; Przyborski/Wohlrab-Sahr 2009: 194):

- Parallelität von Datenerhebung und -auswertung und theoretisches Sampling, das auf Theoriebildung und nicht auf Repräsentativität abzielt;
- theoretisches Kodieren, d.h. die Konstruktion analytischer Codes und Kategorien aus empirischen Daten, das zu einer kontinuierlichen Theoriebildung führt;
- ständiges Vergleichen der Daten auf jeder Analysestufe;
- das Verfassen von Memos, um Kategorien zu elaborieren, die Beziehungen zwischen den Kategorien zu definieren und Lücken in den Daten zu identifizieren;
- die Relationierung von Datenerhebung, Kodieren und Memoschreiben.

Eine Erläuterung der Konzepte und Verfahren, wie sie in dieser Studie verwendet wurden, erfolgt in Kapitel 5.2.2.

Der rasche Erfolg dieses Forschungsstils wird u.a. darauf zurückgeführt, dass Glaser und Strauss intensiv mit ihren Studierenden zusammenarbeiteten. In einem Interview betont Strauss, Glaser und er hätten *Discovery* Mitte der 1960er Jahre für die »Kids« geschrieben (Legewie/Schervier-Legewie 2004: Absatz 51). Auch wenn sich Glaser und Strauss aufgrund ihrer divergierenden wissenschaftlichen Sozialisierung sehr gut ergänzten (Legewie/Schervier-Legewie 2004: Absatz 46) und abgesehen von *Awareness for Dying* und *Discovery* drei weitere Bücher gemeinsam verfassten, führten die erkenntnistheoretischen Divergenzen zu Differenzen und schließlich zum Bruch. Während Strauss in der Tradition der Chicago School und des Pragmatismus stand, reflektiert Glasers sehr systematischer Zugang zur GTM seine kritisch-rationalistische wissenschaftliche Sozialisation bei Paul Lazarsfeld und Robert Merton in Columbia (Charmaz 2006: 7).

Glaser verließ die Universität und gründete einen Eigenverlag (Stern 2008: 26f.), Strauss übernahm das GTM-Forschungsseminar und veröffentlichte 1987 mit *Qualitative Analysis for Social Scientists* eine Einführung in die GTM mit ausführlichen Beispielen aus der Forschungspraxis des Seminars. Drei Jahre danach publizierte er gemeinsam mit seiner Schülerin Juliet Corbin *Basics of Qualitative Research*, wobei er sich immer weiter von Glaser entfernte (Strübing 2007: 48f.). Dieser reagierte auf die Publikation sehr empfindlich und verfasste mit *Emergence vs Forcing. Basics of Grounded Theory Analysis* 1992 eine vernichtende Entgegnung, in der er Strauss und Corbin attackierte (Stern 2008: 28). Strauss hingegen reagierte weder öffentlich auf

Glasers Vorwürfe noch grenzte er sich explizit von ihm ab (May/Mruck 2007: 22f.; Strübing 2008: 65, 68).

5.2.1.3 The Second Generation

Bryant und Charmaz (2007a: 3f.) bezeichnen die GTM als »contested concept«. Contested concepts sind komplexe Konzepte, wie Macht oder Demokratie, deren inhaltliche Bestimmung umstritten ist u.a. weil die Verwendung der Begriffe nie gänzlich positionslos und unparteiisch erfolgt. Trotz der Differenzen zwischen Glaser und Strauss handelt es sich m.E. heute weniger um ein grundsätzlich umstrittenes Konzept als um ein »boundedly contested concept« (Lord 2004: 12), ein Konzept, über das im Kern Konsens herrscht, das jedoch in Bezug auf bestimmte Aspekte kontrovers diskutiert wird. Diese Problematik tut der Bedeutung der GTM jedoch keinen Abbruch, ist es doch schlüssig, dass sich ein Forschungsstil im Laufe der Zeit wandelt, um mit rezenten Entwicklungen der Wissenschaft Schritt halten zu können. Charmaz (2008: 135) ortet in jüngeren Entwicklungen Unterschiede bzgl. epistemologischer Affinitäten, methodischer Strategien, Annahmen über die Bedeutung von Theorie und konzeptuelle Ausrichtungen.

Wie bereits erwähnt, arbeiteten einige Studierende intensiv mit Glaser und Strauss zusammen und entwickelten eigene Versionen der GTM, die in einem Sammelband der »Second Generation« (Morse et al. 2008) gemeinsam publiziert wurden. Morse (2008: 17) stellt die Entwicklungen und Verbindungen grafisch in Form einer Art Genealogie dar. Im Folgenden soll auf Juliet Corbin (mit Strauss), Adele E. Clarke und Kathy Charmaz eingegangen werden, da die vorliegende Analyse auf ihren Ausführungen basiert.

Strauss entwickelte die GTM, wie bereits erwähnt, mit Juliet Corbin u.a. mit dem Methodenbuch *Basics of Qualitative Research* weiter. Auch dieses zentrale Werk erfuhr Veränderungen. Als die 2., überarbeitete Auflage 1998 erschien, war Strauss bereits zwei Jahre tot, und die 3. Auflage von 2008 nennt Juliet Corbin als erste Autorin. Im Vorwort schreibt sie, versucht zu haben, die Methode im Licht der Postmoderne, des Konstruktivismus und Feminismus zu modernisieren, Dogmatisches zu streichen, einzelne Verfahren zu flexibilisieren, ohne jedoch den Kern der GTM oder die epistemologischen und sozialtheoretischen Wurzeln der Version von Strauss und die Betonung von Struktur und Prozess zu verwerfen (Corbin/Strauss 2008: ix).

Adele E. Clarkes Ergänzung der GTM durch die Situationsanalyse ist nicht nur Strauss' GTM-Erbe verpflichtet, sondern baut auch auf seinen analytischen Konzepten der »sozialen Welten« und »Arenen« sowie seinem Konzept der »negotiated order« auf (Clarke 2005, 2012; zu dem Konzept der sozialen Welt siehe Kapitel 4.1.2). Ebenso wie soziale Welten Struktur- und Prozessmomente in sich vereinen, besteht auch der Kerngedanke des Konzeptes der »negotiated order« darin, dass Struktur nur im Handeln präsent ist und Handeln den aktiven Part von Struktur darstellt (vgl.

Strübing 2007: 54). Clarke konzipiert auf der Basis dieser Straussschen Konzepte ihre Situationsanalyse und Mapping-Strategien, die in verschiedenen Phasen der Untersuchung als Heuristiken dienen. Sie sollen die Analyse der empirischen Gesamtsituation ermöglichen und das Kodierverfahren der GTM ergänzen (Clarke 2012: 34). Clarke bietet drei Typen von Maps an: Situations-Maps für frühe Analysephasen, um alle relevanten (menschlichen und nichtmenschlichen, historischen, politischen, symbolischen, diskursiven etc.) Elemente aus empirischen Daten darzustellen und ihre Zusammenhänge herauszuarbeiten; Maps sozialer Welten/Arenen, um kollektive Akteur*innen, ihre Beteiligungen und Handlungsschauplätze zu veranschaulichen und die für die Untersuchung relevanten sozialen Welten/Arenen zu bestimmen; Positions-Maps als Vereinfachungsstrategien zur grafischen Darstellung von Diskursen oder nicht zu Sprache gebrachten Positionen (ibid.: 38, 124).

Kathy Charmaz, die sich sowohl Glaser als auch Strauss verpflichtet sieht, präsentiert ihren konstruktivistischen Zugang zur GTM als zeitgemäße Revision des Forschungsstils. Für Charmaz ist die ontologisch objektive Welt nicht trennbar von den Beobachter*innen und deren Wahrnehmungen, die multipel, divergent und widersprüchlich sein können. Daher biete jede GT ein »interpretive portrayal« (Charmaz 2006: 10) der untersuchten Welt an. Charmaz' konstruktivistisch orientierte GTM positioniert Forschung daher relativ zu den sozialen Umständen, die sie beeinflussen (Charmaz 2008: 134). Ebenso hebt sie die Notwendigkeit der Verbindung zwischen Mikro- und Makroebene und die des Subjektiven mit dem Sozialen hervor (ibid.: 131). Strübing (2014: 99) kritisiert ihre allzu schroffe und in vielen Aspekten nicht nachvollziehbare Abgrenzungsrhetorik zu Strauss (& Corbin) und sieht den Mehrwert ihres Zuganges in kleineren Akzentverschiebungen. Hinzuzufügen ist, dass die anti-essenzialistische Betrachtungsweise des Verhältnisses von Beobachter*in und Beobachtetem nicht wirklich neu ist, betrachtet man etwa die kulturanthropologische Diskussion um die Krise der Repräsentation in den 1980er Jahren (Clifford/Marcus 1986) oder Bourdieus (1993) und Waquants (2010) Ausführungen zur wissenschaftlichen Reflexivität. Dass es sich bei Charmaz' Monografie um ein Handbuch für Studierende handelt, die möglicherweise nicht in der Tradition kritischer, selbstreflexiver empirischer Forschung sozialisiert wurden, mag über manche Stellen im Text hinwegtrösten.

5.2.2 Konzepte und Prozeduren der GTM, deren Anwendung und die Erstellung des Datenmaterials

Auch wenn sich die GTM in ihren verschiedenen Ausprägungen als komplex darstellt, hat sie den Vorteil, ein sehr freier Forschungsstil zu sein. So wird von Beginn an betont, dass jede Anwendung, abhängig von Disziplin, Forscher*in, Forschungsfrage, Situation, Feldteilnehmer*innen etc. Adaptionen verträgt. Im Folgenden sollen jene Konzepte und Prozeduren vorgestellt werden, die im Zuge der Studie zur

Anwendung kamen. Inspiriert wurde der Zugang insbesondere durch Corbin und Strauss (2008) und z.T. durch Charmaz (2006) und Clarke (2005, 2012).

Wie bereits erwähnt, ist eine GT laut Glaser und Strauss (2008: 41f.) eine auf den Gegenstand bezogene Theorie mittlerer Reichweite. Sie soll den untersuchten Prozess in einem spezifischen Bereich in neuen theoretischen Zusammenhängen erklären, die Merkmale der im Rahmen der Analyse entwickelten Konzepte explizieren und die Gründe und Bedingungen aufzeigen, unter welchen der Prozess entsteht und sich wandelt (Charmaz 2006: 7). Um zu vermeiden, im Stadium reiner Deskription zu verharren, ist im Verlauf des Prozesses der Theoriebildung ein höherer Abstraktionsgrad anzustreben, ohne jedoch die Komplexität des jeweiligen Kontexts zu vernachlässigen: »A contextualized grounded theory can start with sensitizing concepts that address such concepts as power, global reach, and difference and end with inductive analysis that theorize connections between local worlds and larger social structures« (ibid.: 133). Die vorliegende Studie stellt einen solchen Versuch dar.

Grundsätzlich sind im Rahmen der GTM alle Daten mögliche Daten. In einem ersten Schritt wurde zur Untersuchung des Verberuflichungsprozesses der Gebärdensprachdolmetscher*innen aufgrund der kleinen Population entschieden, möglichst lange, narrative Interviews zu führen und diese durch vorhandene Dokumente zu ergänzen. Als Inspirationsquelle diente Charmaz' (2006: 25ff.) »intensive interviewing«, eine Form von Gespräch, das sich durch Offenheit auszeichnet und auf die Sichtweise der Befragten und ihre persönlichen Erfahrungen mit dem Thema fokussiert. Nach Durchführung und Analyse der ersten drei Interviews stellte sich heraus, dass die ursprünglich geplante zeitliche Fokussierung auf die Jahre ab 1989, als sich Gebärdensprachdolmetschende zum ersten Mal trafen, nicht nur die lange Vorgeschichte des Gebärdensprachdolmetschens vernachlässigen würde, sondern bestimmte Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsmuster der Teilnehmer*innen nicht ausreichend erklären könnte. Daher wird zunächst im ersten Kapitel der Studie (Kapitel 6) ein Blick in die Geschichte geworfen und eine Typologie der Translationstätigkeit für Gehörlose entwickelt. Als Daten dienten historische Originaltexte wie Monografien, Berichte, Zeitungsartikel, Gesetzestexte, Schematismen, Adressbücher ebenso wie Sekundärliteratur. Für den Studienteil, der den Verberuflichungsprozess ab Ende der 1980er Jahre bis einige Jahre nach Gründung des Verbandes behandelt, wurden Interviews geführt und archivierte Dokumente analysiert, die bei Bedarf durch zusätzliches Material wie etwa Statistiken und Zeitungsartikel ergänzt wurden.

Der Pool für Interviews waren jene etwa 20 ÖGS-Dolmetscher*innen, die im Jahre 1998 den Verband gegründet hatten.[8] Die Auswahl entwickelte sich im Laufe

8 Die exakte Zahl der Gründungsmitglieder war in den Dokumenten nicht zu finden und konnte auch in Gesprächen nicht rekonstruiert werden. Ausgeschlossen wurden jene sechs Personen, die sich bald danch beruflich umorientiert hatten.

der Studie nach dem Prinzip des »theoretical sampling«. Wie in der GTM üblich, erfolgte die Auswahl der Interviewpartner*innen schrittweise, die Analyse wurde parallel dazu durchgeführt. Nach der Analyse der ersten Transkripte wurden die weiteren Personen in einem iterativ-zyklischen Forschungsprozess auf Basis der analytischen Fragen, die an die Daten gestellt wurden und aufgrund von Lücken im bereits analysierten Material ermittelt. Grundsätzlich wurde auf Daten abgezielt, die gute Chancen haben, eine möglichst große Bandbreite thematisch relevanter Konzepte zu generieren, die also maximale Variation versprachen. Das ermöglicht auch bei kleinen Samples konzeptuelle Repräsentativität, zumal statistische Repräsentativität nicht angestrebt wird. Aufgrund der großen Bandbreite an Erfahrungen einer befragten Person wurde mit ihr einige Wochen nach dem ersten Gespräch ein zweites Interview geführt. Gegen Ende des Prozesses, als der notwendige Grad der theoretischen Sättigung erreicht zu sein schien, wurde mit einer weiteren Person in einem Abstand von mehreren Jahren ebenso ein zweites Interview geführt, um letzte Lücken in den Daten zu schließen und Unsicherheiten abzuklären. Insgesamt wurden elf intensive Interviews geführt, zehn aus dem Pool der o.g. 20 Dolmetscher*innen und eines mit einer Person, die zu Beginn des Professionalisierungsprojektes eine zentrale Rolle innehatte, allerdings nicht in diesen Pool fiel. Von einer detaillierteren Beschreibung der Personen wird aus Gründen der Anonymitätswahrung abgesehen. Drei Interviews fanden im Jahr 2009 statt, sechs im Jahr 2014 und zwei im Jahr 2015.[9] Die Transkription erfolgte vollständig anhand der Standardorthografie. Äußerungen in ÖGS wurden in Glossenumschrift transkribiert.

Die schriftlichen Dokumente wurden zu einem kleineren Teil dem Archiv des Instituts für Translationswissenschaft entnommen, der Großteil der Dokumente wurde von Interviewpartner*innen zur Verfügung gestellt und anschließend abgetippt, um die Texte – wie auch die Interviewtranskripte – mithilfe einer QDA-Software analysieren zu können. Fanden sich im Material Lücken, wurde ggf. nachgefragt. Insgesamt wurden 173 Dokumente aus dem Dunstkreis des Verbandes bzw. vorangegangener Gruppen analysiert, die zwischen 1985 und 2002 verfasst wurden. Die Dokumente umfassen Briefe, Faxe, Protokolle, Berichte, Notizen, Konzepte, Stellungnahmen, Aussendungen u.Ä., ergänzend wurden Statistiken, Zeitungsartikel, Artikel aus Gehörlosenzeitungen, Internetquellen, Vorträge und dergleichen herangezogen. An Interviewmaterial wurden 19 Stunden und 47 Minuten ausgewertet, an Dokumenten etwas mehr als 200 Seiten, das ergibt eine Gesamtzahl von 269.581 Wörtern. In den nachfolgenden Kapiteln wird auf die zitierten Dokumente mit Kürzeln verwiesen.[10] Von einer Kennzeichnung der Interviews wurde aus Gründen der

9 Genaue Daten siehe Quellenverzeichnis.

10 (D-Dok 8: 1989) bedeutet etwa, dass es sich um das chronologisch 8. Dokument der Dolmetscher*innen aus dem Jahr 1989 handelt, (U-Korr 15: 1993) ist der chronologisch 15. Brief aus dem Archiv des Instituts für Translationswissenschaft. Genauere Angaben zu den Daten fin-

Wahrung der Anonymität und auf Wunsch einiger Befragter abgesehen. Eine Nummerierung der Interviews würde es aufgrund der sehr kleinen Community ermöglichen, einzelne Personen zu identifizieren.

In der GTM erfolgt die Datenanalyse, wie bereits weiter oben erwähnt, durch Kodierprozeduren, welche die Abstraktion des Materials zum Ziel haben. Im Rahmen des Kodierens werden Datensegmente mit Schlüsselwörtern versehen, die gleichzeitig kategorisieren, Segmente zusammenfassen sowie Datenteile erklären und somit bereits wesentlicher Teil der analytischen Interpretation sind (Charmaz 2006: 45f.). Die Schlüsselwörter werden je nach GTM-Variante als Codes oder Kategorien bezeichnet, in einigen Fällen wird zwischen Codes und Kategorien hierarchisch unterschieden. Eine Unterscheidung in Code und Kategorie wurde im Rahmen dieser Studie nicht getroffen. Die QDA-Software MAXQDA, die zur Analyse herangezogen wurde, verwendet den Ausdruck »Code«.

Bei der Analyse werden Zeile für Zeile bzw. Segment für Segment Fragen an den Text gestellt, die den Sinn erschließen sowie Zusammenhänge aufzeigen sollen (Strübing 2014: 65f.). Bei mehrmaligem Lesen und Kodieren werden Daten mit Daten verglichen, um Ähnlichkeiten und Unterschiede herauszufiltern, und zwar sowohl zwischen verschiedenen Fällen als auch innerhalb eines Falles (Charmaz 2006: 54; Corbin/Strauss 2008: 73f.). Die verschiedenen GTM-Entwicklungen und -Zugänge unterscheiden sich in ihren Kodieroperationen. Strauss schlug einen dreistufigen Kodierprozess vor, der aus offenem, axialem und selektivem Kodieren besteht (Strübing 2008: 20). Offenes Kodieren stellt einen noch relativ ungeordneten Zugang zum Material dar, aus dem eine Vielzahl Kategorien hervorgeht, die noch in keiner Verbindung zueinander stehen (ibid.: 21). Das axiale Kodieren zielt auf mögliche Zusammenhänge zwischen den Kategorien und zeigt auf, welche Konzepte tatsächlich relevant für die Beantwortung der Forschungsfrage sind. Die Analyse mündet so in einigen wenigen fokalen Konzepten, die als Schlüssel- oder Kernkategorien bezeichnet werden. Den Abschluss bildet das selektive Kodieren, bei dem die Schlüsselkategorien auf ihre Relevanz für die Gesamtfragestellung überprüft werden (Strübing 2008: 20f.).

In der Version von Corbin und Strauss (2008), die nach dem Tod von Strauss als dritte Auflage des gemeinsamen Werkes erschienen ist, spricht Corbin nur mehr von offenem und axialem Kodieren (ibid.: 195), wobei die Prozeduren nicht in einer chronologischen Reihenfolge zu betrachten sind (ibid.: 198). Trotz der komplex anmutenden Prozeduren sollte das Kodierparadigma laut Corbin nicht überbetont werden: »the paradigm is only a tool and not a set of directives« (ibid.: 90).

Ein Credo der GTM ist aufgrund ihres prozessualen Charakters schließlich das kontinuierliche Schreiben von Memos, um neue Ideen, Einsichten oder Fragen

---

den sich im Quellenverzeichnis, Namen werden aus Gründen der Wahrung der Anonymität nicht angeführt.

festzuhalten, ältere Spuren der Denkarbeit zu erhalten, Entscheidungsprozesse zu dokumentieren und Widersprüche sichtbar zu machen (Charmaz 2006: 72; Berg/Milmeister 2008: 12, 16; Strübing 2008: 72f.). Manchmal werden unterschiedliche Typen von Memos vorgeschlagen (Strauss 1998: 175–199). Auch MAXQDA ermöglicht die Verwaltung unterschiedlicher Memos, wie Projekt-, Dokument- oder Text-Memos und Code-Memos (vgl. Kuckartz 2007: 140ff.). Im Rahmen der vorliegenden Studie wurden Memos von Beginn an geschrieben, allerdings in einer Worddatei, wobei jedes Memo ein thematisches Label erhielt, um unterschiedliche Memos zu einem Thema oder einer Frage vergleichen zu können. Lediglich Code-Memos wurden in einem MAXQDA-Projekt verfasst.

Die Software ermöglichte es, im Laufe des Kodierens auf einfache Weise Codes zu erstellen, umzubenennen oder auch wieder zu löschen, zu verschmelzen, auszudifferenzieren und Subcodes zu bilden. Auch war es möglich, Codes zu dimensionalisieren, d.h. mit Merkmalsausprägungen zu versehen, und das Codesystem als Baumstruktur immer wieder im Gesamten zu visualisieren. Das axiale Kodieren setzte relativ rasch ein, gegen Ende der Analyse wurde insofern auch selektiv kodiert, als die zentralen Codes den jeweiligen Kapiteln zugeordnet wurden, die im Laufe der Kodierarbeit als vorläufiges konzeptuelles Inhaltsverzeichnis vorbereitet worden waren. Die Software erlaubte es auch, das gemeinsame Vorkommen mehrerer Codes oder Subcodes auszuwerten. Dies soll an einigen zentralen Codes kurz dargestellt werden. Zu diesen zählten z.B. *Hörende & Gehörlose* (mit den Subcodes *Hörende*, *Codas* und *Gehörlose*) und *Sphären* (mit den Subcodes *Ausland*, *Das Private*, *Gehörlosenschule*, *Kirche*, *Lautsprachendolmetschen*, *Medizin*, *Öffentlichkeit*, *Sozialarbeit*, *Staat und Behörden*, *Universität*). Diese konnten kombiniert und mit dimensionalen Codes wie z.B. *Zeitdimensionen*, *Gefühle* und *Bewertungen* (jeweils wiederum mit Subcodes) kombiniert werden. Die Erkenntnisse aus den Verknüpfungen wurden in Memos festgehalten, sortiert und verdichtet. Dies ermöglichte die Entwicklung abstrakterer Kategorien, wie etwa *Schwellenwelt als Bürde und Bereicherung* gegenüber *Entdeckung einer neuen sozialen Welt*, die in Kapitel 7 behandelt werden.

6. Habitualisierte und organisierte Translation: Ein Streifzug durch die Geschichte

Um die rezenteren Entwicklungen des Tätigkeitsbereichs nachvollziehen zu können, die schließlich zur Konstruktion des Berufs Gebärdensprachdolmetscher*in in Österreich führten, ist es, wie in Kapitel 5 ausgeführt, notwendig, zunächst einen Blick in die Geschichte des Dolmetschens für Gehörlose bzw. der Kommunikation mit Gehörlosen in der westlichen Welt zu werfen. Ohne die Einbeziehung dieses historischen Kontextes, der die verschiedenen Handlungsfelder, die involvierten Institutionen und Akteur*innen sowie die daraus resultierenden Spannungen beleuchtet, bliebe jede Interpretation der zeitgenössischen Daten auf einer oberflächlichen und simplifizierenden Ebene. Eine Aufarbeitung der historischen Zusammenhänge ist auch insofern unerlässlich, als die Gehörlosengemeinschaft eine enge Verbindung zu ihrer Geschichte der Unterdrückung und Resistenz pflegt. Die »rediscovery of history« ist seit den frühen 1980er Jahren einer der zentralen »new deaf discourses« (Ladd 2003: 155) in der Forschung und eine Ressource für konzeptuelle Solidarität unter Menschen mit ähnlichen Erlebnissen über Staats- und Sprachgrenzen hinweg (Woll/Ladd 2011: 163). Während die Geschichte der Gehörlosen in vielen Ländern bereits eingehend aufgearbeitet wurde, hat die Untersuchung der Rolle von Dolmetscher*innen in diesem Zusammenhang bislang nicht ausreichend Beachtung erfahren. Im folgenden Kapitel soll daher die Dolmetschtätigkeit in einem systematischen Rahmen erfasst werden, indem internationale Erkenntnisse der Gehörlosengeschichte aus einer translationswissenschaftlichen Perspektive betrachtet und interpretiert und durch österreichische Quellen ergänzt werden.

6.1 Konzeptuelle Grundlagen und Versuch einer Typologie

Um das Gebärdensprachdolmetschen und seine komplexen historischen Ursprünge vor Einsetzen der Professionalisierungstendenzen in den späten 1980er Jahren analytisch darstellen zu können, wurde für den vorliegenden Kontext eine Typologie erstellt, für die drei konzeptuelle Arbeiten von Relevanz sind: Pöchhackers (2000) Modell des Kommunikationsbedarfs in gesellschaftlichen Zusammenhängen, Wolfs

(2012a) Modellierung der Translationstätigkeit in der Habsburgermonarchie und Cronins (2002) Differenzierung heteronomer und autonomer Rekrutierungssysteme von Dolmetscher*innen in der Kolonialzeit.

Pöchhacker (2000: 12–22) modelliert den Kommunikations- bzw. Dolmetschbedarf mit Anderssprachigen und damit die Herausbildung der Sprachmittlungstätigkeit in der Geschichte als *Expedition*, *Transaktion* und *Administration*. In seinem Modell setzt er auf der horizontalen Ebene ein Kontinuum zwischen inter- und intrasozietärem Kontakt. In der vertikalen Schichtung siedelt er verschiedene gesellschaftliche Handlungsdomänen an, in denen Dolmetschbedarf entstand. Unter *intersozietärem Kontakt* subsumiert er jenen zwischen Individuen oder Gruppen im Kontext von Krieg, Unterwerfung, Eroberung, Erforschung und Missionierung, den er mit dem Schlagwort »Expedition« versieht. »Transaktion« findet zwischen den Polen des Inter- und Intrasozietären statt, umfasst Handel, Militär, Diplomatie u.Ä. Als *intrasozietären Kontakt* bezeichnet er mit »Administration« den Dolmetschbedarf in der (Kolonial-)Verwaltung, Religionsausübung, Justizverwaltung und in öffentlichen Diensten.

Wolf (2012a) konzeptualisiert in ihrer umfassenden Untersuchung der Translationstätigkeit in der Habsburgermonarchie die mannigfaltigen Ausprägungen mehrsprachiger Kommunikation und Translation wie folgt: Sie unterscheidet zunächst zwischen *polykultureller Kommunikation* und *polykultureller Translation*. Erstere bezeichnet Translation im weitesten Sinne als Folge der konstitutiven Mehrsprachigkeit, »die BenützerInnen der verschiedenen Sprachen aus schichtbezogenen, berufsbedingten und persönlichen Gründen der täglichen Verständigungsarbeit zu stetem Register- und damit kulturellem Kontextwechsel veranlasste« (ibid.: 87), jedoch keine Vermittlungsinstanz erfordert. Hierzu zählt sie das *habitualisierte Übersetzen*, das in multiethnischen Räumen in der lebensweltlichen Alltagspraxis der Menschen verankert ist. Diese Tätigkeit wurde von Dienstmädchen, Köchnnen, Handwerkern etc. zum Zweck der täglichen Verständigung praktiziert (ibid.: 91). Als *institutionalisiertes Übersetzen*, das tendenziell ebenso der polykulturellen Kommunikation zugerechnet wird, bezeichnet sie Tätigkeiten, die auf dem gesetzlichen Umgang mit Mehrsprachigkeit basieren und Schule, Heer und Beamte umfassen, wobei sie die Aktionsfelder Heer und Verwaltung als Mischform polykultureller Kommunikation und polykultureller Translation identifiziert (ibid.: 101). *Polykulturelle Translation* bezeichnet Übersetzen und Dolmetschen im engeren Sinn, d.h. Transfer auf Basis von Vermittlungshandlungen. Die Handlungsfelder der polykulturellen Translation umfassen die Kommunikation mit Behörden und bei Gericht, die Übersetzung von Gesetzestexten, die Translationstätigkeiten des Ministeriums des Äußeren und des Kriegsministeriums u.Ä. (ibid.: 58). Der komplexe Kommunikationsraum der Habsburgermonarchie umfasst, in einem Aufriss dargestellt, sich überschneidende Räume: den *polykulturellen Kommunikationsraum*, in diesen eingeschlossen den *polykulturellen Translationsraum*, der wiederum mit dem *transkul-*

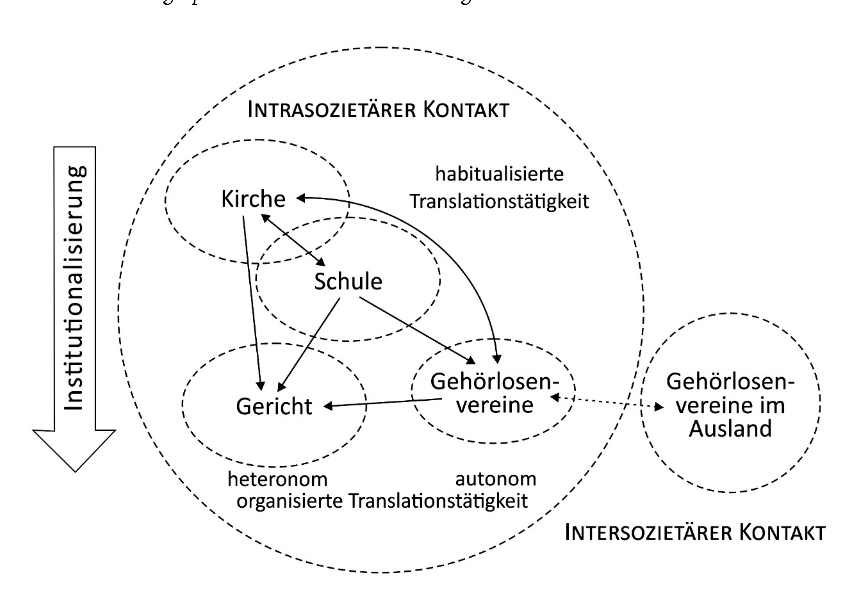
turellen Kommunikationsraum überlappt, in dem der Austausch zwischen Sprachen und Kulturen jenseits der Grenzen der Monarchie stattfindet (ibid.: 366ff.).

Cronin (2002) setzt seine Unterscheidung in *autonome* vs. *heteronome* Dolmetschsysteme in der Kolonialzeit aus der Perspektive der Mächtigen und in Hinblick auf Loyalitätsprobleme und -verschiebungen an. Heteronome Systeme rekrutieren die bei der Kolonisierung benötigten Dolmetscher*innen, indem sie Einheimische, sei es durch Zwang oder Anreize, die Sprache der Kolonialherren lehren. In einem autonomen System hingegen bilden die Kolonisatoren ihre »eigenen« Dolmetscher*innen aus, welche die Sprache der Einheimischen durch Immersion lernen müssen. Cronin stellt einen Wechsel von zunächst heteronomen zu später autonomen Systemen fest und führt als Beispiel für diesen Wandel die Unterweisung von Sprachknaben in westeuropäischen Reichen ab dem 16. Jahrhundert an (siehe dazu Kapitel 1.1.1). Dieser Gegensatz hängt jedoch, wie Bahadır (2007: 45f.) richtig bemerkt, von der Perspektive ab. Während Cronin aus der Perspektive der Mächtigen konzeptualisiert, versucht Bahadır aus der Perspektive der Dolmetscherin mit Migrationsgeschichte zu argumentieren, wenn sie schreibt: »So scheint die Migrantin, die eine der ›Ihrigen‹ als Dolmetscherin mitbringt [...], doch eher das Recht auf ›Autonomie‹ wahrzunehmen« (ibid.: 46). Gleichzeitig spricht sie sich gegen eine dichotomische Interpretation des Verhältnisses zwischen den beiden Konzepten aus, da sich die Dichotomie insofern auflöse, als beide Parteien aufgrund der Vermittlungstätigkeit durch die Dolmetscherin abhängig ebenso wie unabhängig sind bzw. stetig zwischen diesen Polen pendeln.

Der Versuch der im Folgenden dargestellten Typologie der Translationstätigkeit vor Einsetzen der Professionalisierungstendenzen der Gebärdensprachdolmetscher*innen umfasst in Pöchhackers Worten zunächst den intrasozietären Kontext des Dolmetschens für Gehörlose. Da es jedoch zumindest seit dem 19. Jahrhundert auch organisierte Kontakte zwischen österreichischen Gehörlosenverbänden und Verbänden im Ausland gab, kann zumindest spekuliert werden, dass es auch in der frühen vorprofessionellen Phase bereits Translation im intersozietären Kontext gegeben haben muss, die jedoch an dieser Stelle aus Mangel an Quellen nicht berücksichtigt werden kann. In der Typologie Wolfs könnte man Translation für Gehörlose am dynamischen Übergang zwischen polykultureller Kommunikation und polykultureller Translation verorten. Die Akteur*innen wurden in sich z.T. überlappenden Sphären innerhalb wie außerhalb der Gehörlosengemeinschaft sozialisiert und waren folglich aus unterschiedlichen sozialen, institutionellen oder persönlichen Beweggründen heraus für Gehörlose – im weitesten Sinne – translatorisch tätig bzw. wurden mehr oder weniger freiwillig als Translator*innen herangezogen. Was Cronins Unterscheidung in autonome und heteronome Rekrutierungssysteme betrifft, so wird zwar seine Terminologie übernommen, allerdings wird die Perspektive umgekehrt und aus der Sicht der Gehörlosengemeinschaft argumentiert.

Die Typologie, die in Abb. 2 schematisch dargestellt ist und in den nachfolgenden Kapiteln im Detail besprochen wird, umfasst die Sphären der *habitualisierten* und *organisierten Translationstätigkeit*, wobei Letztere *heteronom* ebenso wie *autonom organisierte Translationstätigkeiten* umfasst. Als heteronom organisierte Translation verstehen wir – im Gegensatz zu Cronin (2002) – jene translatorischen Tätigkeiten, die auf Initiativen der Kirche, der Schule und der Justiz beruhen, autonom organisierte Translationstätigkeiten erfolgen hingegen auf Eigeninitiative der Gehörlosengemeinschaft. Gleichwohl wird sich zeigen, dass – wie bereits Bahadır (2007) anmerkt – Autonomie und Heteronomie mitunter Verschiebungen und Verflechtungen erfahren. Die Institutionalisierung reicht von nicht ausgeprägt im Falle der habitualisierten Translation bis zu stark ausgeprägt in der Handlungssphäre der Justiz, d.h. in den Gerichten. Habitualiserte und organisierte Translationstätigkeiten fanden (und finden), auch wenn sie eine Entwicklung implizieren, auch parallel zueinander statt. Mitunter waren es dieselben Akteur*innen, die nicht nur zwischen den Handlungssphären navigierten, sondern für habitualisierte ebenso wie autonom und heteronom organisierte translatorische Tätigkeiten herangezogen wurden.

Abb. 2 Handlungssphären habitualisierter und organisierter Translation



Während die Ellipsen die Handlungssphären darstellen, in denen häufig translatorische Tätigkeiten stattfanden und die für die Konstruktion des Berufs somit von zentraler Relevanz sind, bezeichnen die Pfeile die Bewegungen der Translator*innen zwischen den Sphären. Sie zeigen, um zwei Beispiele zu nennen, dass z.B. (erwachsene) Kinder gehörloser Eltern (»children of deaf adults« oder Codas[1]), die im Gehörlosenverein sozialisiert wurden, ohne kirchliches Mandat habitualisiert den Gottesdienst für gehörlose Verwandte dolmetschen, oder, dass Gehörlosenlehrer*innen als Dolmetscher*innen bei Gericht heteronom organisiert tätig sind. Während die Dolmetscher*innen in den sozialen Welten der Gehörlosenvereine, Schule oder Kirche sozialisiert werden, unterschiedliche Versionen gebärdeter Kommunikation lernen und unterschiedliche Denk-, Wahrnehmungs- und Handlungsmuster in Bezug auf Gehörlosigkeit entwickeln, ist das Gericht darauf angewiesen, Dolmetscher*innen aus anderen Sphären zu rekrutieren. Die schematische grafische Darstellung dient zur Orientierung und als grobes Ordnungsprinzip, da nicht alle möglichen Konstellationen und Einsatzbereiche erschöpfend dargestellt werden können und von einer dynamischen, sich wandelnden Praxis ausgegangen wird, die in einem zweidimensionalen Modell nicht adäquat abgebildet werden kann.

6.2 Habitualisierte Translationstätigkeit

Gehörlose mussten, um ihren Alltag bewältigen zu können, immer schon mit der sie umgebenden hörenden Mehrheit kommunizieren, sei es in der näheren persönlichen Umgebung, sei es in Kontakten außerhalb des engen persönlichen Umfeldes. Es kann davon ausgegangen werden, dass es sich zunächst um habitualisierte Translationstätigkeit handelte, die eine Vielfalt von Realisierungsformen erlaubt.

Habitualisierte Translationstätigkeiten umfassen soziale Kontakte, in denen Gehörlose mit einer oder mehreren hörenden Personen durch Translation im weitesten Sinne interagieren. Es sind alltägliche soziale Handlungen, die keiner formalen Einrichtung bedürfen und keinen institutionellen Effekt erzielen (vgl. Seyfert 2011). Sie sind, um mit Robert Seyfert zu sprechen, zwar insofern habitualisiert und nicht beliebig, als sie durch Wiederholung zur Gewohnheit werden, müssen jedoch immer wieder aufs Neue ausgehandelt werden. Sie sind gesellschaftlich nicht formalisiert oder reglementiert, weisen keine oder nur geringe spezifische Ordnung oder Dauer auf, finden an keinem speziellen Ort statt, treten in mannigfaltigen Realisierungsformen auf und können mehr oder weniger vermittelt sein. Außerdem entwickeln sie erst dann, wenn sie stärker habitualisiert sind,

---

1 Napier (2021) bevorzugt die Bezeichnung »heritage signers«. Im Deutschen ist Codas nach wie vor gängig.

konstantere Handlungs- und Beziehungsmuster. Konventionalisierung findet nur in einem eingeschränkten Raum, etwa im Familienverband, statt. Habitualisierte Translation ist daher als Kontinuum von wenig bis stärker habitualisiert zu verstehen und umfasst fluide und kreative ebenso wie stabilisierende Momente. Stark habitualisierte Situationen können schließlich in organisierte Translationstätigkeit übergehen, die, wie weiter unten ausgeführt wird, Institutionalisierungstendenzen aufweist. Habitualisierte Translationstätigkeiten finden nicht nur im privaten Umfeld statt, sondern können auch in den auf der Grafik dargestellten Sphären der Kirche oder Schule erfolgen, die gleichzeitig als Initiatoren organisierter Translation in Erscheinung treten.

Diese translatorischen Tätigkeiten umfassen meist, aber nicht nur vermittelte Interaktion, d.h. Translation im engeren Sinne, die Prunč (2012: 30) als »konventionalisierte, interlinguale und vermittelte Interaktion« definiert, um Translation von anderen inter- und transkulturellen Kommunikationsformen abzugrenzen. Die Palette der Realisierungsformen habitualisierter Translation sind breiter und erinnern an Sherry Simons Konzept der »polymorphos translation practices« in »translation zones« (Simon 2013: 181). Sie umfassen neben Translation im engeren Sinne verschiedene Ausprägungen von nicht oder nur ansatzweise vermittelter Kommunikation. Dazu zählt das von hörenden Eltern mit gehörlosen Kindern eingesetzte Code-Blending, d.h. die simultane Verwendung von Wörtern und Gebärden mit gleichem semantischem Inhalt (vgl. Emmorey et al. 2008), ebenso wie ad-hoc-Dolmetschen für ein gehörloses Gemeindemitglied in einer Kirche.

In Anbetracht mangelnder historischer Quellen zur habitualisierten Translation soll die Vielfalt möglicher Realisierungsformen dieser Sphäre exemplarisch anhand sogenannter »shared signing communites« und »village sign languages« dargelegt werden. Diese sind zwar nicht sehr verbreitet, bieten sich aber als soziales Phänomen besonders gut an, um die Schnittstellen und Übergangsformen zwischen vermittelter und nicht vermittelter Translation durch deren verdichtetes Auftreten aufzuzeigen.

In relativ abgeschlossenen, isolierten Ortschaften, in denen es aufgrund erblicher Gehörlosigkeit zu einer auffälligen Agglomeration gehörloser Einwohner*innen kam, wird in verschiedenen Teilen der Welt die Entstehung von »village sign languages«, die von gehörlosen ebenso wie hörenden Mitgliedern der Gemeinschaft verwendet werden, beobachtet. Diese Sprachen wurden zu einem zentralen kulturellen Phänomen der lebensweltlichen Praxis dieser kleinen Gemeinschaften, während die meisten Gehörlosen bis zur Gründung von Gehörlosenschulen meist isoliert in Städten oder auf dem Land lebten (McBurney 2012: 910). »Village sign languages«, die auch als »shared sign languages« bezeichnet werden, um den Aspekt der Reziprozität zu betonen, unterscheiden sich in ihrer Struktur ebenso wie in ihrem soziolinguistischen Kontext von »macro-community sign languages« (Nyst 2012).

Das bekannteste historische Beispiel ist eine Gemeinschaft auf Martha's Vineyard, einer US-amerikanischen Insel in Massachusetts, über die Nora Ellen Groce (1985, 1990) eine Monografie verfasst hat, in der sie die erbliche Gehörlosigkeit, das Zusammenleben und die Kommunikation zwischen dem 18. Jahrhundert und Mitte des 20. Jahrhunderts anhand von historischen Quellen und Interviews rekonstruiert, ihren Fokus allerdings nicht auf Translation legt.[2] Ein Großteil der Einwohner*innen im Norden der Insel, ob gehörlos oder hörend, gebärdet regelmäßig im Alltag, obwohl die Mehrheit der Bevölkerung hörend ist. Schriftsprachliche Kommunikation mit Hörenden wurde hingegen kaum beobachtet. Die gehörlosen Bewohner*innen verorten sich in den sozialen Strukturen der Gesamtkultur, die Herausbildung organisierter Gehörlosengemeinschaften mit eigenen Zielen oder Aktivitäten findet nicht statt. In Österreich ist bislang keine »shared signing community« untersucht worden, allerdings deutet ein Interview in der Diplomarbeit von Andrea Lackner (2009) auf ein vergleichbares Phänomen in der Ortschaft Hüttschlag hin, in der sich zahlreiche Gehörlose als Knechte verdingten.

Da die meisten Hörenden im Norden von Martha's Vineyard der dort verwendeten Gebärdensprache mehr oder weniger mächtig waren, waren verschiedene Formen der Kommunikation und habitualisierten Translation verbreitet (Groce 1990: 75–84): Kommunikation in Gebärdensprache selbst fand regelmäßig statt, wenn Hörende und Gehörlose aufeinandertrafen, z.B. im oder vor dem Postamt, dem zentralen Treffpunkt der Gemeinschaft. Häufiges Code-Switching unter Hörenden oder in Gruppen von Hörenden und Gehörlosen ist ebenso überliefert wie die Verwendung der Gebärdensprache unter Hörenden über große Entfernungen hinweg, z.B. beim Fischfang. Im Kontext der Kirche wurde z.T. gebärdet, etwa bei Gebetsstunden, der Sonntagsgottesdienst wurde von hörenden Ehepartner*innen oder anderen Verwandten gedolmetscht, allerdings nicht am Podium für alle Anwesenden, sondern informell vom Sitznachbarn bzw. der Sitznachbarin auf der Kirchenbank. Gedolmetscht wurde auch bei gelegentlichen Kontakten Gehörloser zu Besucher*innen aus anderen Teilen der Insel. Als Dolmetscher*in bot sich in diesen Fällen diejenige hörende Person an, die gerade greifbar war.

Lediglich im Falle von Gemeinderatssitzungen kann von organisierter Translationstätigkeit gesprochen werden, die im nachfolgenden Kapitel behandelt wird, an dieser Stelle aber aus Gründen der Vollständigkeit erwähnt werden muss. Für das Dolmetschen dieser Sitzungen wurde im Vorfeld eine Person ausgewählt, die an der Seite des Saales stand und für alle gehörlosen und hörenden Bewohner*innen sichtbar dolmetschte. Auch in diesem Kontext war für die Translationstätigkeit keine be-

2 Die meisten Gehörlosen stammten von drei Siedlern aus der Grafschaft Kent ab, von wo aus das rezessive Gen für Gehörlosigkeit in die Neue Welt mitgebracht wurde (Groce 1990: 39). Durch diese genetische Disposition und die Heirat zwischen Träger*innen des Gens wuchs die Zahl der Gehörlosen im Norden der relativ isolierten Insel rasch an (ibid.: 57).

stimmte Person vorgesehen, obgleich Verwandte oder Partner*innen von Gehörlosen häufiger diese Funktion übernahmen. Eine ähnliche Praxis wurde in einem Dorf in Bali beobachtet, in dem, wie Jan Branson, Don Miller und I Gede Marsaja (1996: 46f.) berichten, nur bei Dorfversammlungen organisiert(er) gedolmetscht wurde.

Anhand der Kommunikationspraxis von »shared signing communites« kann somit aufgezeigt werden, dass in wenigen kleinen Gemeinschaften abseits der Bildungs- und Verwahrungsinstitutionen Kloster bzw. Schule vermittelte ebenso wie nicht vermittelte Kommunikation zwischen Hörenden und Gehörlosen alltägliche Praxis war bzw. ist. Doch wie sah die Praxis habitualisierter Translation in sozialen Zusammenhängen aus, in denen Gehörlose eine wenig be- und geachtete Minderheit darstellten? Hans-Uwe Feige (2004: 17), der sich auf Deutschland bezieht, vermutet, dass der Translationsbedarf in der frühen Neuzeit relativ gering war. Er führt dies darauf zurück, dass Gehörlose, die ihre Bildung zunächst nur vereinzelt in Klöstern oder durch Privatunterricht erwarben, bis Mitte des 19. Jahrhunderts eine kleine, privilegierte Elite darstellten, die aus ihrer sozialen Position heraus die direkte Kommunikation durch Sprechen und Ablesen vom Mund oder Schriftsprache oftmals der vermittelten Kommunikation vorzogen. Für den Großteil der Gehörlosen ohne Schulbildung habe es aufgrund ihres eingeschränkten Radius zum einen keine Notwendigkeit gegeben, Dolmetscher*innen heranzuziehen, außer sie waren mit dem Gesetz in Konflikt geraten (siehe dazu Kapitel 6.3.1.3), und zum anderen habe sich auch keine Gelegenheit geboten, da sie meist in einem vormundschaftlichen Verhältnis standen und Hörende für sie Entscheidungen trafen.

Wie in Kapitel 6.3.1.2 noch ausführlich dargestellt wird, ist die Gehörlosenschule jene Institution, die das Entstehen dauerhafter Gehörlosengemeinschaften begünstigte sowie die Entwicklung, Ausdifferenzierung und Tradierung konventioneller Gebärdensprachen ermöglichte und in der Folge auch dem Dolmetschen Vorschub leistete. Davor wurde im Familienverband i.d.R. mithilfe von selbst entwickelten Hausgebärden und im Kontakt mit anderen Hörenden mithilfe von Körpersprache, Mimik und Gesten kommuniziert (McBurney 2012: 910f.; Feige 2004: 14).

Die naheliegende Konstellation habitualisierter Translationstätigkeit ist das Dolmetschen durch hörende Familienmitglieder, seien es Eltern, Kinder, Geschwister, Eheleute oder andere Verwandte, die sich durch Hausgebärden oder in Gebärdensprachen verständigen und auf diese Weise Gehörlose im Kontakt mit Hörenden unterstützen konnten. Auch wenn Feige (2004) zurecht annimmt, dass konventionelle Dolmetschtätigkeiten vor den Schulgründungen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts nicht weit verbreitet waren, so kann doch angenommen werden, dass bereits davor Dolmetscher*innen habitualisiert zum Einsatz kamen. Darauf deuten sowohl die Arbeiten zu den »shared signing communites« hin als auch die vereinzelten Erwähnungen translatorischer Tätigkeiten für Gehörlose in der Schnittfläche zwischen habitualisierter und organisierter Translation vor den Schulgründungen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, auch wenn die Au-

toren aufgrund der schlechten Quellenlage keine weiteren Schlüsse ziehen können (vgl. Adam/Stone 2011; Stone 2012; Leahy 2021).

Sobald Gehörlose in Gemeinschaften lebten, Zugang zu Bildung hatten, sich ihnen dadurch weitere Handlungsfelder erschlossen und Gebärdensprachen sich konventionalisiert hatten, nahm die habitualisierte Translationstätigkeit sowohl im Umfang als auch in Bezug auf die Handlungssphären zu und wurde zusätzlich auch von familienfremden Personen übernommen. Dies geht – für rezentere Perioden – aus den Gesprächen mit den Interviewpartner*innen hervor, deren Überlieferungen jedoch nicht mehr als zwei bis drei Generationen zurückreichen. Die Palette der Tätigkeiten war, wie berichtet wird, breit: Kinder verfassten Briefe für ihre gehörlosen Eltern, begleiteten sie auf Ämter, tätigten mit dem Aufkommen der Technologie Anrufe für sie und dolmetschten die Nachrichten. Gehörlose Schüler*innen, die gut im Lippenlesen trainiert waren, dolmetschten für ihre gehörlosen Schulkolleg*innen, schwerhörige Krankenschwestern für gehörlose Patient*innen, erwachsene Codas für gehörlose Kolleg*innen im Betrieb, Gehörlosenlehrer*innen unterstützten Gehörlose bei Gesprächen mit ihren Lehrherren, Gehörlosenseelsorger*innen verhandelten mit Arbeitgeber*innen, Erzieher*innen dolmetschten für gehörlose Eltern gehörloser Schüler*innen im Kontext der Schule und Fürsorger*innen wickelten mit Gehörlosen Bankgeschäfte ab.

Codas, die in der Gemeinschaft sozialisiert worden waren, nahmen eine besondere Position ein, da sie als Teil der Gehörlosengemeinschaft angesehen wurden. Bonnie Sherwood (1987: 14) berichtet im Zusammenhang mit frühen translatorischen Tätigkeiten, die Codas in den USA ausübten, von einem System des »interpreter borrowing«, bei dem Codas zunächst für primäre Dolmetschtätigkeiten innerhalb der Familie eingesetzt und in späterer Folge auch für sekundäre translatorische Tätigkeiten für befreundete Familien verborgt wurden. Das Mandat erhielten die Familien- und Leihdolmetscher*innen aufgrund von »cultural trust«. Erst wenn diese nicht verfügbar waren, wurde auf vertrauenswürdige hörende Personen außerhalb der Gemeinschaft zurückgegriffen.

Während Codas aufgrund ihres persönlichen Nahverhältnisses das Vertrauen der Eltern u.a. Gehörloser genossen, war dies bei Personen außerhalb der Gehörlosengemeinschaft nicht immer der Fall. Weder war ihre Gebärdensprachkompetenz immer ausreichend noch konnte darauf gesetzt werden, dass das Anliegen den eigenen Wünschen entsprechend vorgebracht und erledigt wurde, stand man doch meist in einem sozialen Abhängigkeitsverhältnis. Häufig sahen sich die Vertreter*innen der Institutionen aufgrund ihres Status und ihres Wissens zudem berufen, Entscheidungen für ihre gehörlosen »Schützlinge« zu treffen, sei es, dass sie ihnen aufgrund der ihnen zugeschriebenen Bedürftigkeit die Entscheidungsfindung nicht zutrauten, sei es aus wohlwollender Hilfsbereitschaft (siehe dazu Kapitel 6.3.2).

Habitualisierte Translation erfolgte als Ehrenamt, als Freundschaftsdienst oder aus einer moralischen, kulturellen oder sozialen Verpflichtung heraus, der Grat zum paternalistischen Umgang mit Gehörlosen unter dem Deckmantel wohltätiger Gesinnung war allerdings schmal. Wie wenig institutionalisiert das Gebärdensprachdolmetschen noch Mitte der 1990er Jahre in Österreich war, zeigt eine Umfrage unter knapp hundert Gehörlosen, die angaben, nur selten Dolmetscher*innen heranzuziehen und wenn, dann in Situationen, in denen dem Kommunikationsbedarf der hörenden Mehrheit entsprochen werden musste, d.h. bei Ämtern und Behörden sowie bei Gericht (Wiesinger 1996). Ob die Befragten unter der Bezeichnung »Dolmetscher*innen« auch Codas verstanden, kann nicht gesagt werden, ist aber nicht wahrscheinlich. Die mannigfaltigen Ausprägungen der habitualisierten Translationstätigkeit, deren Bedeutung für den Lebensweg der für die Studie befragten Dolmetscher*innen sowie ihre Rolle bei der Entscheidung, Dolmetschen schließlich beruflich ausüben zu wollen, werden in Kapitel 7.3 diskutiert.

6.3 Organisierte Translationstätigkeit

Organisierte Translation kann sich in bestimmten Kontexten aus habitualisierter Translation entwickeln. Sie bedarf einer bewussten Einrichtung und weist auch insofern Institutionalisierungstendenzen auf, als die regelmäßige Wiederholung der Handlungen dazu führt, dass diese nicht mehr als Einzelhandlungen bzw. Ad-hoc-Dolmetschungen wahrgenommen, sondern typisiert werden, dadurch auch außerhalb der handelnden Subjekte als Handlung existieren und in weiterer Folge soziale Effekte erzielen. Dadurch bilden sich relativ konstante Handlungs- und Beziehungsmuster, Praktiken und Verantwortlichkeiten, typische materielle ebenso wie Denk- und Diskurs-Räume und bestimmte Zeiten heraus. Die Stabilisierung des Phänomens führt zu einer sozialen Ordnung und häufig auch zu sozialer Kontrolle. Allerdings bedeutet Stabilisierung nicht, dass die Handlungen dadurch ihre Kreativität oder Fluidität vollständig einbüßen, denn institutionalisiertes Handeln ist nicht nur von Permanenz und Fixierung, sondern auch von Kreativität und Unvorhersehbarkeit geprägt. Institutionalisierung umfasst weiters nicht nur Tendenzen der Einschränkung von Kontingenz, sondern auch Tendenzen zur Ausweitung von Modellen, die zunächst (lokal) beschränkten Charakter haben (vgl. dazu Seyfert 2011). Im Folgenden sollen die Säulen der zunächst heteronom und dann autonom organisierten Translation im Detail besprochen werden (vgl. Grbić 2020a).

6.3.1 Kirche, Schule, Justiz – Die drei Säulen der heteronom organisierten Translation

In westlichen Ländern spielten die Institutionen Kirche, Schule und Justiz eine wesentliche Rolle im Zuge der Institutionalisierung der translatorischen Praxis, die wir als heteronom organisierte Translation bezeichnet haben. Im Folgenden soll auf Basis nationaler und internationaler Literatur sowie ergänzt durch Quellen aufgezeigt werden, wie diese z.T. überlappenden Handlungssphären zur Institutionalisierung beigetragen haben und wie deren Praxis bis in die Gegenwart nachwirkt.

6.3.1.1 Mit Gebärdensprache zu Gottes Gnade

Eine der frühesten bislang bekannten Quellen, die Translation in der Kirche an der Schwelle zwischen habitualisierter und heteronom organisierter Tätigkeit erwähnt, ist Increase Mathers *An Essay for the Recording of Illustrious Providences* (1684) (Carty/Macready/Sayers 2009). Mather war Prediger, bedeutender geistlicher und politischer Repräsentant des Puritanismus im 17. Jahrhundert in Neuengland sowie Präsident der Harvard University. Ein Kapitel seines Buches widmete er dem gehörlosen Ehepaar Sarah und Matthew Pratt, das einige Jahrzehnte vor der Erwähnung der »shared signing community« auf Martha's Vineyard in Massachusetts lebte. Die Quelle bezeugt, dass es sich bei der Kommunikationsform des Ehepaares mit seinen Kindern und anderen Gehörlosen bereits um eine komplexere Gebärdensprache handelte (ibid.: 288f., 308–313). Diese konnten erst entstehen, sobald eine ausreichende Zahl von Gehörlosen eine Gemeinschaft bildete und die Anforderungen an die Sprachfunktionen komplexer wurden (Goldin-Meadow 2012: 620).

In seinem Bericht erwähnt Mather hörende wie gehörlose Familienmitglieder der Pratts, die im religiösen Bereich Gebärden ins gesprochene bzw. geschriebene Englisch übertrugen, äußert sich aber nicht im Detail über die translatorische Praxis (ibid.: 309f.). Der Bericht ist ein Indiz dafür, dass die Kirche eine der Sphären war, in der zunächst habitualisierte Translation praktiziert wurde, die vermutlich im Zuge des Anwachsens gehörloser Gemeindemitglieder eine Institutionalisierung erfuhr. So gründete der Priester Rev. Thomas Hopkins Gallaudet Jr. 1851 in New York City St. Ann's Church of The Deaf. Als Sohn von Thomas Hopkins Gallaudet, des Gründers des *Connecticut Asylum for the Education and Instruction of Deaf and Dumb Persons* in Hartford (1817), und der Gehörlosen Sophia Fowler beherrschte er die Amerikanische Gebärdensprache. Im Rahmen seines säkularen Engagements half er Gehörlosen Arbeit zu finden, pflegte Kontakte zu Arbeitgebern und beriet sie in Kommunikationsmethoden mit Gehörlosen (Edwards 2012: 107ff.; Delich 2013: 514f). Interessanterweise wird die Dolmetschtätigkeit in der Kirche in den o.g. Publikationen nicht erwähnt, Gallaudet (1860: 248) selbst schreibt, dass Gehörlosengottesdienste ebenso wie gedolmetschte Gottesdienste stattfanden. Zudem ist bekannt, dass Gal-

laudet bei Taubstummenlehrerkongressen als Dolmetscher tätig war (vgl. Turner et al. 2022).

Auch in Europa spielte die Kirche eine wesentliche Rolle als Raum, in dem das Gebärden nicht verpönt oder gar verboten war. In Großbritannien etwa waren »missions« im 19. Jahrhundert Orte des religiösen Lebens ebenso wie beliebte Treffpunkte gehörloser Schulabgänger (Lewis 2007: 41). In Dänemark wurde der erste Gehörlosenpastor im Jahre 1900 ernannt, in Schweden wenig später im Jahre 1906 (Bergman/Engberg-Pedersen 2010: 79, 92). Eine Geschichte der evangelischen Gehörlosenseelsorge seit 1788 bietet Hans Jürgen Stepf (2009). Wichtig zu erwähnen ist, dass die Verwendung von Gebärdensprachen oder alternativer manueller Kommunikationssysteme auch in Zeiten, in denen diese in Gehörlosenschulen verboten waren (siehe dazu das nächste Kapitel), im religiösen Kontext sowie im Religionsunterricht i.d.R. möglich war. Schließlich war es das Ziel, das Wort Gottes zu verbreiten, und da war es unerheblich, in welcher Form dies geschah.

Doch die Haltung der christlichen Kirchen zu Gebärdensprachen und damit zu Gehörlosen war zwiespältig, war man doch zunächst von der Prävalenz des Hörens überzeugt (Werner 1932: 73). Verstehen sei unabhängig vom Hören nicht möglich, somit seien Stimme und Ohr die einzigen Mittel zur Zwiesprache zwischen Mensch und Gott. So setzte die Kirche Gehörlose mit ungetauften Kindern gleich (ibid.: 4). Werner (ibid.: 5) zufolge stellte die Zulassung Gehörloser zu den Sakramenten auch einen theologischen Streitpunkt zwischen Katholizismus und Reformation dar. Während sich die katholische Kirche zunächst auf das Dogma der Unerziehbarkeit Gehörloser versteifte (ibid.: 106), vertrat Luther den Standpunkt, man dürfe diese nicht von der Religion ausschließen. Auf die Praxis der protestantischen Kirche reagierte die katholische Kirche am Konzil in Besançon im Jahre 1560 mit einer Reihe von Beschlüssen bzgl. der heiligen Sakramente. So konnten »Taubstumme«, so die historische Bezeichnung, von nun an die Beichte »per signa« (Statuta synodalia ecclesiae Bisuntinae 1560) ablegen. Die Eheschließung durch Zeichengebung war Gehörlosen davor bereits durch Papst Innozenz III (1198–1212) auch ohne vorausgehende Kommunion oder Firmung ermöglicht worden (Feige 1999: 25). Was unter »signa« verstanden wurde, ist schwer zu rekonstruieren, zumal nicht bekannt ist, wie weit die damaligen Gebärdensprachen ausgebaut waren.[3] Eine gewisse Unterweisung Gehörloser fand aber schon relativ früh in Klöstern statt (vgl. Villwock 2012, 2013; siehe nächstes Kapitel).

Ausgehend von der zeitgenössischen Praxis der Gehörlosenseelsorge kann davon ausgegangen werden, dass es verschiedene Realisierungsformen der Kommu-

3 Zur terminologischen Problematik vgl. auch die Schwierigkeit bei der Interpretation des Ausdrucks »natürliche Gebärdensprache« in der österreichischen Gehörlosenpädagogik des 19. Jahrhunderts (Kapitel 6.3.1.2) oder jene der Interpretation des Ausdrucks »signs« in historischen Gerichtsakten (Kapitel 6.3.1.3).

nikation sowie der habitualisierten und heteronom organisierten Translation zwischen Hörenden und Gehörlosen innerhalb religiöser Gemeinschaften gab (vgl. etwa Monaghan 2012). Neben Gebärdensprachen in unterschiedlichen Ausbaustufen etablierte sich in der Taubstummenpädagogik, die eng mit der Kirche verknüpft war, die Verwendung lautsprachbegleitender Gebärden (LBG) bzw. »manually coded languages« (MCL), um Lautsprachen im Unterricht mittels Gebärden abbilden zu können (McBurney 2012: 911). MCLs verwenden lexikalische Gebärdenzeichen, folgen aber der Grammatik der jeweiligen Schriftsprache, wobei die Umkodierung unterschiedlich genau erfolgen kann (vgl. Wilbur 2011). Die älteste bekannte MCL, »signes méthodiques«, wurde von Abbé de l'Epée Ende des 18. Jahrhunderts für den Unterricht am *Institut National des Sourd-Muets* in Paris entwickelt (siehe Kapitel 6.3.1.2).

Doch auch wenn es Hörende waren, die die Kommunikation und Translation kontrollierten, so bestand, wie Jan Branson und Don Miller (2002: 143ff.) ausführen, im 19. Jahrhundert in der Kirche ein ideologischer Wille, Gehörlosen eine gehörlose »Identität« zuzuerkennen. Zwar definierte man Gehörlose nach wie vor als Menschen, die aufgrund ihres Defizits spezieller Barmherzigkeit bedürfen, doch durften Gehörlose – anders als in anderen Sphären – gehörlos sein. Es galt nicht, Gehörlosigkeit zu heilen oder zu verbergen, vielmehr ging es darum, geeignete Mittel zu finden, Gehörlosen Zugang zu Gottes Gnade zu ermöglichen.

Die Kirche war in der Habsburgermonarchie insofern eng mit der Schule verknüpft, als das Bildungswesen als Ecclesiasticum bis ins 18. Jahrhundert der Kirche zugeordnet war. Obwohl Maria Theresia 1760 die Studienhofkommission gründete und in der Folge das Schulwesen zum Politicum erklärte, dauerte es aufgrund des hohen Stellenwerts der religiösen Erziehung und der fehlenden finanziellen Mittel lange, bis der Staat das Bildungssystem gänzlich aus geistlichen Händen übernehmen konnte (Engelbrecht 1995: 167). Seit der Gründung des ersten Taubstummeninstitutes in Österreich im Jahre 1779 hatten zudem Katecheten eine wichtige Rolle inne. In den per Erlass vom 14. August 1839 dekretierten *Instruktionen für den Lehrkörper der k.k. Taubstummen-Institutes* in Wien wird der Katechet als »nächste Person nach dem Direktor« (zit.n. Schott 1995: 298) hervorgehoben. In den Anfängen des Taubstummenunterrichts wurde nur Sprache, Rechnen und Religion unterrichtet (Wibmer 2019: 333, 335) und neben dem Religionsunterricht hatte der Katechet die »sittliche Bildung zu leiten«, das »moralische Betragen zu befördern« sowie dafür Sorge zu tragen, dass die Zöglinge den sonntäglichen Gottesdiensten in der Pfarrkirche »ordentlich und andächtig beiwohnen« (zit.n. Schott 1995: 298). Zudem gab es täglich mehrmals Gebetsstunden, wobei die täglichen Gebete laut eines Berichts des Schulleiters Friedrich Stork (1786: 142) von einem Zögling »mit lauter Stimme, von einem andern aber durch Zeichen vorgebethet« wurden.

Eine von Schulen unabhängige Gehörlosenseelsorge existiert in Österreich seit 1917. Damals wurden die ersten Gottesdienste in der Andreaskapelle im Hof des Erzbischöflichen Palais in Wien offiziell in Gebärdensprache abgehalten, wobei es sich

laut eines*einer von mir Befragten eher um LBG gehandelt habe.[4] Doch bereits zuvor, seit Mitte des 19. Jahrhunderts, habe es in der Wiener Erzdiözese Pfarrer und Kapläne gegeben, die »im Rahmen der Pastoraltheologie in der Kunst der Betreuung der Taubstummen« (Kolaska 1970: 14) ausgebildet waren. In der *Reichspost* vom 10. Jänner 1917 findet sich unter der Rubrik »Kirchliches« ein ausführlicher Bericht über den ersten Gottesdienst für Gehörlose in Wien, der am Sonntag, den 7. Jänner in der Andreaskapelle in Gegenwart des General-Fürsterzbischofs Piffl von Johann Cermann, Religionslehrer an der Landestaubstummenanstalt in Wien-Döbling, gefeiert wurde (N.N. 1917). Der Gottesdienst, »bestehend aus einer Predigt in der Laut- und zugleich Gebärdensprache und der hl. Messe« (ibid.: 9), wurde von einigen Monsignores ebenso wie Vertretern der Lehrerschaft besucht. Als Vertreter der Gehörlosen werden Heinrich Prochazka und Theodor Kratochwil namentlich erwähnt. Im Anschluss an den Gottesdienst bedankte sich die gehörlose Baronin von Müller-Hörnstein für die Einrichtung der Seelsorge und die nunmehr wöchentlich stattfindenden Taubstummengottesdienste. In welcher Sprache sie dies vortrug bzw. ob die Dankesworte gedolmetscht wurden, wird nicht angeführt.

Die katholische Gehörlosenseelsorge existiert bis heute. Eine der befragten Personen, die ab Anfang der 1960er Jahre als Religionslehrer*in an einer Gehörlosenschule ebenso wie in der Gehörlosenseelsorge tätig war, berichtet, dass einige Priester und Gehörlosenseelsorger die Gebärdensprache oder LBG beherrschten und dass andernfalls Gottesdienste gedolmetscht werden mussten. Sie selbst lernte von Gehörlosen nach dem »Meister-Schüler-Prinzip« zu gebärden und begann alsbald in religiösen Kontexten ehrenamtlich zu dolmetschen – ebenso wie einige ihrer Kolleg*innen aus dem Lehrkörper, die dies bereits vor ihrem Eintreten in die Schule »ehrenamtlich und als Freundschaftsdienst« praktizierten: »Es ging nur mit Gebärde, egal welche Art von.« Ihre Ausführungen zeigen, dass die zunehmende Institutionalisierung der Dolmetschtätigkeit im religiösen Kontext nicht mit Bezahlung einherging. Sie wurde vielmehr als Dienst an der Gemeinschaft wahrgenommen, der einen zentralen Aspekt bei der Konstruktion des beruflichen Mandats einnahm. Das Argument wird auch an anderen Stellen des Interviews als wesentlicher Wert ins Treffen geführt, um sich von anderen, wirtschaftlich motivierten Dolmetscher*innen kulturell wie moralisch abzugrenzen. Prozessen der Kommodifizierung der translatorischen Tätigkeit im religiösen Bereich und in der Folge des Eintritts von Außenseiter*innen, die weder mit der Glaubensgemeinschaft verbunden noch gebührend mit der Gehörlosengemeinde vertraut waren, kann die befragte Person nur wenig abgewinnen.

4 Wie in Kapitel 5.2.2 ausgeführt, wurde zur Wahrung der Anonymität und auf Wunsch einiger Befragter davon abgesehen, die einzelnen Aussagen durchnummerierten Interviews zuzuordnen.

Auch wenn sie alsbald immer häufiger in anderen Sphären dolmetschen sollte, so hebt sie ausdrücklich ihre Spezialisierung hervor. Für Dolmetschtätigkeiten bei Gottesdiensten, bei Begräbnissen oder bei Ausflügen der Gemeinde sei sie kompetent. Dafür habe sie sich national und international weitergebildet, denn das Dolmetschen religiöser Texte sei hochkomplex und die Entwicklung bzw. Weiterentwicklung religiöser Gebärden eine eigene fachliche Domäne. Das notwendige tiefe Verständnis für diesen Bereich fehle jedoch vielen Dolmetscher*innen, die nicht aus der Welt der Kirche kommen.

Auch Informant*innen aus anderen Herkunftssphären berichten von Personen aus dem kirchlichen Umfeld, die ohne einschlägige translatorische Ausbildung oder Zertifizierung ehrenamtlich oder für einen Obolus als ÖGS-Dolmetscher*innen tätig sind. Ungeachtet ihres mitunter hohen Alters und selbst in die Religionsgemeinschaft eingebunden, dolmetschen sie nicht nur regelmäßig den Gehörlosengottesdienst, sondern fühlen sich den Gehörlosen in der Gemeinde auch persönlich verbunden und verpflichtet. Dass die Qualifikation in religiösen Settings zu dolmetschen nicht mit Qualitäten übereinstimmen muss, die im Laufe des Professionalisierungsprojektes entwickelt wurden, zeigen auch die Ergebnisse der Diplomarbeit von Barbara Eckerstorfer (2001). Ihre Umfrage unter ÖGS-Dolmetscher*innen im religiösen Bereich ergab, dass diese zwar praktizierende Mitglieder einer Glaubensgemeinschaft waren, jedoch nur knapp über 40 Prozent Mitglieder des Dolmetscher*innenverbandes, der damals allerdings nur etwa 25 Mitglieder zählte. Auch Studien zum Lautsprachendolmetschen in religiösen Settings zeigen, dass vorzugsweise Gemeindemitglieder für diese Aufgabe herangezogen werden (vgl. Hokkanen 2012; Giannoutsou 2014).

Ob die Gehörlosen tatsächlich verstehen, was ihnen in ÖGS oder LBG angeboten wird, ist dabei oft nebensächlich, stehen doch das Ritual und die Gemeinschaft im Vordergrund, wie in einem Interview berichtet wird: »Ob das Gebärdensprache ist, weiß ich nicht. Sie gebärdet halt den Gottesdienst herunter.« Ein*e weitere*r Befragte*r erzählt von einer »sehr katholischen« alten Dame, die eine »LBG-Mischung mit selbsterfundenen Gebärden« beim Dolmetschen des sonntäglichen Gottesdienstes verwendet. Dass die Verständigung über LBG nicht immer funktioniert, bezeugt die Erinnerung einer weiteren Person, die ihre ersten Kontakte zu Gehörlosen in den 1980er Jahren in einer freikirchlichen Gemeinde knüpfte. Dort war es Usus, Texte von Kirchenliedern an die Wand zu projizieren und gemeinsam »im Chor« in LBG zu gebärden. Zum damaligen Zeitpunkt erschien ihr dies nicht weiter ungewöhnlich, zumal sie davor keinen Kontakt zur Gehörlosengemeinschaft hatte und nur über sehr geringe Gebärdensprachkenntnisse verfügte. Erst Jahre später wurde ihr bewusst, dass die Gehörlosen diese Übersetzungen nicht verstanden haben konnten, was sie als »schockierend« und moralisch nicht vertretbar empfand. Dass dies von Gemeindemitgliedern nicht so empfunden werden muss, legt Margarita Zoe Giannoutsou (2014: 447f.) in ihrer Studie über evangelikale und Mormonen-

gemeinden dar, in der sie u.a. die Bedeutung der rhetorisch-rituellen Funktion des Dolmetschens hervorhebt. Inkohärenzen und Brüche werden nicht nur toleriert, sondern erweisen sich bei einigen Gemeinden als tätigkeitsspezifische rhetorische Charakteristika und somit konstitutiver Teil der milieuspezifischen Konzeptualisierung des Kirchendolmetschens.

Die enge Verbindung österreichischer Gehörlosengemeinschaften zur Kirche war zeitweise notgedrungen und hatte mitunter einen hohen Preis, wie ein*e Informant*in berichtet. In Ermangelung eines eigenen Vereinslokals stellte die Kirche Gehörlosen Räumlichkeiten für Treffen zur Verfügung, wodurch sie sich auch Einfluss sicherte:

> Also die Kirche war schon immer da. Vor allem waren die Gehörlosen sehr leicht beeinflussbar. [...] Solange es keine Dolmetscher gegeben hat oder solange es keine Informationen in Gebärdensprache gegeben hat, hat immer einer, der die Sprache gekonnt hat, [...] die Gehörlosen in alle Richtungen verführen, entführen, locken können. [...] Ja, Sprache ist Macht. [...]. Da hat es dann Leute gegeben, die [konnten] die Sprache. Und dann waren sie die Wunderwuzzis für die Gehörlosen.

Eine Person aus einem anderen Bundesland erzählt davon, wie sie vom mangelnden Respekt des lokalen Gehörlosenpfarrers erschüttert war, als sie ins Berufsleben als Sozialarbeiter*in einstieg. Der Pfarrer nahm traditionellerweise an den halbjährlichen Treffen der Obmänner des *Österreichischen Gehörlosenbundes* (ÖGLB) teil und pflegte die Ideen und Vorschläge der Gehörlosen, oft gemeinsam mit der damals tätigen Hausdolmetscherin, in den Sitzungen abfällig zu kommentieren. Dass die kirchliche Sphäre in ihrer Caritasarbeit auch Machtansprüche stellte und die dargereichte Hand eine paternalistische sein konnte, unterstreicht ein Zitat von Alfred Kolaska, der seit Anfang der 1950er Jahre als Gehörlosenseelsorger tätig war:

> Der taubstumme Mensch steht wegen seiner Gehörlosigkeit und der »Mauer des Nichtverstehens« im Alltag oft vor unlösbaren Problemen und kann sich gegen Ungerechtigkeiten und Fehlentscheidungen nur mit Hilfe eines »Anwalts«, eines »Dolmetschers«, einer sachkundigen Hilfe von jenseits des »Eisernen Vorhanges«, mit dem er durch diese Mauer des Nichtverstehens von Seiten der vollsinnigen Umwelt umgeben wird, behaupten. Die Liebestätigkeit seiner Kirche muß ihm Menschen geben, die sich ihm in nachgehender Fürsorge und persönlicher Seelsorgearbeit widmen. (Kolaska 1970: 19)

Religiöse Zusammenhänge zählen, wie aufgezeigt werden konnte, zu den frühesten Einsatzbereichen von Dolmetscher*innen für Gehörlose. Priester und Seelsorger waren häufig bemüht, eine Gebärdensprache oder MCL zu lernen und zu verwenden, um direkt mit Gehörlosen kommunizieren bzw. die Messe feiern zu können. War das nicht der Fall, wurden Dolmetscher*innen eingesetzt, die in einer frühen Phase der habitualisierten Translation noch aus dem familiären Umfeld der Gehör-

losen, später jedoch vorzugsweise und in bereits organisierter Form aus der Sphäre der Kirche rekrutiert wurden, da sie als Geistliche, Religionslehrer*innen, Seelsorger*innen, Ordensschwestern oder treue Mitglieder der Gemeinde einen engen, spirituellen Bezug zur Kirche hatten. Das Dolmetschen im religiösen Bereich war heteronom organisiert und dadurch gekennzeichnet, dass der gemeinsame Glaube, ein persönliches Naheverhältnis zur Kirche, eine tiefe Kenntnis der Inhalte und religiöser Gebärden sowie der Dienst an der Gemeinschaft als Einschließungskriterien wirksam waren, während dem Verständnis des Gebärdeten weniger Bedeutung beigemessen wurde.

Trotz dieser Grenzziehungsarbeit, bei der moralische und kulturelle Grenzen gezogen wurden, war die Handlungssphäre der Kirche sowohl mit jenem der Schule als auch mit jenem Gehörlosengemeinschaft verwoben, waren die Kirchen doch häufig jene Orte, an denen Gehörlose soziale Kontakte untereinander pflegen konnten, ohne sich für ihre Sprache schämen zu müssen, und der Religionsunterricht in Schulen jener Raum, in dem das Gebärden auch in Zeiten des Gebärdenverbots nicht verfemt war.

6.3.1.2 Vom Taubstummenlehrer als Sachverständiger zu Dolmetscher*innen als notwendigem Übel

Wie sich in den Ausführungen zum Handlungsfeld der Kirche zeigte, spielte auch die Schule eine zentrale Rolle bei der Institutionalisierung des Gebärdensprachdolmetschens. Beide Felder waren lange Zeit aufeinander bezogen, da die Schule neben der säkularen auch die geistige Bildung der Gehörlosen zu verantworten hatte. Waren die Kirchen der Gebärdensprachverwendung gegenüber vergleichsweise früh tolerant, so haben die Gehörlosenschulen im Verlauf der Geschichte ein, wenn nicht durchgehend negatives, so doch über weite Strecken ausgesprochen zwiespältiges Verhältnis zu (natürlichen) Gebärdensprachen. Die Geschichte der Gehörlosenpädagogik ist sehr gut erforscht und soll daher an dieser Stelle nicht in extenso abgehandelt werden (vgl. etwa Plann 1997; Leonhard 2019; für Österreich Schott 1995, 1999, 2002; Berger 2006; Wibmer 2019). Allerdings müssen einige Eckpfeiler der Entwicklung nachgezeichnet werden, um aufzuzeigen, dass sich trotz des Gebärdenverbots Ende des 19. Jahrhunderts eine alltägliche Dolmetschpraxis in Gehörlosenschulen zunächst habitualisierte und schließlich nolens volens auch tlw. institutionalisierte. Ebenso gilt es aufzuzeigen, wie sich die Ideologie der Gehörlosenbildung auf das bis heute kontroverse Verhältnis zwischen Gehörlosen und Hörenden und somit auch auf die Einstellung Gehörloser gegenüber dem Dolmetschen auswirkte.

Die bekanntesten frühen Quellen zur Unterweisung Gehörloser stammen aus dem 16. Jahrhundert aus Spanien. In dieser Zeit fand der Gehörlosenunterricht hinter Klostermauern statt, da es unter wohlhabenden Familien Usus war, behinderte Nachkommen unter die Obhut von Klöstern zu stellen. Der ursächliche Grund für den Versuch Gehörlose zu bilden, war jedoch nicht pädagogischer, sondern finan-

zieller Natur. Zeitgenössische philosophische, medizinische und kirchliche Schriften unterstützten die verbreitete Meinung, Gehörlose wären bildungsunfähig. Daher galten »Taubstumme« – im Unterschied zu »Tauben«, die sprechen konnten – im damaligen Spanien nicht als rechtsfähige Personen. Außer der Ehe waren ihnen jegliche Rechtsgeschäfte versagt (Plann 1997: 16ff.).

Um sprechen zu lernen und somit die Erbfolge antreten zu können, mussten gehörlose Kinder unterrichtet werden. Als Beispiel wird häufig der Benediktinermönch Pedro Ponce de Leon angeführt, der Mitte des 16. Jahrhunderts zwei gehörlose Brüder des spanischen Hochadels im Kloster San Salvador zu Oña unterrichtete. Obwohl er keine Schriften hinterließ, wird aufgrund von Quellen seiner Zeitgenossen davon ausgegangen, dass die Verständigung in einer Mischform der Hausgebärden der gehörlosen Buben und einem Gebärdensystem der Mönche erfolgte. Die Popularität Ponces wuchs und seine Erfolge kursierten nicht nur im spanischen Königreich (ibid.: 34f.). Nach Ponces Tod und dem durch ihn erbrachten Beweis der Bildungsfähigkeit Gehörloser verlagerte sich deren Unterricht aus den Klöstern in die weltliche Sphäre. Gehörlose wurden, auch in anderen Ländern, fortan von Hauslehrern unterrichtet, von denen einige Abhandlungen verfassten (List 2010: 95).

Als eine der ersten Gehörlosenschulen in Europa nimmt die in den 1760er Jahren von Charles Michel Abbé de l'Epée in Paris gegründete Schule eine besondere Rolle ein. Denn im Laufe der nächsten Jahre entwickelten sich zwei konträre Ideologien der Gehörlosenbildung, die in einem Methodenstreit kulminierten, der bis heute spürbar ist (vgl. dazu List 2010; Leonhardt 2019). Die auf de l'Epée zurückgehende französische Methode propagierte den Unterricht mithilfe methodischer Zeichen (»signes méthodiques«), eine von de l'Epée entwickelte MCL, da er die von Gehörlosen verwendete Gebärdensprache als nicht vollwertig und für den Unterricht ungeeignet ansah (de l'Epée 1776; Fischer 2003). Die deutsche Methode wiederum, die de l'Epées Zeitgenosse Samuel Heinicke in seiner Schule in Leipzig praktizierte, bestand darin, die Zöglinge in deutscher Laut- und Schriftsprache zu unterweisen, und zwar unter Ausschluss manueller Kommunikation, da er der Überzeugung war, dass das Auge das Ohr beim Denken nicht ersetzen könne (List 2010; Leonhardt 2019).

Auch wenn diese Kontroverse nicht von den beiden Schulgründern initiiert wurde, da sie ihre Methoden aus früheren Erfahrungen ableiteten, und die Argumentationen der Parteien mitunter widersprüchlich waren, so markiert ihr Disput doch den Beginn eines schier unüberwindbaren Grabens, zumal ihre Schüler den Streit vehement fortsetzten. Während Vertreter der französischen Methode davon überzeugt waren, dass Gehörlosigkeit eine menschliche Differenz darstellte, die einer eigenen Sprache bedürfe, waren die Verfechter der deutschen Methode davon beseelt, diese Differenz durch rein lautsprachlichen Unterricht zu überwinden, um Gehörlose zu normalisieren (Winzer 1993: 55f.). Diese Sichtweise setzte sich schließlich

durch und führte am zweiten Taubstummenlehrerkongress[5] in Mailand 1880 zum Ausschluss von Gebärdensprachen aus den Lehrplänen und in weiterer Folge zu einer systematischen Desavouierung von Gebärdensprachen und ihrer Benutzer*innen.

Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang die Gründung des k.k. Taubstummen-Instituts in Wien im Jahre 1779, weil die später als »Wiener Schule« bezeichnete Ausrichtung einen anderen Weg einschlug (Berger 2006; Wibmer 2019). Nach einem Besuch der Pariser Schule fasste Joseph II den Entschluss, ein solches Institut auch in Wien zu gründen und ließ den Weltpriester Friedrich Stork und den damals in Paris lebenden Lehrer Joseph May bei de l'Epée lernen. Stork wurde der erste Leiter, May, zunächst sein Gehilfe, übernahm im Jahre 1792 die Leitung. Berger (2006) beschreibt Storks aufgeklärte erkenntnis- und sprachtheoretische Einstellung und seine Argumente für den Einsatz der »Zeichensprache« im Unterricht ebenso wie Mays eher lautsprachlich orientierte Ideen. Michael Venus, der 1809 in die Schule eintrat, wurde 1820 Direktor. In seinem 1826 erschienenen *Methodenbuch oder Anleitung zum Unterreichte der Taubstummen* schreibt er, dass »der für den Lehrer und Schüler sehr mühsame und langsam fortschreitende Unterricht in der Tonsprache [...] schon wegen der dabey nothwendigen Erinnerungen über die Lage und Bewegung der Sprachorgane vonseiten des Schülers die Erlernung der methodischen Zeichensprache« (Venus, M. 1826: 34) voraussetze. Nach seinem Tod übernahm sein Sohn Alexander, der im Institut aufgewachsen war, die Leitung. In seiner 1854 erschienenen Chronik des Institutes betont er die Bedeutung der Gebärdensprache:

> In einem so großen Wahne sich also derjenige Taubstummenlehrer befände, dessen Streben dahin ginge, Zeichen für den Taubstummenunterricht zu ersinnen, welche die Sprache der Vollsinnigen mit allen seinen Einzelheiten genau wieder geben sollen, in einem nicht minderen Wahne lebte der, welcher ohne sie durchkommen wollte. Geberdensprache war, ist und wird sein, so lange Taubstumme gebildet werden. (Venus, A. 1854: 38)

Ob die einzelnen Lehrer der Wiener Schule die »natürliche« Gebärdensprache als konventionelle und vollwertige Sprache ansahen, ist bislang nicht ausreichend erforscht. Berger (2006) zeigt jedenfalls auf, dass Stork die Ansicht vertrat, der natürlichen Gebärdensprache, die in ihrer Entwicklung vor den methodischen Zeichen stünde, fehle eine komplexe Grammatik. Bei Franz Hermann Czech (1839) findet sich die Aussage, die natürliche Gebärdensprache könne im Unterricht nicht entbehrt, müsse aber nicht erlernt werden. Erlernt werden müssten hingegen die Gebärdenzeichen der »künstlichen« Gebärdensprache, die »nach den Regeln der Grammatik,

5 In diesem Kapitel wird die Bezeichnung Taubstummenlehrer bewusst wie in den historischen Quellen verwendet.

nach dem Genius der Wortsprache« (ibid.: 49) gebildet werden und daher »noch besondere willkührliche Zeichen zur Bezeichnung von grammatischen Formen, der technischen Benennung und syntaktischen Bestimmung« erforderten (ibid.).

Während die Wiener Schule den Einsatz der methodischen Gebärden also als unerlässlich ansah, konnte sich Romedius Knoll, ein Tiroler Franziskanerpater, der Gehörlose unterrichtete, mit der »verkünstelten Geberdensprache des Herrn Abbé de l'Epée« (Knoll 1786: 74, zit.n. Berger 2006: 109) nicht anfreunden. Er lernte die »einfältige Zeichensprache« von Gehörlosen und zeichnete sie auch in seinem Lehr- und Lehrerhandbuch nach 20 Regeln unter Berücksichtigung der Gebärdenausführung und morphosyntaktischer Informationen auf (Berger 2006: 121ff.). Interessanterweise kam es, wie Berger (2006) ausführt, zwischen Stork und Knoll zu einem Methodenstreit, und auch die Wiener Schule war sich bereits in den Anfängen bzgl. der Ausrichtung nicht immer einig.

Jedenfalls ist anzunehmen, dass die Vorstellung von einer strukturellen Systematik der Österreichischen Gebärdensprache im Bildungssystem noch lange auf sich warten ließ. Maria Schwendenwein (1967) erachtet in ihrer religionspädagogischen Dissertation die Verwendung der »natürlichen Gebärdensprache« im Religionsunterricht zwar als unumgänglich, attestiert ihr allerdings, sie sei »für jedermann verständlich, und mehr oder minder auch allen Menschen eigen« (ibid.: 153) und »das Denken in ihr anschaulich, erlebnistreu und gestaltungskräftig« (ibid.: 155). Gleichzeitig möchte sie aber nicht leugnen, »daß die Gebärdensprache eine Sprache im eigentlichen Sinne ist« (ibid.: 155f.). Diese Aussagen sind wohl auch dem Zwiespalt einer engagierten Religionspädagogin geschuldet, die zwar ÖGS bzw. eine Variante im (Religions-)Unterricht verwendet, sich aber doch auch dem pädagogischen Mainstream unterordnet, der vor knapp einem Jahrhundert Gebärdensprachen aus dem Unterricht ausschloss.

Trotz des Engagements einiger Lehrer des Wiener Taubstummeninstitutes wie eines Alexander Venus oder des Katecheten Franz Hermann Czech, der 1836 ein monumentales, reich bebildertes Werk über den Taubstummenunterricht veröffentlichte, das die »endliche vollständige Emancipation« (Czech 1839: 415) der gehörlosen Bevölkerung durch Unterricht mittels natürlicher Gebärdensprache, künstlicher Gebärdensprache sowie Laut- und Schriftsprache vorantreiben sollte, gewannen auch in Österreich die Befürworter der deutschen Methode immer mehr an Terrain. Anlässlich der 1866 in Wien tagenden Direktorenkonferenz konnte der ebenso geladene deutsche Taubstummenlehrer Moritz Hill seinen Einfluss geltend machen, worauf die Ausrichtung der Schulbildung an österreichischen Schulen nach der deutschen Methode beschlossen wurde (vgl. Schott 1995: 179). Damit hatte sich die Schule endgültig in ihrer Rolle als disziplinierende Institution im Foucaultschen Sinne eingefunden, deren umfassende Korrektur- und Normalisierungsprozesse weitreichende Folgen nach sich zogen. Dass die Disziplinierung oft nur durch drakonische Maßnahmen wie das Zurückbinden der Hände oder Züch-

tigungen, aber auch die Förderung von Denunziantentum gelang, zeigen einige Studien auf (McDonnell/Saunders 1993; Branson/Miller 2002; Fischer 2002).

Wie Harlan Lane (1986: 2, 9) ausführt, ist Sprache ein probates Mittel hegemonialer Bestrebungen, mit dem Ziel Homogenität zu schaffen, das sich auch im Falle der Gebärdensprachen Gehörloser als erfolgreich erwies. Denn Gebärdensprachen wurden nicht nur aus den Schulen verbannt, sondern als bildhaft und primitiv abqualifiziert. Aufgrund ihrer ikonischen Elemente, behauptete man, könne es sich nicht um vollwertige natürliche Sprachen handeln, im besten Falle wurden sie als Art Pantomime angesehen, die untauglich sei, abstrakte Konzepte und komplexe Ideen auszudrücken (vgl. dazu etwa Taub 2001: 3). Ungeachtet der Ergebnisse der Gebärdensprachforschung seit den 1960er Jahren, rückte man im Bildungsbereich von der phonozentrischen Gleichsetzung von Sprache mit gesprochener Sprache nicht ab, was zur langfristigen Subordinierung visuell-manueller Zeichensysteme auch in Österreichs Schulen führte (vgl. dazu Dotter 1991). Die ÖGS ist heute in der Verfassung verankert und an österreichischen Schulen nicht mehr verboten, doch wirft die Tabuisierung immer noch ihre Schatten, zumal sie sich in der Erinnerung ehemaliger Schüler*innen und hörender Pädagog*innen eingeprägt hat (vgl. Krausneker/Schalber 2007: 136ff.). Dies belegen auch die im Rahmen der vorliegenden Untersuchung geführten Interviews mit Dolmetscher*innen, die *atrocity stories* (siehe Kapitel 4.3.4.2 und 7.2.2.1) aus dem schulischen Alltag berichten.

Doch wie konnten sich in dermaßen restriktiven Anstalten Gebärdensprachdolmetschen entwickeln und institutionalisieren? Der Taubstummenunterricht in Österreich war der natürlichen wie der künstlichen Gebärdensprache gegenüber zunächst aufgeschlossen. Wie bereits im vorangegangenen Kapitel ausgeführt wurde, wurde bei Gebetsstunden in der Schule tlw. gedolmetscht, und auch bei Veranstaltungen mit geladenen Gästen fanden Dolmetschungen von Gebeten statt, auch, um zu zeigen, dass die Gebärdensprache, wenn schon nicht vollwertig, so doch praktikabel ist. Es ist anzunehmen, dass es sich dabei mitunter auch um Code-Blending, also das gleichzeitige Sprechen und Gebärden, gehandelt haben mag. Als weiteres Beispiel für Dolmetschungen in der Schule erwähnt Berger (2006: 90) Dolmetschungen bei damals üblichen Präsentationen erfolgreicher Schüler*innen für ein interessiertes Publikum.

Und da es, wie im nachfolgenden Kapitel ausgeführt wird, auch außerhalb der Anstaltsmauern immer wieder nötig war zu dolmetschen, wurden in formellen Situationen wie vor Gericht oder bei Behörden Taubstummenlehrer herangezogen. Diese lebten gemeinsam mit den Zöglingen in den Anstalten und mussten sich, wie man annahm, nicht nur mit ihnen verständigen können, sondern auch ihre Hintergründe, Bedürfnisse und intellektuellen Möglichkeiten kennen, was sie außerdem zu idealen Sachverständigen machte (vgl. dazu Grbić 2020b). Als erster per Dekret ernannter beeideter Dolmetscher in Wien weist sich Jakob (oder auch Jacob) Bernhard Fischbach in seiner *Darstellung des k.k. Taubstummen-Institutes in Wien* (1832) aus.

Fischbach wurde 1812 siebzehnjährig als Lehrgehilfe am k.k. Taubstummen-Institut angestellt, wo er im Rahmen eines vierjährigen Noviziates unter Joseph May zum Taubstummenlehrer ausgebildet wurde. Das Amt des zweiten Taubstummenlehrers wurde ihm 1816 übertragen (ibid.: 15). Fischbach scheint sich während seines Noviziates mit der Gebärdensprache ausreichend vertraut gemacht zu haben, sodass er neben dem Unterricht der ersten Klasse sowie Schönschreiben und Zeichnen für alle Zöglinge »auch von Amtswegen der Dolmetscher und Wortführer der Taubstummen vor Gerichte« (ibid.: 17) war, noch bevor er 1829 per Dekret beeidet wurde.

Dass Fischbach seine translatorische Tätigkeit ausdrücklich ausweist und betont, diese bereits vor seiner Vereidigung regelmäßig ausgeführt zu haben, deutet darauf hin, dass die Kenntnis der Gebärdensprache und das Wissen um Lebensumstände beschulter und ungebildeter Gehörloser von den ersten Taubstummenlehrern als Kapital wahrgenommen wurde. Damit war auch eine Verantwortung verbunden, die über die Mauern der Anstalten hinausreichte. Dies ist auch einem Bericht Franz Wenzel Gubas in der Prager Zeitschrift *Hesperus* aus dem Jahre 1816 zu entnehmen. Guba war zu der Zeit Lehrer am Taubstummeninstitut in Prag und später Kollege Fischbachs in Wien. Seinen Artikel über einen Dolmetscheinsatz in Prag schließt er mit einem Appell wie folgt: »Nothwendig ist eine Versorganstalt für Gehörlose und eben so nothwendig ist auch, wenigstens in der Hauptstadt eines jeden Landes ein gesetzlich bestellter Dolmetscher« (Guba 1816: 37).

Taubstummenlehrer wurden, wie bereits erwähnt, aufgrund ihrer Kenntnis der Gebärdensprache und der Lebensumstände Gehörloser nicht nur als Dolmetscher herangezogen, sondern auch als Sachverständige, bzw. wenn nicht als klassische Sachverständige, so zumindest als Sachkundige, denn in manchen Schriften zur forensischen Psychiatrie und Medizin wird die Problematik der Abgrenzung dieser beiden Rollen der Taubstummenlehrer bei Gericht kontrovers diskutiert (vgl. Maass 1847; Liman 1869; Krafft-Ebing 1875; Hübner 1914).[6] Die Sachkunde der Taubstummenlehrer wurde zum einen, meist gemeinsam mit einem Arzt, eingesetzt, um die Strafmündigkeit und Schuldfähigkeit der Angeklagten festzustellen, und zum anderen, um Gehörlose von Simulanten zu differenzieren, da sich hörende Delinquenten immer wieder als »taubstumm« ausgaben, um einer Verurteilung zu entgehen.

Friedrich von Krafft-Ebing (1875: 60) unterscheidet in Bezug auf Gerichtsverfahren zwar zwischen »Taubstummen«, die eine Schulbildung genossen haben und

6 Zur Problematik der Abgrenzung der Aufgabenbereiche und Verantwortung vgl. Kadrić (2009: 49–55). Kadrić (2009: 52) erwähnt auch eine frühe juristische Abhandlung von Kallee (1911). Er unterscheidet zwischen »Verkehrsdolmetschern«, die nur außerhalb der Beweisaufnahme tätig sind, »Beweisverkehrsdolmetschern«, die den Stoff innerhalb des Beweisverfahrens dolmetschen und für alle gleichermaßen zur Verfügung stehen, sowie »Beweisdolmetschern«, die sachverständige Hilfe leisten und damit Prozessstoff liefern.

jenen, denen dies nicht gewährt war – Erstere stellt er mit »Blödsinnigen«, Letztere mit »Schwachsinnigen« gleich (ibid.: 424) –, doch ist er der Ansicht, dass eine »exploratio mentalis« in jedem Fall unerlässlich sei und dass »selbst im günstigsten Fall [...] die Taubstummheit als solche einen gewichtigen Milderungsgrund« (ibid.: 60) abgebe. Auch spricht er Gehörlosen, ungeachtet einer genossenen Ausbildung, die Dispositionsfähigkeit ab, außer sie sind der Schriftsprache uneingeschränkt mächtig (ibid.: 325). Die Hinzuziehung eines Taubstummenlehrers ist seiner Ansicht nach bei Gericht unbedingt erforderlich, doch ist sein Vertrauen in deren Kompetenz gering: »Jener kann übrigens selbstverständlich nur als Dolmetsch und nicht als Experte benutzt werden. Die Verwerthung der Zeichensprache ist eine unsichere, trügliche« (ibid.: 61). Krafft-Ebing führt zur Illustration seiner Ausführungen einige Beispiele von Gerichtsfällen aus der Literatur an (ibid.: 61f.).

Der Linzer Arzt Carl Maass (1847) hingegen zieht die »Imputationsfähigkeit« gebildeter »Taubstummer« nicht grundsätzlich in Zweifel und beruft sich auf eine Reihe von Gelehrten, die von Taubstummenanstalten hervorgebracht wurden. Zwar hält er das humanitäre Ansinnen jener Psychiater hoch, die Taubstummheit als Strafmilderungsgrund einfordern, doch sei dies stets im Einzelfall zu entscheiden, und zwar mithilfe zweier sachverständiger Dolmetscher, die möglichst aus dem Kreise der Taubstummenlehrer zu rekrutieren seien, denn Dolmetscher sollten

> auf jener Bildungsstufe stehen [...], dass sie die Sprache des Arztes so wie seine Absicht richtig auffassen und auch im Stande sind die abstracten schwierigen und höheren Begriffe mittellst ihrer Zeichen so zu verkörpern, dass der Angeklagte das Mitzutheilende auch verstehe. (Ibid.: 298f.).

Die Sachkenntnis der Taubstummenlehrer wird auch vom Bonner Arzt Arthur Hermann Hübner (1914) ins Treffen geführt. Der Taubstummenlehrer solle den Psychiater darin unterstützen, die Gesamtpersönlichkeit des Täters zu beurteilen. Seine Aufgabe bestehe darin,

> objektiv festzustellen, in welchem Umfange der Kranke den genossenen Unterreicht verarbeitet hat. Im übrigen ist er Vermittler zwischen Richter, ärztlichem Sachverständigen und dem Angeklagten. (Ibid.: 177)

Durch Ermittlung der Ursache der Gehörlosigkeit, der Schul- und Ausbildung, des Vorlebens, der Berufsausübung, der sozialen Selbstständigkeit sowie der Äußerungen zur Straftat sei über die Schuldfähigkeit zu entscheiden. Dass bei fehlender Beiziehung von Dolmetscher*innen auch weit später unsachgemäß über die Schuldfähigkeit entschieden wurde, belegt ein Bericht des Gehörlosenfunktionärs Heinrich Prochazka in der *Österreichischen Gehörlosen-Zeitung* aus dem Jahr 1951. In diesem beklagt sich Prochazka (1951: 2) darüber, dass ein junger Gehörloser, der seinen Bruder angeschossen hatte, zu milde bestraft wurde. Dies beruhte einerseits auf dem

Fehlen eines Dolmetschers und andererseits auf dem Gutachten eines Sachverständigen, der den Gehörlosen als »schwachsinnig« bewertete, was nicht den Tatsachen entspreche, da der junge Mann, »der um Ausreden nie verlegen ist«, in der Gehörlosengemeinschaft bekannt sei.

Wie bereits erläutert, wurde das Ende des 19. Jahrhunderts in Mailand beschlossene Gebärdenverbot an Schulen oft mithilfe drastischer Methoden durchgesetzt. Es kann jedoch davon ausgegangen werden, dass trotzdem heimlich am Schulhof oder abends im Internat, von den Entscheidungsträger*innen mehr oder weniger geduldet, in Gebärdensprache kommuniziert wurde. Auf diese Weise entwickelten sich die konventionellen Gebärdensprachen weiter und wurden von älteren an jüngere Zöglinge weitergegeben. Auch gab es stets einzelne hörende Lehrer*innen oder Erzieher*innen, die sich dem Verbot ohne viel Aufhebens widersetzten und die Gebärdensprache von ihren Schüler*innen, von gehörlosen Angestellten oder ehemaligen Zöglingen lernten. Sie wurden auch weiterhin extramural als Dolmetscher*innen für erwachsene Gehörlose bei Gericht und Behörden eingesetzt. Es ist jedoch anzunehmen, dass sie Dolmetschleistungen regelmäßig auch innerhalb der Schulmauern erbrachten, das Dolmetschen in der Schule wurde im Vergleich zu jenem bei Gericht jedoch als notwendiges Übel betrachtet.

Dass diese Praxis bis weit ins 20. Jahrhundert hineinreicht, wird von den interviewten Dolmetscher*innen bestätigt. Eine der befragten Personen berichtet, dass an der Schule, an der sie tätig war, das Dolmetschmandat im Wissen um seine Unabdingbarkeit an der Direktion und ihrer Direktiven vorbei von Religionslehrer*in an Religionslehrer*in weitergegeben wurde. Sie erzählt auch von Johann Cermann, dem Katecheten an der Landestaubstummenanstalt in Wien-Döbling, der ab 1917 die ersten Gehörlosengottesdienste in Gebärdensprache bzw. LBG feierte und diese Praxis an seinen Nachfolger weitergab, der wiederum seine Nachfolgerin einführte und instruierte (vgl. Kolaska 1970). Dies sei trotz der negativen Einstellung zur Gebärdensprache an der Schule möglich gewesen, weil es »im seelsorgerischen Bereich […] lockerer« war. Dass es sich bei der »natürlichen« Gebärdensprache der Gehörlosen um eine konventionelle Sprache handelt, wurde allerdings bis spät ins 20. Jahrhundert nicht wahrgenommen.

Da das Gebärdenverbot je nach Situation ein Translationsverbot oder Translation im Verborgenen nach sich ziehen musste, handelte es sich bei den Dolmetschungen innerhalb der Schule um eine ungewöhnliche Mischform habitualisierter und heteronom organisierter Translationstätigkeit unter erschwerten Bedingungen. Denn gedolmetscht wurde durch einzelne gebärdensprachkompetente Angestellte auch in den Schulen weiterhin, wenn auch ohne expliziten Auftrag, allerdings in der Annahme, dass dies, so erforderlich, ohnehin erfolge, durch stille Übereinkunft und ohne der Tätigkeit einen Namen zu geben, wie einige der Befragten berichten. Dies geschah, wenn gehörlose Eltern gehörloser Kinder zu einem Gespräch erschienen, um sich nach dem schulischen Fortschritt ihrer Kinder zu erkundigen,

möglichst unauffällig, »im Kammerl«, wie eine Person von ihren Erfahrungen an einer Schule Anfang der 1980er Jahre erzählt. So entstand die paradoxe Situation einer geheim zu haltenden notwendigen und alltäglichen Praxis, die keine Bezeichnung hatte und tunlichst zu ignorieren war, denn den Angestellten war es – wie aus einer Schule berichtet wird – untersagt, »auch nur hinzuschauen«, wenn im Schulgebäude oder am -gelände gebärdet wurde. Gleichzeitig übten die wenigen gebärdensprachkompetenten Lehrer*innen und Erzieher*innen extramural die Funktion der »offiziellen« Dolmetscher*innen und Sachverständigen bei Gericht aus. Erst mit der Zeit und abhängig von der Einstellung der jeweiligen Direktor*innen zur ÖGS wurde es Usus, zunächst internes Personal im Rahmen ihrer Anstellung offiziell für Dolmetschdienste heranzuziehen und noch später, Dolmetscher*innen von außerhalb gegen Bezahlung zu rekrutieren (siehe dazu die Ausführungen in Kapitel 7.1 und 7.3).

6.3.1.3 Translation im Dienste des Staates

Eine zentrale Rolle bei der Institutionalisierung des Gebärdensprachdolmetschens spielte das Justizwesen. Dieses war laut Ann Leahy (2022) in den USA und im Vereinten Königreich, ähnlich wie in Österreich, Hauptimpulsgeber für eine schrittweise Institutionalisierung der Tätigkeit. Gehörlose konnten im 19. Jahrhundert, wie bereits ausgeführt wurde, so sie nicht als »blödsinnig« oder »schwachsinnig« klassifiziert wurden, heiraten und erben und mussten, wenn ihnen Strafmündigkeit attestiert wurde, auch für ihre Straftaten zur Rechenschaft gezogen werden (vgl. Helfert 1830: 266).

Eine erste Untersuchung zur Geschichte des Gerichtsdolmetschens für Gehörlose führten Christopher Stone und Bencie Woll (2008) durch. In den digitalisierten Akten des Zentralen Strafgerichtshofs *Old Bailey* in London fanden sie 31 Gerichtsfälle zwischen 1725 und 1832, in die Taubstumme als Angeklagte oder Zeug*innen involviert waren. Was die Kommunikationsform in diesen Prozessen anbelangt, so wird von den Autor*innen angenommen, dass es sich um Hausgebärden handelte, zumal die erste Erwähnung von als Dolmetscher eingesetzten Gehörlosenlehrern des 1792 gegründeten *London Asylum for the Deaf and Dumb* mit 1808 datiert. In 11 dieser 31 Fälle am Old Bailey wurden Dolmetscher*innen erwähnt. Diese Personen rekrutierten sich aus Familienmitgliedern, Bekannten, Arbeitskolleg*innen, Arbeitgeber*innen und Gehörlosenlehrern. Von den 11 Dolmetscher*innen waren sechs vereidigt worden, in den restlichen 20 Fällen wurde mithilfe von »motions« und/oder Schriftsprache kommuniziert. Ab 1825 wird nur mehr durch »signs« kommuniziert, genauere Informationen fehlen in den Dokumenten. Leahy (2022) setzt die Geschichte im angloamerikanischen Raum bereits früher an und belegt dies auch durch Quellen. Als wichtigsten, weil Präzedenzfall, diskutiert sie das Protokoll eines Diebstahlsfalls aus dem Jahr 1786, bei dem eine junge Frau diffizile Sachverhalte für ihren Bruders dolmetschte (ibid., Leahy 2016).

In Österreich ist die Geschichte des Gerichtsdolmetschens in der Habsburgermonarchie durch Ernst Bernardini (1996) und vor allem durch Michaela Wolfs (2012a) umfassende Monografie zur mehrsprachigen Kommunikation in der Habsburgermonarchie hinlänglich erforscht, was nicht zuletzt damit zusammenhängt, dass Translation bei Gericht aufgrund seiner Bedeutung in der pluriethnischen Monarchie gut dokumentiert ist. Bernardini erwähnt Gehörlose nicht, Wolfs Monografie beinhaltet auch ein Kapitel zur Translation bei Gericht und weist, wie noch ausgeführt wird, auch Taubstummendolmetscher aus (Wolf 2012a: 132–140). Quellenstudien zu Gerichtsfällen mit Dolmetscherbeteiligung, in die Gehörlose involviert waren, sind noch ausständig.

Laut Bernardini und Wolf finden beeidete Dolmetscher für die Kommunikation mit der Gerichtssprache Unkundigen bereits im Strafgesetz (StG) von 1803, eigentlich »Strafgesetz über Verbrechen und schwere Polizei-Übertretungen«, Erwähnung. Da in beiden Publikationen ein Zitat fehlt, sei an dieser Stelle § 356 StG 1803 zur Gänze angeführt:

> Wenn der Beschuldigte nur eine solche Sprache redet, welche der die Untersuchung führende Beamte nicht besitzet; so muß dem Verhöre ein Dolmetscher, der des Lesens und Schreibens in dieser Sprache wohl kundig ist, beygezogen, und wenigstens ein dieser Sprache kundiger Beysitzer gewählet werden. Der Dolmetscher muss vorläufig einen Eid ablegen, daß er die Fragen aus dem Munde des Beamten, und die Antworten aus dem Munde des Befragten ohne Aenderung genau und getreu übersetzen, nichts weglassen oder hinzufügen, sondern alles so zu Papier bringen werde, wie er es vernommen hat. Ist ein solcher Dolmetscher, und wenigstens ein der Sprache des Untersuchten kundiger Beysitzer in dem Bezirke des Criminal-Gerichtes nicht zu finden; so muß dem Obergerichte die Anzeige gemacht werden, damit dasselbe dem Criminal-Gerichte einen solchen Dolmetscher und Beysitzer zuweise, oder die Verfügung treffe, daß der Beschuldigte an ein Criminal-Gericht, wo der Sprache kundige Beamte vorhanden sind, abgeliefert werde. (Waser 1839: 312f.)

Das Gesetz sieht also nicht nur die zwingende Beiziehung von Dolmetschern und die Ad-hoc-Vereidigung vor, sondern setzt auch eine Translationsnorm in Bezug auf das Verhältnis zwischen Ausgangs- und Zieltext. In § 531 wird Dolmetschern, sofern sie nicht ohnedies im Dienste des Gerichtes oder im öffentlichen Dienst stehen, eine Gebühr von höchstens einem Gulden pro Tag zuerkannt.

Auch »Taubstumme« werden im StG 1803 im nachfolgenden § 357 erwähnt, allerdings ohne Verweis auf ggf. benötigte Dolmetschdienste:

> Wenn der Beschuldigte stumm ist, aber schreiben kann, ist jede Frage mündlich oder schriftlich an ihn zu stellen und darauf von demselben die schriftliche Beantwortung zu fordern. Einem Tauben, der aber lesen und reden kann, ist die Frage

> schriftlich vorzulegen, damit er sie selbst lese, und die Beantwortung darauf gebe. Sollte der Stumme nicht schreiben, der Taube nicht lesen können, oder der Beschuldigte zugleich taub und stumm seyn; so wäre der Vorfall dem Obergerichte anzuzeigen, und die weitere Anordnung zu erwarten. (Waser 1839: 313)

Dies erstaunt insofern, als das Wiener Taubstummeninstitut bereits 1779 gegründet wurde, es daher neben Familienmitgliedern und Personen aus dem näheren Umfeld der Gehörlosen bereits Taubstummenlehrer gab, die von Berufswegen mit Gehörlosen kommunizieren mussten. Erst in der Strafproceß-Ordnung von 1850 werden anschließend an § 169, der das Dolmetschen bei Gericht regelt, Personen angeführt, die aufgrund ihrer Kenntnis der »Zeichensprache« als Dolmetscher*innen beeidet werden können:

> §. 170. Ist ein Zeuge taub, so werden ihm die Fragen schriftlich vorgelegt, und ist er stumm, so wird er aufgefordert, schriftlich zu antworten. Wenn die eine oder die andere Art der Vernehmung nicht möglich ist, so muß die Vernehmung des Zeugen unter Zuziehung einer oder mehrerer Personen geschehen, welche der Zeichensprache desselben kundig sind, oder sonst die Geschicklichkeit besitzen, sich mit Taubstummen zu verständigen, und welche vorher als Dolmetscher zu beeidigen sind. (RGBl. 25/1850)

Die Möglichkeit der Eheschließung mittels »Zeichen« wurde »Tauben« zuvor bereits in § 24 des Ehepatentes vom 16. Jänner 1783, das die Ehe unter staatliche Jurisdiktion stellte und als bürgerlichen Vertrag regelte (Kaiserliches Patent 1783), und im Josephinischen Gesetzbuch bzw. Allgemeinen Bürgerlichen Gesetzbuch 1786 (Drittes Hauptstück § 29) eingeräumt. Der Einsatz von Dolmetscher*innen wird in diesen Rechtstexten allerdings nicht erwähnt.

Über die Qualifikation der Dolmetscher für die »Zeichensprache« ist nichts bekannt. Dies ist jedoch nicht weiter verwunderlich, als auch hinsichtlich der Qualifikation von Lautsprachendolmetschern – abgesehen von deren Beeidigung – zunächst keine formalen Richtlinien existierten. Das Gericht hatte sich laut Justiz-Hofdekret vom 22. Dezember 1835 lediglich über die Kenntnisse und das »sittliche Wohlverhalten« der Dolmetscher zu überzeugen. Erst im Dezember 1849 wurde die »Prüfung aus den lebenden Sprachen« als »glaubwürdiges Zeugniß« über »Art und Grad der Befähigung des Geprüften« per Verordnung eingeführt (RGBl 15/1850). Diese Praxis bestand als »Prüfung aus lebenden Sprachen« lange und findet sich noch als § 28 des (bis 1997 wirksamen) Allgemeinen Hochschulstudiengesetzes (BGBl. 177/1966), was insofern aufschlussreich ist, als in den Anfängen des Professionalisierungsprojektes der ÖGS-Dolmetscher*innen vom Leiter des damaligen Instituts für Übersetzer- und Dolmetscherausbildung, Erich Prunč, die Idee ins Treffen geführt wurde, als Übergangslösung diese Prüfung auch für ÖGS einzuführen, wie einem Protokoll aus dem Jahr 1990 zu entnehmen ist:

> Da die Dolmetscher keine abgeschlossene Ausbildung vorzuweisen haben, weshalb sie auch immer wieder angegriffen werden, wurde die Möglichkeit der Ausweitung der Universitätssprachprüfung auf die Gebärdensprache erörtert. Die Universitätssprachprüfung ist aber keine Dolmetscherprüfung, sie ist lediglich ein Nachweis über die aktive Kenntnis einer fremden Sprache. Sie kann von jedem Universitätsinstitut abgenommen werden, an dem die betreffende Sprache unterrichtet wird [...]. Sollte man sich nach Abklären aller Für und Wider interimsmäßig für so eine Art der Bescheinigung entscheiden, müßte bedacht werden, daß die Prüfungskommission aus Gehörlosen und Hörenden zusammengesetzt sein muß. Interimsmäßig deshalb, weil das Institut für Übersetzer- und Dolmetscherausbildung zur Zeit noch nicht in der Lage ist, Dolmetscher auszubilden (wenn man dieselben Maßstäbe ansetzt wie bei der Ausbildung von Lautsprachendolmetschern). (U-Dok 8: 1990)

Von einer Interimslösung, wie sie diese Prüfung aus Zeiten der Habsburgermonarchie ermöglicht hätte, wurde schließlich abgesehen.

Einen Markstein stellt für Bernardini (1996: 20) das Justiz-Hofdekret vom 22. Dezember 1835 insofern dar, als darin erstmals eine gesetzliche Grundlage über die Bestellung von »beständig eidlich verpflichteten« Dolmetschern und die Vorgangsweise bei beglaubigten Übersetzungen geschaffen wurde. Die Dolmetscher sollten aus einem vertrauenswürdigen Personenkreis, vorzugsweise Rechtsanwälte, Notare und Hofagenten, rekrutiert werden. Im Falle der »Dolmetscher für Taubstumme« waren dies jedoch, wie im vorigen Kapitel ausgeführt, vornehmlich Taubstummenlehrer.

Wolf (2012a) widmet ein Kapitel ihrer Monografie einer quantitativen Analyse der in Wien tätigen gerichtlich beeideten Dolmetscher. Dolmetscherinnen scheinen in ihrem Korpus, *Lehmanns Allgemeiner Wohnungs-Anzeiger* von 1864 bis 1918, nicht auf.[7] Insgesamt werden in diesem Zeitraum 7.031 Mal Dolmetscher für insgesamt 29 Sprachen genannt, davon fallen 62 Nennungen auf Dolmetscher »für Taubstumme«. Hinzuzufügen ist, dass Mehrfachnennungen über die Jahre hinweg inkludiert wurden. Quantitativ steht Ungarisch mit 18,48 Prozent an erster Stelle, die Dolmetscher für Taubstumme rangieren im Gesamtbild an 21. Stelle, berücksichtigt man nur die Sprachen der Habsburgermonarchie, so stehen sie an 13. (und letzter) Stelle. Bzgl. der Dolmetscher für Taubstumme wurde *Lehmann* für die vorliegende Arbeit nochmals für die Zeit von 1864 bis 1920 konsultiert. Wie vermutet, arbeiteten sämtliche in *Lehmann* angeführten Taubstummendolmetscher als Lehrer am k.k. Taubstummen-Institut, es waren dies Franz Regenhart (1864–1871), Franz Schotek

7 *Lehmann* erscheint seit 1859, allerdings nicht lückenlos. Laut Wolf (2012a: 132) wird 1861 zum ersten Mal eine Liste der Dolmetscher, allerdings ohne Hinweis auf Beeidigung, abgedruckt. Ab 1870 erscheint *Lehmann* bis auf den Jahrgang 1921/22 jährlich. 1942 wird das Erscheinen eingestellt (wienbibliothek digital 2014).

(1872–1888), Jaroslav Branda (1889–1900) und Karl Kaubek (1893–1920). Lediglich zwischen 1893 und 1900 werden zwei Dolmetscher angeführt, was sich nicht mit den Angaben der Staatshandbücher deckt (siehe Tabelle 1).[8]

Wie bereits im vorigen Kapitel dargelegt wurde, war der Taubstummenlehrer Jakob Bernhard Fischbach, wie er selbst schreibt, der erste per Dekret beeidete Dolmetscher in Wien:

> Da Fischbach seit 1816 das Geschäft eines Dolmetschers der Taubstummen bei den hiesigen Gerichts- (und politischen) Stellen ununterbrochen und zwar unentgeltlich versah, so fand sich das hohe Appelationsgericht mit Dekrete vom 15. Dezember 1829 veranlasst, denselben zum beeideten gerichtlichen Dolmetscher der Taubstummen (dem ersten bisher hier bestehenden Amte dieser Art) zu ernennen. (Fischbach 1832: 16)

Die Beeidigung Fischbachs erfolgte also bereits sechs Jahre vor Veröffentlichung des Justizhofdekrets vom 22. Dezember 1835, das erstmals eine gesetzliche Grundlage hinsichtlich der Bestellung von »beständig eidlich verpflichteten« Dolmetschern schuf. Fischbachs Beeidigung scheint auch im *Hof- und Staatsschematismus des österreichischen Kaiserthums* ab 1830 auf, und zwar im Eintrag zum »K.K. Taubstummen-Institut in Wien«, das in der Abteilung »Kranken- Armen- Versorgungs- und andere Humanitäts-Anstalten« geführt wird und in dem sämtliche am Institut tätigen Personen namentlich genannt werden. Dies sind im Jahr 1830 der Direktor Michael Venus, der Katechet Hermann Czech sowie die Lehrer Franz Wenzel Guba und Jakob Fischbach. Während Fischbach bis 1929 nur als Lehrer geführt wird, erscheint ab 1830 der Zusatz »zugleich beeideter gerichtl. Dolmetscher der Taubstummen«. Ab 1831 wird auch der erste Lehrer und Rechnungsführer, Franz Wenzel Guba, als »zugleich Rechnungsführer, u. beeideter Dolmetsch der Taubstummen« gelistet. Fischbach blieb bis 1852 Lehrer am Institut und verstarb 1856 (Schott 1995: 277). Guba arbeitete zunächst von 1800 bis 1820 am Prager Taubstummeninstitut, anschließend war er bis 1835 als Taubstummenlehrer in Wien tätig. Laut Fischbach war Guba bereits 1817 »beeideter Dolmetsch der Taubstummen« (Fischbach 1832: 15) in Prag geworden. Interessanterweise taucht Gubas Name in den Hof- und Staatsschematismen von 1816 bis 1820 zwar als Lehrer der Prager Anstalt, nicht jedoch als beeideter

8 Abgesehen von *Lehmanns allgemeinem Wohnungs-Anzeiger* und dem *Niederösterreichischen Amtskalender* führten andere Amtskalender der Monarchie keine vergleichbaren Listen beeideter Gerichtsdolmetscher (Wolf 2012a: 139). Das *Grazer Adreßbuch*, das von 1862 mit Unterbrechungen bis 1973 erschien, führt seit 1883 ebenso eine Rubrik der Gerichtsdolmetscher (Aigner 1973), wobei im Unterschied zu Wien die meisten Personen nicht Rechtsanwälte, sondern Gymnasiallehrer, Studenten der Rechtswissenschaft, Bibliothekare und Beamte waren (Wolf 2012a: 139). Wolf vermerkt zudem, dass ab 1891 auch ein Dolmetscher für »Geberdensprache der Taubstummen« angeführt ist.

Dolmetscher auf. Zu erwähnen ist ebenso, dass in dieser Zeitspanne auch kein anderer Prager Lehrer als Dolmetscher ausgewiesen wird.

Um eine Vorstellung über Anzahl und Wechsel der Dolmetscher*innen für Gehörlose zu erhalten, wurden die Namen für Wien anhand der österreichischen Staatshandbücher exemplarisch erhoben.[9] Da das Erscheinen der Staatshandbücher Lücken aufweist, wurde versucht, fehlende Informationen durch die Konsultierung von *Lehmanns Allgemeinem Wohnungs-Anzeiger*[10] sowie in Einzelfällen mithilfe der Verordnungsblätter des Justizministeriums zu ergänzen (Tabelle 1). Bezüglich der Listung der Dolmetscher*innen »für Taubstumme« ist weiters hinzuzufügen, dass diese im Amtskalender ab 1922 nicht mehr unter den Gehörlosenschulen, sondern unter der Rubrik der Gerichtsdolmetscher geführt werden.

*Tab. 1 Gerichtlich beeidete Gebärdensprachdolmetscher*innen in Wien*

Zeit	D1	D2	D3	D4	D5
1830	Fischbach, Jakob				
1831–1835	Fischbach, Jakob	Guba, Wenzel			
1836	Fischbach, Jakob	Handschuh, Anton			
1837–1852	Fischbach, Jakob				
1853–1868	Regenhart, Franz				
1869–1871	Regenhart, Franz[11]	Schotek, Franz			

9 Hof- und Staats-Schematismus des österreichischen Kaiserthums (1830–1843), Hof- und Staatshandbuch des österreichischen Kaiserthumes (1844–1873), Hof- und Staatshandbuch der Österreichisch-Ungarischen Monarchie (1874–1918), Österreichischer Amts-Kalender (1922–1998).

10 *Lehmann* wurde für die Jahre 1864–1942 konsultiert.

11 Zwischen 1869 und 1873 erschien kein Staatshandbuch. Allerdings konnte durch das Ausscheiden Regenharts aus dem Schuldienst 1871 (Schott 1995: 277) und die Beeidigung Schoteks 1871 (N.N. 1871: 4) die Situation rekonstruiert werden.

1872–1888		Schotek, Franz[12]			
1889	Branda, Jaroslav				
1890–1900	Branda, Jaroslav	Kaubek, Karl			
1901		Kaubek, Karl			
1902–1903	Silberbauer, Johann	Kaubek, Karl			
1904–1907		Kaubek, Karl			
1908–1917	Gabriel, Adolf	Kaubek, Karl			
1918–1920	Gabriel, Adolf[13]	Kaubek, Karl			
1921–1923	Gabriel, Adolf				
1924–1933[14]	Allina, Otto	Chuda, Helene	Heider, Berta		
1934–1938	Allina, Otto	Bergold, Helene		Mire, Franziska[15]	
1939–1947[16]	Allina, Otto	Bergold, Helene			
1948–1951	?[17]	Bergold, Helene	Dienst, Dorothea[18]		

12 1888 wird Schotek nur in *Lehmann* angeführt.

13 Von 1918 bis 1921 erschien kein Staatshandbuch. Kaubek wird für 1918–1920 in *Lehmann* geführt, Gabriel scheint dort erst 1921 auf. Es ist jedoch anzunehmen, dass Gabriel durchgehend bis 1923 tätig war.

14 Von 1925 bis 1927 weder Nennung im Staatshandbuch noch in *Lehmann*. Es wird angenommen, dass die Personen durchgängig tätig waren, da sie ab 1928 wieder aufscheinen.

15 Bei Mire wird Fürsorgerin als zusätzlicher Beruf angeführt.

16 Zwischen 1938 und 1948 erschien der Amtskalender nicht, in *Lehmann* werden von 1939 bis 1942 keine Gebärdensprachdolmetscher*innen angeführt. Danach wurde *Lehmann* eingestellt. Die Angaben stammen aus Artikeln in der *Österreichischen Gehörlosen-Zeitung*.

17 Keine Daten im Amtskalender vorhanden, auch der *Österreichischen Gehörlosen-Zeitung* ist nicht zu entnehmen, wann der Wechsel zwischen Otto Allina und seinem Neffen Max stattfand. Otto Allina wird 1948 zuletzt in einem Artikel namentlich genannt, Max erstmals 1953.

18 Laut eines Artikels in *der Österreichischen Gehörlosen-Zeitung* wurde sie 1948 vereidigt (N.N. 1948).

1952–1956	Allina, Max	Bergold, Helene	Dienst, Dorothea		
1957–1961	Allina, Max	Bergold, Helene	Dienst, Dorothea	Schrems, Rosa	
1962	Allina, Max	Bergold, Helene	Dienst, Dorothea	Schrems, Rosa	Kubin, Leonore
1963–1964	Allina, Max		Dienst, Dorothea		Kubin, Leonore
1965–1976	Allina, Max	Brunner, Ingried	Dienst, Dorothea	Schrems, Rosa	Kubin, Leonore
1977–1979	Allina, Max		Dienst, Dorothea	Schrems, Rosa	Kubin, Leonore
1980	Allina, Max		Dienst, Dorothea		Kubin, Leonore
1981		Mayer, Erna	Dienst, Dorothea		Kubin, Leonore
1982[19]	Kartas, Heinrich	Mayer, Erna	Dienst, Dorothea	Hartig, Anton	Kubin, Leonore

Wie bereits dargelegt, lässt sich aus heutiger Perspektive nur wenig Konkretes über die Qualität der Dolmetschleistungen bzw. die Kompetenzen der in der Habsburgermonarchie tätigen Dolmetscher sagen. Im Falle der Dolmetscher für Gehörlose kommen aus mehreren Gründen zusätzliche Schwierigkeiten hinzu. Erstens handelt es sich bei der Österreichischen Gebärdensprache des 19. Jahrhunderts um eine nicht standardisierte, in Entwicklung befindliche Sprache, zweitens waren künstliche Gebärdensysteme seit der Einführung methodischer Zeichen durch de l'Epée (1776) in pädagogischen Kontexten auch in den Anstalten der Habsburgermonarchie weit verbreitet und drittens war einem Großteil der Gehörlosen, die isoliert auf dem Land oder auch in der Stadt in ärmlichen Verhältnissen aufwuchsen, der Zugang zur Schulbildung verwehrt, was sich auch auf ihre Kommunikationsform auswirkte, die meist aus Hausgebärden bestand (siehe Kapitel 6.2). Insofern verwundert es nicht, dass sich die Kommunikation der Dolmetscher mit den Gehörlosen bei Gericht problematisch gestalten konnte. So berichtet Franz Wenzel Guba (1816) über eine schwierige, drei Tage dauernde Dolmetschung für einen deutschen taubstummen Landläufer, bei der er einfache schriftsprachliche Äußerungen und pantominische Gebärden kombinierte. Neben Berichten über Gerichtsfälle in der

19 Die Daten wurden bis einschließlich 1998 ausgewertet, werden hier allerdings nur bis 1982 angeführt, da ab 1982/83 Dolmetscher*innen angeführt werden, die befragt wurden.

Österreichischen Gerichts-Zeitung, bei denen die Kommunikation reibungslos funktionierte, wie etwa Fischbachs Dolmetschung für einen des Diebstahls angeklagten Gehörlosen, der das Taubstummeninstitut in Waitzen besucht hatte (N.N. 1851), finden sich auch Berichte darüber, dass trotz des Dolmetschereinsatzes keine zufriedenstellende Kommunikation zustande kam. So wurde ein Gehörloser, der sich mit Wenzel Frost, dem Direktor der Prager Taubstummenanstalt, nicht verständigen konnte, da er »von der niedrigsten geistigen Bildungsstufe« war und die »natürliche Zeichensprache [...] kaum einen Eindruck auf ihn machte« (N.N. 1862: 172) als unzurechnungsfähig und damit schuldlos erklärt, nachdem Frost ihm den Verstand eines vierjährigen Kindes attestiert hatte.

Die trotz der Heranziehung von Taubstummenlehrern als Dolmetscher manchmal problematische Kommunikation mit Gehörlosen vor Gericht ist kein österreichisches Spezifikum. So findet sich in Friedrich Kapplers *Handbuch der Literatur des Criminalrechts und dessen philosophischer und medizinischer Hülfswissenschaften* (1838) ein Abschnitt über »Verbrechen Taubstummer«, in dem einige Gerichtsfälle in aller Kürze geschildert werden, wobei auch darauf hingewiesen wird, ob die Kommunikation funktioniert hat. Ein ausführlicher Bericht über eine Gerichtsverhandlung in Paris findet sich in den *Annalen der deutschen und ausländischen Kriminal-Rechtspflege* (N.N. 1828). Der Bericht ist insofern aufschlussreich, als der Schuldirektor Paulmier für zwei Gehörlose dolmetschte, für den des Diebstahls beschuldigten isoliert aufgewachsenen, ungebildeten und arbeitslosen Gehörlosen Filleron und den gehörlosen Zeugen Letertre, der die Schule besucht hatte und als Händler tätig war. Während die Dolmetschung von Letertres Aussagen problemlos vonstatten geht, hat Paulmier Schwierigkeiten Filleron zu verstehen und ihm Aussagen verständlich zu machen, was der Verfasser auf die Tatsache zurückführt, dass Filleron keine Schule besucht hat. Die Kommunikation zwischen den beiden Gehörlosen funktionierte allerdings klaglos.

Erwähnenswert ist auch, dass neben Taubstummenlehrern auch Gehörlose selbst als Dolmetscher beigezogen wurden. Dazu sei ein Pariser Fall aus dem Jahre 1812 angeführt, bei dem Abbé Sicard, der Nachfolger Abbé de l'Epées, als Dolmetscher und sein gehörloser Hilfslehrer Jean Massieu als Relaisdolmetscher eingesetzt waren:

> Der Abbé Sicard und Herr Massieu waren aufgefordert worden, dem taubstummen Mädchen bey dem Gerichtshofe zu Dollmetschern zu dienen. Hr. Sicard empfing die Fragen des Präsidenten des Assisenhofes, übersetzte sie Massieu in der reiner [sic] Sprache der Taubstummen, und Massieu übersetzte sie der Angeklagten in der barbarischen Sprache, die diese redete, so wie alle Taubstummen, die ihre Sprache nicht in der Akademie der Vorstadt St. Jaques gelernt haben.
>
> Die junge Taubstumme antwortete alsdann Massieu in ihrem pantomimischen Jargon; Massieu antwortete in entsprechenden Gebehrden an Hrn. Sicard, und der

> Hr. Abbé sprach dann Französisch an den Gerichtshof. Der Ausdruck und das Feuer, womit die Angeklagte und ihre unmittelbarer Dollmetscher ihre Sprache belebten, gaben ihrem Dialog bisweilen ein sehr lebhaftes Interesse, und obgleich man nicht verstand, was sie sagten, so bewunderte man doch sehr ihre Beredsamkeit, so wie man die Beredsamkeit gewisser Advokaten bewundert, die man nicht besser versteht, obgleich sie bey weitem nicht stumm sind. (N.N. 1813: 44)

Berichte über Gerichtsverhandlungen, bei denen Gehörlose als Angeklagte und/oder Zeug*innen zu vernehmen waren, finden sich auch in der Presse der Habsburgermonarchie. Eine Suche in ANNO, dem virtuellen Zeitungslesesaal der Österreichischen Nationalbibliothek,[20] erbrachte in einem Zeitraum von 25 Jahren (1870 bis 1895) 64 Treffer in 18 Zeitungen, in denen das Dolmetschen für Gehörlose bei Gericht Erwähnung fand.[21] Meist wurde die Anwesenheit eines Dolmetschers lediglich erwähnt, nur in seltenen Fällen wird das Dolmetschen kurz beschrieben, etwa um zu betonen, dass es interessant war, einwandfrei funktionierte oder im Falle, dass vertagt oder auf schriftliche Kommunikation ausgewichen werden musste, weil sich der Dolmetscher auf Urlaub befand oder aus nicht näher ausgeführten Gründen nicht bestellt wurde. Die Kommunikation funktionierte meist klaglos, was manchmal damit begründet wird, dass der oder die jeweilige Gehörlose die örtliche Schule besucht hatte und die dort gelehrte »Zeichensprache« zu verwenden wusste, während sich nicht gebildete Gehörlose nur durch »mimische Zeichen« verständigen konnten. Die Dolmetscher, fast immer Taubstummenlehrer, werden fast durchwegs namentlich genannt. Lediglich in drei Fällen wurden Verwandte herangezogen, was jedoch nicht weiter kommentiert wird. In einer Gerichtsverhandlung fungiert ein angesehener gehörloser Fabrikant als Dolmetscher, in einem weiteren Artikel wird auf seine Anwesenheit hingewiesen und hinzugefügt, dass er aufgrund seiner Deutschkompetenz ebenso als Dolmetscher hätte herangezogen werden können. Einige Berichte handeln von der Entlarvung von »Simulanten«, hörenden Delinquenten, die sich, um einer Strafe zu entgehen, als »Taubstumme« ausgaben. Ein Artikel ist insofern aufschlussreich, als er davon berichtet, dass sich der Verteidiger des Beklagten »entschiedenst« dagegen wehrte, dass die »verdolmetschten Angaben« des Buchhalters des Geschädigten, der als Dolmetscher fungierte, »als beweismachend angegeben werden.« Dem wurde vonseiten des Gerichtes jedoch aufgrund der »vertrauenserweckenden Geistesgeschäfte« des Dolmetschers nicht stattgegeben (N.N. 1872).

---

20 Die Daten in ANNO werden laufend ergänzt, die Recherche fand Anfang 2015 statt.

21 *Das Vaterland, Deutsches Volksblatt, Die Presse, Fremden-Blatt, Grazer Tagblatt, Grazer Volksblatt, Illustriertes Wiener Extrablatt, (Linzer) Tages-Post, Linzer Volksblatt, Morgen-Post, Neue Freie Presse, Neues Wiener Journal, Neuigkeits Welt-Blatt, Pester Lloyd, Prager Tagblatt, Salzburger Volksblatt, Teplitz-Schönauer Anzeiger, Wiener Zeitung.*

Einige aufschlussreiche Sätze zur Dolmetschtätigkeit von Taubstummenlehrern bei Gericht finden sich in Emil Reuscherts *Die Gebärdensprache der Taubstummen* (1909). In einem Kapitel lässt Reuschert den Taubstummenlehrer und in Berlin beeideten Dolmetscher Schiller zu Wort kommen, der es für unerlässlich hält, dass Taubstummenlehrer die Gebärdensprache beherrschen, »da ja jeder als Dolmetscher hinzugezogen werden kann« (ibid.: 129). So keine Verständigung zustande kommt, habe der Taubstummenlehrer eine Bescheinigung auszustellen, »daß der betreffende Taubstumme weder vernehmungsfähig noch imstande ist, seine Rechtsangelegenheiten [...] selbst zu besorgen« (ibid.). Auch müssten Lehrer ihren Zöglingen die Rechtssprache näherbringen und sie mit diversen Formularen vertraut machen. Abschließend stellt Schiller einige juristische Gebärden wie »Richter« oder »Voruntersuchung« und Phrasen wie »ich bekenne mich nicht schuldig« vor.

Die Ausführungen zeigen, dass im Rahmen der organisierten Translation an den Gerichtshöfen Europas zunächst Taubstummenlehrer als Dolmetscher und Sachverständige eingesetzt wurden. Wie im nachfolgenden Kapitel dargestellt wird, werden ab dem 20. Jahrhundert vermehrt Dolmetscher*innen aus der Sphäre der Gehörlosenvereine gerichtlich beeidet. Dies waren vor allem Kinder gehörloser Eltern, die bereits auf eine habitualisierte Translationstätigkeit im privaten Umfeld verweisen konnten, oder Fürsorgerinnen, die als Beraterinnen und Begleiterinnen Gehörloser in Vereinen angestellt waren.

Die heteronom organisierte Dolmetschtätigkeit bei Gericht trug wesentlich zur Institutionalisierung des Gebärdensprachdolmetschens bei. Der Akt der Vereidigung hatte insofern eine Bedeutung für die Verberuflichung, als durch ein offizielles, staatliches Dokument nicht lediglich eine Funktion, sondern vor allem auch ein gewisser Status verbrieft wurde, der von den Halter*innen gegenüber Gehörlosen und vor allem gegenüber hörenden Auftraggeber*innen in verschiedenen Feldern ins Treffen geführt werden konnte. In Ermangelung von Ausbildungsmöglichkeiten oder anderen Zertifizierungsformen war dieser »Ausweis« – wie er in den analysierten Protokollen und Interviews meist genannt wird – bis 1998 die einzige formale Ermächtigung. Dass mit dem Erwerb des »Scheins« nicht automatisch Kompetenz verbunden war, ist darauf zurückzuführen, dass diese nicht oder auf sehr ungewöhnliche Weise überprüft wurde. So war es lange Zeit Usus, im Antrag auf Eintragung in die Dolmetscherliste lediglich einen Nachweis der Sprachkunde (nach der translatorischen Befähigung wurde nicht gefragt) zu erbringen und eine Bestätigung über dieselbe beizulegen (D-Korr 1: 1984; D-Korr 4: 1986). Zur Illustration sei die Bestätigung für eine*n Dolmetscher*in durch den Obmann eines Gehörlosenvereines aus dem Jahr 1984 zitiert, die wie folgt lautet:

> [Herr/Frau Name] ist als Dolmetsch für uns bei diversen Behördenwegen und auch intern im Haus bei den verschiedenen Feiern tätig.
> Wir sind froh über [seine*ihre] zuverlässige Hilfe für Jedermann. (D-Korr 2: 1984)

Dem Ansuchen, dem dieser Nachweis beigelegt war, wurde in einem Schreiben des Landesgerichtes nicht entsprochen, allerdings nicht aus Zweifel an der Befähigung des Antragstellers bzw. der Antragstellerin, sondern »mangels Bedarfes« (D-Korr 3: 1984). Zwei Jahre später wurde ein Folgeansuchen positiv beschieden (D-Korr 5: 1986). Im Jahre 1984 waren in Wien laut Amtskalender sechs Dolmetscher*innen registriert, 1998, als der *Österreichische Gebärdensprach-DolmetscherInnen-Verband* gegründet wurde, waren es elf. Von diesen traten lediglich zwei Personen dem Verband bei, was, wie noch ausgeführt wird, zu Konflikten zwischen Verbandsmitgliedern und beeideten Dolmetscher*innen führte (siehe Kapitel 9.5.2.2).

6.3.2 Gehörlosenvereine – Autonom organisierte Translation als Gegenpol

Die Forschung ist sich darüber einig, dass in westlichen Gesellschaften Gehörlosenschulen und Gehörlosenvereine die zwei zentralen Eckpfeiler der Ausbildung von Gehörlosengemeinschaften darstellen. In Gehörlosenschulen, die meist in größeren Städten als Internate geführt wurden, wurden gehörlose Kinder aus der Stadt, aber auch aus ländlichen Regionen gemeinsam beschult, lernten eine Gebärdensprache von älteren Kindern, kamen mit erwachsenen, an den Schulen beschäftigten Gehörlosen in Kontakt und gaben Sprache, Geschichte, Gewohnheiten und Werte an nächste Generationen weiter. Auch wurde an den Schulen informeller Kontakt zu ehemaligen Zöglingen gepflegt, die regelmäßig zu Veranstaltungen, Festen u.a. Feierlichkeiten eingeladen wurden. So schreibt Jakob Bernhard Fischbach (1832: 27) über regelmäßige Faschingsbälle am Institut, bei dem Lehrer, Freunde und eine »gewöhnlich nicht unbedeutende Zahl bereits ausgetretener Taubstumme[r]« feierte.

Ab Anfang des 19. Jahrhunderts entstand in Europa ebenso wie in den USA aufgrund der wachsenden Zahl von gehörlosen Schulabgänger*innen, die einen Beruf erlernt hatten, der Bedarf nach gemeinsamen Treffpunkten abseits der Taubstummeninstitute. Dies führte zur Gründung lokaler Gehörlosenvereine und religiöser Vereinigungen (Woll/Ladd 2011: 164). Gehörlosenvereine boten erwachsenen Gehörlosen einen gemeinsamen, sicheren Raum, in dem sie ihre Sprache und Kultur entwickeln und praktizieren konnten. Ylva Söderfeldt (2013b: 43) bezeichnet die Vereinsbewegung als Ausdruck eines neu entstandenen gehörlosen Bürgertums und als Gegenöffentlichkeit parallel zur bürgerlichen Mehrheitsgesellschaft. Vereine waren »von der Freizeitgestaltung über die Organisation der Zivilgesellschaft bis hin zum politischen Einfluss […] zentrale Akteure« (ibid.) der deutschen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts. Zum Status der bürgerlichen Gehörlosen gehörte nunmehr auch die Mitgliedschaft in einem Verein, in dem die Gemeinschaft betont, gegenseitige Hilfestellung zur Veränderung individueller Lebensumstände geleistet und kollektive Maßnahmen zur Einflussnahme auf die hörende Mehrheitsgesellschaft ergriffen werden konnten.

Der erste deutsche Gehörlosenverein wurde 1848 in Berlin gegründet (Söderfeldt 2013a: 156). In Paris war der erste Verein bereits 1837 auf Ansuchen des gehörlosen Taubstummenlehrers Ferdinand Berthier gegründet worden, der ab 1834 jährliche Gehörlosenbankette zu Ehren des Geburtstages von Abbé de l'Epée veranstaltete (Mottez 1993; Quartararo 2008: 114–118). Diese Bankette waren einer männlichen gehörlosen Elite vorbehalten, die sich, wie die überlieferten Tischreden und Toasts zeigen, gerne ihrer beruflichen Stellung rühmte und die Zusammenkünfte auch als Vernetzungsmöglichkeit und politisches Forum nutzte. Einen zentralen Programmpunkt nahm bei den Banketten auch die Würdigung der Gebärdensprache ein. Neben dem Kreis gebildeter Gehörloser wurden hörende Taubstummenlehrer, Journalisten, Politiker und Künstler geladen. Freunde der Gehörlosen, die »se sont faits eux-mêmes sourds-muets de pensée et d'attachement« (zit.n. Mottez 1993: 176) wurden als Dolmetscher eingesetzt. Erwähnenswert ist zudem, dass die Bankette auch von Gehörlosen aus dem Ausland besucht wurden, die ebenso gedolmetscht werden mussten:

> [Le toast par] M. John Carlin, sourd-muet américain, élève de M. Clerc, à Hartford (Etats-Unis): »A l'éternelle union des sourds-muets français et des sourds-muets américains« M.B. Maurice, l'un des plus constants défenseurs des sourds-muets qui parle anglais, a bien voulu traduire ensuite à haute voix à son auditoire tout le discours de ce jeune sourd-muet. (N.N. 1839)

Gehörlose blieben territorial nicht unter sich, sondern suchten Verbindungen zu Gehörlosen in anderen europäischen Ländern und Übersee. Dies geschah durch Reisen, den Austausch von Gehörlosenzeitungen und durch die Organisation einer Serie von Taubstummenkongressen, die zwar national organisiert, jedoch von Delegierten verschiedener Länder besucht wurden und zur Entwicklung einer »transnational Deaf public sphere« (Murray 2007: 4) beitrugen. Der erste in der Serie der Kongresse fand 1873 mit fünfunddreißig Besuchern aus drei Ländern in Berlin statt, weitere u.a. in Wien (1874), Dresden (1875), Leipzig (1878), Prag (1881) und Stockholm (1884). Joseph John Murray (ibid.: 60) listet bis 1924 vierzehn weitere Taubstummenkongresse, an denen gehörlose Delegierte aus bis zu neunzehn verschiedenen Ländern teilnahmen.

Das Phänomen des Gehörlos-Seins als globale ethnische Erfahrung zeigte sich auch in der Sehnsucht nach einer gehörlosen Nation, die in unterschiedlichen Teilen der Welt von gehörlosen Aktivist*innen gefordert wurde. Als Beispiele seien Berthiers Konzept der »nation des sourd-muets« aus den 1840ern genannt, aus der Gehörlose einen Repräsentanten für das Französische Parlament wählen sollten (Woll/Ladd 2011: 163), die Einladung des US-amerikanischen Gehörlosen John J. Flournoy an amerikanische und europäische Gehörlose in einem Rundschreiben aus dem Jahre 1855, sich im amerikanischen Westen anzusiedeln, um dort einen selbstverwalteten Staat Gehörloser zu gründen (Van Cleve/Crouch 1989: 61f.) oder

die Gründung einer Gehörlosenkolonie in Kanada durch die gehörlose englische Missionarin Jane Elisabeth Groom in den 1880ern (Davis 1995: 84f.). Interessant ist in diesem Zusammenhang auch die Arbeit von Mark Zaurov zu Gehörlosen im Holocaust. Er bezeichnet die jüdische Gehörlosengemeinschaft als »transnational hybrid imagined community« (Zaurov 2016: 136) und führt den Begriff des »Deaf Holocaust« ein, um die besondere Dramatik des Überlebenskampfes dieser Gruppe im Vergleich zu hörenden Juden und Jüdinnen im Konzentrationslager hervorzuheben. Ausläufer des Konzeptes einer »gehörlosen Nation« spiegeln sich im zeitgenössischen konzeptuellen Programm der »Deafhood« von Paddy Ladd (2003) wider, das als Schaffung eines Raums gedacht ist, in dem gehörlose Menschen ihr Selbstverständnis vor dem Hintergrund ihrer Geschichte verorten und erforschen können. De Meulder et al. (2019: 209) sprechen in Bezug auf heutige Gehörlosengemeinschaften von »deaf similitude« und »deaf universalism«, räumen jedoch ein, dass trotz dieser Verbundenheit deren Vielfalt und intersektionelle Differenzierungen nicht außer Acht gelassen werden können.

Der in der Gehörlosenbildung zunehmend praktizierte Oralismus, der am Mailänder Kongress der Taubstummenlehrer 1880 festgeschrieben wurde, und die damit einhergehende Gefährdung der Sprache und Kultur Gehörloser waren ein wichtiger Impuls für die Gründung nationaler Gehörlosenverbände als Dachverbände der regionalen Vereine. Diese waren nicht nur der Freizeitgestaltung und der Unterstützung Gehörloser, sondern vor allem der politischen Arbeit gewidmet. Im Jahre 1880 wurde die *National Association of the Deaf* in den USA gegründet, 1890 die *British Deaf and Dumb Association* (Woll/Ladd 2011: 165), 1898 die *Fédération des sociétés françaises des sourds-muets* (Quartararo 2008: 174), 1913 der *Reichsverband der Taubstummen Österreichs* (Prochazka 1988), 1922 der *Sveriges Dövas Riksförbund* (Bergman/Engberg-Pedersen 2010: 88), 1927 der *Reichsverband der Gehörlosen Deutschlands* (Söderfeldt 2013a: 179).

Die Gehörlosenverbände und -vereine konnten sich in den größeren Städten aufgrund der Taubstummeninstitute einerseits sowie aufgrund des Zuzuges Gehörloser im Gefolge der Industrialisierung und Urbanisierung anderseits entwickeln. Söderfeldt (2013a: 102) bezeichnet diesen Prozess in ihrer Monografie über die deutsche Gehörlosenbewegung von 1848 bis 1914 als »deaf migration«. Die Unterweisung gehörloser Kinder in Taubstummenanstalten bedeutete für viele zunächst eine unfreiwillige temporäre Migration in die Stadt. Während einige in ihre Heimatorte und zu den Eltern zurückkehrten, wurde die temporäre Migration für andere permanent, da die Schulen versuchten, ihre Zöglinge in handwerklichen Berufen auszubilden bzw. ausbilden zu lassen und Lehrherren oder Anstellungsverhältnisse für sie zu finden. Im k.k. Taubstummen-Institut in Wien mussten die Schüler*innen bereits unter dem ersten Direktor Stork in der Freizeit einer »geldtragenden Thätigkeit« (Strommer, zit.n. Schott 1995: 83) nachkommen. So wurden zunächst eine Bandweberei, eine Buchdruckerei, eine Flachsweberei und eine Schneiderei im

Institut eingerichtet, um die Zöglinge auch »in angemessenen Handarbeiten zur künftigen Broderwerbung« unterweisen zu können (Stork 1786: 148, 140). Unter Direktor May wurde den Zöglingen durch die Vermittlung an Gewerbetreibende eine Berufsausbildung ermöglicht, damit sie sich nach Schulaustritt selbst ernähren konnten. Walter Schott (1995: 106f.) zählt folgende Berufe auf, welche die Zöglinge »nach ihrer Eignung« erlernen konnten: Schneider, Schuster, Sattler, Buchdrucker, Buchbinder, Schriftsetzer, Messerschmied, Feilenhauer, Tischler, Drechsler, Lackierer, Modellierer, Wagner, Gärtner, Hutmacher, Schriftgießer, Goldarbeiter, Uhrmacher, Leinenweber, Seidenfärber, Schriftmaler. Waren sie künstlerisch begabt, durften sie an der Akademie der Bildenden Künste studieren, um später als Kunstmaler und Kupferstecher zu arbeiten. Mädchen wurden in Handarbeiten, wie Posamentierarbeiten oder der Herstellung von Kunstblumen, sowie Kochen unterwiesen und gelegentlich in Fabriken angelernt (ibid.: 108; vgl. auch Venus 1854).

Um eine Vorstellung über die Größe der Gehörlosengemeinschaft in der Habsburgermonarchie zu erhalten, wurde zunächst die *Statistik des Sanitätswesens der im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder* für das Jahr 1880 und das Jahr 1900 konsultiert (K.K. Statistische Central-Commission 1884 und 1903; siehe Tabelle 2): 1880 wurden an 17 Taubstummeninstituten der österreichischen Länder 1.482 Zöglinge unterrichtet, von denen 38 Prozent gehörlos geboren waren. Davon lebten 330 Mädchen und Buben in Wien und wurden am k.k. Taubstummen-Institut, am Israelitischen Privat-Taubstummen-Institut und an der Landes-Taubstummen-Anstalt in Ober-Döbling unterrichtet, gefolgt von Prag mit 188 Zöglingen. Im Jahre 1900 besuchten bereits 1.708 Zöglinge Taubstummeninstitute, 43,4 Prozent von ihnen sind als taubstumm Geborene klassifiziert. 301 Zöglinge lebten in Wien, wiederum gefolgt von Prag mit inzwischen 165 Zöglingen. Außerhalb der Institute wurden 1880 insgesamt 27.244 Gehörlose gezählt, die meisten von ihnen in absteigender Reihenfolge in Galizien, Böhmen, Mähren, der Steiermark und Niederösterreich. In Wien lebten 391 gehörlose Menschen, in Graz 63, die meisten wurden in Neu-Sandec bzw. Nowy Sącz in Galizien (539) gezählt. Im Jahre 1900 wurden außerhalb der Institute 27.634 Gehörlose verzeichnet, die meisten wiederum in Galizien, Böhmen, Mähren, der Steiermark und Niederösterreich. In Wien wurden zu dieser Zeit bereits 455 Gehörlose, in Graz 295 gehörlose Personen angeführt.

Tab. 2 Gehörlosenpopulation in Wien 1880 und 1900 (Statistik Sanitätswesen)

	Wien 1880	Wien 1900	Zuwachs
Gehörlose Zöglinge	330	301	-8,79 %
Erwachsene Gehörlose	391	455	16,37 %
Gesamt	721	756	4,85 %

In einem zweiten Schritt wurden die Zahlen der Volkszählungen von 1880 und 1890 zum Vergleich herangezogen, da in diesen Jahren Gebrechliche erhoben wurden (K.K. Statistische Central-Commission 1882 und 1893). In der Volkszählung von 1900 scheinen sie nicht mehr auf. Die Statistiken weisen für das Jahr 1880 in Wien 570 Gehörlose aus, für das Jahr 1890 bereits 980 gehörlose Personen, deutlich mehr als die Zählung der Sanitätsorgane ergibt. Es kann angenommen werden, dass die Zahl im Jahre 1900 weiter gestiegen ist, denn Ende des 19. Jahrhunderts hatte sich die Einwohnerzahl der Haupt- und Residenzstadt Wien verdreifacht. Während sie in ihren jeweiligen Begrenzungen im Jahre 1869 insgesamt 607.515 Einwohner zählte, waren es 1890 etwa 1,4 Millionen und 1900 bereits ca. 1,7 Millionen. Die Binnenmigration aus der gesamten Monarchie betrug 1900 mehr als 50 Prozent (Csáky 2010: 133). Demzufolge ist es kaum verwunderlich, dass auch Gehörlose den Weg nach Wien fanden, um Arbeit zu suchen. So hebt auch Alexander Venus, Direktor des k.k. Taubstummen-Institutes in Wien, die »Vorzüge [...] der Hauptstadt zur vollständigen Erlernung eines Handwerkes oder einer Kunst« (Venus 1854: 81f.) ebenso hervor wie die besseren Beschäftigungsmöglichkeiten in Handwerksbetrieben, k.k. Ämtern oder im künstlerischen Bereich.

Erwähnenswert ist, dass laut Statistiken weniger als 0,5 Prozent der Gehörlosen in sogenannten Versorgungsanstalten lebten. Das heißt allerdings nicht, dass es nicht auch eine Vielzahl nicht ausgebildeter, nicht versorgter oder obdachloser Gehörloser in der Monarchie gab. Söderfeldt (2013a) untersucht in einem Kapitel ihrer Monografie zur Entwicklung der Gehörlosengemeinschaft in Deutschland von 1848 bis 1918 Polizeiakten, in denen gehörlose wandernde Erwerbslose verzeichnet sind. Bei den Befragungen dieser »unbekannten Taubstummen« wurden selten Dolmetscher*innen eingesetzt, da die Behörden lediglich Namen und Herkunftsort ermitteln wollten. War ein Dolmetscher anwesend und konnte der Gehörlose seine Geschichte erzählen, war das, wie einige der Fälle zeigen, den Beamten eher lästig, da sie an der Lebensgeschichte der befragten Personen wenig Interesse hatten (ibid.: 139). Der bereits erwähnte, Anfang des 19. Jahrhunderts noch in Prag arbeitende und später in Wien tätige Taubstummenlehrer und Dolmetscher Franz Wenzel Guba zeigt sich in einem Bericht über die Lage obdachloser Gehörloser, für die er zu dolmetschen hatte, erschüttert: »Wie immer, so auch diesmal sah ich ein elendes Geschöpf: Lumpen waren seine Decke, Hunger, Noth, Kummer kündigte sein Gesicht, sein ganzes Aussehen, an« (Guba 1816: 36).

Dieses Problem betraf jedoch nicht nur gehörlose Erwachsene, sondern auch Kinder, wie den 1805 aufgegriffenen etwa siebenjährigen Bub, der umgehend in die Obhut des Prager Taubstummeninstitutes übergeben wurde, wie einem weiteren Bericht Gubas (1813) zu entnehmen ist. Dass auch knapp hundert Jahre später in Österreich nur ein kleiner Teil taubstummer Kinder in Spezialanstalten unterrichtet wurde, ist einem Vortrag von Anton Druschba, Lehrer und späterer Direktor des k.k. Taubstummen-Institutes in Wien, zu entnehmen. Darin beklagt er, dass von

den etwa 6.000 gehörlosen Kindern im Schulalter mehr als zwei Drittel »gegenwärtig noch immer einer geordneten, zweckmäßigen Bildung entbehren und einer trostlosen Zukunft entgegengehen« (Druschba 1904: 67). Er regt daher an, die Unterweisung dieser Kinder, bis Spezialinstitute in ausreichendem Maße ausgebaut sind, verstärkt an Volksschulen zu delegieren, zumal mit einem Ministerialerlass vom 6. Juli 1881 die Pflicht des Schulbesuchs für alle Kinder verordnet worden war (RGBl. 62/1869; vgl. auch Engelbrecht 1986: 135; Schott 2002: 19).

Jene Gehörlosen, die ein Taubstummeninstitut besuchen konnten, hatten, wie bereits erwähnt, die Möglichkeit einen Beruf zu erlernen, zu arbeiten und bei der Arbeitssuche von der Schule unterstützt zu werden. So zitiert Schott (1995: 180) einige Stellen aus Jahresberichten, in denen Alexander Venus über berufliche Erfolge ehemaliger Schüler berichtet. Der Schulleiter wusste auch über sich in Notlagen befindende oder bedürftige ehemalige Zöglinge Bescheid und unterstützte diese so gut es ging aus Geldern einer Stiftung. Diese Mittel reichten jedoch nicht aus, und so wurde während eines Faschingsfestes des Institutes im Jahre 1865 die Idee geboren, einen Verein zu gründen. Im März traf sich Venus mit elf engagierten gehörlosen Männern, um die Vorgehensweise zu besprechen. In den Statuten des Vereines, der im darauffolgenden August genehmigt wurde, werden folgende Ziele angeführt: »a) Sittliche Belebung und geistige Fortbildung seiner Mitglieder – b) Unterstützung des Einzelnen durch Rath und That, und sobald es die zu Gebote stehenden Mittel gestatten, Versorgung der erwerbsunfähig gewordenen Mitglieder« (zit.n. Schott 1995: 181). Am 1. Oktober verzeichnete der Verein 33 Mitglieder, die Adalbert Lampe zu ihrem Präses wählten. Der Verein, der 1875 in *Wiener Taubstummen-Unterstützungsverein* unbenannt wurde, lukrierte Gelder aus Sammlungen, Stiftungen und durch Subventionen und konnte nach einigen Jahren eine Krankenversicherung für seine Mitglieder abschließen (Fest-Bericht 1905; Mikulasek 2007: 48). Da die Mitgliedschaft Männern vorbehalten war, wurde im Jahre 1874 der *Taubstummen-Frauenverein* in Wien gegründet, der sich der geistigen Bildung und Geselligkeit sowie der Unterstützung hilfsbedürftiger und erwerbsunfähiger Frauen widmete (Fest-Bericht 1905).

Im Jahre 1879 fand unter der Patronanz des *Wiener Taubstummen-Unterstützungsvereines* im Anschluss an die 100-Jahres-Feier des Taubstummen-Institutes der erste Taubstummentag statt, an dem auch zahlreiche Gehörlose aus den Kronländern teilnahmen. Neben einer Petition an den niederösterreichischen Landtag, die Schulpflicht auch für gehörlose Kinder einzuführen, wurde der Antrag gestellt, eine Stiftung einzurichten, um verarmte Gehörlose zu unterstützen sowie jenen Prämien zu ermöglichen, die sich in ihren Berufen besonders verdient gemacht hatten. Kaiser Franz Josef I genehmigte die Stiftung und spendete einen Betrag von eintausend Gulden. Im Jahre 1888 wird das erste Vereinslokal eröffnet, das sich zum »Mittelpunkt des geistigen und sozial Lebens der Wiener Taubstummen« (Fest-Bericht 1905: 7) entwickelte, 1890 wird der hörende Sohn gehörloser Eltern,

Dr. Simon Lauterstein, Vereinsarzt und betreut von nun an mittellose Gehörlose kostenlos (Mikulasek 2007: 48). Lauterstein war auch als Dolmetscher tätig, wie Zeitungsberichten über den Besuch einer Delegation Gehörloser anlässlich des Regierungsjubiläums des Kaisers im Jahre 1873 (N.N. 1873: 2) oder bei Unterrichtsminister Stremayr anlässlich des Taubstummenkongresses im Jahre 1874 zu entnehmen ist (N.N. 1874a: 1; N.N. 1874b: 3; N.N. 1874c: 3). Es folgen die Gründungen weiterer Taubstummenvereine, so z.B. 1899 der *Salzburger Taubstummenverein*, 1894 der *Wiener Taubstummen-Turnerklub*, 1901 der *Verein Eichenkranz* in Graz, 1914 der *Kärntner Taubstummenverein*.[22]

Ein wichtiges Organ der bürgerlichen Gehörlosenbewegung dieser Zeit stellten Zeitschriften dar, die meist von Gehörlosenvereinen oder -verbänden herausgegeben wurden. In den USA waren Zeitschriften von Gehörlosen für Gehörlose seit Mitte des 19. Jahrhunderts erschienen, die erste Zeitschrift Deutschlands, der *Taubstummenfreund*, erschien von 1872 bis 1911 (Söderfeldt 2013a: 20f.). In der Habsburgermonarchie wurde von 1885 bis 1903 der *Taubstummen-Courier* herausgegeben und, nachdem er eingestellt worden war, am Österreichischen Taubstummentag 1909 in Salzburg die Gründung der *Taubstummen-Revue* beschlossen. Die Zeitschrift erschien bis 1927 (Prochazka 1988). Der *Taubstummen-Courier* beinhaltete neben Kurznachrichten aus dem Alltagsleben und Veranstaltungshinweisen Artikel über Arbeit und Beruf, über Familie und Freizeit sowie Berichte aus dem Ausland, etwa von Kongressen, wobei im Zuge des Methodenstreits in der Gehörlosenbildung immer häufiger politische und aktivistische Artikel publiziert wurden. Man thematisierte die Rechte Gehörloser, darunter das Recht auf ihre Sprache, forderte Gleichstellung und politische Einflussnahme und bemühte sich um die Schaffung eines positiven Selbstbildes (Grötz 1994, 1995).

Bereits zur Jahrhundertwende waren die ersten Überlegungen zur »Gründung einer zentralen Hilfs- und Betreuungsstelle für alle Kronländer der österreichisch-ungarischen Monarchie« (Prochazka 1988) angestellt worden. Der *Reichsverband der Taubstummen Österreichs* und spätere *Österreichische Gehörlosenbund* wurde im Rahmen des jährlichen Taubstummentags und mithilfe von Werbekampagnen, durch die man sich die Unterstützung von Gehörlosenvertretern von Sarajevo über Budapest bis Prag und Krakau sichern wollte, 1913 gegründet. Zu dieser Zeit gab es im deutschsprachigen Raum der Monarchie abgesehen von Wien nur in Salzburg, der Steiermark und Tirol Vereine, die Eingliederung der Vereine der nicht-deutschsprachigen Länder gestaltete sich schwierig, die Statuten mussten erst in verschiedene Sprachen übersetzt werden und für Reisen fehlten die finanziellen Mittel. Im Jahre 1918 wurde der Taubstummenrat ins Leben gerufen, der alsbald mit einer großen

22 Bis auf Graz wurden die Daten den Webseiten der jeweiligen Vereine entnommen, die Information über den Grazer Verein stammt aus *der Österreichischen Gehörlosen-Zeitung* (Schaubmayr 1948).

Kundgebung auf seine Forderungen aufmerksam machte, u.a. die Durchsetzung der Verwendung der Österreichischen Gebärdensprache in der Gehörlosenbildung (ibid.).

Der *Wiener Taubstummen-Unterstützungsverein*, der sein Vermögen in Kriegsanleihen angelegt und verloren hatte, kränkelte nach dem 1. Weltkrieg, und so wurde 1929 der *Wiener Taubstummen-Fürsorgeverband* (WITAF) mit Unterstützung durch den Sozialreformer und Stadtrat für das Wohlfahrts- und Gesundheitswesen Julius Tandler neu gegründet (Freunthaller 1933). Tandler hatte der traditionellen, auf Barmherzigkeit gründenden Wohltätigkeit eine Absage erteilt, Fürsorge war für ihn die Erfüllung eines gesellschaftlich-ethischen Vertrages und Fürsorgepflege Aufgabe des Staates. Der Staat finanzierte nunmehr den WITAF, der aufgrund der rezenten Entwicklungen im Wohlfahrtswesen als Bindeglied zwischen der staatlichen Fürsorge und den Gehörlosen fungierte. Kurz nach Gründung des Vereines wurde eine »Wiener Taubstummenfürsorgestelle« eingerichtet und 1930 wurde eine »Beratungsstelle für die Gehörlosen Wiens« im WITAF eröffnet, die von den Gehörlosen selbst geführt wurde (Brunner 1933: 4). Auch überließ Tandler dem Verein das Heim in der Laurenzgasse auf 99 Jahre zinsfrei, das jedoch in der Zeit des Nationalsozialismus beschlagnahmt wurde (Opitz 1955a: 1).

Zu den Aufgaben des Vereins zählte auch die Unterstützung im Verkehr mit Ämtern und Behörden und im Berufsleben – die Kommunikation einzelner Gehörloser mit Institutionen und im Arbeitsleben war immer wichtiger geworden. Karl H. Brunner (1933: 4), der damals geschäftsführende Sekretär des WITAF, nennt Kontakte mit Arbeitsämtern, der Industriellen Bezirkskommission, der Rechtshilfestelle der Gemeinde Wien und Bezirks-Fürsorgeinstituten. In der Statistik der Beratungsstelle von März 1930 bis Juli 1931 werden 450 Leistungen in den Kategorien Unterstützungsangelegenheiten, Arbeitslosenangelegenheiten, Lehrlingsangelegenheiten, Rechtshilfeangelegenheiten, Krankenfürsorgeangelegenheiten und Diverse (u.a. Wohnungsangelegenheiten und Schreibhilfe) angeführt (ibid.: 5f.). Bei den immer häufigeren amtlichen Vorsprachen mussten Gehörlose einen »hörenden Dolmetsch der Gebärdensprache« (Freunthaller 1933: 9) mitnehmen. Auch vonseiten hörender Vertreter*innen der Institutionen stieg der Bedarf, mit gehörlosen Funktionären Kontakt aufzunehmen, denn es mussten Vereinbarungen getroffen und Verträge verhandelt werden. Im Gegenzug wurden diese, wie auch Politiker, zu Festlichkeiten der Vereine geladen, bei denen Reden und Tischgespräche zu dolmetschen waren. Dem Bedarf eines organisierten Translationswesens wurde dadurch entsprochen, dass, statutarisch festgelegt, eine Dolmetscherin angestellt wurde, die gleichzeitig als geschäftsführende Sekretärin tätig und neben dem Obmann zeichnungsberechtigt war (Mikulasek 2007). Diese war – wie die meisten Dolmetscher*innen der autonom organisierten Translation – Kind gehörloser Eltern.

Der Verein organisierte für seine Mitglieder zahlreiche Bildungsveranstaltungen, wie Exkursionen, Vorträge und Lichtbildvorträge. Da die Vorträge – von Oktober 1930 bis Juni 1931 fanden 58 Vorträge statt – auch von Hörenden gehalten wurden, mussten diese für die gehörlosen Besucher*innen in die ÖGS gedolmetscht werden. Adolf Freunthaller (1933: 27.f) dankt in diesem Zusammenhang den zwei »Taubstummen-Dolmetschern« Helene Bergold und Otto Allina sowie dem Medizinstudenten und Sohn gehörloser Eltern Max Mayer. Otto Allina wird im Amtskalender zwischen 1924 und 1935 auch als Gerichtsdolmetscher gelistet, Helene Bergold zwischen 1924 und 1962.

Die autonome Organisation veränderte den Status der translatorischen Tätigkeit in den Vereinen. Allina und Bergold werden im Bericht Freunthallers (1933) als Dolmetscher*innen bezeichnet, Mayer lediglich als »Sohn gehörloser Eltern« ausgewiesen. Für die Dolmetscher*innen war die translatorische Tätigkeit nicht mehr (nur) Ehrenamt, Freundschaftsdienst, moralische oder familiäre Verpflichtung, sondern (tlw. bezahlte) Arbeit und ausgewiesene Funktion. Dies zeigte sich u.a. dadurch, dass es vonseiten der Vereine als unerlässlich erachtet wurde, dass – neben den traditionell bei Gericht als Dolmetscher und Sachverständige eingesetzten Lehrern – nunmehr Personen aus dem Umfeld der Vereine ihre Rolle durch Beeidigung vor Gericht formalisierten und legitimierten. Rekrutiert wurden diese Dolmetscher*innen, die auch in Vereinen anderer Bundesländer beschäftigt wurden, i.d.R. aus dem Kreis jener, die das Rückgrat der habitualisierten Translationstätigkeit darstellten: Kinder gehörloser Eltern oder Codas. Diese genossen das Vertrauen der Gemeinschaft, waren sie in diese hineingeboren und in ihr sozialisiert worden. Sie kannten das Alltagsleben, die Kultur und die Bedürfnisse Gehörloser und beherrschten die ÖGS. Im Gegensatz zu (mehr oder weniger) gebärdensprachkompetenten und oft durchaus wohlwollenden Vertreter*innen des hörenden Establishments waren sie, obschon hörend und daher niemals »gleich«, Teil der Gemeinschaft und hatten die Folgen der Unterdrückung, wenn schon nicht am eigenen Leibe erlebt, so doch in der Familie erfahren. Damit waren sie das natürliche Bindeglied zwischen hörender und gehörloser Gesellschaft und die idealen Vertreter*innen Gehörloser in der Außenwelt.

Interessant ist in diesem Zusammenhang die »altösterreichische« Gebärde für Dolmetscher*in, die auch Vertreter*in bedeutet. Diesen Dolmetsch-Vertreter*innen gaben Gehörlose bereitwillig die Macht in die Hand, in ihrem Namen Entscheidungen zu treffen und dafür Sorge zu tragen, dass das Anliegen im Sinne des*der Gehörlosen und der Gehörlosengemeinschaft erledigt wurde. Auch wenn die meisten Dolmetscher*innen aus dem inneren Kreis der Gemeinschaft stammten, wurden mitunter Personen aus der weiteren institutionellen Umgebung rekrutiert, wie Lehrer*innen oder Erzieher*innen, wenn sich diese um die Gehörlosengemeinschaft besonders verdient gemacht hatten. Ein weiterer Grund für die Entscheidung, Dolmetscher*innen aus der Sphäre der Schule zu rekrutieren,

bestand darin, dass man sich Informationszugang in Bezug auf Schulangelegenheiten versprach. Für eine*n der Interviewpartner*innen war dies eine »Win-Win-Situation«, zumal die Vertreter*innen der Schule ihrerseits das Interesse hatten, auch nach Schulaustritt die Kontrolle über die Gehörlosengemeinschaft nicht ganz zu verlieren. Diese Praxis sei durch mündliche Überlieferungen zumindest seit Anfang des 20. Jahrhunderts bekannt.

Im WITAF wurden die ersten angestellten Dolmetscherinnen, wie Interviews belegen, zunächst nicht als »Dolmetscherin«, sondern als »Fürsorgerin« bezeichnet – zwischen den Aufgabenbereichen wurde keine Grenze gezogen bzw. wahrgenommen. Der Titel »Fürsorgerin« umfasste diverse Unterstützungsaufgaben, unter die auch das Dolmetschen subsumiert wurde. Der angestellten »Fürsorgerin« zur Seite stand eine »Hilfsdolmetscherin« oder auch ein »Hilfsdolmetscher«, die*der für einzelne Aufträge, vor allem außer Haus, hinzugezogen wurde, wenn die Arbeitsbelastung zu groß war. Die Entscheidung darüber, wie das jeweilige Anliegen oder Problem zu lösen sei, das an die Beratungsstelle herangetragen wurde, traf der Vorstand, die Fürsorgerin war für das operative Geschäft verantwortlich. Die erste im WITAF angestellte Fürsorgerin war Helene Bergold, ihr folgten Rosa Schrems, Erna Mayer und Brigitta Mikulasek. Hilfsdolmetscher*innen waren u.a. Max Allina und Leonore Kubin (siehe dazu auch Tabelle 1).

Die Funktion der Dolmetscher*innen wurde insofern durch eine Vertretungsfunktion ergänzt, als sie Gehörlose nicht nur zu Amtsgeschäften begleiteten, bei denen die Betroffenen selbst ihre Anliegen vortrugen. Manchmal wurde es von Funktionären als sinnvoller und zeitsparender erachtet, die Dolmetscher*innen mit einem Auftrag ohne ihre Arbeitgeber oder Kund*innen in die hörende Welt zu entsenden und anschließend Bericht erstatten zu lassen. Dieses Prozedere war auch in anderen Vereinen verbreitet, die Dolmetscher*innen/Fürsorger*innen/Sozialarbeiter*innen angestellt hatten, wie eine befragte Person über ihre frühen Erfahrungen in zwei verschiedenen Bundesländern berichtet. Damals wurde gelegentlich der Auftrag erteilt, bei einer Sitzung außer Haus teilzunehmen, Protokoll zu führen und dieses dem Vorstand zu übermitteln: »[U]nd da bin ich dann drinnen gesessen, unter diesen Herren, die da das Geld organisiert haben […], habe ein Protokoll geschrieben und bin wieder gegangen. Das war mein Dolmetschauftrag.«

Die Bedeutung, die diese Dolmetscher*innen für die Vereine als Bindeglied zur Politik und Behörden hatten, waren sie nun angestellt, wie im WITAF, oder übten sie diese Tätigkeit nebenberuflich aus, ist auch den Chroniken der Vereine auf deren Homepages zu entnehmen. Auch wenn diese Chroniken nur wenig schriftliche Information liefern, da sie oft nur in Form von Zeittafeln vorliegen, so findet sich Bildmaterial von Veranstaltungen, Ausflügen und Festlichkeiten. Auf Fotos von Festveranstaltungen sind meist auch Politiker zu sehen, die als Ehrengäste geladen waren, und neben ihnen der bzw. die jeweils hinzugezogene Dolmetscher*in. In der Vereinsgeschichte des Wiener Gehörlosen-Sport-Clubs 1901 etwa, die mit zahlreichen

Fotos bestückt ist, findet sich ein Foto der Feier zum 50-jährigen Jubiläum des Vereines 1951. Neben Landeshauptmann und Bürgermeister Franz Jonas lächelt Dolmetscherin Dora Dienst in die Kamera. Zur 60-Jahresfeier 1961 finden sich zwei Fotos des Dolmetschers Max Allina, einmal am Podium für Vizebürgermeister Felix Slavik bei der Ehrung der Fußballmannschaft dolmetschend, einmal an der Tafel als sein Tischnachbar. In der Festschrift zum 50-jährigen Jubiläum des *Tiroler Landesverbandes der Gehörlosenvereine* sieht man Valerie Mikesch bei einer Wahlveranstaltung im Jahre 1965 im Haus der Tiroler Gehörlosen den Präsidentschaftskandidaten und zukünftigen Bundespräsidenten Franz Jonas dolmetschen (Tiroler Landesverband der Gehörlosenvereine 2009; Boskovitz/Prusa 2015).

Eine besonders ergiebige Quelle, um Informationen über den Status der Dolmetscher*innen der autonom organisierten Translation zu erhalten, stellen Gehörlosenzeitungen dar. Im Zuge der Untersuchung wurden die Ausgaben der ersten drei Jahrzehnte der *Österreichischen Gehörlosen-Zeitung* nach dem 2. Weltkrieg (1947–1976) nach Artikeln durchsucht, in denen das Dolmetschen Erwähnung findet. In den meisten der 142 Artikel wird lediglich erwähnt, dass bei Veranstaltungen gedolmetscht wurde, wobei die Namen der Dolmetscher*innen angeführt werden und oft auch Dank für ihre gute Arbeit angeschlossen ist. Immer wieder wird auch auf die Bedeutung des Dolmetschens außerhalb der Vereine, insbesondere im Zusammenhang mit Behördenkontakten und der Politik verwiesen. In Artikeln über Auslandsbesuche kommt das Dolmetschen ebenso gelegentlich zur Sprache, meist äußert man sich positiv darüber, wenn diese Dolmetscher*innen verstanden wurden.

Zwei Dolmetscherinnen und Fürsorgerinnen, Helene Bergold aus Wien und Valerie Mikesch, die »Mutter der Gehörlosen« (N.N. 1975: 1), in Tirol, werden aufgrund ihrer jahrzehntelangen Tätigkeit für die Gehörlosengemeinschaft besonders häufig gewürdigt. Dies geschieht in Beiträgen anlässlich ihrer Geburtstage oder Dienstjubiläen. So wird in einem langen Beitrag zu Bergolds 70. Geburtstag ihr unermüdlicher Einsatz, der »in die Blätter der Geschichte der Taubstummenbewegung« gehöre, hervorgehoben: »Wie oft wurde sie vom Kochtopf weggeholt, beim Kinderstillen gestört, wenn ein armer Sünder bei der Polizei nach Frau Bergold schrie« (H.P. 1957: 1). Wiederholt wird darauf hingewiesen, dass sie ihr Leben seit ihrer frühen Jungend als Dolmetscherin der Gehörlosengemeinschaft widmete. Ihr erster Ad-hoc-Einsatz bei Gericht im Alter von 16 Jahren, im Jahre 1903, wird, ebenso wir ihr translatorisches »Geschick«, in einem Artikel anlässlich ihres 50. Dienstjubiläums wie folgt beschrieben:

> Mit roten Wangen und etwas klopfendem Herzen mußte sie vor dem Kruzifix zwischen brennenden Kerzen ihren ersten Amtseid ablegen. Natürlich verlief die Verhandlung ganz glatt, in der Folge kamen noch hunderte Verhandlungen und Eide. In einem großen Prozeß wegen falscher Zeugenaussage gelang es Frau Ber-

> gold, geb. Wallner, durch ihre geschickte und wahrheitsgetreue Übersetzung einen Taubstummen, welcher mit schwerem Kerker bedroht war, vor der Verleumdung dreier Hörender zu retten, so daß er freigesprochen wurde. [...] Lehrer Kaubek, Lehrer Gabriel und andere Lehrer, welche vom Gericht als Dolmetscher vorgeladen wurden, traten ihr immer wieder dieses Amt ab. (F.H. 1953: 2)

Nicht nur war sie maßgeblich daran beteiligt, Gehörlose zu »retten«, ihre Kompetenzen werden auch als weitaus höher als jene der Gehörlosenlehrer dargestellt. Aus der Sicht der Gehörlosen seien Lehrer mitunter zwar auch geeignet, als Dolmetscher zu fungieren, doch käme »ein Eingeweihter, der täglich mit ihnen verkehrt und unter ihnen lebt« am ehesten für diese Tätigkeit in Betracht, und das seien »naturgemäß [...] die Kinder von taubstummen Eltern« (Altenaichinger 1953: 1). Der Einsatz von Gehörlosenlehrer*innen hingegen sei nur dann vertretbar, wenn diese »die Umgangsgebärde voll beherrschen und außerdem mit der Psyche der Taubstummen – nicht von den Kindern allein – vertraut sind« (ibid.). Über die Tatsache, dass in der *Gehörlosen-Zeitung* beständig Kinder gehörloser Eltern als bessere Dolmetscher*innen dargestellt werden und der Reichsverband Anfang der 1950er Jahre sogar den Beschluss fasste, diese grundsätzlich vorzuziehen, äußert sich Karl Poller gekränkt. Poller hatte als hörender Bub im Jahre 1899 bei einem gehörlosen Schneider den Dienst angetreten, wechselte später zur Polizei und wurde 1927 vom Oberlandesgericht Graz als Dolmetscher für die Taubstummensprache vereidigt (L.R. 1949: 2). Er schließt seine Ausführungen wie folgt:

> Grundsatz ist, der Dolmetscher muß ein Herz für die Gehörlosen, die Gehörlosen aber müssen Vertrauen zu ihrem Dolmetscher haben. Eine solche Zusammenarbeit wird auch von Erfolg gekrönt sein. (Poller 1953: 1)

Ob die Dolmetscher*innen nun Kinder gehörloser Eltern sind oder nicht, sei dabei einerlei.

In den Artikeln der *Gehörlosen-Zeitung* wird auch wiederholt die notwendige Verbindung von Dolmetschen und Fürsorge hervorgehoben. Ähnlich argumentiert Leopold Davidek, Fürsorgebeirat in Salzburg, wenn er schreibt, dass sich Gebärdensprachdolmetscher*innen »vom Sprachendolmetscher in mannigfaltiger Weise« (Dav. [Davidek] 1976: 2) unterscheiden. Neben Gebärdensprachkompetenz, der Kenntnis der »Eigentümlichkeiten und Schwierigkeiten« (ibid.: 1) Gehörloser sowie deren unterschiedlichem Sprachverständnis sei »die Aufgabe des Dolmetschers« in vielen Fällen »zugleich die eines Fürsorgers« (ibid.: 2):

> Als reiner Übersetzer kommt er bei Gesellen- und Meisterprüfungen, Umschulungen, in Fachschulen, Betriebs- und Gewerkschaftsversammlungen, Vereinsarbeit, Führerscheinprüfungen, Tagungen, der Öffentlichkeitsarbeit und vielen anderen in Frage.

> Gemeinsam als Dolmetscher und Fürsorger besteht seine Arbeit in der Ausfüllung von Formularen, Hilfe beim Abschluß eines Vertrages, Hilfe und Beratung in Angelegenheiten des persönlichen Lebens, sowie als Dolmetscher und Sachverständiger bei polizeilichen und richterlichen Vernehmungen, bei Rechtsanwalt, Notar und Strafprozessen. (Ibid.)

Die Arbeit einiger der in den Artikeln der *Gehörlosen-Zeitung* namentlich genannten Dolmetscher*innen wird auch in den Interviews angesprochen. So erinnert sich eine der befragten Personen an ihre Kindheit im Gehörlosenverein:

> Die Frau [Name] damals, mit den Behörden, bei den Veranstaltungen – Weihnachtsfeiern, Muttertagsfeiern, Fasching. Es waren immer Behörden vom Bezirk oder von der Stadt [Name] da, und sie hat immer gedolmetscht zwischen Vorstand und den Behörden. Es hat mich immer/, irgendwie hat mich das fasziniert.

Die Praxis der Dolmetscherinnen und Fürsorgerinnen in Personalunion wird in den Berichten allerdings nicht nur bewundert, sondern auch bemitleidet und z.T. heftig kritisiert, wie in Kapitel 8.2 aufgezeigt wird.

Die Ausführungen zur autonom organisierten Translationstätigkeit unterstreichen die Bedeutung, welche die freie Wahl von Dolmetscher*innen für die Gehörlosengemeinschaft hatte. In diesem Zusammenhang wurde auch deutlich, wie vonseiten der Gehörlosen vor allem kulturelle Grenzziehungsarbeit geleistet wird, um die besondere Eignung ihrer hörenden Kinder als Dolmetscher*innen herauszustreichen. Wie ähnliche Grenzziehungsdiskurse zur Herstellung kultureller ebenso wie affektiv-emotionaler Differenz um die Identitätskategorien von Codas einerseits und spätberufenen Dolmetscher*innen andererseits im Zuge der Verberuflichungsprozesse von den Akteur*innen selbst weitergeführt werden, wird in Kapitel 9.3.2 behandelt. Das nachfolgende Kapitel befasst sich mit den Herkunftsgeschichten der am Professionalisierungsprojekt beteiligten Dolmetscher*innen, um jene Einflussfaktoren zu eruieren, die sich auf ihren beruflichen Werdegang auswirkten und ihre Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsmuster zu prägen vermochten.

7. Herkunftsgeschichten: Woher kommen wir?

Während sich Kapitel 6 mit den historischen Ursprüngen des Gebärdensprachdolmetschens befasste, begeben sich die weiteren Ausführungen auf die Spurensuche in die rezentere Vergangenheit. Die befragten ÖGS-Dolmetscher*innen begannen zu unterschiedlichen Zeitpunkten ihres Lebens in einem Zeitraum zwischen Anfang der 1960er und Anfang der 1990er Jahre in unterschiedlichen Zusammenhängen zu dolmetschen. Das folgende Kapitel geht der Frage nach, welche Herkunftsgeschichten es den Befragten ermöglichten, die Tätigkeit des Dolmetschens aufzunehmen und diese im Laufe der Zeit zu habitualisieren.

7.1 Herkunftswelten und multiple Zugehörigkeiten

Die Geschichten, die von den Akteur*innen erinnert werden, wenn sie nach ihren ersten Eindrücken und Erlebnissen in Zusammenhang mit dem Dolmetschen befragt wurden, verzahnen sich in vielfältiger Weise mit den historischen Wurzeln des Gebärdensprachdolmetschens. Die Befragten können aus einem ausreichenden zeitlichen Abstand Fäden spannen, die es ermöglichen, über die individuelle, subjektive Geschichte hinaus zurückzublicken bzw. diese in einem längeren Zeitraum zu verorten. Das Wahrnehmen des Selbst als Gebärdensprachdolmetscher*in erfolgt nicht nur exklusiv, sondern als Ausschnitt, der raum-zeitlich mit der Vergangenheit jenseits der eigenen Geschichte verkettet ist. Wie sich zeigen wird, bilden die historischen Ursprünge mit den Säulen der habitualisierten sowie der heteronom und autonom organisierten Translation den vielgestaltigen Boden, der sowohl Wiedererkennen als auch Abgrenzungsbedürfnis auszulösen vermochte. Sie spielen, um mit Brubaker und Cooper (2000) zu sprechen, im Laufe der Prozesse der Verberuflichung einerseits eine tragende Rolle als Identifikationsfolie zur Ausbildung von Gemeinsamkeit, Verbundenheit und Zusammengehörigkeitsgefühl. Auf der anderen Seite dienen sie als Folie zur Kontrastierung mit Gegenstücken, mit dem Ziel, sich von Vergangenem abzugrenzen und ein eigenes Profil zu entwickeln (vgl. Gieryn 1983).

Auf die Frage nach den sozialen Welten, denen die ÖGS-Dolmetscher*innen entstammen, erläutert eine*r der Befragten:

> Sozialbereich, Schule, Codas. Und welche, die in irgendwelchen Hilfs-, also Behindertenvereinen gearbeitet haben. Lehrer. Das sind so die Urgesteine. Die sind aus dem Bereich gekommen. Arbeitsassistentinnen, also Leute, die irgendwie mit Gehörlosen zu tun hatten.

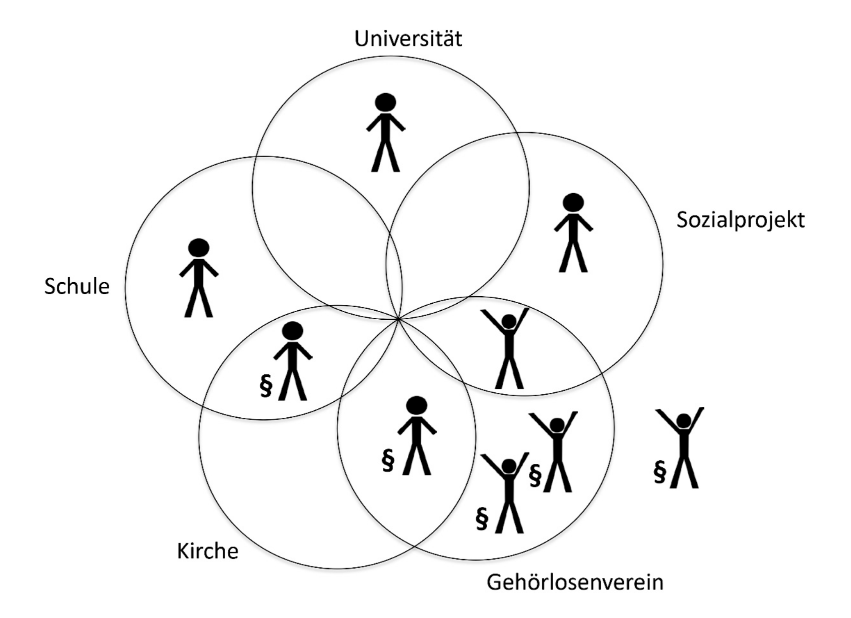
Dass vor den ersten Ausbildungsprogrammen in den 1960er Jahren Kinder gehörloser Eltern, Priester und Seelsorger*innen, Gehörlosenlehrer*innen und Fürsorger*innen bzw. Sozialarbeiter*innen Dolmetschdienste leisteten, ist hinlänglich bekannt (vgl. etwa Napier/Goswell 2013: 2; Bontempo 2015: 116). Weniger weiß man über die individuellen und kollektiven Berufsfindungsprozesse der jüngeren Geschichte, da kaum empirische Daten ausgewertet wurden. Es ist zu vermuten, dass das Interesse der Forscher*innen zunächst darin lag, sich mit der als notwendig erachteten Professionalisierung sowie Fragen der Ausbildung zu befassen. Einen Überblick über die Entwicklung des Berufs bzw. den Wandel des Selbstbildes von Gebärdensprachdolmetscher*innen in den USA durch Institutionalisierungsmaßnahmen bietet Cokely (2005).

Um die Entwicklung in Österreich zu rekonstruieren, wurden, wie in Kapitel 5.2.2 dargestellt, zehn intensive Interviews mit acht der rund 20 ÖGS-Dolmetscher*innen[1] geführt, die den Verband mitgegründet haben, zudem wurde eine Person interviewt, die in der ersten Phase der Verberuflichung eine aktive Rolle innehatte, allerdings nie dem Verband beitrat. In jeder individuellen Geschichte zeigt sich, dass die Sphären der habitualisierten und der heteronom und autonom organisierten Translation häufig überlappen und je eigene Lebens- und Berufsgeschichten ermöglichten. Trotz dieser individuellen Unterschiede finden sich Gemeinsamkeiten, aus denen sich ein Bild jener ersten Kohorte der österreichischen Gebärdensprachdolmetscher*innen rekonstruieren lässt, die sich am Professionalisierungsprojekt beteiligte. Eine Darstellung der individuellen familiären und beruflichen Ursprünge wäre an dieser Stelle zwar erhellend, kann jedoch aus Gründen der Wahrung der Anonymität nicht erfolgen. Alternativ wurde darauf zurückgegriffen, eine Landkarte der sozialen Herkunftswelten in einem Schnappschuss grafisch darzustellen. Die Grafik (Abb. 3) stellt den Ausgangspunkt jedes einzelnen Subjekts in Bezug auf Berufstätigkeit, gehörloses familiäres Umfeld und gerichtliche Beeidigung dar.

---

1 Zwei Personen wurde zweimal befragt, sechs Gründungsmitglieder hatten zur Zeit der Befragung bereits andere Berufswege eingeschlagen.

Abb. 3 Herkunftswelten



Wie aus Abb. 3 ersichtlich ist, sind – bis auf das Gericht – alle in Kapitel 6 besprochenen Sphären der habitualisierten und organisierten Translationstätigkeit als Kreise dargestellt. Ergänzt werden sie durch zwei soziale Welten, die in der Geschichte noch keine maßgebliche Rolle gespielt haben, nämlich *Sozialprojekt* und *Universität*. Unter Sozialprojekt werden von Hörenden geführte Vereine subsumiert, die Maßnahmen zur Verbesserung die Lebens- und Arbeitssituation Gehörloser anbieten, wie Beratung, soziale und berufliche Eingliederung, Aus- und Weiterbildung oder psychotherapeutische Versorgung. Eine weitere, Anfang der 1990er Jahre in Österreich hinzugekommene soziale Welt ist jene der Universität. Zu dieser Zeit begannen die Universitäten Graz und Klagenfurt Kontakte mit Gehörlosenorganisationen zu knüpfen, erste Gebärdensprachkurse anzubieten, Forschungs- und Bildungsprojekte zu planen und eine langfristige Kooperation einzugehen. Ein*e Coda konnte keiner der in der Grafik dargestellten sozialen Welten zugeordnet werden, da er bzw. sie beruflich nicht mit Gehörlosen befasst war und die soziale Welt der gehörlosen Familie aus grafischen Gründen nicht als eigener Kreis dargestellt werden konnte. Zu Differenzierungszwecken werden jene Befragten, die in einer gehörlosen Familie sozialisiert wurden, mit erhobenen Armen dargestellt. Die Sphäre der heteronom organisierten Dolmetschtätigkeit bei Gericht wurde ebenso nicht als gesonderter Kreis dargestellt, da sie, wie in

Kapitel 6.3.1 gezeigt werden konnte, keine Dolmetscher*innen hervorbringt, sondern diese aus anderen sozialen Welten rekrutiert. Der Paragraf zu Füßen einiger Dolmetscher*innen kennzeichnet jene Personen, die bereits vor Einsetzen erster Professionalisierungstendenzen als Gerichtsdolmetscher*innen vereidigt worden sind.

Einige Personen wurden in mehreren Welten sozialisiert, wodurch sie multiple Zugehörigkeiten ausbildeten. So finden sich etwa die Kombinationen Gehörlosenverein und Kirche, Kirche und Schule oder Sozialprojekt und Gehörlosenverein. Pfaff-Czarnecka (2011: 201) definiert »belonging« als »emotionally charged social location« und geht im Kontext der Migrationsforschung davon aus, dass Menschen im Laufe ihres Lebens unter ungewissen Bedingungen zwischen verschiedenen sozialen Welten navigieren, dadurch »multiple belongings« ausprägen und neben kollektiven auch individuelle Formen von Orientierung, Wissen, Verhalten und Handeln entwickeln, die sich auf ihre Grenzziehungsarbeit auswirken (siehe dazu Kapitel 4.1.1). Dies ist insofern auch im Zusammenhang mit dem Lebensweg und den Berufsfindungsprozessen der ÖGS-Dolmetscher*innen von Belang, als trotz der zentralen Herkunftswelten nicht von homogenen kollektiven Einbindungen ausgegangen werden kann.

Wie infolge der Erkenntnisse aus Kapitel 6.3.2 nicht anders erwartet, sind in der sozialen Welt des Gehörlosenvereines, der die autonom organisierte Translationstätigkeit abdeckt, vor allem Codas vertreten. Was die Beeidigungen betrifft, findet sich eine Vertreterin bzw. ein Vertreter der Gehörlosenschule, die meisten stammen jedoch aus der Welt der Gehörlosenvereine und/oder gehörloser Familien. Die Vormachtstellung der Schule als typische Rekrutierungssphäre endete, wie gezeigt werden konnte, Anfang der 1920er Jahre (siehe Tabelle 1 in Kapitel 6.3.1.3). In nachfolgendem Kapitel sollen die familiäre wie die berufliche Sozialisation der Befragten und in diesem Zusammenhang erste Erfahrungen mit Grenzziehungsprozessen in den Ursprungssphären rekonstruiert werden.

7.2 Gehörlosengemeinschaft und Gebärdensprache: Schwellenwelt vs. neue soziale Welt

Die zwei zentralen Voraussetzungen, um sich ggf. in der Funktion eines Dolmetschers bzw. einer Dolmetscherin wiederfinden zu können, sind der Kontakt zur Gehörlosengemeinschaft und der Erwerb einer Gebärdensprache. Im Falle von Kindern gehörloser Eltern, Codas oder »heritage signers«, verlaufen Kontakt und Spracherwerb in einem Spannungsfeld von zunächst primärer und dann sekundärer Sozialisation. Sie haben im Familienverband bereits eine plausible Welt konstruiert, die mit Eintritt in Kindergarten oder Schule auf andere Muster des Denkens und Handelns trifft. Erwachsene Hörende hingegen betreten im Zuge ih-

res Kontakts mit Gehörlosen eine neue soziale Welt, die für sie zuvor nicht existiert hat und in der sie sich erst zurechtfinden müssen.

7.2.1 Die Schwellenwelt als Bürde und Bereicherung

Studien über die Lebenssituation und über Identitätsbildungsprozesse von Menschen, deren Eltern gehörlos sind, sind bis in die 2000er Jahre rar. Als Informationsquellen liegen vor allem persönlichen Reflexionen (etwa Mudgett-DeCaro 1996) und Autobiografien ohne jeglichen wissenschaftlichen Anspruch vor, wie etwa Lou Ann Walker (1989) oder Ruth Sidransky (1993). Die ersten wissenschaftlichen Untersuchungen aus den 1970er und 1980er Jahren stammen aus dem Bereich der Sprachwissenschaft und befassten sich mit der meist als problematisch erachteten Sprachentwicklung hörender Kinder in einem gehörlosen Familienumfeld (vgl. Bishop 2008: xxiii). In den 2000er Jahren weitete sich die linguistische Forschung insofern aus, als die Besonderheiten des bilingualen, bimodalen Spracherwerbs und der bilingualen, bimodalen Sprachverwendung von Kindern ebenso wie Erwachsenen wertfrei in den Fokus rückten (vgl. etwa Bishop/Hicks 2008; für einen Überblick vgl. Napier 2021). Im Folgenden werden, nach einem Einblick in die Forschung zur Identitätsbildung von Codas als liminale Wesen an der Schwelle zwischen der Welt der Gehörlosen und der Welt der Hörenden, die Erinnerungen der Befragten an ihr gehörloses familiäres Umfeld in den Blick genommen.

7.2.1.1 Die Konstruktion einer Coda-Welt und die Rolle der Forschung

Neben der Bezeichnung Coda, die in dieser Arbeit verwendet wird, da sie sich in Österreich durchgesetzt hat, findet man das Akronym HMFD, eine in Großbritannien geprägte Bezeichnung, die für »hearing, mother father deaf« steht (Napier 2008: 232), sowie »hearing children in deaf-parented families«, woraus sich die Bezeichnung »deaf-parented interpreter« ableiten lässt, die vor allem in der Praxis Verwendung findet. Eine jüngere Bezeichnung, die für hörende und gehörlose Codas verwendet wird, ist »heritage signer« (Compton 2014; Napier 2021), in Anlehnung an »heritage speaker«, das zunächst für Kinder von Migrant*innen verwendet wurde.

Die erste substanzielle, umfassende empirische Studie über erwachsene Codas stammt vom US-amerikanischen Kulturanthropologen Paul Preston, der selbst Sohn gehörloser Eltern ist (Preston 1995a, 1995b). Auf der Basis von 150 Interviews widmete er sich der Frage der kulturellen Identifizierungen dieser Menschen, die er gleichermaßen als Insider wie Outsider verortet sieht. So lautet auch einer der ersten Sätze in Aaron Shields (2005: 87) Studie: »Coda identity is complicated.« Im Unterschied zu Kindern mit Migrationshintergrund, die ebenso in zwei Kulturen und zwei Sprachen sozialisiert werden, werden hörende Kinder gehörloser Eltern Preston (1995b: 1463) zufolge in ein »alien environment« hineingeboren, denn sie sind offensichtlich hörend, teilen also ein zentrales Merkmal ihrer Eltern nicht.

Sie nehmen in der Gehörlosengemeinschaft insofern eine enigmatische Position ein, als, wie Preston (ibid.: 1461) ausführt, Identitätszuschreibungen in Gehörlosengemeinschaften auffallend dichotom und polarisierend konstruiert sind. In der Mehrheitsgesellschaft sind Codas zwar auf den ersten Blick unauffällig, erfahren aber aufgrund ihres »Behindertenhintergrundes« Ausgrenzung und erleben Diskriminierungen ihrer Eltern und des weiteren gehörlosen Umfeldes mit, was der Autor mit Goffman als »courtesy stigma« (ibid.: 1464) bezeichnet.

Die verbreitete Praxis Gehörloser, ihr Leben fast ausschließlich in der Gemeinschaft mit anderen Gehörlosen zu verbringen, führt einerseits zu starken internen Bindungen, wobei neben der Gehörlosigkeit die Gebärdensprache als eines der zentralen Merkmale der »gehörlosen Welt« und ihrer Kultur betrachtet wird. Aufgrund dessen, dass Gehörlose hochgradig endogam leben, und zwar sowohl hinsichtlich ihrer sozialen Beziehungen als auch bei der Herstellung affinaler Verwandtschaft, spricht Anne C. Uhlig (2012) in ihrer ethnografischen Studie zu Gehörlosen in Deutschland von einer Verwandtschaftsgruppe und einer Kultur der Verbundenheit. Die Polarisierung zwischen hörender und gehörloser Welt, die den mitunter drastischen Methoden der medizinischen, psychologischen sowie heil- und sonderpädagogischen Behandlung von Gehörlosigkeit in der Geschichte geschuldet ist (siehe dazu Kapitel 5.1.1), führt zur kontinuierlichen (Re-)Produktion von Vorurteilen und Stereotypen über Hörende. Die gehörlosen Eltern der von Preston (1995b: 1463) befragten Codas etwa waren der Überzeugung, Hörende verstünden alles, was sie hören. Zudem könne man ihnen grundsätzlich nicht vertrauen, was die hörenden Codas irritierte. Ihr Wissen um beide sozialen Welten und deren unterschiedlichen Vorstellungen voneinander führte daher dazu, dass die Kindheit und Jugend vieler Codas von ständigem wechselseitigem Erklären bestimmt war.

Codas werden in gehörlosen Familien und oft auch in Gehörlosenvereinen primärsozialisiert und treten mit dem Besuch von Kindergarten oder Schule in die »hörende Welt« ein. Die subjektive Wirklichkeit bekommt, um mit Berger und Luckman (1966/2003) zu sprechen, nicht nur Konkurrenz und Überlagerung zu spüren, Codas erfahren vielmehr einen »clash« zweier divergenter Perspektiven. Die internalisierte emische Perspektive, mit einem Fokus auf Gebärden(sprache), Identität und Geschichte, auf Normen, endogame Muster und freiwillige soziale Organisation trifft auf die etische Perspektive, die auf das Defizit des Nicht-Hören-Könnens, Stille, Medikalisierung und Korrekturmaßnahmen durch Hörgeräte- und Implantattechnologie, Biotechnologie und heilpädagogische Erziehung aufbaut (Shield 2005: 188). Die beidseitige Grenzziehungsarbeit zwischen hörender und gehörloser Welt hat insofern einen prägenden Einfluss, als bei vielen Codas auch im Erwachsenenalter ambige Identitätskonstruktionen zu verzeichnen sind, wie Studien ergaben (für einen Überblick vgl. Napier 2021). Die multiplen Zugehörigkeiten zu zwei scheinbar inkompatiblen Welten bezeichnet Preston als »drama of belonging« (ibid.: 1466). Shield (2005: 194) zufolge nehmen Codas in der gehörlosen

Welt eine konfligierende Position ein, da, wie bereits Preston verzeichnete, Ambiguität nicht opportun ist. Sie sind Insider ebenso wie Außenseiter, hörend wie gehörlos und gleichzeitig keines von beidem. Dass die Polarisierung Codas zu schaffen machen kann, belegt auch eine Aussage von Jemina Napier, deren Eltern gehörlos sind und die sich dagegen wehrt, eine eindeutige Position als Hörende einzunehmen, wenn sie schreibt: »I resist of being labelled as a Hearing person along with the Hearing majority […]. I do not regard myself as being fully Hearing« (Napier 2002: 145).[2] Eine solche Positionierung entgegen der Wirklichkeitskonstruktionen beider sozialer Welten gelingt jedoch erst dann, wenn, um auf Berger und Luckmann (1966/2003: 153) zurückzukommen, eine ausreichende Rollendistanz herrscht, die es erlaubt, in der subjektiven Wirklichkeit mehrere Wirklichkeiten zu denken, die nicht immer gleich relevant sein müssen.

Eingesponnen in einem Netz der Differenz entwickeln viele Codas Gefühle der Einzigartigkeit ebenso wie Gefühle der Isolation (Preston 1995a: 54). Um Codas zu vernetzen und einen Erfahrungsaustausch zu ermöglichen, wurde im Jahre 1983 in den USA der Verein *CODA International* gegründet. Auch in verschiedenen Ländern wie Österreich gibt es, wenn nicht immer Vereine, so doch die Möglichkeit der Zusammenkunft und des Austauschs.

Jenny L. Singleton und Matthew D. Tittle (2000: 227) vergleichen die Situation gehörloser Eltern mit hörenden Kindern hinsichtlich deren Sozialisation und Akkulturation mit der Adoption von Kindern anderer Ethnien. Da nur wenige gehörlose Kinder »Wurzeln« in gehörlosen Familien haben, also i.d.R. hörende Eltern ein gehörloses Kind aufziehen, das dann wiederum hörende Kinder aufzieht, sprechen sie von »double-generation trans-racial adoption«. Dies kann dazu führen, dass sich hörende Kinder gehörloser Eltern eher als »culturally Deaf« empfinden als gehörlose Kinder hörender Eltern (Bishop 2008: xx). Dieses Empfinden kann im Zusammenspiel mit den von Preston (1995a: 54) angeführten Gefühlen der Besonderheit und der Isolation in massiver Grenzziehungsarbeit und einem ausgeprägten Polarisieren zwischen »richtigen« und weniger »richtigen« Codas kulminieren. So moniert Napier (2008), dass sich viele Codas in eine »third culture« zurückziehen und wendet sich in ihrem Artikel gegen Abschottungstendenzen, Zwangsmitgliedschaften und das Zelebrieren der Einzigartigkeit einer Coda-Welt. Auch findet sie es erstaunlich, dass Buchtitel von Coda-Autobiografien stets um die Metaphern

2 Mit der Großschreibung von »Hearing« rekurriert sie auf die auf Woodward zurückgehende und von ihm inzwischen kritisch betrachtete Großschreibung von »Deaf«, um kulturell Gehörlose zu bezeichnen, während »deaf« jene umfasst, die sich als Hörgeschädigte definieren, keine Gebärdensprache verwenden und nicht Teil der Gemeinschaft sind (Woodward/Horejes 2016). Mit »Hearing« bezeichnet sie Hörende, die eine medizinische Perspektive vertreten, »hearing« mit Kleinbuchstaben verweist auf Hörende, die die Gehörlosengemeinschaft als kulturelle Gemeinschaft wahrnehmen.

Schmerz/Frustration, Stille und Differenz kreisen und auch wissenschaftliche Arbeiten nicht davor gefeit sind, wie Adams (2008) vier Coda-Typen »go between«, »misfit«, »foreigner« und »glass ceiling«. Diese Konstrukte würden der Komplexität des Phänomens nicht gerecht und ließen keinen Raum für Individualität und Multiperspektivität. In ihrem Plädoyer für ihre eigene »multi-ipseity« stellt sie Überlegungen an, denen mit Pfaff-Czarneckas (2011, 2013) dynamischem Konzept der multiplen Zugehörigkeiten begegnet werden kann (siehe Kapitel 4.1.1 und 7.1).

Napier bezieht sich mit der von ihr zu diesem Thema ins Treffen geführten Konzeptmetapher »third culture« nicht auf Homi Bhabhas »third space«, sondern auf M. J. Bienvenu (1987), die auch nicht auf Bhabha verweist. Bienvenu konstruiert ihr Konzept des »third space« als utopische Zone der Begegnung, bevölkert von »middle-people« und gekennzeichnet durch kontinuierliches Aushandeln von Regeln. Es sei eine dynamische und flexible Zone des Kulturkontakts, weder permanent noch stabil, sondern unklar, temporär, in ständiger Veränderung befindlich und somit keine mögliche Identifikationsfolie. Interessanterweise ist das Konzept der Hybridität in Studien zu Codas nicht weit verbreitet. Ataman (2008: 244) etwa spricht von einem »hybrid third self« und Ronice Müller de Quadros und Mara Lúcia Masutti (2008) beziehen sich auf postkoloniale Theoriebildung und greifen Mary Luise Pratts »contact zone« auf, um die dynamische, relationale und improvisierte Dimension der Begegnung zwischen Hörenden, Gehörlosen und Codas hervorzuheben. In dieser Kontaktzone, die von asymmetrischen Machtbeziehungen gekennzeichnet ist, werden die Subjekte durch die Beziehungen zueinander konstruiert, wobei nicht Separation, sondern Co-Präsenz und Interaktion im Vordergrund stehen. In ihrem rezenten Band spricht Napier (2021: 11) von intersektionellen Erfahrungen von Personen, die hörend sind, sich vielleicht aber gehörlos fühlen.

Für die vorliegende Untersuchung von Relevanz ist die Frage, wie Codas mit ihren gebärdenden gehörlosen Eltern in der Kindheit kommunizieren, wobei es dazu nach wie vor, wie Napier (2021) erwähnt, wenig Forschung gibt. Einige Studien brachten eine breite Palette von Praktiken und Konventionen zu Tage (vgl. Preston 1995a, 1995b; Singleton/Tittle 2000; Hadjikakou et al. 2009; Pizer/Walters/Meier 2013). Manche gehörlosen Eltern kommunizieren mit ihren Kindern in einer Gebärdensprache, andere abwechselnd in einer Gebärdensprache und sprechend oder durch *Code-Blending*, einige bevorzugen eine MCL, also eine an die jeweilige Lautsprache angelehnte Struktur, und wiederum andere vermeiden es überhaupt, mit ihren Kindern zu gebärden, obwohl sie sich mit ihren Partner*innen und Freund*innen in einer Gebärdensprache unterhalten. Die Wahl des Kommunikationsmittels unterscheidet sich oft auch von Kind zu Kind, Väter kommunizieren mitunter anders als Mütter und manchmal herrscht im engsten Familienverbund ein anderer Kommunikationsstil vor als im Verein. Die Gründe hierfür sind vielfältig und reichen von der jeweiligen Gebärdensprachkompetenz der Eltern – die meisten erwachsenen Gehörlosen sind keine Native Speaker einer Gebärdensprache

–, und ihrer Lautsprachkompetenz über Schamgefühl aufgrund der internalisierten negativen Sicht auf Gebärdensprache bis hin zur Angst, ihre hörenden Kinder könnten andernfalls in der hörenden Welt nicht bestehen. Ein aufschlussreiches Ergebnis erbrachte die Interviewstudie von Ginger Pizer, Keith Walters und Richard P. Meier (2013). Trotz des vielfältigen Kommunikationsverhaltens in den Familien, der divergierenden ASL-Kompetenz der Eltern und der graduell variierenden Zugehörigkeit zur Gehörlosengemeinschaft – die allesamt jeweils als natürlich wahrgenommen wurden – teilten die Befragten eine gemeinsame Sprachideologie hinsichtlich der moralischen Pflicht sämtlicher Familienmitglieder, den nötigen Aufwand aufzubringen, um potenzielle Kommunikationsbarrieren zu meistern.

Aufgrund der vielfältigen Kommunikationsformen und Realisierungsformen von Translation sei auch die Studie von Annelies Kusters, Maartje De Meulder und Jemina Napier (2021) erwähnt, die die Kommunikation von vier gemischt hörend-gehörlosen Familien auf einer Urlaubsreise untersucht. Die Familien stammen aus Belgien, Großbritannien und Indien, sprechen sechs Gebärdensprachen und zwei Lautsprachen und verwenden in der Kommunikation untereinander u.a. »language mixing, switching and learning, language brokering, speaking and signspeaking« (ibid.: 668).

7.2.1.2 Ursprungsfamilie und erweiterte Familie als emotionale Referenzpunkte

Die Ursprungsfamilie stellt für alle für die vorliegende Arbeit befragten Codas einen zentralen emotionalen Referenzpunkt dar. Auch wenn in den Interviews die Dolmetschtätigkeit in der Kindheit im Vordergrund stand, erzählten die Befragten eingangs von ihrem Familienleben, der Kommunikation mit den Eltern, von der Rolle der Gehörlosengemeinschaft und ihrer Position in der »hörenden Welt«. In allen Erinnerungen finden sich Hinweise auf das Erleben des »Anders-Seins«, auch wenn das Bewusstsein über die Form, Position und Bezeichnung dieses »Anders-Seins« i.d.R. erst im Jugendlichen- oder Erwachsenenalter klare Konturen bekam. In der Kindheit selbst, so die Rekonstruktionen, wurde das Leben trotzdem als »normal« empfunden, wie noch ausgeführt wird.

Die Familien werden ihren hörenden Kindern gegenüber durchwegs als wohlwollend, wertschätzend und herzlich beschrieben, die enge emotionale Verbindung ist in den Erzählungen deutlich zu spüren. Keine der befragten Personen hat gehörlose Geschwister, die Tatsache, hörende Geschwister zu haben, wird von allen als positiv erinnert, von manchen als große Stütze bezeichnet, als »emotionaler Vorteil«, als Gleiches im Anderen, als Chance, Verpflichtungen aufzuteilen und sich über Erlebtes auszutauschen. In zwei der Familien waren die Aufgaben unter den Geschwistern auffallend ungleich verteilt, die Rolle der aktiven Verbindung zur hörenden Welt war einem der Kinder zugeordnet. Die Konvention »immer herangezogen zu werden« oder »für alles zuständig« zu sein, wird von diesen Codas als

Belastung erinnert, was im nachfolgenden Kapitel, in dem die Dolmetschtätigkeit behandelt wird, detaillierter ausgeführt wird. Eine weitere befragte Person führt an, es als Vorteil empfunden zu haben, nicht Erstgeborene*r gewesen zu sein, da man sich als jüngeres Kind vor bestimmten Aufgaben leichter drücken konnte.

Das Kommunikationsverhalten unterscheidet sich, wie auch bisherige Studien ergaben, nicht nur von Familie zu Familie und von Kontext zu Kontext, sondern auch innerhalb einzelner Familien. ÖGS wurde in allen Familien verwendet, auf die Frage nach der üblichen Bezeichnung für die Sprache wurde länger überlegt. Die häufigste deutsche Bezeichnung war »Zeichensprache« oder es wurde »gedeutet«, sofern überhaupt deutsche Bezeichnungen für die Familien- bzw. Elternsprache verwendet wurden. Meist wurde schlicht GEBÄRDET[3]. In einigen Familien wurde mit allen Kindern in ÖGS kommuniziert, in anderen wurde mit manchen Kindern gebärdet, mit anderen nur gesprochen, andere Eltern wiederum verwendeten Mischformen wie *Code-Blending* oder LBG, einige Kinder lernten nur ein eingeschränktes Repertoire an Hausgebärden. Auch wird von Befragten erwähnt, dass sich ihre Kommunikation mit der Mutter von jener mit dem Vater unterschied. In einer der Familien war gebärdensprachliche Kommunikation mit den Kindern tabu. Dies wurde von den Eltern damit begründet, dass sie in ihrer Schulzeit bestraft worden waren, wenn sie gebärdeten, und zudem gelernt hatten, Gebärdensprache mache dumm. Da die Mutter über eine hohe Deutschkompetenz verfügte und ihr gesprochenes Deutsch gut zu verstehen war, stellte dies kein Hindernis dar. Das für Erwachsene unverständliche Deutsch des Vaters wurde von den Kindern ebenso mit der Zeit sehr gut verstanden. Untereinander sowie im Freundeskreis unterhielt sich das Elternpaar jedoch stets in ÖGS. Das Sprechgebot in der Familie hatte auch emotionale Auswirkungen:

> Mit den Gehörlosen war es immer sehr lustig. Da haben wir gesehen, das ist lustig, wenn die Gehörlosen da sind, dann ist es wirklich lustig. Da haben sie Spaß gehabt und da war was los, das war lebendig, die haben so viel gelacht. Und da hab ich mir gedacht, ja, das ist es. Und wenn wir keine Gehörlosen zu Besuch hatten, dann haben sie [die Eltern] entweder mit uns geredet oder miteinander nur informativ irgendetwas ausgetauscht, aber das war nie lustig. Es war immer nur mit Gehörlosen lustig.

Aufgrund des divergierenden Umgangs mit Sprache in den Familien war die ÖGS-Kompetenz der Befragten und ihrer Geschwister in ihrer Kindheit sehr unterschiedlich ausgeprägt, sie reichte von sehr guter alltagssprachlicher Kompetenz bis zur weitgehenden Unkenntnis der Sprache.

3 Die Großbuchstaben entsprechen der Konvention der Darstellung von Gebärdenglossen, schriftsprachlichen Entsprechungen einer lexikalischen Gebärde.

Dass es sich bei ÖGS um eine Sprache handelte, war den Kindern nicht bewusst, sie empfanden sie als einen speziellen »Kanal«, eine »Hilfsform«, ein »Mittel«, eine »eigene Form«, um sich mit den Eltern zu verständigen. Dass dieser Kanal »Taubstummen«, so die damals selbst bei den jüngeren Befragten noch verbreitete Bezeichnung für Gehörlose, vorbehalten war, wurde von allen als »normal« und »logisch« empfunden. In diesem Zusammenhang erzählt eine der befragten Personen, dass sie, am Beginn des Berufslebens stehend, in der Straßenbahn zwei Frauen beim Gebärden beobachtete, diese daraufhin in Gebärdensprache ansprach und »völlig perplex« war, dass die beiden weder gehörlos waren noch einer der bekannten gehörlosen Familien zugeordnet werden konnten, sondern Gebärdensprache – ein für sie nicht geläufiges Wort – in einem Kurs gelernt hatten. Dass es sich um eine komplexe Sprache handelt, die nicht nur über eine eigene Lexik, sondern auch über eine eigene Struktur verfügt, wurde sich diese Person erst bewusst, als sie selbst schon als Dolmetscher*in tätig war und eine Weiterbildung zum Gebärdensprachdolmetschen absolvierte. Nur eine befragte Person erzählt davon, bereits im Vorschulalter davon überzeugt gewesen zu sein, dass es sich um eine Sprache handle, wenn sie auch, abgesehen vom neutralen »Deuten« und dem diskriminierenden »Stummerlsprache«, keine deutsche Bezeichnung dafür kannte. Zu ihrer Überzeugung stehend trotzte sie dem Sprechgebot in der Familie und übte im Geheimen, teils alleine, teils mit ihrem Bruder, das, was sie anlässlich der regelmäßig zu Hause stattfindenden Gehörlosentreffen aufgeschnappt und unter dem Tisch zu Memorierungszwecken kopiert hatte.

Wie die Geschwister untereinander kommunizierten, wissen die meisten nicht mehr, sie nehmen jedoch an, sie sprachen deutsch, zumal einige der Geschwister nicht ÖGS-kompetent waren. Im Gehörlosenverein verschwamm die Grenze zwischen hörenden und gehörlosen Kindern. So erinnert sich eine befragte Person daran, als Erwachsene*r immer wieder überlegt zu haben, ob ihre Spielkamerad*innen im Gehörlosenverein hörend oder gehörlos waren, da alle gebärdeten. Dass Kinder Gehörloser als eigene Kategorie wahrgenommen werden, für die es eine Bezeichnung gibt, erfuhren sie erst im Erwachsenenleben. Das Bewusstsein, dass sie anders waren als andere hörende Kinder, war zwar vorhanden, aber diffus, und hatte damit zu tun, dass ihre Eltern »taubstumm« waren. Dieses Anders-Sein hatte jedoch für sie selbst keinen negativen Beigeschmack und wurde auch »als ein bisschen etwas Besonderes« angesehen, das mit Stolz verbunden war.

Eine zentrale Rolle in der Freizeitgestaltung der Eltern nahmen Vereine und privat organisierte Gehörlosentreffen ein. Die Befragten erzählen von Klubabenden, Feiertagen und Festen, die im Verein begangen wurden, und das gemeinsame Aufwachsen mit vielen anderen hörenden und gehörlosen Kindern, denen in den Vereinen Unterhaltung und Spielmöglichkeiten geboten wurden. Auch Vereinsausflüge und Aufenthalte in Erholungsheimen für Gehörlose, die spezielle Kindercamps im Programm hatten, spielten eine wichtige Rolle. In den Erzählungen schwingt

die Begeisterung mit, vieles geteilt, Spaß gehabt und eine erfüllte Kindheit genossen zu haben. Einige berichten davon, im Verein »aufgewachsen« zu sein, insbesondere Kinder von Funktionären erlebten den Verein als erweiterte Familie. Kinder, die aufgrund örtlicher Gegebenheiten weniger oft mit ihren Eltern den Verein besuchen konnten, erzählen von regelmäßigen privaten Treffen größerer Gehörlosengruppen unterschiedlichen Alters, ausgeprägter Geselligkeit sowie starker Solidarität und großer Hilfsbereitschaft. Insofern sind die in Uhligs (2012) ethnografischer Arbeit für die Gehörlosengemeinschaft verwendeten Konzepte der Verwandtschaftsgruppe bzw. der Kultur der Verbundenheit auch in den Erzählungen der befragten Codas wiederzuerkennen. Eine der Personen erzählt im Laufe des Interviews, »sehr viele gehörlose Wahltanten und Wahlonkel« zu haben, für die sie auch heute noch immer zur Verfügung stehe, ungeachtet wie erschöpft sie von der Arbeit sei. Und eine andere Person erinnert sich an einen führenden Gehörlosenfunktionär, der sie bis ins späte Erwachsenenalter stets als sein Kind bezeichnet habe.

Die Vereine und ihre Erholungsheime, aber auch Gehörlosentreffen in Privatwohnungen waren in erster Linie »interessante« und »lustige« Orte, wo es Kinderbälle, Tombolas, Spielzimmer und Kindercamps gab, es waren Räume der Freude und Unbeschwertheit, in zweiter Linie aber auch sichere Räume. Obwohl die meisten Befragten nur wenig von Diskriminierungen zu berichten wissen, fließen einzelne schmerzhaft, ärgerlich oder zwiespältig erinnerte Erlebnisse im Verlauf der Gespräche ein. Das gelegentliche Hänseln durch gleichaltrige Kinder wird als weniger verletzend erinnert als Herabwürdigungen durch Erwachsene. Eine Person erzählt von regelmäßigen Ausgrenzungen durch Nachbar*innen in der Wohnsiedlung. Diese bezeichneten sie und ihre Geschwister oft als Kinder »armer Stummerln«, die »so lieb ausschauen«, aber »leider solche Eltern« haben. Im Verein hingegen fielen sie nicht auf, sie waren etwas »Normales, weil nur solche Leute da waren.« Eine weitere Person erlebte einen regelrechten Schock bei Schuleintritt, als sie zufällig hörte, wie sich ihre Lehrerin abfällig über ihre Eltern und sie selbst als »Stummerl[kind]« äußerte. Auch in der Klasse scheute sie sich nicht, das Kind regelmäßig öffentlich bloßzustellen. Als Reaktion auf diese Beleidigungen verstummte es und sprach ein Dreivierteljahr lang in der Schule kein Wort, sodass die Lehrerin ebenso wie die Eltern befürchteten, es wäre ebenso ertaubt. Eine rezente Analyse von Scham und »courtesy stigma«, aber auch Dolmetschen als Resilienz unter Codas findet sich bei Napier (2021).

Um Diskriminierungen zu entgehen, vermieden es gehörlose Eltern, vor allem Mütter, mit ihren Kindern in der Öffentlichkeit – alle erzählen diesbezüglich von Erlebnissen in der Straßenbahn – zu gebärden bzw. verboten es ihren Kindern.[4] Dies wurde als Konvention angesehen und nicht weiter hinterfragt, auch wenn sich

4 Eine der befragten Personen erzählt davon, dass sich in ihren Berufsanfängen in einer Gehörlosenschule Anfang der 1960er Jahre die Kinder bei Ausflügen in der Straßenbahn weigerten

die Kinder selbst nicht für die Gebärdensprache schämten. Sie gebärdeten vielmehr gerne, weil sie es als »etwas Besonderes« ansahen und die Expressivität der Gebärdensprache »irrsinnig schön« und »faszinierend« fanden. Sie waren »stolz« darauf, sie zu können und fanden es manchmal »geil«, über eine »Geheimsprache« zu verfügen. Erst viel später wurde ihnen bewusst, dass die Eltern möglicherweise befürchteten, man würde »über sie reden« oder ihre Kinder liefen Gefahr, verspottet zu werden. Einige Befragte erzählen weniger von explizit diskriminierenden Äußerungen in Bezug auf die Sprachverwendung als vom verbreiteten Unglauben, dieses »Herumgefuchtel« könne jemand verstehen. Ein Vorurteil, das einige Personen als Jugendliche und Erwachsene belastete, war die Vorstellung Hörender, sie wüssten als Codas alles über das Leben, die Sprache und die Kultur Gehörloser und stünden jederzeit als Informationslieferant*in in Gehörlosenbelangen zur Verfügung.

Dass sich über die Lebensgeschichte der Eltern Misstrauen gegenüber der »hörenden Welt« aufgebaut hat, verwundert die Befragten nicht. Die Erzählungen über das Misstrauen Gehörloser Hörenden gegenüber sind jedoch nicht in der Kindheit angesiedelt, was damit zusammenhängen könnte, dass sie als Kinder in solche Gespräche weniger eingebunden waren. Auch in der kleinen Gehörlosengemeinschaft spielte Misstrauen – trotz des engen Zusammenhalts, der Solidarität und der Hilfsbereitschaft – eine Rolle. So wird von Konkurrenz und Feindschaft zwischen Familien und Vereinen berichtet, die oft über Generationen hinweg tradiert wurden.

Wie die Ausführungen zeigen, wurden Codas in einem Netz von konfligierenden Klassifizierungen und damit einhergehender Grenzziehungsarbeit zwischen gehörloser und hörender Welt sozialisiert. Diese entstehen aus gegenseitigem Nicht-Verstehen(-Wollen) und resultieren in inkommensurablen Theorien über die jeweils andere »Identität«. Auch wenn sich dadurch Belastungen ergaben, sind die Erinnerungen der Befragten vor allem von emotionaler Nähe, Freude und Faszination geprägt. Sie lebten in der gehörlosen ebenso wie in der hörenden Welt und waren dadurch eben »anders« oder »eigen«. Die Differenzierung des Selbst (und der Geschwister) von anderen Kindern war einmal »Schutzstrategie«, einmal stolzer Ausdruck von »Besonderheit«. Es wird allerdings auch von Codas im Bekanntenkreis berichtet, die ihre multiplen Zugehörigkeiten nicht in Einklang bringen konnten, deren Kommunikation mit den Eltern in der Kindheit auf ein Mindestmaß reduziert war, die erlebte Diskriminierungen ihrer Eltern internalisierten, ihre Position in der Gesellschaft nicht zu finden vermochten und in der Folge »schwierige Persönlichkeiten« entwickelten oder »sehr krank« wurden. Dies erinnert an Napiers (2008) Ausführungen über Codas, die in einer »third culture« verharren. Insofern möchte sich eine der befragten Personen auch nicht als Coda »schubladisiert« wissen: »Ich sage einfach, ich habe gehörlose Eltern, so wie andere

---

zu gebärden, weil sie sich »genierten« und Angst davor hatten, sie würden von anderen angestarrt.

sagen, meine Mutter hat immer knallrote Haare gehabt […]. Jeder von uns hat etwas Außergewöhnliches.« Dass die geteilte Erfahrung als Coda beim Eintritt in das Berufsleben als Dolmetscher*in dennoch eine nicht zu unterschätzende Bedeutung hatte und zu »Verpartnerungen« führte, wird in Kapitel 9.3.2 ausgeführt.

7.2.2 Die Entdeckung einer neuen sozialen Welt

Codas hatten, wie aufgezeigt wurde, im Zuge ihrer Primärsozialisation in der Kernfamilie und im erweiterten gehörlosen Umfeld bereits eine plausible Welt konstruiert, die mit Eintritt in den Kindergarten bzw. die Schule mit divergierenden Vorstellungen der hörenden Welt konfrontiert wurde. Der Weg der Befragten, die zunächst keinerlei Anknüpfungspunkte an die Gehörlosengemeinschaft hatten, war gegenläufig. Aufgewachsen in der Mehrheitsgesellschaft ohne jegliche Kenntnis bzw. Vorstellung von Gehörlosigkeit und Gebärdensprachen, kamen sie als Erwachsene am Anfang des Berufslebens stehend und unvorbereitet in Kontakt mit Menschen, Handlungen, Sprache und Vorstellungen, die sich im Laufe der Zeit zu einer mehr oder weniger verständlichen, fremden und faszinierenden sozialen Welt verdichteten. Sie mussten in den Grenzkonflikten nicht nur Position beziehen, sondern zunächst ihre eigenen ersten diffusen Repräsentationen von Gehörlosigkeit (re-)konstruieren. Bevor in Kapitel 7.2.2.2 das Eindringen und Einfühlen in diese neue Welt behandelt wird, soll zunächst dargestellt werden, wie sich die jeweiligen Ursprungswelten auf den Kontakt auswirkten.

7.2.2.1 An der Schwelle

Ein vergleichsweise harter Weg war jener über die Gehörlosenschule, den eine der befragten Personen als Religionslehrer*in, eine andere als Erzieher*in einschlug. Zwei weitere Befragte sammelten in Gehörlosenschulen Erfahrungen als Praktikant*innen. Ihre Erzählungen sind gespickt mit *atrocity stories*, berufsbezogenen Narrativen über erschütternde oder anstoßende Erlebnisse, die, wie Allen (2001: 76) es formuliert, Legendenstatus in der mündlichen Erinnerungskultur einer Berufsgruppe einnehmen können (siehe dazu Kapitel 4.3.4.2).

Dingwall (1977/2008b) zeigte auf, dass *atrocity stories* ein probates und verbreitetes Mittel interprofessioneller Grenzziehungsarbeit darstellen. Sie dienen dazu, sich von meist mächtigeren Berufen (oder anderen mit mehr Macht ausgestatteten sozialen Gruppen) abzugrenzen. Durch das Erzählen von *atrocity stories* werden Verfehlungen oder nicht legitime Handlungen anderer bei gleichzeitiger Betonung des eigenen rationalen Charakters bzw. richtigen Verhaltens aufgezeigt. Sie grenzen demnach nicht nur gegenüber Verfehlungen anderer ab, sondern helfen dem Erzähler bzw. der Erzählerin auch dabei, die eigene Theorie des Sozialen als korrekt zu etablieren. Der Inhalt der Erzählungen ist nicht immer dramatisch oder erschreckend, wie die Bezeichnung suggeriert, vielmehr geht es um den dramatischen

Charakter der Erzählform, durch den eine Klage oder Kränkung in eine moralische Geschichte transformiert wird, um richtigdenkende Menschen (das Publikum) dazu zu animieren, den Wert des Erzählers bzw. der Erzählerin gegenüber den Verfehlungen der anderen Charaktere der Geschichte zu bestätigen. Dingwall untersuchte die interprofessionelle Grenzziehungsarbeit durch *atrocity stories* im Krankenhaus u.a. zwischen Sozialarbeiter*innen und Ärzten bzw. Ärztinnen, man findet diese Narrative jedoch überall dort, wo das Bestreben, bestimmte Aspekte des Lebens anderer zu kontrollieren, als unzulässig empfunden wird. Über ein adäquates Repertoire solcher Geschichten zu verfügen und Kenntnis über den richtigen Zeitpunkt und das passende Publikum zu haben, sind laut Dingwall jene zentrale Faktoren, die dazu beitragen, als kompetentes Mitglied eines Berufs oder einer anderen sozialen Gruppe erkannt zu werden. Das gegenseitige Erzählen von *atrocity stories* hat auf kollektiver Ebene den Zweck, Akteur*innen einer Gruppe durch Austausch und Affirmation von geteilten Problemen bei gleichzeitiger Ausgrenzung anderer aneinander zu binden. Auf individueller Ebene haben *atrocity stories* die Funktion, die eigene Urteilsfähigkeit gegenüber Außenstehenden hervorzuheben. Sie dienen also, um auf Lamonts Trias der kulturellen, sozioökonomischen und moralischen Grenzen zurückzukommen, nicht nur dazu, kulturelle, auf Wissen und Kompetenz bezogene, sondern vor allem auch moralische Grenzen zu ziehen, die sich auf Charaktereigenschaften wie Ehrlichkeit, Ethik, Integrität oder Rücksichtnahme auf andere beziehen (vgl. Lamont 1992: 4).

Der Weg über die Schule hin zu Gehörlosen und zu einer Gebärdensprache ist insofern steinig, als er über ein System führt, das zunächst als angemessen wahrgenommen und in die eigene Arbeit integriert – »inhaliert«, wie eine der befragten Personen es bezeichnet, – wird. Man kommt ohne jegliches Vorwissen und mit Engagement und Energie ausgestattet in ein Räderwerk, dem man sich unterordnet und in dem man funktioniert, selbst wenn manche Dienstvorschriften bereits zu Beginn sonderbar anmuten. Dazu zählt das Gebärdenverbot, das in allen der in den Interviews erwähnten Schulen herrschte und bis zum dezidierten Auftrag reichte, wegzusehen, wenn Kinder am Schulhof untereinander gebärden. Mit der Zeit wird das System als »brutal« und »traumatisierend« entlarvt, was in der Folge zu Heimlichkeit, Subversion oder zu offenem Widerstand und Kampf gegen die vorherrschende Ideologie führt. Nicht nur von den in den Schulen Beschäftigten, sondern auch von Codas – meist basierend auf Erzählungen ihrer gehörlosen Eltern u.a. Verwandten – werden *atrocity stories* über Internierung, Kontrolle, Strafe und Gewalt erzählt. Sie reichen von der Unterbringung bereits drei- bis vierjähriger Kleinkinder im Internat, dem Zwang, in den Schulstunden auf den Händen zu sitzen, kein Essen zu bekommen, bevor man in der Lage war, das Wort für das Nahrungsmittel auszusprechen, über erniedrigende Kontrollen der monatlichen Menstruation bis zu körperlichen und psychischen Misshandlungen und sexuellem Missbrauch. Die Torturen der Kinder entziehen sich rückblickend der eigenen Vorstellungskraft. Eine be-

fragte Person erzählt etwa von Gefühlen von Entsetzen und Betroffenheit, wenn sie, als Dolmetscher*in in der Psychotherapie mit Gehörlosen, erfährt, dass die gehörlosen Klient*innen als Kinder in der Schule, an der sie arbeitete, missbraucht wurden.

Berichtet wird auch von der anhaltenden Autorität der Lehrer*innen, die bis weit nach Schulaustritt nachwirkt und heftigen moralischen Widerwillen erzeugt, wenn man sieht, dass »die [gehörlosen] Leute heute mit siebzig Jahren noch der neunzigjährigen Lehrerin die Hand küssen, wenn sie sie sehen.« Aufschlussreich sind auch die Erzählungen über das unerschütterliche Dogma des Gebärdenverbots. So zeigen sich zwei Personen aus anderen Herkunftswelten nach wie vor erstaunt darüber, dass die Lehrer*innen an den Schulen, an denen sie Praktika absolvierten, keinerlei Bedenken hatten, wenn sie als Außenstehende miterlebten, dass die Schüler*innen dem Unterricht nicht folgen konnten, weil sie nichts verstanden. Man wurde vielmehr »als verrückt erklärt«, wenn man von den eigenen Plänen erzählte, in Zukunft mit erwachsenen Gehörlosen arbeiten zu wollen. Das sei »komplett idiotisch für damalige Vorstellungen« gewesen. Die oralistische Ideologie war einzementiert, Sprechen und Hören standen am Plan und ein Abweichen vom Plan stand nicht zur Disposition. Einer der befragten Personen wurde an ihrem ersten Arbeitstag das Buch *Sprich mit mir* von Susanna Schmid-Giovannini (1976) mit folgenden Worten in die Hand gedrückt: »Das ist jetzt deine Bibel, die lernst du jetzt.«

Aus den Gehörlosenschulen werden allerdings nicht nur *atrocity stories* erzählt. Insbesondere Religionslehrer*innen, aber auch einzelnen Klassenlehrer*innen und Erzieher*innen wurden mehr Freiheiten zugestanden, oder sie nahmen sich diese selbst heraus und wurden möglicherweise in ihrer positiven Einstellung zur Gebärdensprache auch deshalb geduldet, weil die Institute darauf angewiesen waren, dass jemand aus dem Kreis der Mitarbeiter*innen mit gehörlosen Angestellten oder gehörlosen Eltern gehörloser Kinder kommunizieren konnte. Die operative Durchsetzung des Gebärdenverbots hing letztlich auch von den jeweiligen Direktor*innen ab, die trotz des vorherrschenden Bildungsauftrags über einen gewissen Handlungsspielraum verfügten. Auch war es nach wie vor Usus, dass einzelne Direktor*innen oder Lehrer*innen die Rolle des klassischen Gerichtsdolmetschers und Sachverständigen ausfüllten, wie dies im 19. Jahrhundert die Regel war (siehe Kapitel 6.3.1.2). Zu erwähnen ist des Weiteren, dass in Schulen, die in den Berufsanfängen der Befragten »noch klösterlicher« geführt wurden, ein tägliches Morgengebet in »Gebärde« oder LBG am Tagesplan stand. In Bezug auf die Möglichkeit des Erlernens der ÖGS in den Schulen ist schließlich noch anzuführen, dass zwar die Interaktion mit gehörlosen Kindern alltägliches Geschäft war, zu gehörlosen Erwachsenen jedoch nur mäßig Kontakt bestand. Auch wenn vereinzelt Gehörlose an den Schulen arbeiteten, sei es als Hausmeister, in der Küche oder als Handarbeitslehrerin, erwies sich das Gebärdenverbot bei Begegnungen mit ihnen als Hindernis. Allerdings fanden sich auch Wege, das Verbot zu umgehen. So erzählt eine Person, dass sie als Erzieher*in angehalten war, sich ab und zu im Rahmen

einer sogenannten »Nachfrage« bei Lehrer*innen nach etwaigen Problemen zu erkundigen. Sie besuchte so oft wie möglich eine*n gehörlose*n Kolleg*in: »Offiziell war ich bei der ›Nachfrage‹. Inoffiziell hat [er*sie] mir das einfach beigebracht.«

Die Erinnerungen an den Weg über die Kirche, der beruflich und privat erfolgte, umfassen sowohl positive als auch negative Erfahrungen. Im Zusammenhang mit negativen Erlebnissen kann jedoch bis auf eine Ausnahme nicht von *atrocity stories* gesprochen werden. Einzelne Verfehlungen werden zwar aufgezeigt, allerdings werden diese unmittelbar in einem Nachsatz durch positive Aspekte ergänzt und auf diese Weise entschärft. Umgekehrt finden sich in positiven Äußerungen über die Kirche, etwa über deren Engagement für Gehörlose und die Akzeptanz der Gebärdensprache, Zusätze, die die moralische Integrität des Engagements etwas schmälern. So wird etwa positiv hervorgehoben, dass ein Pfarrer und Direktor einer katholisch geführten Schule ebenso wie die dort tätigen Ordensschwestern Gebärdensprache verwendeten, dies jedoch »unter dem Deckmäntelchen des Heils« praktizierten. Wird über Verfehlungen von Vertreter*innen der Kirche gesprochen, so sind diese weitaus weniger misslich und folgenschwer als jene von Vertreter*innen der Schule. Sie betreffen vor allem den Vorzug von LGB gegenüber der ÖGS bzw. das fehlende Bewusstsein oder den fehlenden Willen, sich mit Gebärdensprache näher auseinanderzusetzen. Dies wird mit Missfallen quittiert, weil viele Gehörlose LBG nicht verstanden, ein totales Gebärdenverbot und die damit einhergehende Tabuisierung des primären Kommunikationsmittels und eines zentralen kulturellen Merkmals der Gehörlosengemeinschaft, wie dies in der Schule die Regel war, stand jedoch auch im Religionsunterricht niemals im Raum. Vielmehr waren Katecheten und Religionspädagog*innen »wesentlich lockerer« als Klassenlehrer*innen, wohl auch weil sie nicht Gefahr liefen, vom sonderpädagogischen Establishment belangt zu werden. Insofern sei es, schließt eine befragte Person ihre Ausführungen, »ja ganz egal, welche Art von Gebärde, jedenfalls wurde Gebärde angewendet.« Der Vorteil jener, die, sei es privat, sei es beruflich, über die Kirche in Kontakt mit Gehörlosen kamen, war es, erwachsene Gehörlose kennengelernt zu haben, von denen sie ÖGS und/oder LBG lernen konnten und die sie in die Gemeinschaft einführten.

Wie bereits erwähnt, sind *atrocity stories* in Zusammenhang mit der Sphäre der Kirche rar. Lediglich eine Person weiß eine erschütternde Geschichte zu erzählen, die allerdings in der Schnittfläche von Schule und Kirche zu verorten ist. In einem Gehörloseninstitut, in dem größtenteils Ordensschwestern tätig waren, war es üblich, gehörlose Mädchen bei Schulaustritt unter die Obhut von Ordensschwestern zu stellen. Diese ließen sich zum Vormund bestellen und verwalteten das gesamte Einkommen, während die gehörlosen Frauen, die meist als Reinigungskräfte arbeiteten, ihr Leben lang nur »Transchelgeld« erhielten. In einem konkreten Fall wurde das angesammelte Vermögen nach der Pensionierung der Gehörlosen für die Begleichung der Kosten des Altersheims verwendet, in dem sie als Selbstzahlerin wiederum nur Taschengeld erhielt. In dieser Erzählung wird die bereits mehrmals er-

wähnte Überlappung der Sphären deutlich. Die Ordensschwestern sind zwar die handelnden Akteur*innen, das System, das diese Handlungen ermöglichte, ist allerdings die Institution Schule.

Eine weitere Möglichkeit des Einstiegs in die Welt der Gehörlosen ergab sich über die Fürsorge bzw. die soziale Arbeit. Eine Person wurde der Sphäre der Schule zugerechnet, da sie nach Abschluss ihrer Ausbildung eine Anstellung als Erzieherin an einem Gehörloseninstitut erhielt. Die anderen Befragten traten ihre Stellen in einem Gehörlosenverein oder in einem Sozialprojekt an, das Beratungs- und Fördermaßnahmen für erwachsene Gehörlose anbot. Unter den Sozialarbeiter*innen finden sich, im Unterschied zu den bereits behandelten Sphären, auch Codas. Gemein ist ihren Erzählungen die große Bedeutung, die sie der sozialen Arbeit mit Gehörlosen beimessen, die Identifikation mit ihrem Beruf, das Engagement für die Schwächeren in der Gesellschaft und die Empathie, mit der sie ihre Geschichten unterlegen. Als Sozialarbeiter*in habe man das Privileg, Menschen und ihre Lebensgeschichten über Generationen kennen zu lernen und intime, emotionale Momente zu erleben. Im Rückblick auf ihre Anfänge als Sozialarbeiter*innen für Gehörlose wird von einigen Befragten selbstironisch ihr jugendlicher Übereifer zur Sprache gebracht, der anfangs von »Phantasien der Weltverbesserung« und »Retterphantasien« geprägt war. Dass sich Erlebtes nicht rückgängig machen lässt und die Möglichkeiten der Funktion eingeschränkt sind, stellte sich bald heraus: »Ich wollte gerne helfen, wusste aber tief drinnen, dass es sinnlos ist und nicht funktioniert.« Außerdem könne man als Sozialarbeiter*in nicht in paternalistischer Manier »in eine Kultur kommen […] und dann sagen: So geht es.«

Von den ursprünglich als Sozialarbeiter*innen, Sozialpädagog*innen und Berater*innen tätigen Personen hatten nur Codas und eine weitere Person am Anfang ihrer beruflichen Tätigkeit ÖGS-Kenntnisse. Auch jene Befragten, die in den Sphären der Kirche und Schule beruflich sozialisiert wurden, beherrschten die ÖGS zunächst nicht. Insofern erfolgte der Einstieg in die Welt der Gehörlosen bei fast allen über die berufliche Tätigkeit und nicht über die Sprachkenntnis. Eine Person begann ÖGS zu lernen, bevor sie in Kontakt mit Gehörlosen kam. Unzufrieden mit ihrem Studium und angeregt durch einen Zeitungsartikel entschloss sie sich, den ersten ÖGS-Kurs an der Karl-Franzens-Universität Graz zu besuchen. Dieser Kurs, der von einer in einem Gehörlosenverein angestellten und gerichtlich beeideten Dolmetscherin angeboten wurde, war in den Medien breit beworben worden.

Eine Durchsicht der damals erschienenen Zeitungsartikel (Behr 1990; Blümel 1990; J.S. 1990; Leising 1990; N.N. 1990a; N.N. 1990b) ist insofern aufschlussreich, als sie das Bild zeigen, das man sich vom Phänomen »Gebärdensprache« machte. So wird von »eine[r] Art Zeichensprache […], die Laute ersetzt«,[5] gesprochen, von »Ge-

5 Auf eine Angabe der Quellen wird bewusst verzichtet, da es für die Ausführungen unerheblich ist, aus welcher Zeitung das jeweilige Zitat stammt.

hörlosensprache«, bei der »natürliche Zeichen vorrangig angewendet werden« oder einem »alternativen, für gehörlose Mitmenschen geschaffenen Sprachsystem«. Von »Österreichischer Gebärdensprache« bzw. »ÖGS« war damals noch keine Rede, wenn, dann wird von »der Gebärdensprache« gesprochen, basierend auf der Vorstellung, es handle sich um ein internationales Kommunikationssystem, eine Art weltumspannender Hilfssprache. Lediglich ein Artikel spricht die »Eigenständigkeit der Gebärdensprache« in Form eines Zitats des damaligen Institutsleiters Erich Prunč an. Da das Projekt auch sozialpolitische Ziele verfolge, seien als Zielgruppe des Kurses nicht lediglich Studierende und Studieninteressierte angesprochen, sondern alle, die sich für dieses Kommunikationsmittel interessieren, vom Thema betroffen sind oder mit Gehörlosen arbeiten. Angesprochen von einem dieser Artikel meldete sich die oben erwähnte Person, ohne zu wissen, worum es sich bei »dieser Gebärdensprache« handelt, für den Kurs an. Da sie eine Logopädieausbildung zu besuchen plante, schien ihr dies als sinnvoller Einstieg. Insofern attestiert sie sich rückwirkend soziale Motive. Geleitet vom Wunsch, Menschen, denen es weniger gut geht, zu helfen, habe sie ÖGS anfangs als »eine Art Hilfssystem« wahrgenommen und erst durch intensiveren Kontakt zu Gehörlosen und die Reflexion ihrer eigenen Produktion begonnen, sich immer mehr für die Struktur der Gebärdensprache zu interessieren. Schließlich begann sie Sprachwissenschaft zu studieren und stieg, zunächst als Tutorin, in das Projekt an der Universität Graz ein.

Die Ausführungen über die Herkunftswelten legen nahe, dass diese die späteren Dolmetscher*innen und ihren Zugang zu Gehörlosigkeit in unterschiedlicher Weise prägten. Das folgende Kapitel befasst sich mit der Frage, wie sich die Begegnungen mit Gehörlosen und das Erlernen der ÖGS gestalteten. Es widmet sich der Rekonstruktion der subjektiven Wirklichkeiten, die am Anfang dieses Sozialisationsprozesses neue Denkmuster, Handlungsbezüge und Handlungsorientierungen entstehen ließen.

7.2.2.2 Faszination und Irritation

Keine der befragten Personen hatte vor ihren ersten Begegnungen mit Gehörlosen oder ÖGS eine Vorstellung davon, dass sich ihnen in den nächsten Wochen, Monaten und Jahren schrittweise eine neue soziale Welt eröffnen sollte. Die Erzählungen transportieren eine Palette von Erlebnisweisen, die von Erstaunen, Befremden, Neugier und Faszination gegenüber dem Neuen, über Freude und Lust am Lernen und Entdecken bis hin zu Gefühlen der Selbsteinschätzung wie Unsicherheit, Scham, Angst oder seltener Stolz reichen. So unterschiedlich sich die Wege im Einzelnen gestalten und so individuell die verschiedenen Geschichten anmuten, so können sie zu einer gemeinsamen Erzählung verdichtet werden, die einerseits von Faszination und andererseits von Irritation geprägt ist. Der Eintritt in die langsam Gestalt annehmende neue soziale Welt bringt Folgen mit sich, die sich insofern

bis in die Gegenwart auswirken, als sie in einem Spannungsfeld münden, das von einem kontinuierlichen Wechselspiel zwischen Nähe und Distanz geprägt ist und im Zuge der späteren Verberuflichung des Gebärdensprachdolmetschens *boundary work* zu einem wichtigen Instrumentarium macht.

Bei allen Befragten stehen an der Schwelle in die neue soziale Welt soziale und berufliche Motivationen im Vordergrund. Struktur und Funktionsweise der ÖGS waren ihnen unbekannt. So sie eine Vorstellung von »Gebärdensprache« hatten, betrachteten sie diese bestenfalls als »eine Art Hilfssystem«, meist aber einfach als »Zeichen«, »Gestikulieren« oder »eine Art Pantomime«. Doch bald vermochte diese neue und gänzlich andere Form der Kommunikation auch bei Menschen ohne jegliche Affinität zu Fremdsprachen nicht nur bloßes Interesse, sondern große Neugier zu wecken. Die Ursachen für diese Neugier, die schließlich in Faszination münden sollte, liegen zum einen in eben dieser Fremdheit und zum anderen darin, dass sich die strukturelle Komplexität der Sprache erst im Laufe der Zeit und über Hindernisse und Widerstände erschloss, was Geduld, Geschick und Entschlossenheit erforderte. Diese Gemeinsamkeit ist insofern erstaunlich, als der Eintritt in die neue soziale Welt eine Zeitspanne von dreißig Jahren umfasst, was darauf schließen lässt, dass bis in die frühen 1990er Jahre kaum merkliche Veränderungen hinsichtlich der Repräsentation von Gehörlosigkeit und Gebärdensprache in der Gesellschaft zu verzeichnen waren. Das Beharrungsvermögen dieser Repräsentation von Gehörlosigkeit als Defekt, dem mit remedialen Maßnahmen zu begegnen sei, und Gebärdensprache als defizitärem Notbehelf ließ auch der Gehörlosengemeinschaft – abgesehen von einer kleinen, gebildeten Elite von Aktivist*innen und Lobbyist*innen, die es bereits im 19. Jahrhundert gab – kaum Spielraum für die Entwicklung eigener, anderer Wahrnehmungs- und Denkkategorien.

Der Erwerb der Sprache erfolgte bei den zukünftigen Dolmetscher*innen durchwegs über eine Kombination aus Kursen und persönlichen Kontakten zu Gehörlosen. Die besuchten Kurse unterschieden sich jedoch deutlich von dem, was heute an systematischer Sprachlehre angeboten wird. Sie reichten von öffentlichen Kursen über institutions- und vereinsinterne Angebote bis zu Privatstunden und wurden je nach Sphäre, in der sie angeboten wurden, von ihrem Charakter her als erforderlich, geduldet oder mit dem Nimbus des Exotischen und Spielerischen versehen wahrgenommen. Als Lehrende fungierten meist Codas und manchmal Gehörlose, die autodidaktisch und nach persönlichem Ermessen vorgingen. Kursmaterial oder Literatur war praktisch nicht vorhanden, erwähnt werden lediglich die im Eigenverlag herausgegebene Gebärdensammlung *Die Sprache der Hände* (Maier/Rosenberg 1985, 1986) sowie handgefertigte Zeichnungen von Einzelgebärden besonders engagierter Lehrender. Ein Bewusstsein um linguistische Kategorien und grammatische Strukturen war nicht vorhanden, die Kurse waren entweder reine »Vokabelkurse« oder Übersetzungskurse, in denen deutsche Texte wortwörtlich in Gebärden übertragen wurden, was sich letztlich darin erschöpfte, hunderte Vo-

kabel des alltäglichen Lebens kennenzulernen, sich eine Notation zurechtzulegen, Vokabellisten anzulegen und diese dann auswendig zu lernen. Eine befragte Person berichtet amüsiert von ihrer stolzen Vokabelsammlung von 3.000 Einzelgebärden, mit der sie voller Eifer ihren ersten Job mit Gehörlosen antrat.

Die Kurse werden sowohl in Bezug auf die Lehrmethode und die Inhalte als auch in Bezug auf die teilnehmenden Personen als »skurril« und »kurios« beschrieben: »Da saßen noch eine Psychologin und eine Bachblütenberaterin und so, also ältere Damen, und da war ich einmal und habe mir nur gedacht, oh Gott, wo bin ich hier.« Dass in diesen Kursen LBG, also gebärdetes Deutsch, unterrichtet wurde und nicht ÖGS, wie sie von Gehörlosen untereinander verwendet wird, wurde allen bewusst, als sie aus beruflichen Gründen in Kontakt mit Gehörlosen kamen oder diesen über den Besuch von Vereinen bewusst suchten, um das Gelernte in natürlichen Kommunikationssituationen zu üben. Selbst große Gebärdensammlungen, die man im Gepäck hatte und auf die man stolz war, waren keine ausreichende Basis, um zu verstehen oder verstanden zu werden. In der Annahme, besser verstanden zu werden, verwendeten viele Gehörlose *Code-Blending*, indem sie Gebärden simultan mit deutschen Wörtern produzierten. Dies wurde anfangs als entgegenkommend empfunden, erwies sich jedoch als störend und hemmend in Bezug auf den Spracherwerb. Dass die Gehörlosen untereinander gänzlich anders kommunizierten, wurde relativ rasch klar. Zu diesem Zeitpunkt begann das anfänglich spielerische Interesse in analytische Neugier umzuschlagen. »Und irgendwie ist bei mir dann irgendwas innerlich entfacht worden«, erzählt eine der befragten Personen von ihrem erwachten Entdeckergeist.

Das Entdecken und »Aufsaugen« der Sprache wird als spannend, reizvoll und herausfordernd erinnert, war oft lustig, vielfach aber auch mühsam, beschwerlich und irritierend. So wurde das plötzlich vermehrte Auftauchen Hörender in den Gehörlosenvereinen als befremdlich empfunden, was nicht weiter verwunderlich ist, wenn man bedenkt, dass die Vereine in erster Linie als praktisches Übungsfeld für die eigenen Bedürfnisse dienten. Insofern wurden die fremden Hörenden auf Abstand gehalten:

> Ich bin dann da gesessen und habe geschaut, dass ich meine Stunde oder meine eineinhalb Stunden irgendwie hinunterbiege und bin mit Bauchweh hingefahren und mit Bauchweh heimgefahren. Und die Leute/, ab und zu hat sich jemand meiner erbarmt, aber de facto war ich Störfaktor, komischer Störfaktor. Es war einfach komplett aus der Welt. Sie haben nichts mit mir anfangen können und haben auch gewusst, dass ich de facto mit ihnen nichts anfangen kann […]. Ich wollte die Sprache lernen, und da hat ja keiner einen Sinn darin gesehen.

Nach Anfangsschwierigkeiten wurden die Fremden jedoch i.d.R. herzlich aufgenommen, wenn sie sich für die Gehörlosengemeinschaft und die Lebenswelt Gehörloser zu interessieren begannen, bisweilen sogar mit »Herzlichkeit, Freund-

lichkeit und Liebe überschüttet«, wenn sie sich auf die Gemeinschaft und ihre Kultur einließen. Auf diese Weise verwandelte sich das ursprünglich berufliche Interesse schrittweise in privates, es entstanden Gefühle von Sympathie, aus denen sich Freundschaften zu entwickeln begannen.

Doch diese neuen Freundinnen und Freunde unter den Gehörlosen vermochten auch zu irritieren und hinterließen »eigenartige Eindrücke«. Obwohl man sich auf sie eingelassen hatte, sie mit Respekt behandelte und ihre Sorgen teilte, kommunizierten sie nach wie vor anders als mit Gehörlosen. Vor allem ältere Menschen weigerten sich in Gesprächen mit ihnen ohne Stimme zu gebärden, die meisten blieben hartnäckig bei einer LBG-Variante und eine befreundete Gebärdensprachlehrerin lehnte es selbst in einem Gebärdensprachkurs strikt ab, »kurz« zu gebärden und den Teilnehmer*innen diese Form der Kommunikation, also ÖGS, beizubringen, mit der Begründung, man müsse zunächst »schön gebärden« lernen und könne die Artikel und Präpositionen ja dann ohnehin, wenn nötig, weglassen. In der Öffentlichkeit, außerhalb der Vereine, möge man sich mit dem Gebärden möglichst zurückhalten. Nach meist längerer Initiationszeit wurde schließlich ohne Erklärung oder Begründung in wachsendem Maße dazu übergegangen, in ÖGS und ohne Stimme zu kommunizieren. »Und da war ich dann sehr glücklich« wird erzählt, »weil so die Schönheit der Sprache einfach in den Vordergrund tritt« und man Gehörlose erleben konnte, die »gebärdeten wie Musik«. Das Vertrauen Gehörloser, sich nunmehr in ihrer Sprache mit ihnen zu unterhalten, erleichterte den ÖGS-Erwerb, brachte aber auch Gefühle von Unsicherheit, Angst und Scham mit sich, zumal man sich häufig nicht ausdrücken konnte oder nicht verstand.

Durch den Besuch von Vereinen, den Aufbau persönlicher Beziehungen und die kontinuierliche Verbesserung der ÖGS-Kompetenz begann das »spannende« Wahrnehmen, Erleben und Hineinversetzen »in dieses Leben« Gehörloser, das sich »im Untergrund« vollzog und von der gewohnten Lebenswelt z.T. erheblich unterschied: die Gehörlosenkultur, die schließlich ebenso faszinierte und irritierte wie zunächst die Sprache. Sie wird, ähnlich wie von Codas (siehe Kapitel 7.2.1), als eine Kultur der Verbundenheit geschildert, in der »Gemeinschaft vorgelebt wurde«, und die von persönlichen Kontakten und familiärem Zusammenhalt nach innen und Vorsicht, wenn nicht Misstrauen, nach außen geprägt war. Waren die fremden Hörenden in der Gemeinschaft akzeptiert worden, wurden sie eng an diese gebunden, galt das Private, wie man bald bemerkte, nicht als privat, sondern als gemeinschaftlich. So erzählt eine der befragten Personen, als junge*r Sozialarbeiter*in in ihrem Überschwang relativ rasch symbolische Handlungen und »Regeln« übernommen und dies erst bemerkt zu haben, als sie bei Kolleg*innen auf Unverständnis und Kritik stieß. Ihr wurde angekreidet, die Grenze zu ihrer Privatsphäre sorglos überschritten zu haben, als sie begann, ihre Klient*innen zur Begrüßung auf beide Wangen zu küssen, oder davon erzählte, Gehörlose hätten zu einem festlichen Anlass bei ihr zu Hause geklingelt und einen Blumenstrauß vorbeigebracht. Sie beschreibt dieses

Erleben der Kritik und Bewusstwerdung ihrer Handlungen als »Kultur-Clash«, der sie im ersten Moment an ihrer »Berufsehre« und ihrem »Berufsbild« zweifeln ließ, zumal sie ein solches Verhalten in einem anderen, früheren beruflichen Kontext niemals geduldet hätte.

Viele »Regeln« waren neu, ungewöhnlich und manchmal auch irritierend, manche wurden schneller internalisiert als andere. Dass die Grenze zwischen der privaten und der beruflichen Sphäre anders verlief, private Besuche dem Gebot der Höflichkeit geschuldet waren und das Mitwirken bei Festen sowie die Teilnahme an Veranstaltungen, Ausflügen oder anderen Aktivitäten der Gemeinschaft erwartet wurden, wurde relativ rasch gelernt. Harlan Lane, Robert Hoffmeister und Ben Bahan (1996: 70–76) stellen in ihrer *Journey into the DEAF-WORLD* eine Reihe von Denkmustern, symbolischen Werten und Verhaltenskonventionen vor, die jenen der österreichischen Gehörlosengemeinschaft stark ähneln. Dazu zählen u.a. Augenkontakt und eine ausgeprägte Mimik, ein geringerer Grad interpersoneller Distanz, bestimmte Begrüßungs- und Verabschiedungsrituale, ein anderes Zeitempfinden, eine andere Vorstellung von Höflichkeit und Vertraulichkeit, das Verschmelzen von Privatem und Nicht-Privatem, das kollektive Treffen von Entscheidungen, Direktheit, Humor und das Vergeben von Gebärdennamen, die für Hörende mitunter beleidigend wirken.

»Wirkliche Freundschaften« entstanden meist mit Gleichaltrigen, obwohl auch sehr enge Kontakte mit älteren Gehörlosen gepflegt wurden. Die damals junge Generation wird als »lockerer«, »kritischer« und »mutiger« bezeichnet, mit der Zeit bildete sich eine »junge Szene« heraus, die mit dem »Aufbrechen alter Strukturen« begann, die »aufmischte« und die überlieferten »Schutzmechanismen« verlor, was als »ein bisschen gefährlich, aber auch nett« erinnert wird. Sie entwickelte einen anderen Habitus, der nicht mehr von Scham und Schutz geprägt war, sondern einen Aufbruch in ein größeres Selbstbewusstsein einläutete. Diesem Selbstbewusstsein begegnete man, auf der Suche nach weiteren Kontakten und Informationen aus beruflichen ebenso wie privaten Gründen in der Folge auch im Ausland, wo Kinder sogar bunte Hörgeräte trugen, Gehörlose offen auf der Straße gebärdeten, ihre Sprache und Kultur pflegten und erforschten, Kulturtage und Fachkongresse organisierten und ungehemmt Forderungen stellten.

Die Kenntnis des Deutschen wie der ÖGS führte im Umfeld der gehörlosen Familie und der Verbände, in beruflichen Zusammenhängen wie im Kontakt mit gehörlosen Bekannten schließlich zu ersten Dolmetschungen. Im Folgenden soll aufgezeigt werden, in welchen Zusammenhängen die ersten Ad-hoc-Dolmetschungen stattfanden, wie sie von den Befragten erinnert, klassifiziert und bewertet werden und aus welchen Gründen und in welcher Form schließlich Prozesse der Habitualisierung und Institutionalisierung einsetzten.

7.3 Ad-hoc-Einsätze und habitualisierte Translation

Horst Ebbinghaus und Jens Heßmann (1989: 119) und Grbić (1997) bezeichneten das Gebärdensprachdolmetschen in Deutschland bzw. Österreich vor Beginn der Professionalisierungsvorhaben als Tätigkeit mit »Notdienstcharakter« bzw. »Fall für Notfälle«. Dies entspricht zwar insofern der sozialen Praxis, als einzelne Dolmetschhandlungen zweifellos häufig ad hoc stattfanden bzw. als solche wahrgenommen wurden, ist aber als Pauschalbewertung zu undifferenziert, da sich, wie im Kapitel 6 gezeigt werden konnte, Translationstätigkeiten relativ rasch habitualisierten und in bestimmten sozialen Welten auch institutionalisierten. So war heteronom ebenso wie autonom organisierte Translation bereits weit vor Beginn der erster Professionalisierungstendenzen zu verzeichnen.

7.3.1 Das Dolmetschen, das aus mir kam[6]

Auffällig ist, dass die ersten Dolmetschhandlungen jener Personen, die als Erwachsene in die Gehörlosenwelt eingetreten waren, nur schlecht erinnert werden. Sie scheinen keinen großen Eindruck hinterlassen zu haben, wurden nicht gesondert memoriert und kommen im Verlauf der Gespräche erst sukzessive zu Tage. Eine der befragten Personen betont zunächst sogar mit Nachdruck, sie habe vor ihren ersten »offiziellen« Einsätzen »überhaupt nicht, [...] überhaupt nicht« gedolmetscht, was sich im Verlauf des Gesprächs als falsch erweist. Eine andere Person meint, sie habe erst nach Besuch einer einjährigen Weiterbildung zu dolmetschen begonnen, und korrigiert dann:

> Vielleicht das <u>eine</u> oder andere Mal, wenn jemand gefragt hat. Ich kann mich jetzt gar nicht mehr erinnern. Also, ich wüsste jetzt nicht (.). Intern, so kleine Sachen, ja. Aber auch immer nur für [Name].

Die ersten Dolmetschungen werden demnach im ersten Moment nicht als solche kategorisiert, sie waren unauffällige Neben- oder Teilprodukte anderer Tätigkeiten und Verantwortlichkeiten. Die Befragten standen am Anfang ihrer »eigentlichen« beruflichen Karriere, deren Aufgaben und Herausforderungen sie mit Engagement begegneten. Ihr Interesse und ihre Wissbegierde galten der Sprache und der Kultur Gehörloser, während das Dolmetschen noch keine Aufmerksamkeit erregte und somit keine gesonderte Kategorie erforderte: »Man hat es einfach gemacht, ohne sich viel Gedanken darüber zu machen.«

Im Zuge der allmählichen Erinnerung an die ersten Dolmetschungen werden sich die Befragten gewahr, dass diese aus heutiger Perspektive erstaunlich rasch er-

---

6 Die Überschrift ist einem Interview entnommen: »Also ist das Dolmetschen eigentlich mehr oder weniger aus mir gekommen.«

folgten. Rückblickend bewerten sie ihre damaligen ÖGS-Kenntnisse als höchst rudimentär, da sie Schwierigkeiten hatten, sich auszudrücken und zu verstehen und in einigen Fällen erst seit wenigen Monaten die Sprache lernten. Eine Person berichtet davon, eine Gehörlose im Rahmen einer Feier in ihrem beruflichen Kontext bereits nach drei Monaten gedolmetscht zu haben und nach acht Monaten von ihrem Arbeitgeber zu ihrem ersten externen Einsatz bei Gericht geschickt worden zu sein. Die ersten Dolmetschungen waren auf einen kleinen Personenkreis, wie Freund*innen, Kolleg*innen oder Klient*innen, beschränkt, fanden meist in vertrauter Umgebung statt oder waren, so sie in seltenen Fällen extern erfolgten, thematisch eng an das eigene Fachgebiet gekoppelt. Man habe »ein bisschen unterstützt« und sei »eingesprungen«, es geschah »ungeplant« und »ad hoc«, wenn sich die »Notwendigkeit ergeben« hat. Diese ersten Dolmetschhandlungen – »kleine Sachen« – werden als zusätzlich anfallende Tätigkeiten rekonstruiert, die als integraler Teil der beruflichen Lebenswelt empfunden wurden:

> Also, währenddessen habe ich nicht wahrgenommen, dass ich dolmetsche, obwohl ich sicher viel gedolmetscht habe, sondern ich habe mich als [Sozialarbeiter*in] gesehen.

In der Schule wurde man etwa zu Besprechungen mit gehörlosen Eltern oder Mitarbeiter*innen geholt, in Sozialprojekten dolmetschte man ad hoc für gehörlose Klient*innen und Kolleg*innen, in der Seelsorge Gespräche mit dem Priester und Gespräche mit Hörenden bei Ausflügen der Gemeinde, an der Universität Besprechungen mit hörenden und gehörlosen Kolleg*innen und im Gehörlosenverein Telefonate und Gespräche mit Vertreter*innen diverser Behörden.

Das Dolmetschen ergab sich aber nicht einfach, man wurde vielmehr von Kolleg*innen oder Arbeitgeber*innen dazu aufgefordert, man würde fast meinen, schonungslos dazu angehalten, wenn man die Unerfahrenheit der »Dolmetscher*innen« bedenkt. Um in der jeweiligen Sphäre zum Dolmetschen »geholt« zu werden, genügte die Annahme, man könne gebärden. Translation wurde als unproblematisch, als eine Art natürliche Disposition und Nebeneffekt der – mehr oder weniger vorhandenen – Sprachkenntnis angesehen: »[Der/Die] kann Gebärde! Und wir brauchen das« oder: »Komm her. Du kannst das. Da war kein Reglement da […]. Sie haben geglaubt, ich kann es, und ich habe geglaubt, ich kann es.« Bestanden Selbstzweifel, wurden diese umgehend ausgeräumt: »Ich habe gesagt, ich kann das nicht, und die haben gesagt, du machst das, du kannst gebärden und fertig.« Auf diese Weise wurde man »immer wieder ohne irgendetwas zu können in irgendwelche Situationen hineingeworfen […], gezwungenermaßen, weil man überredet worden ist.« So ließ man sich aus Unbedarftheit, in Ermangelung des Bewusstseins über die Komplexität der Aufgabe oder aus Gründen der Kollegialität, »ohne viel nachzudenken« auf »neue Situationen« ein. Neben dem unilateralen Auftrag, der keine Ablehnung vorsah, findet sich eine weitere Form der Rekrutie-

rung, die als bilaterale Mobilisierung bezeichnet werden soll. Darunter werden Freundschaftsdienste für jene Gehörlosen verstanden, zu denen man eine enge persönliche Beziehung entwickelt hatte. Die Mobilisierung wird insofern als bilateral bezeichnet, als sie als Bitte an die und gleichzeitig als Angebot der translatorisch tätigen Person beidseitig erfolgte. Die Tatsache, dass man mit diesen Gehörlosen meist privat wie beruflich verbunden war, trug zur partiellen – auf bestimmte Personen bezogenen – Aufhebung der Grenzen zwischen beruflicher und privater Sphäre bei. Die Flexibilität dieser Grenze zeigt sich darin, dass die Durchlässigkeit auf andere, der bzw. dem Gehörlosen nahestehende Personen ausgeweitet werden konnte:

> Und dann diese Herausforderung, das eine oder andere auch für andere mit zu dolmetschen. Wobei man ganz ehrlich sagen muss, intern ist es immer irgendwie über die Familie, über die [gehörlose] Großfamilie [Name] gegangen.

Schließlich ist als dritte Form die eigeninitiative Mobilisierung anzuführen, die keinen Auftrag von außen erfordert, sondern ein Angebot an die Umgebung darstellt. Dieses Verhalten kann extrinsisch wie intrinsisch motiviert sein. In Bezug auf Ersteres liegt dem Dolmetschen das Handlungsziel zugrunde, zur Problemlösung beizutragen, indem Kommunikation und Verständnis ermöglicht wird, wo Kommunikation und Verständnis andernfalls nicht zustande kommen. Neben diesem »idealistischen Ansatz«, der zweifellos auch Aussicht auf Gratifikationen in Form von Lob und Anerkennung bietet, liegt der eigeninitiativen Mobilisierung auch das intrinsische Bedürfnis nach persönlichem Wachstum und Selbstentfaltung zugrunde. Das Ziel des Dolmetschens liegt hierbei nicht in der Konsequenz der Handlung, sondern in der Genugtuung des Erlebens der Aktivität. Es vermag zu Flow-Effekten führen und »Hochgefühle« auslösen, ermöglicht es, die eigene Leistung und Kompetenz zu spüren und bietet als Nebeneffekt die Möglichkeit der Sprachvervollkommnung.

Ebenso rasch wie die ersten Dolmetschhandlungen erfolgten, begann sich die Tätigkeit zu habitualisieren. Je mehr man mit Gehörlosen zu tun hatte, desto »logischer« wurde es in der eigenen Wahrnehmung ebenso wie in jener der anderen, im Rahmen der beruflichen Tätigkeit vermehrt zu dolmetschen. Der rasche Prozess, ohne ausreichende Kompetenzen oder nennenswerte Erfahrung, »schlagartig« immer mehr, immer längere und immer komplexere Einsätze wahrnehmen zu müssen, wird von einer Person als »klassische Einsteigergeschichte« bezeichnet. Während man sich zu Beginn über das Dolmetschen »keine Gedanken machte«, »Regellosigkeit« herrschte, »kein Reglement« und »keine Kontrolle« vorhanden waren, begannen sich im Zuge der Habitualisierung sukzessive gewisse Gewohnheiten und wiederkehrende Muster auszubilden. Vorbilder hatte man jedoch keine, denn andere, erfahrene oder beeidete Dolmetscher*innen kannte man nicht: »Also ist das Dolmetschen eigentlich mehr oder weniger aus mir gekommen.«

Wie in Kapitel 6.2 ausgeführt, wird die »regellose«, d.h. habitualisierte translatorische Tätigkeit als alltägliche soziale Praxis verstanden, die keiner formalen Einrichtung bedarf und keinen institutionellen Effekt erzielt bzw. eine sehr eingeschränkte Affektivitätsfähigkeit hat. Die Handlungen der befragten Dolmetscher*innen sind Teil ihrer Alltagsbewältigung, die insofern keiner formalen Einrichtung bedürfen, als sie aufgrund einer punktuellen Notwendigkeit einerseits und der angenommenen Gebärdensprachkompetenz andererseits bei Bedarf zustande kommen. Diese translatorischen Tätigkeiten haben keine bestimmte Ordnung, keine spezifische Temporalität und sind nicht auf spezielle Räume eingeschränkt, da sie überall zu beobachten sind. Vereinbarungen über Ordnung, Dauer und Ort werden jeweils ad hoc getroffen oder entwickeln sich im Rahmen der jeweiligen Dolmetschhandlung. Die Rekrutierung erfolgt durch unilateralen Auftrag, bilaterale oder eigeninitiative Mobilisierung. Der örtliche Radius ist zunächst eng, als im vertrauten Radius des eigenen Büros, der eigenen Schule, Kirche etc. gearbeitet wird. Ebenso ist der Kreis der zu bedolmetschenden Personen klein und bekannt, als diese aus dem nahen, meist beruflichen Umfeld stammen. Die Grenze zwischen beruflicher und privater Sphäre wird in Fällen der Freundschaft mit Arbeitskolleg*innen aufgehoben und kann sich auf das nähere Umfeld der gehörlosen Person ausweiten. Die Dolmetscher*innen handeln individuell, unbefangen und kreativ. Es gibt keine Vorbilder, die kopiert oder kritisiert werden können, möglicherweise werden sie (noch) nicht wahrgenommen. Der Reflexionsgrad ist gering, es gibt kaum Austausch und es entwickeln sich noch keine typischen Praktiken und Diskurse. Das Problem des Nicht-Verstehen-Könnens wird ad hoc wahrgenommen und nicht als Leitproblem. Die Tätigkeit ist Arbeit und Spiel, beruflich und privat und hat fluide, aber auch stabilisierende Momente. Grenzziehungsarbeit spielt noch keine nennenswerte Rolle. Die zunehmende Habitualisierung und damit einhergehende erste Institutionalisierungstendenzen werden in Kapitel 7.4 behandelt. Das nächste Kapitel befasst sich mit den ersten Dolmetscheinsätzen der Codas.

7.3.2 Dolmetschen als Teil von mir[7]

Hörende Kinder stellen für ihre gehörlosen Eltern die gleichsam natürliche Verbindung zu der mit Argwohn betrachteten hörenden Welt dar. Lane, Hoffmeister und Bahan (1996: 171) bezeichnen sie infolgedessen als »critical link to the alien hearing culture, a source of information for making decisions, and a spokesperson for the family«, Oya Ataman (2008: 249) geht sogar soweit, sie aufgrund ihres Gehörsinns, der den Eltern nicht zur Verfügung steht, als »organic extension of another person« zu charakterisieren.

7 Die Überschrift entstammt folgender Aussage aus einem Interview: »Also das ist ein Stück weit Teil von mir.«

Wie in Kapitel 7.2.1.1 ausgeführt wurde, stellen die gehörlosen Kernfamilien ebenso wie die erweiterte Familie der Gehörlosengemeinschaft zentrale emotionale Referenzpunkte der befragten Codas dar. Das Leben in dieser Kultur der Verbundenheit und Lebendigkeit wird vor allem als Bereicherung erinnert. Die ÖGS wird – ungeachtet, ob sie in der Familie verwendet wurde oder aufgrund eingeprägter negativer Bewertungen tabuisiert war – nicht nur rein pragmatisch als funktionierender Kommunikationskanal der Familie und der Gehörlosengemeinschaft beschrieben, sondern ist mit subjektiven ästhetischen und affektiven Empfindungen belegt. Die multiplen Zugehörigkeiten zur gehörlosen und hörenden Welt gestalten sich durch konfligierende Konstruktionen der jeweilig anderen Welt durch Erwachsene zwar insofern kompliziert, als sie in Rückzug ebenso wie in Stolz münden können, sind jedoch nicht von einem »drama of belonging« (Preston 1995b: 1466) begleitet. Darüber schätzen sich die Befragten glücklich, zumal sie Codas kennen, die bis heute ihren Platz in der Gesellschaft nicht gefunden haben und mit ihren Identitäten hadern.

Dolmetschtätigkeiten der hörenden Kinder sind in allen Familien die Regel, in den eigenen, aber auch in den Familien gehörloser Bekannter oder Verwandter. Dies deckt sich mit den Ergebnissen Prestons (1996) und Napiers (2021). Doch ebenso wie sich die Kommunikationsstile der Familien unterscheiden, so unterschiedlich ist der Umgang mit den Kinder-Dolmetscher*innen und so divergierend die Rekonstruktionen dieser Tätigkeiten in Kindheit und Jugend. Ebenso wie die Befragten, die erst als Erwachsene mit Gehörlosen und Gebärdensprache in Kontakt kamen, erinnern sich auch die befragten Codas an ihre ersten Einsätze nicht oder nur schematisch. Was sie allerdings in Erinnerung behielten, ist, bereits in sehr jungen Jahren zu dolmetschen begonnen zu haben. Lediglich jene befragte Person, die hartnäckig dafür kämpfen musste, ÖGS verwenden zu dürfen, schildert ein konkretes Erlebnis, das für sie den Eintritt in das Dolmetschleben markiert: Als bei einem Vereinsausflug in einen Weinkeller der Führer zu sprechen ausholte, ergriff sie die Initiative und machte ihn darauf aufmerksam, dass die Gehörlosen seinen Ausführungen nicht folgen könnten. Nach einer kurzen Besprechung mit dem gehörlosen Vater, in der sie ihn bat, den Vortrag für die Gehörlosen gebärden zu dürfen, setzte sie dieser auf seine Schultern. Sie versuchte die Weinführung »halt sinngemäß […] zu deuten«, was sich als schwieriger herausstellte, als sie vermutet hatte. Da sie nicht alles verstand, fasste sie zusammen, ließ einiges aus und fragte hin und wieder nach Vokabeln, wenn sie den Mut dazu aufbrachte.

Das Spektrum der Realisierungsformen der habitualisierten Translationstätigkeit war in der Kindheit und Jugend der Befragten breit. Die Kinder wurden darum gebeten, von zu Hause aus telefonisch Termine zu vereinbaren, am Telefon zu dolmetschen oder selbstständig Auskünfte einzuholen sowie Schriftstücke zu verfassen oder zu korrigieren. Sie wurden zu Hause als Dolmetscher*innen eingesetzt, wenn unerwartet mit hörenden Personen, etwa Versicherungsvertretern, kommu-

niziert werden musste. Sie begleiteten ihre Eltern, wenn »Dinge zu regeln waren«, was von Behördengängen über Bankgeschäfte bis zu Elterngesprächen reichte. Die Eltern schickten die Kinder gelegentlich auch alleine los, um Aufträge außer Haus zu erledigen. Ebenso erwähnt werden translatorische Tätigkeiten im Verein. Dazu zählen eigeninitiativ vorbereitete Übersetzungen z.B. von Weihnachtsliedern und deren feierliche Präsentationen auf der Bühne, Dolmetschtätigkeiten bei Ausflügen ebenso wie das Dolmetschen in formelleren Situationen anlässlich von Feiern sowohl auf der Bühne als auch bei Gesprächen mit Gemeindepolitiker*innen oder Beamt*innen. Und schließlich wurden sie als Jugendliche bisweilen gebeten, Verwandte oder Bekannte als Dolmetscher*innen zu begleiten. Sherwood (1987: 14) spricht in diesem Zusammenhang, wie bereits erwähnt, von der sukzessiven Herausbildung eines Systems des »interpreter borrowing«, wenn Codas zunächst für primäre Dolmetschtätigkeiten innerhalb der Familie eingesetzt und in späterer Folge im Rahmen sekundärer translatorischer Tätigkeiten an befreundete Familien »verborgt« werden (siehe Kapitel 6.2). Die habitualisierten Translationstätigkeiten werden von den Befragten dadurch abgegrenzt, als sie als »privat« gekennzeichnet und als »kleine Aufgaben«, »kleine Sachen« oder »Gefälligkeiten« verniedlicht werden, die man als Kind oder Jugendliche*r eben erledigt, wenn sie von den Eltern eingefordert werden. Dolmetschtätigkeiten für gehörlose Verwandte und Bekannte werden als »Freundschaftsdienst« ausgewiesen, das Dolmetschen im Rahmen formellerer Situationen im Verein wird als Beginn »richtiger Dolmetscharbeiten« kategorisiert (vgl. dazu auch Napier 2021: 277).

Die translatorischen Tätigkeiten wurden zwar ad hoc vergeben, indem man jeweils gebeten wurde, »da und dort« anzurufen, »weil man das so schön kann«, oder mitzugehen, um »dem Herrn das und das und das zu sagen«, sie wiesen aber bestimmte Konventionen auf und entwickelten dadurch bereits früher stabilisierende Tendenzen als dies bei jenen der Fall war, die im Berufsleben mit dem Dolmetschen begannen.

Dies betrifft konstantere Beziehungsmuster, die sich durch die Auswahl der Dolmetsch-Kinder ergab. Während in einigen Familien die Dolmetschtätigkeiten unter mehreren Kindern aufgeteilt wurden bzw. diese die Aufteilung der Aufgaben, als sie etwas älter waren, untereinander aushandelten, war in anderen Familien trotz mehrerer Geschwister jeweils einem Kind die Rolle des designierten Dolmetschers bzw. der designierten Dolmetscherin zugewiesen worden. In einem Fall wird dieser Umstand damit begründet, dass die drei Geschwister jeweils einer erwachsenen Person in der Familie, der Mutter, dem Vater und der Großmutter zugeordnet waren. Als »Papa-Kind« war das Mädchen angehalten, den Vater, der in der Familie die externen Geschäfte führte, zu unterstützen, während das »Mama-Kind« und das »Oma-Kind« nicht mit Dolmetschaufgaben betraut wurden. In einer anderen Familie bestand der Grund darin, dass nur ein Mädchen die Gebärdensprache beherrschte, während sich die anderen Kinder dem Sprechgebot gebeugt hatten und mit den El-

tern ausschließlich auf Deutsch kommunizierten. In beiden Familien waren die Gebärdensprachkenntnisse der anderen Kinder rudimentär bis nicht vorhanden. Die Befragten erinnern sich, beide Konstellationen auch in anderen gehörlosen Familien beobachtet zu haben. Die bisherige Forschung zeigt, dass die Wahl häufig auf Mädchen und Erstgeborene fällt, was auch im Fall der Befragten zutrifft (vgl. Preston 1996; Moroe/de Andrade 2018; Napier 2021). Ebenso kannte man Familien, in denen sich hörende Großeltern zu Familiendolmetscher*innen erklärten, was zwar einerseits als nützliche Unterstützung der Familie und Entlastung der Kinder empfunden, andererseits jedoch auch als höchst problematisch beurteilt wird, da, wenn Dolmetschtätigkeit mit Entscheidungskompetenz gleichgesetzt wird, die Eltern ihr Leben ohne Möglichkeit der Selbstbestimmung in Abhängigkeit verbringen müssen.

Dolmetschen war »gang und gäbe« und wird als kollektiver »Teil des Familienlebens« ebenso wie als individueller »Teil von mir« wahrgenommen. Es war einerseits familiäre Selbstverständlichkeit, andererseits erfuhren die Befragten im Erwachsenenalter, dass diese habitualisierte Praxis der an die Kinder übertragenen Verantwortung den Eltern nicht immer leicht fiel. Dies mag unterschiedliche Gründe gehabt haben, wird vermutet, möglicherweise war es Scham, möglicherweise auch die moralische Befangenheit, ihre Kinder nicht allzu extensiv für ihre Belange arbeiten zu lassen. Wenn es Eltern gelang, neben den Kinder-Dolmetscher*innen auch andere Möglichkeiten der Kommunikation mit der hörenden Welt aufzutun, wird dies als »gutes Zusammenspiel« bezeichnet. Manchmal versuchten sich die Eltern alleine durchzuschlagen, einige konnten gut Deutsch und hatten eine verständliche Aussprache, oder sie baten die Kinder, gewisse Dinge vorab am Telefon zu klären, um dann selbstständig die jeweiligen Termine außer Haus wahrzunehmen. In einer der Familien waren »die Eltern […] unbewusst richtig unterwegs«, zu Arztbesuchen wurden deren Kinder nie herangezogen. Wenn ein Dolmetscher oder eine Dolmetscherin – meist ebenso Codas, die ehrenamtlich oder für eine kleine Aufwandsentschädigung Dolmetschdienste für den Verein versahen – greifbar war, wurden diese für »wichtige Sachen« herangezogen. Meist war dies aber ohnehin nicht möglich, zudem wurden viele Angelegenheiten als zu privat oder intim empfunden, was wiederum gegen Personen außerhalb des engsten Familienkreises sprach. Die Gehörlosengemeinschaft war klein und man fürchtete Tratsch. Dass die translatorischen Aufgaben der Kinder entgegen ihrer eigenen Wahrnehmung in einem gewissen Rahmen gehalten wurden, um die Kinder nicht allzu sehr zu belasten, soll durch ein Beispiel illustriert werden. So erzählt eine der befragten Personen, dass sie ihrem Vater noch Jahrzehnte nach dessen Tod »Abbitte leisten« müsse, weil ihr als Kind nicht bewusst war, dass er versucht hatte, seine Kinder so gut es ging zu schonen. Bewusst wurde den Geschwistern dies, als er gestorben war und sie in seinen Unterlagen zahllose Briefvorlagen fanden, die er gesammelt hatte, um nicht jedes Mal aufs Neue seine Kinder um Hilfe bitten zu müssen.

Auch wenn das Dolmetschen für die Kinder und Jugendlichen zum familiären Alltag gehörte und keine Einzelhandlung darstellte, funktionierte es nicht immer so reibungslos, wie die Eltern es annahmen oder wie man es sich selbst gewünscht hätte. Den Eltern fiel es schwer, zu begreifen, dass ihre Kinder manchmal Verständnisschwierigkeiten hatten. Dies dürfte in der bereits erwähnten Überzeugung Gehörloser, Hören sei mit Verstehen gleichzusetzen, begründet sein. Offenbar konnten die Eltern nicht nachvollziehen, weshalb die translatorischen Tätigkeiten nicht so vonstattengingen, wie es ihrer Vorstellung entsprach und warum sie nicht jene Antworten oder Informationen erhielten, die sie erwartet hatten. Handelte es sich um komplexe Themen bürokratischer oder finanzieller Natur oder unbekannte Fachbereiche, behalfen sich die Kinder mit Auslassungen, Zusammenfassungen, sinngemäßen Übertragungen oder dem Dolmetschen nur jener Aussagen, die sie als wichtig erachteten. Das Produkt löste bisweilen Erstaunen aus, wie eine der befragten Personen anhand einer gebärdensprachlichen Äußerung ihres Vaters exemplifiziert: »KOMISCH, MANN GEREDET-SO-VIEL, DU SO-WENIG.« Auch telefonische Dolmetschdienste konnten zu Missverständnissen führen, wie eine weitere Person schildert. Erhielt man am Telefon nicht die erwünschte Information, nahmen die Eltern an, das jeweilige Kind habe die Frage nicht richtig gestellt. Dass man eine Stelle angerufen haben könnte, die nicht zuständig ist, wurde nicht in Betracht gezogen. Infolgedessen wurde das zweite und gegebenenfalls danach auch das dritte Kind mit derselben Aufgabe betraut, was hin und wieder klappte, weil sich das Kind tatsächlich anders ausdrückte, eine andere Person in der Leitung war oder, was eher der Fall war, der Gesprächspartner oder die Gesprächspartnerin einfach Mitleid hatte.

Der Dolmetschtätigkeit wird grosso modo keine besondere Bedeutung zugeschrieben, sie wird weder als besonders negativ noch als besonders positiv erinnert, sondern als Bestandteil der alltäglichen Lebenswelt beschrieben, der »begrenzt Spaß machte«. Eine der befragten Personen meint, es wäre für sie nicht anderes gewesen, als den Mülleimer hinuntertragen zu müssen – auch das habe ihr nicht immer gefallen. Als belastend werden einzelne Situationen empfunden, in denen sich die Kinder durch die Komplexität des Themas oder der Situation überfordert fühlten. Die größte Belastung empfanden die designierten Familiendolmetscher*innen, denen die gesamte Verantwortung für die außerfamiliäre Kommunikation überantwortet worden war und die Aufgabe nicht mit ihren Geschwistern teilen konnten. Das Dolmetschen übte aber auf die Kinder auch Faszination aus, weil sich durch ihre »Unterstützung« zwei Menschen, die sich nicht verstehen, plötzlich unterhalten konnten. Häufig wurde daher bereits das Funktionieren der Kommunikation als Gratifikation empfunden. Sie freuten sich, wenn die Dolmetschungen klappten, und insbesondere, wenn es ihnen gelungen war, eine herausfordernde Aufgabe zu meistern. Besonders glücklich machte sie die Freude der Eltern über ihre Fähigkeiten und die Anerkennung der vielen Gehörlosen bei

Auftritten im Verein, sie freuten sich über Schokolade und andere kleine Geschenke und genossen den Stolz der Eltern:

> Als ich vierzehn war, hat es ein Telefon gegeben bei uns. Da gab's von jedem ein Foto. Der Papa hat jeden einzelnen von uns fotografiert. [Name 1] mit Telefon. [Name 2] mit Telefon, [Name 3] mit Telefon. Das hat er unbedingt fotografieren müssen, weil er total stolz drauf war.

Einen Kernaspekt des Familiendolmetschens stellt somit die Reziprozität dar, d.h. der Tausch von Gaben, die materieller, aber vor allem emotionaler Natur waren. Manchmal konnten die Kinder richtiggehend Spaß am Dolmetschen entwickeln, sie verspürten »diesen Kick«, genossen es, alle Blicke auf sich zu ziehen, im Mittelpunkt zu stehen und Beifall in Form von Aufmerksamkeit, Bewunderung und Lob zu erhalten. Napier (2021) weist anhand einiger Beispiele darauf hin, dass Dolmetsch-Kinder durch das Medieninteresse heute auch von hörender Seite Aufmerksamkeit erhalten und durch internationale Medienpräsenz eine exotisierende Rolle zugeschrieben bekommen.

Abschließend lässt sich festhalten, dass bei der Kulturform des Familiendolmetschens habitualisierte und organisierte, reziproke und normative Momente in unterschiedlichem Maße ineinandergreifen. Translatorische Tätigkeiten in der Familie sind meist habitualisierte Alltagshandlungen, die nicht besonders markiert sind, sie können in Form von designierten Familiendolmetscher*innen und Leihdolmetschen in der sozialen Nahwelt in organsierterer Form auftreten und nehmen im Verein mitunter die Form autonom organisierter Arbeit an. Das Dolmetschen für die Eltern ist einerseits von Gefühlen der Liebe, also innerfamiliärer Reziprozität, und andererseits durch Bande der Obligation geprägt. Zwar dominiert in der Kultur der Verbundenheit die Reziprozität, doch scheint sich in Familien, in denen die Tätigkeit durch die Einrichtung designierter Dolmetscher*innen organisiertere Züge aufweist, das Dolmetschen als Pflichtübung eingeprägt zu haben. Auch Napier (2021: 290) spricht in ihrer rezenten Studie von einer komplexen Verwobenheit von Familienverantwortung und Kooperationswillen. Neben diesen extrinsischen und relationalen Momenten, die das Verhalten steuern, ist schließlich auch ein intrinsisches, performatives Moment zu verzeichnen, nämlich die Selbstinszenierung als Dolmetscher*in, bei der die Präsentation der eigenen Kunstfertigkeit und der Genuss ungeteilter Aufmerksamkeit im Zentrum stehen. Der Großteil der Einsätze ist allerdings unilateral beauftragt, eigeninitiative Mobilisierung findet seltener statt und die kooperative Form der bilateralen Mobilisierung ist bei Kindern nicht zu beobachten. Abschließend sei nochmals darauf hingewiesen, dass es sich um Erinnerungen an Dolmetschtätigkeiten handelt, die Jahrzehnte zurückliegen. Aktuelle Studien zu dolmetschenden hörenden und gehörlosen Kindern gehörloser Eltern, die auch auf Generationenunterschiede, den Einfluss neuer Technologien und die

Tatsache, dass heute professionelle Dolmetscher*innen zur Verfügung stehen, eingeht, finden sich bei Napier (2021).

Doch wie wird das Phänomen der habitualisierten Translation von den handelnden Akteur*innen, den Codas ebenso wie jenen, die als Erwachsene zu dolmetschen begannen, bezeichnet? Welche Möglichkeiten stehen ihnen aus heutiger Perspektive mental und sprachlich zur Verfügung, um die Tätigkeiten einzuordnen und zu benennen? Bilden sie in der Erinnerung eine gedankliche Einheit der Erfahrungswelt? Und erhalten sie rückblickend im Vergleich zu anderen Formen der Translation eine distinktive Identität?

7.3.3 Die Praxis des Sozusagen-Dolmetschens

In den Schilderungen ihrer frühen Dolmetschtätigkeit fällt bei allen Befragten diskursive *boundary work* auf. Dies äußert sich zum einen durch Unsicherheiten bezüglich der Kategorisierung einzelner Tätigkeiten bzw. Techniken als dem »Dolmetschen« zugehörig, zum anderen dadurch, dass sie die Tätigkeit aus dem Blickwinkel ihrer heutigen normativen Rolle im Sinne Goffmans (1961/2013: 85) (und möglicherweise auch in Anbetracht des Hintergrundes der Interviewerin) direkt oder metadiskursiv hinsichtlich ihrer Prototypikalität als Randphänomen und hinsichtlich ihres evolutionären Charakters als unausgereift darstellen. Dies ist insofern aufschlussreich, als keine Frage darauf abzielte, die habitualisierte Dolmetschtätigkeit zu bewerten. Die pragmatische, wohlwollende und manchmal mit Ironie unterlegte Distanzierung von der eigenen historischen Praxis äußert sich in Formulierungsproblemen und kann auf Diskursebene u.a. an depräzisierenden Heckenausdrücken, prosodischen Gesprächselementen wie Zögern – etwa ungefüllte Pausen und Verzögerungspartikeln – sowie Selbstkorrekturen, z.B. in Form von Paraphrasen, festgemacht werden.

Schwierigkeiten bei der Klassifizierung bestimmter kommunikativer Handlungen als translatorisch haben vor allem Codas. Dies kann u.a. damit begründet werden, dass die Palette der kommunikativen Unterstützungsformen für ihre Eltern und das nähere Umfeld sehr breit war. Zu den schwer zu kategorisierenden Tätigkeiten zählt z.B. das Verfassen von Briefen vorgegebener Inhalte, »also diese Schrift-/, Schriftsachen, ja, Schriftdolmetschungen, -übersetzungen (.), diese Übersetzungen.« Ebenso Probleme bereitet der Komplex der translatorischen Tätigkeiten am Telefon, zu denen das Einholen von Auskünften und das Vereinbaren von Terminen zählen. Es wird als »diese telefonischen Aufgaben, äh, genau, diese telefonischen Aufgaben« bezeichnet und nicht als Telefondolmetschen kategorisiert. Auch translatorische Botengänge werden nicht zur Translation gezählt. Diese stellen keine unmittelbar vermittelte Kommunikation dar, könnten aber in einer breiten Definition als verzögerte und dislozierte konsekutive Translation bezeichnet werden, bei der die beiden primären Gesprächspartner*innen sowohl zeitlich

als auch räumlich voneinander separiert sind. Eine befragte Person subsumiert sie unter dem unspezifischen Überbegriff »so Sachen«:

> Da waren viel so Sachen. Da haben wir eine neue Wohnung bekommen und mussten uns [bei der Gemeinde] neu anmelden. Ich hab alleine hingehen müssen. Und dann hat mich der Bürgermeister gefragt, warum der Papa nicht selbst kommt. Dann habe ich gesagt: »Ja weil mein Vater taubstumm ist.« Das hat früher so geheißen. »Ja, aber dann kann er ja keine neue Wohnung bekommen.« Und ich war als Kind dann so/: »Ja warum nicht, wir haben ja schon eine Wohnung, warum kriegen wir jetzt keine Wohnung?« Das sind so Sachen.

Auch jene Personen, die erst als Erwachsene in Kontakt mit der Gehörlosengemeinschaft gekommen waren, haben, wenn auch seltener, mit der Kategorisierung gewisser translatorischer Tätigkeiten Schwierigkeiten. Im folgenden Exzerpt schildert eine befragte Person ihren ersten Dolmetscheinsatz im Bekanntenkreis, der insofern aus der Perspektive ihrer heutigen Tätigkeit ungewöhnlich ist, als es sich nicht um Gebärdensprachdolmetschen handelte, sondern um die Technik des Lormens:

> [Ich] habe dort für einen Taubblinden gedolmetscht, damals schon, also gedolmetscht, das war eigentlich Lormen, ja es war Dolmetschen, weil die Tagung war in Englisch, und ich habe praktisch in Deutsch gelormt […].

Diese Aussage deutet darauf hin, dass diese Person das Lormen – eine Kommunikationsform für schriftsprachkompetente Taubblinde, bei der die einzelnen Buchstaben des Alphabets in Form von Punkten und Linien in die Handinnenfläche gezeichnet oder durch Zusammendrücken der Finger angezeigt werden (vgl. Pfau 2012: 524) – nicht eindeutig als Dolmetschen zu klassifizieren vermag. Da es sich beim Dolmetschen mithilfe des Lorm-Alphabets um intralinguale Translation handelt, weckt die eingangs getroffene Zuordnung kurz Zweifel. Erst die Tatsache, dass die Person damals aus dem Englischen ins Deutsche lormte, überzeugt sie schließlich davon, dass es sich um Dolmetschen gehandelt haben muss. Die Ausschnitte aus den Interviews legen nahe, dass die Befragten im Laufe ihrer professionellen Sozialisierung ein normativeres Verständnis von Translation entwickelt haben, das es ihnen nicht (mehr) erlaubt, bestimmte Handlungen darunter zu subsumieren, die sie im Rahmen der habitualisierten Translationstätigkeit als Kinder oder Erwachsene ausführten.

Abgesehen von Schwierigkeiten mit der Klassifizierung und Bezeichnung dieser aus heutiger Sicht untypischen Realisierungsformen fällt des Weiteren auf, dass die Befragten ihre habitualisierten Dolmetschtätigkeiten nur eingeschränkt der Kategorie »richtiges Dolmetschen« zuordnen, zum einen, weil sie bestimmte Merkmale nicht erfüllen, zum anderen, weil sie aufgrund ihres Entwicklungsstandes den Status, die Bezeichnung tragen zu dürfen, noch nicht erreicht haben (vgl. dazu auch

Napier 2021). Dies wird allerdings explizit nur an wenigen Stellen ausgeführt. Das erste Zitat bezieht sich auf Dolmetschtätigkeiten in der Familie, das zweite, das aus einem anderen Interview stammt, auf Ad-hoc-Einsätze im Rahmen einer anderen beruflichen Tätigkeit:

> Und ich habe sehr früh mit dem Papa mitgehen müssen, dem Herrn das sagen oder dem das sagen [...]. Das kann man zwar nicht Dolmetschen nennen, ich bin aber eben sehr viel mit meinen Eltern mitgegangen zum Übersetzen.
> Ich hab schon, im [Betrieb] hab ich schon/. Wobei ich auch nicht sag, dass das Dolmetschen war.

Die kategoriale Trennung zwischen dem habitualisierten Dolmetschen in der Familie bzw. der beruflichen Ursprungssphäre und dem »richtigen Dolmetschen« wird in einem anderen Interview deutlich, in dem eine Person eine Episode von ihrem ersten Einsatz als Dolmetscher*in bei einer internationalen Konferenz schildert:

> Ich glaub, dass das auch ganz ein wichtiger Meilenstein war. Und ich hab dann [...] sogar meiner Mutter einen Tag bezahlt, das war der Donnerstag, weil da ist es um Coda-Themen gegangen, und da hab ich sogar selbst gedolmetscht in einem Bereich, und da hat sie mich das erste Mal gesehen [...]. Nicht als Kind, sondern als [Dolmetscher*in], wirklich auf der Bühne und so.

Meist sind die Äußerungen jedoch nicht explizit, in der Regel wird eine Einschränkung durch Vagheitsmodifikatoren bzw. Heckenausdrücke vorgenommen. So habe man damals »sozusagen«, »quasi« und »unter Anführungszeichen« gedolmetscht, man wusste »irgendwie, was Dolmetschen ist, aber nicht unbedingt, was professionelles Dolmetschen bedeutet«. Durch die häufige Verwendung dieser metasprachlichen Adverbien drücken die Befragten aus, dass der angesprochene Sachverhalt der Kategorie »Dolmetschen« nur teilweise bzw. nur graduell entspricht. Dieses wird im Gegensatz dazu als »richtiges« und »wirkliches« Dolmetschen und noch expliziter als »richtige« und »wirkliche« »Arbeit« bzw. »Dolmetscharbeit« bezeichnet.

Die habitualisierten Translationstätigkeiten haben dementsprechend bestimmte Merkmale, die auf das konventionelle, typische Dolmetschen nicht zutreffen. Es sind auf sozialer Ebene »persönliche Geschichten«, »Freundschaftsdienste« oder »Gefälligkeiten«. Aufgrund dessen ist diese Tätigkeit oft kooperativ und von Reziprozität gekennzeichnet. Es ist ein »Geben und Nehmen«, ein Tausch, und zwar sowohl in der konkreten Situation, in der nachgefragt und Bedeutung somit ko-konstruiert wird, als auch auf einer übergeordneten Ebene, dadurch dass gehörlose Bekannte das Wissen über Gebärdensprache und Gehörlosenkultur weitergeben und somit als »Studienobjekte« für die persönliche sprachliche Weiterentwicklung dienen. In Bezug auf die Qualität ist die Toleranzschwelle hoch, perfekte Leistungen werden weder verlangt, noch können sie geboten werden, man dolmetschte »halt so gut wie möglich«. Zwischen den Gehörlosen und ih-

ren Dolmetscher*innen herrscht ein Naheverhältnis, meist ist der Raum, in dem agiert wird, limitiert und das Themenspektrum eingeschränkt. Sofern extern gedolmetscht wird und die Thematik und die Umgebung fremd sind, kann man sich immerhin der emotionalen Verbundenheit und dem Wohlwollen der gehörlosen Person gewiss sein. Doch auch dieser Schutz ist insofern trügerisch, als er nicht vor Unsicherheiten, Selbstzweifeln und Scham bewahrt:

> Mir war es irrsinnig schnell unangenehm, wenn das nicht vollständig war, wenn da etwas gefehlt hat, ohne zu wissen, dass das Dolmetschen ist oder dass das ein Teil des Dolmetschens ist.

Dass die eigene translatorische Tätigkeit die Zugehörigkeit zur Kategorie des »richtigen Dolmetschens« sukzessive erhält, die Mitgliedschaft also gradueller Ausprägung ist, sei abschließend anhand des Zusammenschnitts eines längeren Abschnitts aus einem Interview illustriert, in dem die Entwicklungsstufen a) Dolmetschen als Kind, b) Dolmetschen als Jugendliche*r im Verein, c) erste externe Einsätze und d) quasi-professionelles Dolmetschen herauszulesen sind:

> [Anfangs] waren das so Gefälligkeiten, [und im Verein] begannen dann die sogenannten richtigen Dolmetscherarbeiten, sag ich jetzt einmal […]. Das waren so Vereinsdolmetschungen, das war ganz normales Vokabular: »Herzlich Willkommen, ich freue mich, dass so viele da sind, jetzt ist wieder Muttertag, heuer ist wieder Weihnachten […], dann machen wir ein Preisschnapsen […]«, also diese Gratulationen, diese Honneurs und dann das Nichts und dann wieder die Verabschiedung. […] [D]ann im Zuge der weiteren Arbeit, der richtigen Arbeit, da kommen dann Aufträge von irgendwelchen Vorträgen […], wo du dir denkst, […] diese Vokabel kann ich nicht, wie gebärde ich das jetzt? […] [Z]um professionellen Dolmetschen, auch aber wieder noch immer unter Anführungszeichen, aber zum Beruf jetzt einmal quasi kam ich [Jahreszahl].

Was an dieser Erzählung auffällt, ist der wiederholte Einsatz von Heckenausdrücken und die graduelle Kontrastierung zum »richtigen« Dolmetschen über alle Phasen. Auch ist die berufliche Sozialisierung mit der vierten Phase noch nicht abgeschlossen. Die ersten Aufträge außerhalb von Familie und Verein stellen zwar hinsichtlich ihrer Fachlichkeit, Öffentlichkeit und formellen Beauftragung eine Veränderung und Weiterentwicklung dar, sie sind allerdings noch nicht als berufliche Tätigkeit zu kategorisieren. Und selbst mit dem Ereignis, das für die Person die Zäsur des Eintritts in das Berufsleben markiert, kann die Tätigkeit noch nicht als professionell bezeichnet werden. Es sind noch weitere Stufen zu nehmen. Dass die graduelle Kategorisierung der habitualisierten Translation in einem Spektrum von »laienhaft« bis »professionell« sprachlich schwerfällt, wird auch in folgendem Zitat deutlich:

> Aber quasi semi-professionell oder nicht. Aber professionell war ich, so laienhaft und gleichzeitig ein bisschen Geld verdient, das hab ich eigentlich nicht. Also, ich hab nie Geld gekriegt, eigentlich. Und ich hab schon öfters gedolmetscht. So ab 18, 19, 20 immer wieder mal.

In der Terminologie von Harris (2017; siehe Kapitel 2.2), der in Überarbeitung seiner ursprünglichen Konzeption unter Einbezug der Überlegungen Tourys (1995) eine kontinuierliche sprachliche, translatorische und soziale Entwicklung vom »natural translator« zum »native translator beginner« über den »native translator advanced« bis zum »expert translator« vorschlägt, wobei »advanced natives« ebenso wie »experts« dem Übersetzen oder Dolmetschen »professionell«, d.h. erwerbstätig nachkommen können, würden sich die befragten Codas den ersten drei Kategorien zuordnen lassen. Jene Befragten, die ÖGS erst im Erwachsenenalter in Kursen bzw. im direkten Kontakt mit Gehörlosen schrittweise erlernten, wären in Harris' Typologie den »advanced natives« zuzuordnen, da er als Beispiele Literaturübersetzer*innen ohne einschlägige Ausbildung oder bilinguale Studierende, die ehrenamtlich als Translator*innen für NGOs tätig sind, nennt. »Native beginners« hingegen seien mehrsprachige Schulkinder. Problematisch ist die Anwendung dieser Typologie hier zunächst insofern, als auch Nicht-Codas berichten, bereits sehr früh und mit lediglich rudimentären ÖGS-Kenntnissen für Bekannte gedolmetscht zu haben. Diese Personen als »advanced natives« zu bezeichnen, wäre irreführend. In dieser Phase müssten sie den »native beginners« zugeordnet werden, eine Kategorie, die bei Harris bilingualen Kindern vorbehalten ist. Zudem erscheint der Ausdruck »native« im Zusammenhang mit jenen, die ÖGS nicht als Kinder erwarben, grundsätzlich problematisch, als er falsche Konnotationen weckt.

Dies soll nicht bedeuten, dass Harris' Typologie grundsätzlich untauglich oder obsolet ist, sie stellt jedoch im Rahmen der vorliegenden Untersuchung kein hilfreiches Werkzeug dar, da sie die Gegebenheiten nicht zufriedenstellend abzubilden vermag. Dies zeigt, dass die Segmentierung der sozialen Welt kein simples Unterfangen ist und von der jeweiligen Perspektive abhängt. Zum einen benötigen wir Kategorien, um die soziale Welt zu verstehen und über sie zu sprechen, zum anderen müssen durch mentales Isolieren und Dekontextualisieren diskontinuierliche Kategorien aus der lebensweltlichen Kontinuität herausgebrochen werden, die u.U. nicht alle Phänomene adäquat erfassen können (vgl. dazu Kapitel 4.2). Daher wird in der vorliegenden Arbeit habitualisierte Translation zwar als Prozess verstanden, der in erwerbsmäßiger Berufsausübung münden kann, vom Versuch der Bestimmung und Benennung konkreter evolutionärer Schritte wird jedoch Abstand genommen. Allerdings stellen natürliche, vor-professionelle, nicht-professionelle, semi-professionelle, laienhafte u.ä. Tätigkeiten wichtige Praxiskategorien dar, die die Befragten für sich oder andere in unterschiedlichen Phasen ihrer individuellen und kollektiven Verberuflichungsprozesse als diskursive Etiketten und Mittel der Selbstidenti-

fizierung ebenso wie der Abgrenzung von anderen aus unterschiedlichen Motiven ins Treffen führen. Während sie bei der Rekonstruktion der eigenen Historie die Form einer graduellen Klassifikation einnehmen, die nicht auf Ausschluss, sondern auf Entwicklung hinweist, erhalten sie im Zuge des Professionalisierungsvorhaben vermehrt eine kategoriale, hierarchische Ordnung in Form der sich ausschließenden Kategorien »professionell« und »nicht-professionell«, aus der sich, wie in Kapitel 9.5.2.1 ausgeführt wird, dauerhafte Ungleichheitsstrukturen ergeben.

7.4 In Transition – Ankünder von Arbeit und Beruf

Wie die vorangehenden Ausführungen gezeigt haben, praktizieren die befragten Dolmetscher*innen *boundary* work, um ihre habitualisierten Dolmetschtätigkeiten vom »richtigen« Dolmetschen abzugrenzen. Im den folgenden zwei Abschnitten wird ein Blick auf die Merkmale geworfen, die in den Erzählungen eine Transition hin zu Arbeit und Beruf anzeigen.

7.4.1 Eindrücke von Veränderung

Nachdem die Befragten die habitualisierte Kulturform des Dolmetschens als Phase eines Prozesses verstehen, stellt sich die Frage, wodurch sich die Wahrnehmung der Dolmetschtätigkeit sukzessive veränderte. In den Interviews wurden die Befragten bewusst nicht explizit nach Einflussfaktoren befragt, sie sollten lediglich erzählen, wie sich ihre Dolmetschtätigkeit im Laufe der Zeit gestaltete. Aus den Schilderungen lassen sich folgende Merkmale extrahieren.

Die ersten beiden Merkmale sind temporal und beziehen sich auf die Häufigkeit und Regelmäßigkeit der Tätigkeit. Eine Person erzählt, sie wurde aufgrund ihrer Gebärdensprachkenntnisse an ihrer Arbeitsstelle mit der Zeit zum »Mädchen für alles«. Mit voranschreitender Habitualisierung werden die Handlungen durch Wiederholung gewohnter, stabilisierende Tendenzen nehmen zu, und es entwickeln sich konstantere Handlungs- und Beziehungsmuster, die nicht mehr als Ad-hoc-Tätigkeiten, sondern als regelmäßige Aufgaben wahrgenommen werden. Während dieser Prozess bei den meisten kontinuierlich verläuft, stellt er bei anderen durch formale Einrichtung einen abrupten Wandel dar, so z.B., wenn ein*e Lehrer*in an einer Schule zunächst sporadisch und ohne Vereinbarung bei Bedarf mehr oder weniger heimlich »gerufen« und schließlich »offiziell« zum*zur »Schuldolmetscher[*in]« erklärt wird.

Häufigkeit und Regelmäßigkeit zeichnet auch das Dolmetschen als Freundschaftsdienst für eine einzelne gehörlose Person in (Aus-)Bildungszusammenhängen aus, berichtet eine andere befragte Person. In diesem neuen, fremden Setting der Bildung war man mit neuen Herausforderungen konfrontiert, denen man

kreativ begegnen musste. Durch andere statt der gewohnten Räume – in diesem Fall öffentliche Ausbildungsstätten statt organisationseigene Besprechungsräume – weitet sich der soziale Handlungsradius aus und die Affektivitätsfähigkeit der Tätigkeit steigt. Mit der Erweiterung des Aktionsradius ist auch eine erhöhte Sichtbarkeit des Dolmetschens in der Öffentlichkeit verbunden, die Tätigkeit löst Reaktionen von Personen aus, die außerhalb der eigenen sozialen Welten verortet sind und zuvor nie mit Gebärdensprachdolmetschen konfrontiert waren.

Auch die Veränderung des Dolmetschmodus stellt ein Merkmal dar, das einen Wandel der Tätigkeit aufzeigt. Anstatt des gewohnten dialogischen Dolmetschens von Gesprächen erfordern neue Settings die simultane Übertragung langer, komplexer, monologischer Texte in die ÖGS. Die Dolmetscher*innen sind gezwungen, Routinen zu abstrahieren, zu überdenken, zu übertragen oder zu variieren, zu verfeinern und neue Bewältigungsstrategien zu entwickeln. In den Schilderungen werden diese Einsätze zwar u.a. durch den höheren Grad der Formalisierung als »sehr aufregend« und »anstrengend« beschrieben, sie beinhalten aber nach wie vor spielerische und informelle Elemente und werden insofern als »gemischtes Feld« bezeichnet. So war es in dieser Phase auch in der Öffentlichkeit durchaus Usus, sich während einer Dolmetschung, »über irgendetwas Privates [zu] unterhalten [...], weil es [der Inhalt des Vortrages] uns grad nicht gefreut hat.« Die Trennung von Beruflichem und Privatem »war nicht so streng«, wurde jedoch im Verlauf des Professionalisierungsprojektes zu einem Gebot: »Das dürftest du ja heute gar nicht mehr laut sagen.«

Ein weiteres Entwicklungsmerkmal stellt die Erweiterung der Dolmetschtätigkeit auf einen größeren Personenkreis von Gehörlosen dar, die man weniger gut oder gar nicht kannte. Fremde Räume und fremde Personen lösten sowohl bei Codas in ihrer Jugend als auch bei den anderen Befragten nun häufiger Gefühle von Unsicherheit und Angst aus, insbesondere, wenn Menschen sich so verhielten, als wäre man eine »richtige Dolmetscherin«. Im schlimmsten Fall geriet man in Situationen, die man nicht bewältigen konnte. Dies resultierte in Überforderung und vermochte heftige Schamgefühle auszulösen, etwa wenn man Gehörlose oder Hörende nicht verstand, eine Dolmetschung inhaltlich misslang und man den eigenen und fremden Ansprüchen nicht genügte. Im besten Fall meisterte man eine als viel zu schwierig empfundene Aufgabe, was oft von überschwänglicher Freude und großem Stolz begleitet war.

Diese späte Phase der habitualisierten Translation geht in eine Phase der Transition über. Diese äußert sich, neben einer Zunahme der bereits besprochenen Merkmale, in einer zunehmenden Freude an der Tätigkeit und einer gleichzeitig wachsenden Unsicherheit über die eigene Position und deren soziale Konsequenzen. Einerseits möchte man nicht als »richtige Dolmetscherin« wahrgenommen werden, um sich vor Kritik oder Sanktionen zu schützen, andererseits ist man gekränkt, wenn man geringschätzig als »liebes Fräulein« angesprochen wird, das »dem ar-

men Gehörlosen«, der sich zuvor allein zurechtfinden musste, nun helfend zur Seite steht. Ein erstaunlich explizites Beispiel für das Rollendilemma in dieser transitorischen Phase liefert eine befragte Person, die ihren ersten Einsatz bei Gericht mit einem »Begleitschreiben« ihres Arbeitgebers antrat, in dem ihr attestiert wurde, kein*e richtige*r Dolmetscher*in zu sein.

Das Dolmetschen wird aufgrund dieser Veränderungen von den Akteur*innen zunehmend als Arbeit wahrgenommen. So schildert eine der befragten Personen ihren ersten »offiziellen« Auftrag wie folgt:

> Das war für zwei Tage, und da habe ich das erste Mal mitgekriegt, wie interessant das ist. Aber da hab ich auch verstanden, dass das eigentlich eine Arbeit ist. Eben wirklich Arbeit bedeutet.

Bezahlung gab es i.d.R. jedoch keine: »Es war Arbeit, aber kein Beruf.« Die meisten waren in ihren ursprünglichen Berufen tätig, studierten oder versuchten sich mit Jobs über Wasser zu halten: »Ich musste arbeiten, war teilzeitbeschäftigt, weil es gab ja keine Bezahlung.« Die bei manchen stattfindende sukzessive Ablösung der Dolmetschtätigkeit von ihrer ursprünglichen beruflichen Welt auch in Bezug auf die zur Verfügung stehende bzw. eingesetzte Zeit kommt in folgendem Zitat zum Ausdruck:

> Da habe ich schlagartig ganz viel gedolmetscht und musste mir dann Tage frei nehmen für's Dolmetschen, das war ja ein Bildungsauftrag, stundenlang alleine, und es gab ja auch nicht wirklich eine Regel dafür, keiner hat mir gesagt, was und wie.

Diese fortgeschrittene Form der habitualisierten Translation wird zwar als eine Phase der individuellen Transition wahrgenommen, aber als nach wie vor weitgehend regellos beschrieben. Es gibt weder normgebende Instanzen noch Folien, an denen sich die Translator*innen orientieren können. Eine Ausdifferenzierung von Wahrnehmungs-, Denk- und Bewertungsschemata setzt zwar auf individueller Ebene ein, wird aber erst durch Kontakt mit anderen Personen, die ähnliche Erfahrungen aufzuweisen haben, konkreter. Erst durch den Austausch mit anderen wird sich das kontinuierlich erfahrene Handeln des Selbst durch Vergleich, durch Wiedererkennung, aber auch durch Abgrenzung zu einem konkreteren, reproduzierbaren und ausweitbaren Handlungsmodell entwickeln und vorläufig verfestigen, wie in Kapitel 8 ausgeführt wird. Zunächst soll allerdings als letztes zentrales Merkmal der Transitionsphase die sukzessiv einsetzende Bezahlung sowie die Rolle der Medien bei der Sichtbarmachung der Tätigkeit behandelt werden.

7.4.2 Transformation von Gabe in Ware und die Macht der Medien

Dass translatorische Tätigkeiten bereits Generationen vor den befragten Gebärdensprachdolmetscher*innen finanziell vergütet wurden, wurde bereits ausgeführt. Dies betraf allerdings zunächst nur einen eingeschränkten Kreis legitimierter Einzelpersonen und eine klar definierte Sphäre: das Dolmetschen bei Gericht. Die Personen, die im Rahmen der heteronom organisierten Translationstätigkeit als Dolmetscher*innen und Sachverständige für das Gericht fungierten, waren zuerst Taubstummenlehrer und später auch Codas, die aus dem Feld der durch Verbände autonom organisierten Translation von den Gerichten rekrutiert wurden (siehe Kapitel 6.3.1.3). Aus der Perspektive der heteronom organisierten Translation lag der Bedarf für die Dolmetschtätigkeiten nicht bei Gehörlosen, sondern auf Seiten der Gerichte.

Anders gestaltete sich die Situation im Bereich der autonom organisierten Translation, deren Akteur*innen großteils in der »gehörlosen Welt« sozialisiert wurden (siehe Kapitel 6.3.2). Obwohl Gehörlosenvereine und -verbände Codas aufgrund ihrer kulturellen und persönlichen Nähe favorisierten, wurde gezeigt, dass manchmal auch Personen aus anderen sozialen Welten, wie der Schule oder der Kirche, mit diesen Tätigkeiten als zusätzliche Dolmetscher*innen oder »Hilfsdolmetscher*innen« betraut wurden. Durch eine bewusst herbeigeführte Überlappung der Welten versprach sich die Gehörlosengemeinschaft Einblick in die Tätigkeit der »hörenden Welt« und damit ein gewisses Maß an Kontrolle. Aus der Perspektive der Verbände lag der Bedarf der Dolmetschtätigkeiten bei den Gehörlosen, und Codas stellten aufgrund der erwarteten Loyalität zur Community ein verlässliches Mittel dar, die eigene Position adäquat zu vertreten. Über die Form der Bezahlung der Vereinsdolmetscher*innen gibt es nur wenig verlässliche Informationen, da die Archive der Vereine und Verbände nicht in geordneter Form vorliegen und Aufzeichnungen z.T. während des 2. Weltkrieges zerstört wurden (Altenaichinger 1953: 1).

Aus Artikeln der *Österreichischen Gehörlosen-Zeitung*[8] und aus den Interviews mit Personen, die in den 1980er Jahren als Angestellte in den Vereinen in die Fußstapfen ihrer Vorgängerinnen traten, kann geschlossen werden, dass es sich um eine zeitintensive und fordernde Arbeit handelte, bei der die Grenze zwischen der Sphäre der Arbeit und jener des Privaten verschwamm. Die Art und Weise der Beschäftigung dürfte sich von Bundesland zu Bundesland unterschieden haben. Die Dolmetscher*innen waren z.T. bei den Vereinen als Fürsorgerinnen und/oder Sekretärinnen angestellt, andere erhielten trotz zahlreicher Einsätze lediglich »Aufwandsentschädigungen«. Andere wiederum wurden aufgrund ihrer beschränkten Zeit-

8 Wie weiter oben erwähnt, wurden die Jahrgänge 1947–1976 nach Artikeln über das Dolmetschen durchsucht.

ressourcen nur bei Gericht eingesetzt und für »wichtige Besprechungen« und »Jubiläumsfeste« rekrutiert, wobei letztere Tätigkeiten einmal ehrenamtlich durchgeführt, ein andermal bezahlt wurden. Bei informellen Einsätzen, wie z.B. Ausflügen oder Führungen, wurde manchmal ein Hut herumgereicht. Daraus kann geschlossen werden, dass es sich bei der autonom organisierten Translationstätigkeit in der Generation vor den Befragten um eine Mischform aus bezahlter Arbeit, sozialem Engagement und Verantwortung gegenüber Familie und Gemeinschaft gehandelt hat. Zieht man die Typologie der Arbeitsorganisation von Taylor (2004; siehe Kapitel 2.2) heran, zeigt sich die große Bandbreite, die fast alle Felder der öffentlich-formellen, öffentlich-informellen und privat-informellen Arbeitsorganisation umfasst (Tabelle 3).

Tab. 3 Arbeitsorganisation und Vergütung habitualisierter und organisierter Translation

VERGÜTUNG		
Formelle bezahlte Arbeit in öffentlichem, privatem und ehrenamtlichem Sektor z.B. angestellte Fürsorgerin; Hilfsdolmetscher*in auf Honorarbasis; Dolmetschen bei Gericht **ÖFFENTLICH/**	**Informelle bezahlte Arbeit** z.B. Obolus bei Ausflügen oder Führungen **ÖFFENTLICH/**	**Haushalt/ Arbeit in Familie** z.B. bezahltes Dolmetschen innerhalb der Familie **PRIVAT/**
FORMELL z.B. unbezahlte Dolmetschtätigkeiten für Vereine **Formelle unbezahlte Arbeit in öffentlichem, privatem und ehrenamtlichem Sektor**	**INFORMELL** z.B. unbezahltes Dolmetschen für Freunde und Bekannte **Informelle unbezahlte Arbeit**	**INFORMELL** z.B. unbezahltes Dolmetschen in der Familie **Haushalt/ Arbeit in Familie**
KEINE VERGÜTUNG		

Lediglich das Feld der bezahlten Arbeit in der Familie kann aus den vorhandenen Daten nicht rekonstruiert werden. Allerdings berichten Codas, für Dolmetschtätigkeiten in der Familie gelegentlich mit Schokolade oder anderen Geschenken belohnt worden zu sein.

Dass die Bezahlung anfangs auch bei angestellten Fürsorgerinnen gering gewesen sein muss, ist einem Artikel der *Österreichischen Gehörlosen-Zeitung* zu entnehmen:

> Zum Schluss wurde noch mitgeteilt, daß wegen der Gnadenpension für unsere Dolmetscherin, Frau H. Bergold, wenig Aussicht besteht. Man scheint für ihre 50jährige Dolmetschertätigkeit recht wenig Verständnis zu besitzen. (Opitz 1955b: 5)

Einem weiteren Artikel ist zu entnehmen, dass Frau Bergold aufgrund von Zeitversäumnis einige Male ihren Arbeitsplatz verlor (F.H. 1953: 2), was darauf hindeutet, dass sie der Dolmetschtätigkeit, die seit 1903 belegt ist, über viele Jahre neben ihrem Beruf nachging. Bergold war seit 1929 geschäftsführende Sekretärin des Vereines WITAF, es ist allerdings nicht anzunehmen, dass sie vollbeschäftigt war. Insofern ist es nachvollziehbar, dass sie anlässlich der Feierlichkeiten zu ihrer Pensionierung neben anderen Präsenten auch zahlreiche Geldgeschenke sowohl von Vereinsobmännern als auch vonseiten der Behörden erhielt (vgl. B.H. 1953: 1).

Von den befragten Dolmetscher*innen wurden fünf Personen im Laufe der 1980er Jahre, vor Einsetzen des gemeinsamen Professionalisierungsprojektes, gerichtlich vereidigt und somit im Rahmen der heteronom organisierten Translation bezahlt. Der Impuls, die Dolmetschtätigkeit durch Ansuchen um Eintragung in die »Dolmetscherliste für die Taubstummensprache« zu institutionalisieren, wurde bei einer Person von der Schule, an der sie tätig war, gesetzt, zwei Personen wurden von ihren Arbeitgeber*innen dazu verpflichtet, als sie ihre Arbeit in einem Gehörlosenverein antraten, und zwei weitere Personen sahen sich aufgrund der steigenden Nachfrage Gehörloser nach Dolmetschdiensten und deren Klagen über bereits beeidete Dolmetscher*innen dazu veranlasst. Das Einsetzen der Bezahlung von Dolmetschtätigkeiten, die nicht bei Gericht oder im Rahmen eines Angestelltenverhältnisses als Zusatzaufgabe durchgeführt wurden, verlief in verschiedenen Settings unterschiedlich, war ungeordnet und oblag oft der eigenen Überzeugungsarbeit. Dies ist insofern nicht verwunderlich, als es keine Zuständigkeiten, wenig Erfahrung und keinerlei Bewusstsein über diese Arbeit gab, zumal Gehörlose als Behinderte wahrgenommen wurden und ÖGS weniger als natürliche Sprache denn als Hilfssystem. Die Gehörlosen selbst hatten bislang für persönliche Zwecke nur selten Dolmetscher*innen zur Verfügung gehabt. So das der Fall war, fiel die Tätigkeit in den Bereich der habitualisierten Translation, manchmal wurde dem Dolmetscher bzw. der Dolmetscherin als Dank ein Obolus zugesteckt. Bestenfalls wurde der Kommunikationsbedarf mit der hörenden Welt im Rahmen der autonom organisierten Translation über die Vereine abgewickelt. Es gab allerdings auch einzelne Dolmetscher*innen, die ihren Lebensstandard durch nebenberufliche Dolmetschtätigkeiten aufzubessern suchten und Gehörlose finanziell unter Druck setzten (siehe dazu Kapitel 8.2).

Der Bedarf an Dolmetscher*innen stieg vonseiten der Hörenden wie der Gehörlosen stetig. Die Befragten berichten, immer häufiger zu Einsätzen bei Ämtern und Behörden, in Krankenhäusern, aber auch in Firmen, in denen Gehörlose arbeiteten, gerufen worden zu sein. Zudem begannen Gehörlose bei Fachveranstaltungen, etwa im pädagogischen Bereich, teilzunehmen und wurden dazu eingeladen, selbst Statements abzugeben, Vorträge zu halten oder bei Diskussionen mitzuwirken. Auch im Bereich der Aus- und Weiterbildung musste zunehmend gedolmetscht werden, nachdem sich eine junge Generation Gehörloser nicht mehr mit den für Gehörlose ehemals vorgesehenen Standardberufen wie Schneider*in oder Tischler*in zufriedengab, sondern individuell über den Ausbildungs- und Berufsweg entscheiden wollte und in diesem Zusammenhang auch höhere Bildung anstrebte (vgl. Burghofer/Braun 1995).

In der Phase der Transition wurde die gleiche Leistung einmal bezahlt, ein andermal gab es dafür kein Honorar, manchmal bestand die Möglichkeit mit Gehörlosenvereinen oder Institutionen zu verhandeln. Auch die Dolmetscher*innen selbst vertraten keine eindeutige Position und hatten keine Vorstellung von einer angemessenen Entlohnung. In gewissen Situationen war es für die Akteur*innen selbstverständlich, im Rahmen ihrer habitualisierten Translationstätigkeit ohne Vergütung zu dolmetschen, in anderen Zusammenhängen sahen sie ihre Arbeit als nicht in gebührlicher Weise entlohnt und manchmal waren sie über ein unerwartetes, nahezu unangemessen hohes Honorar erstaunt. Je institutionalisierter der Rahmen war, in dem gedolmetscht wurde, desto eher wurde eine Vergütung wahrscheinlich. Das betraf wie schon zuvor Gericht und Polizei, später auch Führerscheinprüfungen, psychologische Tests oder Gespräche bei Sozialversicherungsträgern. In einer Grauzone bewegten sich Einsätze in beruflichen Zusammenhängen sowie im Rahmen der Aus- und Weiterbildung Gehörloser. Vertreter*innen des »Invalidenamtes« – das spätere Bundessozialamt (BSB) und heutige Sozialministeriumservice (SoMS) –, das als Verwaltungsbehörde mit Landesstellen in den einzelnen Bundesländern u.a. für Fragen der Behinderteneinstellung zuständig war (siehe Kapitel 9.5.3), sahen sich bei »Betriebsbesuchen« oder »Kündigungsverhandlungen« immer häufiger mit Kommunikationsproblemen konfrontiert und begannen sich an Dolmetscher*innen zu wenden, die sie aus der Gehörlosencommunity kannten. Auch wenn zunächst noch kein gesondertes Budget für diese Kosten vorgesehen war, waren sich einzelne Vertreter*innen der Behörde zunehmend bewusst, dass es sich um Arbeit handelte, die entlohnt werden sollte. So bemühten sich einzelne Landesstellen in dieser Phase des Umbruchs häufig um individuelle Lösungen.

Trotz dieser langsamen, aber merklichen Veränderungen in sozialen Welten, in denen Gehörlosigkeit kein unbekanntes Phänomen darstellte, wurde man bei »privaten« Terminen einzelner Gehörloser von den hörenden Gesprächspartner*innen auch weiterhin als Familienmitglied, Freund*in oder persönliche*r Begleiter*in wahrgenommen. Bei Besuchen von Ämtern, Ärztinnen oder Ärzten, Hausversamm-

lungen u.Ä. konnte davon ausgegangen werden, dass die Arbeit nicht bezahlt wird. Unter jenen Dolmetscher*innen, die sich erste Gedanken darüber machten, diese Tätigkeit in Zukunft beruflich auszuüben, wurde der Wunsch nach materieller Sicherheit immer größer und die Situation immer unbefriedigender, wie folgende Aussagen aus zwei Interviews illustrieren:

> Da habe ich schon so irgendwie so ein Berufsbild im Hinterkopf gehabt, es war aber irrsinnig schwierig, irgendwo angestellt zu werden oder Geld zu lukrieren.

> Wenn ich arbeite, dann muss ich einfach um ein Geld arbeiten, mit dem ich halt auch leben kann. Und dann hab ich gesagt, der Bedarf ist ja da, der Bedarf ist ja da, es muss nur jemand zahlen.

Der Wandel der Wahrnehmung des Gebärdensprachdolmetschens von freiwilliger Unterstützung zu finanziell zu vergütender Leistung ging demnach nur schleppend voran. Eine Zäsur in der gesellschaftlichen Wahrnehmung von Gehörlosigkeit, Gebärdensprache und Dolmetschen erbrachten schließlich Mitte der 1980er Jahre zwei länger- bzw. langfristige Dolmetschaufträge mit großer Breitenwirkung in für Gehörlose damals noch ungewöhnlichen Zusammenhängen: Theater und TV.

Dabei handelte es sich um die Aufführung des Theaterstücks *Gottes vergessene Kinder* von Mark Medoff zunächst in Innsbruck und anschließend in Wien und Graz sowie die Entscheidung des Österreichischen Rundfunks, die *MiniZIB*, eine Nachrichtensendung für Kinder, einmal im Monat in ÖGS dolmetschen zu lassen. Diese Dolmetschungen sind untrennbar mit zwei Personen verbunden, Brigitte Schlechter (später Vozu) und vor allem Brigitta Mikulasek, die durch ihre Öffentlichkeitsarbeit und Sichtbarkeit als ÖGS-Dolmetscherin Bekanntheit erlangte. Für Brigitta Mikulasek begann mit ihrem achtmonatigen aus ihrer Sicht gut bezahlten Einsatz »als Souffleuse und Dolmetscherin für die Gebärde«[9], wie die Bezeichnung in ihrem Vertrag[10] lautete, ihr berufliches »Coming-out«. Nachdem das Stück zunächst 1981 am Düsseldorfer Schauspielhaus mit der gehörlosen Schauspielerin Ingeborg Podehl in der Rolle der Sarah uraufgeführt worden war, tourte es mit derselben Schauspielerin 1983 nach Innsbruck, wo Brigitte Schlechter für die Vorbereitungen engagiert wurde. Insbesondere die Aufführung am Wiener Volkstheater löste eine Beschäftigung mit Gehörlosigkeit, Gehörlosenkultur und Gebärdensprache in der Öffentlich-

---

9 Die Unsicherheit über die Bezeichnung der Tätigkeit zeigt sich auch in den Arbeitsbestätigungen, einmal wird sie als »Gehörlosendolmetsch« (D-Dok 5: 1985), einmal als »Gehörlosendolmetscherin« (D-Dok 6: 1986) bezeichnet.

10 Laut Dienstvertrag sollte sie mit den hörenden Schauspieler*innen, insbesondere dem hörenden Hauptdarsteller, die ÖGS-Texte einstudieren, bei den Proben dolmetschen und während der Aufführungen soufflieren. Zusätzlich dolmetschte sie gegen Honorar Einführungen für Gehörlose, Diskussionen nach dem Stück sowie Interviews mit der gehörlosen Schauspielerin für diverse Medien (D-Dok 1: 1984).

keit aus. Verschiedene Formate wie *ZiB Kultur*, *Wir* oder *Club 2*[11] nahmen das Thema auf, man diskutierte – oft kontrovers, da die Schule sich vehement gegen die Verwendung der ÖGS aussprach und auch die Gehörlosenfunktionär*innen nicht an einem Strang zogen. Brigitta Mikulasek wurde, manchmal auch sekundiert von ihrer Schwester, als Dolmetscherin eingesetzt und berichtet von »diesem schlimmen Club 2«, bei dem sie in der Doppelrolle als Dolmetscherin für Ingeborg Podehl und gleichzeitig »Kind gehörloser Eltern, also Betroffene« auftreten musste, von inhaltlichen Kontroversen, Rollendilemmata und technischen Problemen.

Der Entschluss des ORF, die *MiniZIB*, die von 1985 bis 1997 täglich am Nachmittag ausgestrahlt wurde, in ÖGS dolmetschen zu lassen, verhalf der ÖGS und dem Gebärdensprachdolmetschen zu regelmäßiger Sichtbarkeit. Gleichzeitig war es ein weiterer Schritt, das Dolmetschen als berufliche Tätigkeit und bezahlte Leistung wahrzunehmen. Teletext gab es bereits seit Anfang 1980, im Dezember 1980 wurden Untertitel für Hörgeschädigte über Teletext eingeführt (Müller 1987; Kurz/Mikulasek 2004: 83). Durch den im Zuge dessen entstandenen Kontakt einiger Mitarbeiter*innen des ORF zur Gehörlosengemeinschaft und die Tatsache, dass diese »immer lauter« wurde, startete man den Versuch, die zehnminütige Nachrichtensendung für Kinder jeden ersten Donnerstag im Monat dolmetschen zu lassen. Als Dolmetscherin wurde die dem ORF bereits bekannte Brigitta Mikulasek engagiert. Die Tatsache, dass sie aus technischen Gründen im Studio direkt neben der Sprecherin bzw. dem Sprecher saß und die moderierten Abschnitte der Sendung dolmetschte, hatte nicht zu unterschätzende Auswirkungen auf die Wahrnehmung Gehörloser »als vollwertige Menschen mit einer richtigen Sprache, als jemand, der einfach nur Sprachmittler braucht«, wie Mikulasek ausführt. Gleichzeitig weckte die starke Präsenz der Dolmetscherin auch Unmut bei einigen Präsentator*innen. Die Erzählung über diese ersten Dolmetschungen im Fernsehen zeugt von sprachlichen, translatorischen, technischen und zwischenmenschlichen Problemen. Die Einsätze waren auch in Anbetracht des großen Publikums mit Unsicherheit verbunden, auch wenn die Reaktionen der Gehörlosen als durchwegs positiv geschildert werden. Das Lob und die Wertschätzung der Gehörlosen und den Stolz auf »ihre Dolmetscherin« bringt sie weniger mit der Qualität ihrer Leistung in Verbindung als damit, dass Gebärdensprache nunmehr einen fixen Platz im öffentlich-rechtlichen Fernsehen hatte und ihre Präsenz am Bildschirm die Anliegen der Gehörlosen zu unterstützen imstande war.

11 »Endlose Stille – die Welt der Gehörlosen«, Gastgeber Adolf Holl, Ausstrahlung am 27.11.1984. Mit: Ingeborg Podehl, Schauspielerin; Trude Dimmel, Generalsekretärin des *Österreichischen Gehörlosenbundes*; Andreas Ceska, Pantomime; Brigitta Mikulasek, Gehörlosendolmetscherin; Gottfried Ringli, Gehörlosenpädagoge; Heinz Gruber, Unterrichtsministerium (D-Dok 2: 1984; D-Dok 3: 1984). Zum Ablauf der Sendung *Wir* siehe D-Dok 4: 1984.

Beide Einsätze – das Theaterstück ebenso wie die *MiniZIB* – trugen wesentlich zu einem erwachenden Interesse an Gebärdensprache und Gehörlosigkeit bei und zogen weitere öffentliche Einsätze in den Medien nach sich. Brigitta Mikulasek wurde »fernsehberühmt« und Vorbild für nachfolgende Generationen von Dolmetscher*innen, wie die Gespräche mit ihren Kolleg*innen zeigen. Eine noch größere Auswirkung auf die Sichtbarkeit und den Status des Gebärdensprachdolmetschens hatte schließlich ab 1996 das Format *Wochenschau*, zumal die sonntags um 13.05 Uhr auf ORF 2 und 3sat ausgestrahlte Sendung an ein erwachsenes Publikum gerichtet war. Sie bot einen zusammengefassten Rückblick über politische, wirtschaftliche, kulturelle, sportliche und gesellschaftliche Ereignisse der jeweilig vergangenen Woche und wurde ab 1996 dreizehn Jahre lang einmal im Monat mit ÖGS-Dolmetschung ausgestrahlt. Bei der *Wochenschau*, die am Tag vor der jeweiligen Ausstrahlung aufgezeichnet wurde, saß die Moderatorin bzw. der Moderator vorne rechts im Bild, während die Dolmetscherin – Brigitte Vozu war zusätzlich engagiert worden – links davon stehend und etwas im Hintergrund positioniert war (vgl. Prillwitz 2000: 244; Kurz/Mikulasek 2004).[12]

Neben den in Kapitel 7.4.1 besprochenen Merkmalen war es demnach auch der einsetzenden Bezahlung und vor allem der Medienpräsenz geschuldet, dass die habitualisierte wie die organisierte Praxis des Gebärdensprachdolmetschens Veränderungen erfuhr. Lag in Kapitel 7 der Schwerpunkt auf der Rekonstruktion von Mustern in Bezug auf die individuelle Herkunft und Sozialisation der Akteur*innen, richtet sich der Blick nun auf die ersten Begegnungen und die Entwicklung kollektiver Perspektiven.

12 Ab 21. Jänner 1985 wurde die *Zeit im Bild 1* um 19.30 Uhr täglich live untertitelt (ORF 2011), seit 5. Juli 2004 werden tägliche Live-Dolmetschungen der *ZIB 1* in ÖGS ausgestrahlt (vgl. Dotter et al. 2019).

8. Erste Begegnungen: Wer sind wir?

So individuell die Befragten die Wege empfinden, die sie isoliert voneinander zu unterschiedlichen Zeiten in verschiedenen Regionen einschlugen, so deutlich wird in allen Erzählungen ein Erleben von Wandel und das Einsetzen einer bewussten Auseinandersetzung mit dem Dolmetschen durch die Begegnung mit Menschen, die sich in ähnlichen Situationen befanden. Waren die ersten Begegnungen zufällig und resultierten aufgrund empfundener Nähe zunächst in Bekanntschaften oder Freundschaften, so entwickelten sich in sämtlichen sozialen Zusammenhängen aus losen Affinitäten kompaktere Agglomerationen, die sich bestimmten, mehr oder weniger deutlich formulierten Zielen verschrieben. Diese internen Verbindungen erhielten schließlich durch Kooperationen deutliche Impulse von außen. Im Zuge dieser Entwicklungen sind sowohl auf individueller Ebene als auch später zwischen den Akteur*innen verschiedene Formen von *boundary work* auszumachen.

8.1 Erste Kontakte und Gefühle von *groupness*

Die ersten koordinierten Treffen einiger weniger Gebärdensprachdolmetscher*innen und Sozialarbeiter*innen für Gehörlose fanden, wie in Kapitel 8.3 noch ausgeführt wird, Ende der 1980er, Anfang der 1990er Jahre statt. Doch bereits davor, parallel dazu und danach kam es in verschiedenen Bundesländern in unterschiedlichen beruflichen Zusammenhängen zu Begegnungen von Menschen, die meist habitualisiert, aber auch organisiert für Gehörlose dolmetschten. Im Folgenden sollen vier dieser ersten Zusammentreffen und ihre Bedeutung für die Befragten exemplarisch und ohne Berücksichtigung chronologischer Abfolgen in den Blick genommen werden, da die Akteur*innen aus unterschiedlichen Generationen stammen. Ziel ist es, zu eruieren, welche Voraussetzungen zu diesen Begegnungen führten, welchen Bedürfnissen sie dienten, welche Ziele sie verfolgten und ob bzw. wie sie sich auf das Verständnis von Translation auswirkten.

Eine der frühesten Begegnungen, die die Entwicklung eines Gefühls von *groupness* im Sinne Brubakers und Coopers (2000) begünstigen sollte und sich in der Folge auf die Entstehung eines beruflichen Bewusstseins auswirkte, war jene zwischen

den in Kapitel 7.4.2 erwähnten Dolmetscher*innen des Stückes *Gottes vergessene Kinder*, das Mitte der 1980er Jahre zuerst in Innsbruck und anschließend in Wien aufgeführt wurde. Als das Stück in Wien übernommen worden war, wurde die in Wien rekrutierte Dolmetscherin für die gehörlose Hauptdarstellerin von ihren Auftraggeber*innen nach Tirol entsandt, um von ihrer Kollegin in das Stück und die anfallenden u.a. translatorischen Tätigkeiten eingeführt zu werden. Da die beiden Codas zuvor, abgesehen von den im jeweiligen Verein bekannten sogenannten Fürsorgerinnen (siehe Kapitel 6.3.2 und 8.2), weder regional noch überregional Kontakt zu anderen Dolmetscher*innen hatten, wird diese Begegnung von beiden retrospektiv als Markstein empfunden und als entscheidend für ihr Selbstverständnis als Coda, ihre Einstellung zum Dolmetschen und ihre zukünftige berufliche Entwicklung beschrieben. Die Begegnung war für beide so essenziell und das Bedürfnis nach Austausch so groß, dass sie den Aufenthalt spontan verlängerten. Sie tauschten sich über ihre Erlebnisse als Kinder in gehörlosen Familien aus, sprachen über ihre Arbeit mit Gehörlosen, entdeckten Merkmale der ÖGS, ihrer Struktur und ihrer dialektalen Variation, die ihnen zuvor nicht bewusst waren und entwickelten – ohne Kenntnis wissenschaftlicher Forschung – ein Transkriptionssystem, das sie als Arbeitsgrundlage benötigten.[1] Auch wenn zu Beginn ihre persönlichen Erlebnisse als Codas im Vordergrund standen und erst in zweiter Linie das Dolmetschen, hielten sie nicht nur den privaten, sondern vor allem auch den beruflichen Kontakt aufrecht und tauschten sich über Jahre hinweg regelmäßig telefonisch aus. »Von da an ging es eigentlich bergauf«, resümiert eine der beiden.

Auch die Gehörlosenschule war eine der sozialen Welten, in der sich Kontakte zwischen Personen ergaben, die im Rahmen ihrer Berufsausübung auch dolmetschten. So bildete sich in einer Landeshauptstadt Anfang der 1990er Jahre eine »kleine Peergroup« von Kindergärtner*innen, Erzieher*innen und Lehrer*innen, die sich, frustriert von ihren Erfahrungen mit den Methoden der Hörgeschädigtenpädagogik, gemeinsam für den Einsatz der ÖGS in der Schule einzusetzen begannen. Sie lernten ÖGS von gehörlosen Kolleg*innen, besuchten Gebärdensprachkurse in Vereinen und an der Universität, knüpften dort Kontakte mit Personen, die sich ihnen anschlossen, und suchten den Austausch mit Gehörlosenorganisationen sowie mit Vertreter*innen von Gehörlosenschulen in Österreich, die sich trotz massiver

---

1 Die Forschung stammte Mitte der 1980er Jahre weitgehend aus dem US-amerikanischen Raum. Im Jahre 1982 wurde das *Forschungszentrum für Gebärdensprache* in Basel von Penny Boyes Braem gegründet (vgl. Forschungszentrum für Gebärdensprache o.J.), 1990 publizierte sie die *Einführung in die Gebärdensprache und ihre Erforschung*. 1981 wurde die *Forschungsstelle Deutsche Gebärdensprache* am Germanistischen Seminar der Universität Hamburg von Siegmund Prillwitz gegründet, die 1987 zum *Zentrum für Deutsche Gebärdensprache und Kommunikation* wurde (Institut für Deutsche Gebärdensprache und Kommunikation Gehörloser o.J.). 1987 wurde die Zeitschrift *Das Zeichen* und 1989 der *Signum Verlag* gegründet (zur Entwicklung der Gebärdensprachforschung vgl. McBurney 2012).

Anfeindungen aus den eigenen Reihen sowie von übergeordneten Entscheidungsträgern ebenso für den bilingualen Unterricht für gehörlose Kinder stark machten. Um sich weiterzubilden, investierten sie privat Zeit und Geld, nahmen an Fachkongressen im In- und Ausland teil und besuchten bilinguale Schulen im Ausland, um Know-how zu erwerben. Auch wenn zunächst ihr pädagogischer Einsatz im Vordergrund stand, engagierte sich »der kleine Kreis der Anfangs-Dolmetscher*innen« zunehmend dafür, dass ihre habitualisierte Translationstätigkeit als Arbeit wahrgenommen und institutionalisiert wird. Den Ausschlag für die Durchsetzung der formalen Beauftragung von Dolmetscher*innen in der Schule gab Mitte der 1990er Jahre die Anstellung eines gehörlosen Lehrers aus dem Ausland, der ein professionelles Vorgehen einforderte. Seine Hartnäckigkeit führte neben den Vorarbeiten der »Anfangs-Dolmetscher*innen«, Gesprächen mit der Schuldirektion, dem regionalen Gehörlosenverband und der zuständigen Behörde schließlich zu einer geregelten Auftragsvergabe.[2] Der Aktivismus der ÖGS-kompetenten Hörenden und der »Deaf power-Bewegung« einiger junger, mit ihnen befreundeter Gehörloser wurde jedoch nicht von allen Gehörlosen positiv aufgenommen. Ältere Gehörlose, die an der Schule arbeiteten, nahmen, vermutlich aus Scham oder Angst negativ aufzufallen, weiterhin keine Dolmetschleistungen in der Schule in Anspruch.

Eine weitere Sphäre, in der Kontakte geknüpft werden konnten, war die der Sozialarbeit. Ende der 1980er Jahre fühlte sich ein*e junge*r Sozialarbeiter*in, der bzw. die eine Anstellung in einem Gehörlosenverein angetreten hatte, alsbald isoliert. Fasziniert von Sprache und Kultur war es das idealistische Ziel dieser Person »kultursensitiv« zu arbeiten, doch stieß sie mit ihrem Ansinnen immer wieder auf Widerstand und alte Gewohnheiten im Umgang mit Gehörlosen. Weil sie »das Riesenthema überforderte« – es schloss u.a. den Auftrag ein, sich noch im Jahr ihrer Anstellung als Gebärdensprachdolmetscher*in vereidigen zu lassen – begab sie sich mithilfe ihres Vorgängers auf die Suche nach weiteren Sozialarbeiter*innen für Gehörlose in Österreich. Auf diese Weise trafen zunächst drei Sozialarbeiter*innen zusammen, tauschten sich über ihre Erfahrungen und Probleme aus und gewannen den Eindruck, noch weitere »Gleichgesinnte« finden zu müssen, um »Frust abzuladen« und in diesem Feld bestehen zu können. Aus diesem kleinen, informellen Kreis entwickelte sich relativ bald eine *Arbeitsgemeinschaft der SozialarbeiterInnen* und schließlich ein Jahr nach dem ersten Treffen die *Arbeitsgemeinschaft der SozialarbeiterInnen und DolmetscherInnen für Gehörlose*, zu der auch Personen aus anderen sozialen Welten stießen (siehe dazu Kapitel 8.3).

Sozialarbeit mit erwachsenen Gehörlosen wurde auch außerhalb der Gehörlosenvereine betrieben. So trafen in einem Sozialprojekt, das in der ersten Hälfte der

2 Beide im Rahmen der vorliegenden Studie befragten Dolmetscher*innen aus dieser Gruppe berichten, ihren ersten bezahlten Auftrag in der Gehörlosenschule absolviert zu haben.

1990er von einem*einer Coda gegründet worden war, um die Lebens- und Arbeitssituation von Gehörlosen durch Kurse und Beratungstätigkeit zu verbessern, junge Personen aufeinander, die ÖGS lernten und zunehmend dazu angehalten wurden, zunächst für das Projektteam, bald aber auch extramural für gehörlose Klient*innen zu dolmetschen. Das interdisziplinäre Team aus hörenden und gehörlosen Sozialarbeiter*innen, Sozialpädagog*innen und Psycholog*innen engagierte sich innerhalb wie außerhalb des Vereines für die Rechte Gehörloser auf Information und (Aus-)Bildung in Gebärdensprache. Zunehmend begannen sich die Teammitglieder auch über das Dolmetschen auszutauschen, einander beim Dolmetschen zu beobachten, unterschiedliche Perspektiven auf und Zugänge zum Dolmetschen zu diskutieren sowie Fragen in Bezug auf die Struktur und Verwendung der ÖGS zu besprechen. Auch für diese Gruppe war der Austausch mit jungen, rebellischen und »charismatischen« Gehörlosen, die zunehmend gegen die marginalisierte Stellung Gehörloser in der Gesellschaft, das Stigma der Behinderung und den Ausschluss der ÖGS aus dem öffentlichen Leben protestierten, wesentlich. Auch waren Kontakte ins Ausland ausschlaggebend dafür, das Bewusstsein über das Dolmetschen als Arbeit und Beruf zu schärfen. So berichten zwei der Befragten vom Vortrag eines gehörlosen Kollegen über 12 Dolmetschregeln, die dieser aus Skandinavien importiert hatte und als »Rüstzeug« für die Zukunft weitergab. Diese lauteten:

> 1. Verantwortung muss der Gehörlose übernehmen, 2. Keine Bevormundung oder Beeinflussung des Gehörlosen, 3. Direktes Dolmetschen, 4. Dolmetscher muss Berufsregeln einhalten, 5. Bedürfnisse des Gehörlosen sind am Wichtigsten [sic!], 6. Gehörloser bestimmt, wo die Personen stehen/sitzen, 7. Augenkontakt, 8. Neutralität, 9. Kleider und Benehmen müssen zur Situation passen, 10. Schweigepflicht, 11. Kommunikationsmethode bestimmt der Gehörlose, 12. Inhalt des Gespräches muss genau gedolmetscht werden. (D-Dok 69: o.J.)

Wie die vier Beispiele zeigen, waren für die befragten Dolmetscher*innen die ersten Kontakte mit anderen Menschen aus ihrem näheren beruflichen Umfeld nicht nur wichtig, um sich über die Tätigkeit, die ihnen unverhofft zugefallen war, informell auszutauschen. Sie waren vielmehr Auslöser und zentraler Angelpunkt einer neuen Form der reflektierten Beschäftigung mit dem Dolmetschen. Auch für Codas, denen das Dolmetschen seit ihrer Kindheit eine vertraute Aufgabe war, stellten Begegnungen mit Personen, in denen sie sich wiedererkannten, nicht nur eine persönliche Bereicherung im Sinne einer geteilten Erfahrung dar, sondern auch eine willkommene Plattform für die Diskussion dolmetsch- und sprachspezifischer Fragen. Erst durch das Gespräch und das gegenseitige Beobachten konnten sie im Laufe der Zeit zunächst in kleinen, engagierten, informellen Gruppen ein geteiltes Bewusstsein darüber entwickeln, was Gebärdensprachdolmetschen ist bzw. sein könnte.

Drei Merkmale kennzeichnen diese ersten Kontakte: 1. Die Themen waren in allen Gruppen vielfältig, das Dolmetschen war eng mit anderen Themen verwoben

und stellte zunächst, neben der Lebenserfahrung als Coda, dem Einsatz für die Rechte Gehörloser und dem beruflichen Engagement nur ein untergeordnetes Problem dar. 2. Die Ausbildung neuer Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsmuster wurde in einigen Fällen von jungen, aktivistischen Gehörlosen beeinflusst. Und 3. zeugen die Schilderungen von starken reziproken Gefühlen der Sympathie und Verbundenheit, die darauf hindeuten, dass es sich nicht um reine Arbeitsbeziehungen handelte, sondern Beziehungen, die in der Schnittfläche zwischen Beruflichem und Privatem zu verorten sind. Die Prozesse der Identifizierung mit den anderen als gleich, ähnlich oder verwandt nahmen in engagierten Räumen, in denen Grenzziehungsarbeit noch nicht geboten schien, ihren Lauf. Im Vordergrund stand das Bedürfnis nach Ausbildung einer *groupness*, die im Sinne Brubakers und Coopers (2000: 20f.) als Zusammenspiel relationaler Verbundenheit (»connectedness«) und Zusammengehörigkeitsgefühl (»a feeling of belonging together«) und in geringerem Ausmaß kategorialer Gemeinsamkeit (»commonality«) interpretiert werden kann. Die kategoriale Gemeinsamkeit ist in den meisten Fällen noch diffus und instabil und durch multiple Rollen als Coda-plus-Dolmetscher*in, Lehrer*in/Erzieher*in-plus-Dolmetscher*in oder Sozialarbeiter*in-plus-Dolmetscher*in geprägt. Gemeinsam ist allen informellen Gruppen ein emotional und affektiv geladenes Verständnis von *groupness* und weniger sachlich-pragmatische Zusammengehörigkeit. Im Zentrum stehen geteiltes Engagement und das gemeinsame Setzen von Aktivitäten für die Verbesserung der Lebenssituation Gehörloser und gegen die Diskriminierung von Gehörlosigkeit und Gebärdensprache in der Gesellschaft. Trotz dieser noch wenig ausgeprägten kategorialen Gemeinsamkeit, setzt, wie im Folgenden ausgeführt wird, Abgrenzungsarbeit gegenüber anderen bereits relativ früh ein, bei einigen Befragten bereits in der Kindheit.

8.2 Von Fürsorgerinnen und Kofferträgern

Ebenso wie viele der Befragten ihr eigenes habitualisiertes Dolmetschen erst im Zuge gemeinsamer Gespräche und gegenseitiger Beobachtungen schrittweise als gesonderte Handlungen aus ihrem Arbeitsalltag oder Privatleben herauslösen, nehmen sie auch Dolmetschhandlungen anderer nicht oder kaum wahr. Auch in den Interviews erinnern sie sich zunächst nicht oder nur dunkel, wie zahlreiche Aussagen unterstreichen:

> Ich hatte gar keine Gelegenheit gehabt, Dolmetscher*innen wahrzunehmen.

> [E]s gab keine Leistung dafür, für diese Sachen, das haben nur die Kinder gemacht. Also, das gab's nicht, dass man sagt, du, ich beauftrage jetzt einen Dolmetscher, das gab's nicht.

> Also ich habe sehr wenig gesehen, wirklich wenig. Also das, was ich wahrgenommen habe, ist, dass viele Gehörlose gesagt haben, dass sie eigentlich keine Dolmetscher*innen haben.
>
> Bis auf [Name]. Aber sonst hat man nichts wahrgenommen, außer das im direkten Umfeld.
>
> Mich [hat] das Dolmetschen lange gar nicht interessiert […]. Ich habe Dolmetschen als notwendiges Übel erlebt.
>
> Ich habe Dolmetscher überhaupt nicht gesehen. Ich habe den Namen Frau [Name] dann irgendwie gehört vom Herrn [Name].
>
> Also, die Frau [Name] hat man immer wieder gesehen irgendwo. Daran kann ich mich erinnern. […] Aber das erste Mal gesehen hab ich Dolmetschen beim Kongress »Hörende Augen«.
>
> Und dann natürlich, also wirklich viele Dolmetschungen habe ich erst beim Weltkongress gesehen. Also davor minimal, wirklich minimal.
>
> Stimmt eigentlich. Ist mir auch nicht so bewusst gewesen. Wenn du das so fragst, dann stimmt das ziemlich genau, weil da [bei einem Kongress im Ausland] waren natürlich einige wirkliche Profis dabei.
>
> [A]ber ich habe definitiv in diesem Bereich niemals vorher Dolmetscher*innen gesehen.
>
> Ich habe am Anfang ja wirklich geglaubt, ich bin alleine.

Im Laufe der Gespräche wissen alle Befragten dann doch von Dolmetscherinnen und Dolmetschern zu erzählen, denen sie, sei es als Kinder und Jugendliche im Verband der Familie oder der Gehörlosengemeinschaft, sei es in ihrer beruflichen Umgebung, begegnet sind. Diese Episoden sind von Gefühlen der Verwunderung und des Unverständnisses, aber auch des Missfallens und der Ablehnung begleitet, seltener von Respekt und Anerkennung und manchmal – über die damaligen Gegebenheiten, das fehlende Wissen und die eingeschränkten Möglichkeiten reflektierend – von Nachsicht oder auch Mitleid. Deutlich wird in den Erzählungen eine scharfe Abgrenzung von diesen Akteur*innen. Diese vollzieht sich z.T. aus der Perspektive der heute professionell im Berufsleben stehenden Dolmetscher*innen, vor allem aber in Form von Rekonstruktionen tlw. weit zurückliegender Begebenheiten, die eine Palette von Gefühlen in Erinnerung rufen, aber auch neu stimulieren. Die im

Zuge der Erzählungen rekonstruierte und gleichzeitig aufs Neue vollzogene Grenzziehungsarbeit umfasst vor allem das Setzen moralischer und kultureller Grenzen. Moralische Grenzen beziehen sich, wie in Kapitel 4.3.2 ausgeführt, auf Charaktereigenschaften der Akteur*innen und umfassen Qualitäten wie z.B. Ehrlichkeit, Respekt, Integrität, Fairness, Empathie, Rücksichtnahme auf andere u.Ä. Kulturelle Grenzen werden auf Grundlage von Bildung, Wissen, Kompetenz, Verhalten und Erscheinungsbild, aber auch in Bezug auf Zeit (Freizeit vs. Arbeitszeit) oder Räume (private vs. öffentliche Räume) gezogen. Weniger stark eingesetzt werden sozioökonomische Grenzen, die auf Bewertungen der sozialen Position der Akteur*innen betreffend Wohlstand, Macht oder Erfolg im Beruf basieren (vgl. Lamont 1992: 4).

Aus den Daten lassen sich klar und deutlich zwei Prototypen von Dolmetscher*innen rekonstruieren. Die beiden Prototypen, die im Folgenden mit den aus den Interviews entliehenen Metaphern *Fürsorgerin* und *Kofferträger* etikettiert werden, waren im Rahmen der autonom wie heteronom organisierten Translation tätig. Die Episoden beinhalten sowohl persönliche Beobachtungen als auch Erzählungen aus zweiter Hand – von Eltern oder anderen Gehörlosen –, seltener wird von gemeinsamen Dolmetschtätigkeiten berichtet. In sämtlichen Fällen waren die Personen gerichtlich beeidet, die Beeidigung umfasste jedoch nicht nur die Befugnis, bei Gericht zu dolmetschen. In Ermangelung anderer Zertifizierungsformen wurde die Beeidigung vonseiten der Verbände ebenso wie der Dolmetscher*innen als eine Art Generalberechtigung auf alle anderen Settings übertragen, für hörende Auftraggeber*innen stellte sie bei der Auswahl ein Qualitätskriterium dar und für die Dolmetscher*innen war sie auch ein Statussymbol.

In die Gruppe der Fürsorgerinnen fallen jene Frauen, die im Rahmen der von Gehörlosenvereinen autonom organisierten Translation entweder angestellt waren oder auf Honorarbasis und/oder ehrenamtlich tätig waren. Als Codas waren sie Teil der Gemeinschaft, sie verstanden die Sprache und kannten die Kultur (zur Bevorzugung von Codas durch die Vereine siehe Kapitel 6.3.2). Vermutlich wurde ihnen als Frauen auch eine gewisse geschlechtstypische Fürsorglichkeit zugeschrieben, was sie für die transkulturelle Sorgearbeit prädestinierte. Die Beschreibungen dieser Frauen in den Interviews sind ambivalent und beinhalten positive wie negative Bewertungen. Einig ist man sich, dass sich diese Frauen, auch wenn sie formal im Auftrag von Vereinen oder einzelnen Gehörlosen handelten, zu sehr mächtigen Figuren in der Gemeinschaft heranwuchsen. Bezeichnungen wie »legendäre Person« verdeutlichen ihre einflussreiche Stellung in der Gehörlosengemeinschaft. Sie wurden ob ihrer jahrzehntelangen, aufopferungsvollen Arbeit für die Gemeinschaft von den Gehörlosen bis ins hohe Alter »bewundert«, die Gehörlosen hatten eine »hohe Meinung« von ihnen und »schwärmten« selbst nach deren Tod von ihrem Einsatz für das Wohl Gehörloser. Eine der befragten Personen erinnert sich an Fotos der Fürsorgerinnen, die »wie eine Ahnengalerie« an der Wand eines Vereines hingen. Eine der Frauen ging, wie berichtet wird, als »Mutter der Gehörlosen« in die Geschichte ein

und fungierte als Namenspatronin für das im Jahre 1964 fertiggestellte Gehörlosenheim.[3] Die Erzählungen vermitteln ein reziprokes Abhängigkeitsverhältnis, das, an den Schnittflächen zwischen privater und beruflicher Sphäre, zwischen altruistischem Engagement und paternalistischer Anmaßung sowie zwischen Ausgenutztwerden und Selbstausbeutung oszilliert.

Die Fürsorgerinnen waren »sehr engagiert«, haben »sehr viel für die Gehörlosen gemacht« und »Unglaubliches geleistet«. Ohne sie gab es keinen – zumindest keinen gut funktionierenden – Kontakt zur »hörenden Welt«. Dadurch hatten sie nicht nur die Funktion der Überbringerin von Botschaften, sondern vielmehr jene der »Außenministerin« inne. Dass das Verständnis von Dolmetschen die Befugnis einschloss, selbstständig Entscheidungen im Namen der Gehörlosen zu treffen, wird von den Befragten, wenn nicht immer mit Empörung, so durchwegs mit Ablehnung begegnet. Einige schreiben das den Fürsorgerinnen übertragene Machtpotenzial, auch wenn sie es nicht billigen, damaligen Konventionen zu,

> weil die Gehörlosen ja den Untergrund gewohnt waren und seit hundert Jahren einen hörenden Läufer brauchten. Einen, den sie ausnutzen können, der für sie in die hörende Gemeinschaft läuft und Dinge erledigt.

Dies führte zu einer Art »blindem Vertrauen« gegenüber den Frauen um den Preis des Verzichts auf Selbstbestimmung:

> Meine Dolmetscherin, die wird's schon richten. Also, ich glaube, man hat schon sehr viel Selbstbestimmung aufgegeben. Wobei ich glaube, dass das Wort Selbstbestimmung sicher damals noch einen anderen Stellenwert gehabt hat als heute.

Die Fürsorgerinnen hatten sich im Laufe ihrer Tätigkeit ein Netz an guten Kontakten zu Behörden aufgebaut, agierten offen parteilich und setzten sich unerschrocken für Gehörlose ein. Es wird ihnen Entschlossenheit und geringes Obrigkeitsdenken nachgesagt, sie kritisierten Arbeitgeber von Gehörlosen ohne Scheu, verhandelten bessere Arbeitsbedingungen oder Löhne aus, suchten Gehörlosen, wenn nötig, lukrativere Jobs und scheuten sich selbst nicht, den Pfarrer in der Kirche zu unterbrechen. Aufgrund guter Kontakte zum Gerichtspräsidenten war eine der Fürsorgerinnen in der Position, ihre eigene Nachfolge zu bestimmen:

> Das war ja nicht so wie heutzutage. Da ist die Frau [Name A] hin zum Präsidenten und hat gesagt, so, das ist jetzt meine Nachfolgerin, weil sie war auch gerichtlich beeidet, dann hat er gesagt: »Gut, dann prüfen wir Sie jetzt. Sie gebärden jetzt etwas und die Frau [Name B] übersetzt das und umgekehrt.« Und dann habe ich meinen Gerichtsausweis gehabt.

---

3 Das Datum wurde einer Festschrift entnommen (Tiroler Landesverband der Gehörlosenvereine 2009).

Während dies als Kuriosum durchgeht und mitunter sogar ein wenig Bewunderung ob der Courage dieser Frauen in den Erzählungen mitschwingt, so schlägt die Verwunderung in deutliches Missfallen um, wenn über mangelnde Verschwiegenheit oder mangelnden Respekt gegenüber Gehörlosen berichtet wird. Diese Erzählungen betreffen meist Fürsorgerinnen, die in Vereinen arbeiteten, denen hörende Obleute vorstanden. Diese nutzten ihre Position zum einen für die Umsetzung visionärer Ideen zur Verbesserung der Lebenssituation Gehörloser, zum anderen zur Kontrolle über ihre Schutzbefohlenen, die bis zur Sachwalterschaft und persönlichen Bereicherung reichte. Den Fürsorgerinnen wird allzu große Loyalität gegenüber, aber auch Abhängigkeit von ihren hörenden Arbeitgeber*innen attestiert, die Loyalität und Treue eher honorierten als erbrachte Leistungen. Die Gehörlosen wurden von diesen Fürsorgerinnen einerseits als »arme Opfer« betrachtet, denen sie allzeit und uneingeschränkt zu helfen hatten, andererseits äußerten sie sich abfällig, bewahrten kein Stillschweigen über Informationen, die sie im Rahmen ihrer Dolmetschtätigkeiten erfahren hatten, und mussten in manchen Fällen ihren Arbeitgeber*innen über die jeweiligen Vorkommnisse und Gesprächsthemen Bericht erstatten.

Diese Haltung Gehörlosen gegenüber empfanden die jungen, engagierten und idealistischen Anfänger*innen als »schrecklich«, »diskriminierend«, »menschenverachtend« und »schockierend«. Ausdrücke wie »Missbrauch«, »Wahnsinn« oder »Katastrophe« unterstreichen die scharfe moralische Grenze, die gegenüber einem bestimmten Verhalten oder bestimmten charakterlichen Dispositionen gezogen wird. Sie werden als grobe Verletzung einer Moral angesehen, deren Ziel es sein sollte, die Interessen der Personen, die vom eigenen Handeln betroffen sind, zu schützen und verantwortungsvoll miteinander umzugehen. In diesem Sinne scheinen der interpersonelle Wert des Vertrauens sowie der Wert des Verständnisses (gegenüber den Handlungspartner*innen) und die Tugenden der Vertrauenswürdigkeit, der Empathie und der Gerechtigkeit für die Befragten ganz oben in der Wertehierarchie zu stehen (vgl. Chesterman 1997, 2001; Hebenstreit 2010; Hebenstreit/Marics 2015; siehe Kapitel 1.3.2). Die ambivalente Haltung der Gesprächspartner*innen den Fürsorgerinnen gegenüber zeigt sich in folgendem Zitat:

> Also, ich will jetzt da nicht immer nur den Eindruck erwecken, dass das alles negativ ist, sondern das war eine andere Zeit, und ich glaube, die haben viel Positives bewirkt, aber gleichzeitig war ohne die nicht viel möglich.

Ein solch reflexives Abwägen ergänzt immer wieder einzelne *atrocity stories* (siehe 4.3.4.2 und 7.2.2.1). Bestimmte charakterliche Dispositionen und inadäquate Handlungen werden kategorisch abgelehnt, allerdings im Kontext des historischen Zusammenhangs interpretiert oder auch positiven Leistungen gegenübergestellt. Da-

bei handelt es sich jedoch weniger um Toleranz oder Akzeptanz denn um höfliche Duldung:

> Ich glaube, sie hat auch gemerkt, obwohl wir ein sehr freundliches Verhältnis hatten, aber sie hat schon gemerkt, dass ich mit dem nichts anfangen kann, dass das andere Welten sind. Wir waren immer sehr höflich und sehr freundlich zueinander, aber der Abstand war schon deutlich.

Als problematisch, jedoch weniger prekär als moralische Verfehlungen, werden die ÖGS- und Dolmetschkompetenzen der Fürsorgerinnen bewertet. Dass ursprünglich LBG und nicht ÖGS die Regel war, wird als Symptom der Zeit beurteilt. Chestermans (1997, 2001) Wert der Klarheit, der dem Dolmetschprodukt beigemessen wird, ist im Falle der Fürsorgerinnen, zumindest in Bezug auf die ÖGS, den o.g. Werten und Tugenden untergeordnet. Weitaus größer ist der Unmut über die Unkenntnis des passenden Registers oder die dialektale Markierung im Deutschen. Dies richtet sich – ebenso wie harsche Kritik an der Unvollständigkeit der Übertragung – weniger an klassische Fürsorgerinnen als an weibliche und männliche Codas, die im Rahmen der autonom organisierten Translation gelegentlich als Dolmetscher*innen tätig waren. Ein als mangelhaft empfundener deutscher Zieltext oder eine auffällig unvollständige Dolmetschung ins Deutsche – die Chestermans viertem Wert der Wahrheit bezogen auf die Relation zwischen Ausgangs- und Zieltext entspricht – werden als weit größerer Schaden empfunden als die Verwendung von LBG. Die Empörung darüber gründet sich im schlechten Eindruck, den Gehörlose durch die unangemessene Sprache der Dolmetscher*innen beim hörenden Publikum hinterlassen.

Wurden Fürsorgerinnen oder Gelegenheitsdolmetscher*innen als ÖGS- und dolmetschkompetent identifiziert, zeigte man sich positiv überrascht, wie im Zusammenhang mit der Entdeckung einer Videoaufnahme aus den späten 1970er Jahren erzählt wird:

> Okay, die konnte Gebärdensprache! Die hat dort wirklich einen Vortrag gedolmetscht und das sah aus wie Dolmetschen. Die ist richtig gestanden, hat sehr viel gebärdet, sehr viel produziert, das war wirklich gut. Sie war damals natürlich schon eine ältere Frau. […] Und da hab' ich mir gedacht: Die konnte wenigstens gebärden. Und das hat das Bild für mich wieder ein bisschen relativiert, weil ich mir gedacht habe, das war eine andere Zeit. […] Aber ich glaube, sie hat intuitiv schon vieles richtig gemacht. Aber um das abzukürzen, wenigstens kann sie sich verständlich machen. Und wenigstens hat sie die Leute verstanden, die gebärdet haben und die sie ins Deutsche dolmetschen musste.

Die Sprachkompetenz, die intuitive Beherrschung der Dolmetschtechnik, die Eleganz und die Präsenz dieser Frau bei Gesprächen ebenso wie auf der Bühne »impo-

nierte« einer anderen befragten Person bereits in ihrer Kindheit. Insofern konnten Fürsorgerinnen auch positiv prägen und als »Vorbild« dienen.

Dominiert wird die Diskussion der Fürsorgerinnen allerdings weder von ihren moralischen Missetaten noch von der mehr oder weniger akzeptablen Sprach- und Dolmetschkompetenz. Im Zentrum steht ihr unermüdlicher Einsatz, dem durchweg mit Verständnislosigkeit begegnet wird. Sie werden als freiwillige Opfer und selbst inszenierte Märtyrerinnen stilisiert, die für die Sache der Gehörlosen auf privates Glück, beruflichen Erfolg, finanzielle Sicherheit oder einfach nur Freizeit verzichteten. Die Fürsorgerinnen standen als »Mädchen für alles« »365 Tage im Jahr«, »rund um die Uhr« zur Verfügung, akzeptierten jeden Arbeitsplatz, ob es die Gaststube, die als Vereinstreffpunkt diente, das Vereinshaus oder ihre Privatwohnung war, in der sie »Tag und Nacht« von Gehörlosen aufgesucht, um Rat gefragt, um einen Anruf ersucht und zu Dolmetscheinsätzen geholt wurden, denn »es gab permanent Dinge zu erledigen«. Ruhepausen wurden keine eingelegt, Zeit für sich selbst war nicht eingeplant, denn »am Sonntag sind die Leute dann zu ihr Kaffee trinken gekommen«.

Dieser Verwischung der Grenzen zwischen Arbeit und Privatem wird einerseits mit Unverständnis, andererseits mit Mitleid begegnet. Auch wenn emotionale Nähe zu Gehörlosen in den Anfängen als große Bereicherung empfunden wurde und viele Befragte nach wie vor enge Freundschaften zu Gehörlosen pflegen bzw. mit diesen familiär verbunden sind, ist der Wunsch nach klaren Grenzen zwischen privater und beruflicher Sphäre durch Gliederung von Zeit und Raum in eindeutige, diskrete Einheiten unmissverständlich. Wie in Kapitel 4.3.4.5 ausgeführt, kann *boundary work* im Zusammenhang mit dem Privaten und Beruflichen mit Nippert-Eng (1996, 2008) als Prozess der Segmentation und Integration verstanden werden, wodurch Zeit und Raum an jeweilige berufliche und private Gegebenheiten angepasst werden können. Segmentation und Integration werden dabei als entgegengesetzte Pole auf einem Kontinuum verstanden. Während extreme Segregation, ein Merkmal des situationalen Selbst, strikte Trennung exerziert und keine Überlappungen oder Ambiguitäten duldet, bedeutet extreme Integration, ein Merkmal des asituationalen oder amorphen Selbst, das Fehlen oder Negieren einer konzeptuellen Grenze und Handeln, das von Zeit und Raum (aber auch von Akteur*innen, Artefakten etc.) unabhängig ist. Während Nippert-Eng (ibid.) unseren Gesellschaften attestiert, keine dieser beiden Extrempositionen zu begünstigen, kann den Fürsorgerinnen, wie sie von den Befragten wahrgenommen werden, eindeutig ein integriertes, asituationales Selbst zugeordnet werden.

Dieses wird von einer Befragten als »verrückt« etikettiert, die Kraft der Frauen wird als »enorm« eingeschätzt und ihre Leistung als »unglaublich« beurteilt. Durch das Ausleben des integrierten, amorphen Selbst drohe allerdings das individuelle Subjekt zu verschwinden:

> Und sie wurde wirklich nie als Person wahrgenommen, sondern immer nur so quasi als Hilfsmittel, das vierundzwanzig Stunden verfügbar ist.

Der vermeintliche Verlust von Individualität und Persönlichkeit wird als bedrohlich empfunden und, je Fürsorgerin und Verein, entweder als freiwillige Aufgabe des Privaten oder als von außen aufgezwungene Fügung in nicht zu ändernde Umstände interpretiert. Dies vermag Mitleid zu wecken, befeuert aber auch das Selbstinteresse, dieses Dilemma aufzulösen und sich beizeiten abzugrenzen, wie folgende Zitate aus zwei Interviews, die sich auf zwei verschiedene Fürsorgerinnen beziehen, veranschaulichen:

> Und dann habe ich gesagt, nein, ich will das nicht, ich will nicht, es war mir einfach zu viel Verantwortung. Und dann habe ich nein gesagt, das will ich nicht […]. Ich habe mich nicht getraut (.), das ist das falsche Wort. Ich wollte nicht wie Frau [Name] 365 Tage im Jahr für alle zur Verfügung stehen.

> Und ich hab eines von ihr gelernt, du musst dich abgrenzen. Das war mir klar. So wie sie möchte ich nicht enden.

Während die erste Gruppe der prototypischen Vorgänger*innen, die weiblichen Fürsorgerinnen, vorwiegend über ihr integriertes, asituationales Selbst definiert wird, das Verwunderung, aber auch Ängste und Mitleid auslöst, und erst in zweiter Linie über moralische Verfehlungen und sprachliche oder translatorische Inkompetenzen, begegnen die Befragten dem zweiten Typus der *Kofferträger* mit unverhohlener Ablehnung und Entrüstung. In den Erzählungen über die männlichen Dolmetscher dominieren *atrocity stories*, die von Unverständnis, Betroffenheit und Wut gekennzeichnet sind. Sie handeln von illegitimen Handlungen, Charakterlosigkeit, eigennützigem Machtstreben und der moralischen Unzulässigkeit, das Leben anderer kontrollieren zu wollen und daraus Kapital zu schlagen. Ihr Agieren wird als »dubios«, »windig« und »ausnützerisch«, als »schlimm« und »katastrophal« etikettiert. Sie werden als Männer gezeichnet, die sich einerseits als »Fürsprecher« und »Helfer« der Gehörlosen gerierten, andererseits jedoch stets auf den eigenen Vorteil bedacht waren. Es sind »die Dolmetscher der alten Schule im negativen Sinne«, »so die Klassiker«, die »Kapazunder«, die »Wichtigtuer«, die »auf wichtig tun«, »sich wichtig gemacht« haben, »federführend« agierten, »am Hebel gesessen« sind und in der Kindheit als »furchteinflößend« erlebt wurden.

Im Vordergrund ihres Interesses stand der eigene Status und damit verbunden der Ausbau von Macht, Einfluss und Prestige sowie die Sicherung materieller Bedürfnisse. Sie investierten in ihre »persönliche Bekanntheit« durch aktives Netzwerken und das Pflegen vorteilhafter Beziehungen, waren »mit diesen ganzen Beamten und Institutionen so verwoben«, standen mit ihnen »auf Du und Du« und »konnten dadurch alle Türen öffnen«. Zu den Selbstdarstellungstechniken zählte nicht nur das

Netzwerken, sondern auch das Zurschaustellen von Symbolen. Diese reichten von der Kleidung und dem Aktenkoffer als Symbol der Seriosität und Geschäftstüchtigkeit über das Tragen eines Hörgerätes als Zeichen der (vermeintlichen) Zugehörigkeit zur Gehörlosengemeinschaft bis zum Zelebrieren des eigenen Renommees durch das Anbringen zahlreicher Fotos von sich mit hochrangigen nationalen und internationalen Vertreter*innen aus Politik und Kirche im regionalen Verein.

Die Kofferträger waren »Checker«, ihr Auftreten wird als assertiv, d.h. aktiv und durchsetzungsbereit beschrieben: »Ich mach das, ich mach das, ich mach das, ich checke das für dich, ich mach das, taktaktak.« Diese Taktik barg das Risiko negativ aufzufallen, was sämtliche dieser Dolmetscher auch taten. Sie mischten sich ungefragt ein, plusterten sich auf und kritisierten ihr Gegenüber ungeachtet dessen Position ohne Zurückhaltung. Auch wenn angenommen wird, dass dieses Verhalten meist ohne grobe negative Folgen für die Gehörlosen blieb, werden auch Erlebnisse geschildert, in denen sie angespannte Situationen durch ihr Verhalten zur Eskalation brachten:

> So ein bisschen diese Macht, wie soll ich sagen? Ich bin wie der Elefant im Porzellanladen und bumm, bumm, bumm, da bin ich jetzt und ich bin eine Institution und wer dagegen ist, muss an mir vorbei.

Eine befragte Person schließt eine ihrer *atrocity stories* mit folgendem Satz: »Und seitdem hat sich dieses Bild bei mir eingeprägt, Dolmetscher mit Aktenkoffer: Achtung, Gefahr!«

Weil sie oft die einzige Wahl waren und kein Weg an ihnen vorbeiführte, standen viele Gehörlose in einem starken Abhängigkeitsverhältnis zu ihnen. Den Gehörlosen blieb also nichts anderes übrig, als sich mit ihnen zu arrangieren, sich unter ihre »Obhut« zu stellen, sich ihrem Machtstreben zu fügen und sich nach Erledigung der Dolmetschtätigkeit nicht nur dankbar, sondern auch mit einem Kuvert oder einem Geschenk erkenntlich zu zeigen. Einer der Kofferträger gründete einen Verein »zur Hilfe der Taubstummen« und ging von Haus zu Haus, um zahlende Mitglieder zu werben. Hatte man sich dazu überreden lassen, erhielt man »drei Dolmetschungen im Jahr, die er dann aber auch verrechnet hat.« Die Kofferträger nutzten die Möglichkeit der Manipulation beim Dolmetschen auch insofern zur persönlichen Bereicherung, als sie Gehörlosen bei Führerscheinprüfungen, psychologischen oder anderen Tests vorsätzlich unter die Arme griffen und die Fragen für sie beantworteten. Das sprach sich herum, wurde Usus und kostete natürlich mehr: »Du hast ihm Schwarzgeld, du hast ihm einen Tausender zugesteckt, Schilling noch, und dann hat er geschaut, dass du durchkommst.« Die Dolmetschung der Prüfung wurde gleichzeitig von der Behörde offiziell vergütet. Auch bei Polizei und Gericht scheute man sich nicht, »die Hand aufzuhalten: ›Jetzt hab ich für die gedolmetscht.‹ Oder: ›Das hab ich für dich gemacht.‹ Oder: ›Der Prozess ist für dich gut ausgegangen. Das kostet soundso viel.‹« Es war allerdings nicht immer nur Geld im Spiel. In einem

Bundesland wurde der lange Zeit einzig verfügbare Dolmetscher schließlich nach vielen Jahren durch eine junge Nachfolgerin ausgetauscht, als aufgefallen war, dass die Erfolgsrate einer bestimmten behördlichen Prüfung bei »hübschen Frauen« um ein Vielfaches höher war als bei gehörlosen Männern.

Als moralisch besonders verwerfliche Verfehlung wird die persönliche finanzielle Bereicherung auf Kosten der Unwissenheit und Gutgläubigkeit Gehörloser empfunden. So war einer der Kofferträger im Versicherungswesen tätig, ein anderer war Bankangestellter, was beide dazu nutzten, Gehörlosen Versicherungen zu verkaufen oder sie zu Geldgeschäften zu überreden, um auf diese Weise Provisionen zu lukrieren. Dass die Geschäfte oft nicht hielten, was sie versprachen, stellte sich oft erst nach vielen Jahren heraus.

Die ÖGS- bzw. Dolmetschkompetenz dieser Männer wird fast durchwegs als unzureichend bezeichnet und reicht bis zur Bewertung, die Gebärdensprache nur in Grundzügen beherrscht zu haben. Vor allem jene Befragten, die diese Dolmetscher selbst erlebt haben, äußern ihren Groll über die mangelnde Qualität, obwohl sie zu der Zeit selbst erst Anfänger*innen waren bzw. noch nicht zu dolmetschen begonnen hatten:

> Und der hat die Gehörlosen überhaupt nicht verstanden. Aber wirklich! Also, man kann nicht einmal von einer Zusammenfassung reden. Also, der hat Bruchteile von dem verstanden, was die zwei gebärdensprachlich geäußert haben. Und ich war damals wirklich entsetzt und hab mir gedacht: Um Gottes willen! Wie schlecht steht es um Österreich? Wie schlecht ist es um uns bestellt? Also ich hab damals wirklich erst in dieser Dramatik begriffen, wie viele schwierige Situationen Familienmitglieder von mir durchlebt haben, wenn sie mit solchen Dolmetschern arbeiten mussten.

Wie sich das Problem, Gehörlose nicht zu verstehen, auf die Performanz im Deutschen auswirkt, wird über einen weiteren Kofferträger berichtet:

> Er ist ja ein rechtes Mannsbild, nicht so ein Schmächtiger. Aber er dolmetscht ins Deutsche mit einer leisen, kaum hörbaren, piepsigen Stimme. Und produziert Bruchstücke, flüstert mehr oder weniger. Oh Gott!

Auffällig ist, dass die Kompetenz der Kofferträger als weitaus schlechter beurteilt wird als jene der Fürsorgerinnen. Dies mag daran liegen, dass die Fürsorgerinnen tatsächlich besser dolmetschten, weil sie mehr Erfahrung hatten und öfter zum Einsatz kamen. Oder man sah über mangelnde Qualität eher hinweg, zumal sich die Fürsorgerinnen für die Gehörlosen aufopferten, während sie von den Kofferträgern gegängelt und übervorteilt wurden. In diesem Zusammenhang sei erwähnt, dass sich auch der *Österreichische Gehörlosenbund* (ÖGLB) Ende der 1980er, Anfang der 1990er Jahre über die mangelnde Kompetenz einiger Dolmetscher*innen beklagte und um Unterstützung ersuchte, dem »miserablen Istzustand« (U-Korr 5: 1990) der

Vergabe von Beeidigungen ein Ende zu setzten. Dass sich die Situation auch in den nächsten Jahren nicht änderte, ist einem Brief derselben Person zu entnehmen, in dem sie sich über »Auswüchse« beklagt, die »die humanen Rechte der Gehörlosen in keiner Weise berücksichtigen« (U-Korr 11: 1993).

Als nach und nach junge Dolmetscher*innen auf den Plan traten, fühlten sich die Kofferträger bedroht und sahen sich gezwungen, ihr Revier zu verteidigen. Sie fürchteten einerseits um ihre Machtposition, andererseits sahen sie ihren Zusatzverdienst schwinden. Die Maßnahmen, die sie ergriffen, waren mitunter drastisch. Sie tauchten immer wieder bei Dolmetschterminen auf, obwohl andere Dolmetscher*innen bestellt worden waren und ließen sich nicht abwimmeln. Auch scheuten sie sich nicht, Kolleg*innen bei Gehörlosen ebenso wie bei Behörden und Gericht zu diffamieren, attestierten ihnen, Gehörlose nicht zu verstehen, ihre Mentalität nicht zu kennen und ohne Berechtigung zu dolmetschen, da sie über keinen Gerichtsausweis verfügten. In einem Fall mündete der Konflikt in einer Verleumdungsklage. Als mit zunehmender Verberuflichung die Felle gänzlich davonzuschwimmen drohten, wurden »Ministerium, Volksanwaltschaft, Pipapo« eingeschaltet, doch die Zeit der Kofferträger neigte sich ihrem Ende zu.

Auch wenn die kulturelle Grenze, wie gezeigt werden konnte, in Zusammenhang mit der Sprach- und Dolmetschkompetenz und dem professionellen Verhalten Gewicht hat, so ist die moralische Grenze, die zu diesen Vorgängern aufgebaut wird, weitaus höher und undurchlässiger: Die Kofferträger verfügen in keiner Weise über die nötigen moralischen Werte und Tugenden, die mit dem Gebärdensprachdolmetschen verbunden werden. Den Fürsorgerinnen wird mit Ambivalenz begegnet, ihr Einsatz wird gewürdigt, ihre uneingeschränkte Verfügbarkeit jedoch als unmenschlich empfunden, und so dient ihr amorphes Selbst vor allem als negative Folie für persönliche Grenzziehungsarbeit in Bezug auf gehörlose Kund*innen. Moralischen Verfehlungen, die sich bei Fürsorgerinnen in Form von mangelndem Respekt oder Verrat äußern, vermögen ebenso Empörung auszulösen wie die schwerwiegenden Verstöße ihrer männlichen Kollegen. Beides wird kategorisch abgelehnt:

> Und da werde ich einfach total aggressiv, wenn es nicht nur um Manipulation, sondern Bevormundung und Unterdrückung geht, also das halte ich nicht aus, das stehe ich nicht durch, das ist für mich eine absolute Grenze.

Insofern kann auf Basis der Grenzziehungsarbeit, die in Form von *atrocity stories* über Fürsorgerinnen und vor allem Kofferträger vollzogen wird, ein auffälliger Wandel hinsichtlich der Wahrnehmungs- und Denkmuster gegenüber Gehörlosigkeit festgestellt werden. Menschenwürde bildet als überwölbende Idee mit Absolutheitsanspruch einen zentralen Ausgangspunkt am Beginn der Verberuflichungsprozesse des Gebärdensprachdolmetschens in Österreich.

8.3 Die Arbeitsgemeinschaft der Sozialarbeiter*nnen und Dolmetscher*nnen für Gehörlose

Wie in Kapitel 8.1 ausgeführt, bildeten sich in verschiedenen österreichischen Bundesländern in unterschiedlichen Sphären lose Agglomerationen von Codas und/oder von Personen, die sich der Arbeit mit Gehörlosen verschrieben hatten und neben ihren Haupttätigkeiten auch Dolmetschdienste verrichteten. Aus den zwei chronologisch ältesten dieser informellen Gruppen entstand die *Arbeitsgemeinschaft der SozialarbeiterInnen und DolmetscherInnen für Gehörlose* oder *Arge*.

8.3.1 Aus der Not heraus allein zu sein[4]

Am 6. Oktober 1989 fand in Salzburg das erste formal einberufene Treffen zum Thema »Sozialarbeit mit Gehörlosen« (D-Dok 8: 1989) statt. Organisiert wurde es von einem Sozialarbeiter, der einige Monate zuvor im dortigen Landesverband der Gehörlosen angestellt worden war, sowie einem Kollegen, der bereits seit einigen Jahren an einer Gehörlosenschule in einem anderen Bundesland als Sozialberater tätig war. Die Idee zu einer österreichweiten Zusammenkunft war im März desselben Jahres anlässlich eines informellen Treffens »aus der Not heraus, da allein zu sein« entstanden, wie eine*r der Befragten berichtet. Ziel des ersten Treffens, zu dem »alle bis dahin bekannten Sozialarbeiter bzw. Dolmetsche [sic!] eingeladen« (D-Dok 11: 1990) worden waren, war das »Kennenlernen der versch. SA und ihrer Tätigkeitsbereiche« (D-Dok 8: 1989). Die Liste der Eingeladenen war kurz, es waren nur fünf Personen, jeweils eine aus Oberösterreich, Niederösterreich, Salzburg, Tirol und Vorarlberg, vier davon konnten der Einladung nach Salzburg folgen. Wie aus der Besprechungsnotiz hervorgeht, waren die Anwesenden an Schulen oder in Gehörlosenvereinen beschäftigt. Zwei Personen waren Codas, eine Person hatte gehörlose Geschwister, zwei waren weiblich, drei männlich, was insofern von Interesse ist, als die Zahl der Frauen in späteren Phasen deutlich zunahm (D-Dok 10: 1990; D-Dok 11: 1990).

Das Bedürfnis nach gegenseitiger »Hilfestellung« war groß, bereits Ende des Monats sandte eine*r der Teilnehmer*innen ein Rundschreiben aus, das ein Konzept zur Gründung einer »Arbeitsgemeinschaft bzw. Arbeitstagung der Sozialarbeiter für Gehörlose« nach Schweizer Vorbild enthielt (D-Korr 6: 1989). Angestrebt wurde als langfristiges Ziel die Gründung eines Vereines, vorläufig wurde eine Arbeitsgemeinschaft ins Auge gefasst, welche die in der Sozialarbeit für Hörgeschädigte tätigen Personen vernetzen, ihre Interessen vertreten, überregionale Problemstellungen bearbeiten und Fortbildung anbieten sollte. Das Konzept beinhaltet auch den

4 Die Überschrift entstammt einem Interview.

Vorschlag, ein- bis zweimal jährlich Fachtagungen abzuhalten. Auffällig ist an diesem ersten Konzept der Fokus auf die Sozialarbeit. In der Einladung zu einem Nachfolgetreffen drei Monate darauf wird die Zielgruppe bereits ausgeweitet auf:

> Alle, die hauptamtlich mit Gehörlosen arbeiten. Also Dolmetscher/innen und Sozialarbeiter/innen (da sich diese Berufe in Österreich noch sehr überschneiden). Womöglich aus jedem Bundesland mindestens eine/r. (D-Korr 7: 1990)

Von nun an fanden diese Treffen etwa zweimal im Jahr statt, acht Personen können als Kerngruppe identifiziert werden.[5] Aus den Einladungen, Protokollen und Notizen der Treffen erschließen sich drei übergeordnete Ziele: Kennenlernen, Austausch und Zusammenarbeit. An oberster Stelle der Bedürfnispyramide steht zunächst das Herstellen von persönlichen Kontakten zu möglichst vielen Personen, die vor allem mit erwachsenen Gehörlosen arbeiten. Das Kennenlernen erfolgt bei den Treffen in längeren Vorstellungsrunden durch individuelle Berichte über die jeweiligen Tätigkeits- und Problemfelder. Um möglichst viele Personen anzusprechen, wird vereinbart, die Treffen alternierend in verschiedenen Bundesländern zu organisieren. Dies ermögliche es zudem, diverse Arbeitsumgebungen zu besichtigen und unterschiedliche Arbeitsprozesse zu beobachten.

Aus dem Kreis der Kolleg*innen erwartet man zum einen Informations-, Erfahrungs- und Gedankenaustausch über die verschiedenen Tätigkeitsfelder, deren institutionelle Verankerung, Arbeits- und Abhängigkeitsverhältnisse, Zuständigkeiten involvierter Behörden sowie politische Einflussnahme. Zum anderen gilt es, Informationen über die Bildungs-, Lebens- und Arbeitssituation der Gehörlosen im jeweiligen Bundesland in Erfahrung zu bringen und zu vergleichen sowie sich über bisherige Projekte auszutauschen. In diesem Zusammenhang findet sich in den Dokumenten mehrmals der Hinweis darauf, voneinander »lernen« zu wollen.

Das dritte übergeordnete Ziel in dieser ersten Phase ist Kooperation. Auch wenn anfangs, wie noch ausgeführt wird, die Themen, die interessieren, sehr vielfältig und die Agenden unklar sind, ist der Wunsch nach koordinierter Zusammenarbeit, von der man sich Inspiration, persönlichen Beistand und Weiterentwicklung verspricht, unmissverständlich. In einem der Protokolle wird die lose Gruppe als »Forum der Zusammenarbeit« (D-Dok 9: 1990) bezeichnet. Auch in den Interviews wird deutlich, dass Zusammenarbeit eng mit gegenseitiger Unterstützung verbunden und auch so praktiziert wurde. Kleinere Probleme konnten von nun an unbürokratisch mittels Telefonats oder durch ein Fax geklärt werden, bei größeren Schwierigkeiten bestand die Möglichkeit, einander zwischen den Arbeitstreffen zu besuchen.

---

5 Da nicht alle Protokolle eine Teilnehmer*innenliste enthalten, kann die exakte Zahl der in die *Arge* involvierten Personen nicht rekonstruiert werden. Insgesamt wurden 24 hörende Personen gezählt. Neben den aktiven Mitgliedern wurden zu den Treffen je nach Themenschwerpunkt und Ort auch externe Personen und Gehörlose eingeladen.

So steht in dieser bunten Gruppe von individuellen Akteur*innen das Verbindende vor dem Trennenden. In einem Brief an potenzielle Teilnehmer*innen vom Jänner 1990 findet sich folgender Satz:

> Der Wunsch einmal zu erfahren, was denn in den anderen Bundesländern los ist, hat uns wohl alle verbunden, ohne daß wir davon wußten. (D-Korr 7: 1990)

Während gegenüber jenen, die Gehörlose bewusst oder unbewusst diskriminieren, *boundaries* gesetzt werden, stehen in dieser Konstellation trotz maximaler Differenz der Beteiligten betreffend Herkunft, Alter, Beruf, Arbeitsplatz etc. *bonds* im Vordergrund (vgl. Eliasoph/Lichterman 2003). Die Verbundenheit äußert sich durch die starke soziale Kraft eines gemeinsamen Plans: die »Verbesserung der Arbeitsqualität und daher eine Verbesserung der Situation der Gehörlosen in Österreich« (D-Dok 11: 1990). Auf eine Formel gebracht, steht am Beginn der Zusammenkünfte dieser Wegbereiter*innen persönliches Empowerment mit sozialem Commitment. Durch die ersten Zusammenkünfte der vormals isolierten Sozialarbeiter*innen und/oder Dolmetscher*innen bildete sich eine Bezugsgruppe von Akteur*innen heraus, die damit begann sich auszutauschen, Ressourcen miteinander zu teilen, kollektive Sichtweisen über ihre Interessen zu entwickeln und gemeinsame Vorhaben zu formulieren. Auch wenn die Agglomeration lose ist und sich – wie im Folgenden gezeigt wird – zunächst keine Kernaktivität ausbildet, kann mit Strauss (1978, 1993) davon ausgegangen werden, dass eine neue soziale Welt im Entstehen begriffen ist, die sich von den anderen sozialen Welten, in denen die Akteur*innen leben und arbeiten, unterscheidet. Diese ist allerdings höchst instabil, intern inkonsistent und stark beeinflussbar.

8.3.2 Eine endlose Agenda und der Wunsch nach Unabhängigkeit

Obwohl die lose Gruppe, die im März 1990 die Bezeichnung *Arbeitsgemeinschaft der Sozialarbeiter und Dolmetscher für Gehörlose* (im Folgenden *Arge*) erhielt, von ihrer Größe her überschaubar ist, fällt das breite Spektrum der Themen auf, das im Rahmen der Arbeitstagungen behandelt wird. Dies hängt damit zusammen, dass die Akteur*innen in unterschiedlichen beruflichen Zusammenhängen mit vielfältigen Aufgaben betraut sind. Das Dolmetschen ist anfangs noch kein Thema bzw. möglicherweise ein zu spezielles Thema, um gesondert behandelt zu werden, wird aber punktuell angesprochen. Es scheint in den ersten eineinhalb Jahren der Tätigkeit der *Arge* vor allem darauf geachtet worden zu sein, sämtlichen Personen und der Diskussion ihrer individuellen Probleme ausreichend Platz einzuräumen. Die diskutierten Fragen und Probleme lassen sich vier großen Bereichen zuordnen:

a) dem medizinisch-beratenden Bereich, in dem Beratung in Kooperation mit ärztlichem Fachpersonal und Logopäd*innen erfolgt; dieser Bereich ist zum

einen auf Früherkennung und Frühförderungsmaßnahmen, d.h. auf die Bedürfnisse gehörloser Kleinkinder und deren Eltern, gerichtet, zum anderen zielt er auf die Diagnose bei erwachsenen Hörgeschädigten und deren medizinisch-technische Bedürfnisse ab; weiters schließt er kontroverse Diskussionen um das Cochlea-Implantat (CI) ein;

b) der sozialen Beratung in der Schule bzw. den Gehörloseninstituten: diese umfasst die psychosoziale Betreuung älterer Schüler*innen sowie deren Unterstützung bei der Berufsfindung und im Rahmen der Lehrlingsausbildung; er schließt auch die grundlegend kritische Auseinandersetzung mit dem Status quo der Gehörlosenbildung ein, in der die ÖGS keinen Platz hat;

c) der sozialen Beratung von erwachsenen Gehörlosen: diese reicht von Problemen in Bezug auf Arbeit, Wohnen, Recht, Finanzen und Familie über den Umgang mit Versicherungsmaklern und der Missionstätigkeit diverser Religionsgemeinschaften bis zur psychologisch-psychiatrischen Betreuung und der Erarbeitung von Rehabilitationskonzepten und Erwachsenenbildungsmaßnahmen;

d) der Durchführung von Gebärdensprachkursen durch Codas oder Gehörlose.

Die Bandbreite der besprochenen Themen ist so vielfältig, dass eine systematische Aufarbeitung in der Gruppe kaum möglich scheint. So findet sich in einer handschriftlichen Notiz aus dem Jahr 1992 die etwas frustriert anmutende Aussage, dass systematische Projektarbeit die Kapazitäten der Gruppe überschreite, da zu viele verschiedene Dinge aufzubauen seien (D-Dok 19: 1992). Eine ähnliche Aussage findet sich in einem der Protokolle aus demselben Jahr, in dem vor der Gefahr gewarnt wird, sich aufgrund der vielen verschiedenen Ziele zu »verzetteln« (D-Dok 20: 1992).

Bei der Ausbreitung der Themen geht es sowohl um die Darstellung der Ist-Zustände als auch um die Formulierung von Wünschen für die Zukunft. Die Darstellung der Ist-Zustände behandelt einerseits die divergierenden und meist unrealistischen Erwartungen an ihre Tätigkeit und andererseits konkrete Arbeitsbedingungen. In Bezug auf die Erwartungen finden sich in den Protokollen Ausdrücke wie »Forderungen« und »Selbstverständlichkeiten« (D-Dok 12: 1990; D-Dok 13: 1990; D-Dok 15: 1990), was sowohl auf ein Gefühl mangelnden Verständnisses für ihre Situation als auch auf Überforderung hindeutet. Angesprochen werden sowohl die Erwartungen der betreuten Gehörlosen als auch jene der jeweiligen Arbeitgeber*innen. Die Gespräche um die Erwartungen Gehörloser nehmen einen prominenten Raum ein. In diesem Zusammenhang wird von speziellen »Mechanismen der Arbeit mit Gehörlosen« (D-Dok 9: 1990) gesprochen. Beklagt werden etwa die Forderung, stets zur Verfügung stehen zu müssen, und der Standpunkt, auch in der Privatwohnung aufgesucht werden zu können. Erschwerend für die Arbeit erweist sich auch die Erwartung, man wisse alles und könne ad hoc die beste Lösung für das jeweilige Problem finden. Falls ein Anliegen nicht ihren Wünschen gemäß erledigt wird, werden die Sozialarbeiter*innen und Dolmetscher*innen da-

für verantwortlich gemacht, was auch insofern problematisch ist, als sich Gerüchte über ihr Unvermögen in der Gehörlosengemeinschaft rasch verbreiten. Zudem fühlten sich Gehörlose zwar berechtigterweise unterdrückt, seien jedoch nicht bereit, sich auch eigeninitiativ für ihre Belange einzusetzen.

In Bezug auf Institutionen wird darüber geklagt, dass zu wenig Interesse an Gehörlosigkeit und nicht ausreichend Rückhalt für die Arbeit mit Gehörlosen bestünde. Da Behörden und öffentlichen Einrichtungen die Bedürfnisse Gehörloser nicht bekannt seien, agierten diese nicht adäquat, seien aber auch nicht bereit, den Expert*innen ausreichend Handlungsspielraum zuzubilligen. Im schlimmsten Fall vertreten sie eine Ideologie, die den Gehörlosen schade, was insbesondere in Bezug auf die medizinische Behandlung gehörloser Kinder und die Gehörlosenbildung ins Treffen geführt wird. Im Verlauf dieser Diskussionen wird daher immer wieder auf die Notwendigkeit der Einmischung und die Möglichkeit des politischen Aktivismus hingewiesen.

Was die Arbeitsbedingungen betrifft, wird immer wieder die verwischte Grenze zwischen Arbeitszeit und Freizeit sowie zwischen »hauptamtlichen« und »ehrenamtlichen« Tätigkeiten als problematisch diskutiert (D-Dok 9: 1990; D-Dok 15: 1990; D-Dok 20: 1992). Beklagt werden auch die mangelnden zeitlichen Ressourcen, um den vielen Aufgaben gerecht werden zu können, sowie das Fehlen von Supervisionsangeboten.

Einen zentralen Faktor der Unzufriedenheit stellt die Abhängigkeit von Arbeitgeber*innen – Ämtern, Schulen oder Gehörlosenvereinen –, aber auch anderen Institutionen dar. Zwar ist man sich einig, dass eine enge Kooperation mit Gehörlosenvereinen unabdinglich ist, die Entscheidungskompetenz über die Agenden der Sozialarbeiter*innen und Dolmetscher*innen obliege ihnen jedoch selbst. Zudem seien nicht alle Gehörlosen Vereinsmitglieder, einzelne Vereine hätten unterschiedliche Vorstellungen und stünden zudem manchmal in Konkurrenz. Auch die Einmischung vonseiten der Politik, der Behörden und der Schulen, die sich etwa durch die Unterbindung sinnvoller neuer Projekte äußert, wirke sich negativ auf die Arbeit aus. Aufgrund dessen wird als zentrale Prämisse der Tätigkeit der *Arge* deren Unabhängigkeit wiederholt schriftlich festgehalten.

8.3.3 Erkundung der Außenwelt und Öffentlichkeitsarbeit

Trotz des Pochens auf Unabhängigkeit und wiederholter Hinweise auf die Gefahr zu starker Einflussnahme von außen kapselt sich die *Arge* nicht ab. Das Interesse an externem Austausch hängt u.a. mit der bereits erwähnten Vielfalt der Beschäftigungsverhältnisse der Akteur*innen zusammen. Die Arbeitstagungen, die rotierend in unterschiedlichen Bundesländern abgehalten werden, finden in den jeweiligen Dienststellen statt, meist werden die Vorgesetzten und/oder andere Mitarbeiter*innen in einem bestimmten Zeitfenster in die Gespräche eingebunden.

Des Weiteren werden Diskussionsrunden mit Gehörlosen zu unterschiedlichen Themen veranstaltet und Exkursionen in andere Institutionen organisiert. Zu den einladenden und/oder besuchten Stellen zählen Gehörlosenvereine, Gehörlosenschulen, Bildungs- und Rehabilitationszentren, Beratungsstellen, Ämter sowie der ORF (vgl. etwa D-Dok 24: 1993; D-Korr 11: 1991). Auch werden hörende oder gehörlose Expert*innen und Vertreter*innen der Universitäten Graz und Klagenfurt zu Diskussionen und Vorträgen eingeladen. Am 16. Oktober 1992, drei Jahre nach dem ersten Treffen der *Arge*, hält als erste Gebärdensprachdolmetscherin Eva Richter aus München einen Vortrag mit dem Titel »Von der Gehörlosen-Dolmetscherin zur Gebärdensprach-Dolmetscherin. Wandel der Worte – Wandel der Werte« (D-Korr 17: 1992; D-Dok 22: 1992). Kontakte werden auch zu bereits bestehenden Arbeitsgruppen wie der *Arbeitsgemeinschaft zur Förderung der Gebärdensprache* an der Universität Klagenfurt oder zu in Entstehung befindlichen Arbeitsgruppen wie der *Österreichischen Gebärdensprachkommission*[6] und der *Arbeitsgruppe der gehörlosen GebärdensprachkursleiterInnen* geknüpft, deren Vertreter*innen auch bei den Arbeitstagungen mitwirken.

Die Mitglieder der *Arge* nehmen regelmäßig an Seminaren, Tagungen und Kongressen in ihrem jeweiligen beruflichen Kontext teil und berichten, so diese als relevant erachtet werden, bei den Arbeitstagungen darüber. Dabei handelt es sich sowohl um Veranstaltungen von Gehörlosen, wie den *Tag der Gehörlosen* oder den *World Congress of the World Federation of the Deaf* (WFD), als auch um nationale Tagungen und internationale Kongresse zur Gehörlosigkeit, Gehörlosenbildung und Gebärdensprachlinguistik in Europa und Übersee. Im Mai 1992 steht ein Treffen der »Gehörlosendolmetscherinnen aus Bayern, Baden-Württemberg, Österreich und der Schweiz« (D-Korr 12: 1991) in Lindau am Bodensee am Programm, im Jahre 1994 besucht ein*e Vertreter*in der *Arge* das erste Seminar des *European Forum of Sign Language Interpreters* (efsli) in Schottland, das im Sommer 1993 gegründet wurde (D-Korr 24: 1994).

Um die Anliegen der *Arge* einem größeren Kreis von Gehörlosen zu vermitteln, wird bereits in einem der ersten Treffen auf die Notwendigkeit hingewiesen, Beiträge für die *Österreichische Gehörlosenzeitung* zu verfassen. Etwas später ventiliert man die Idee, eine Artikelserie mit Porträts beeideter ÖGS-Dolmetscher*innen zu lancieren (D-Dok 18: 1991). Offiziell stellt sich die *Arge* bei der Bundestagung des *Österreichischen Gehörlosenbundes* von 27. bis 29. April 1990 in Klagenfurt vor (D-Dok 9: 1990).

6 Ziel der Gebärdensprachkommission, die im Oktober 1992 an der Universität Klagenfurt gegründet und von der Universität Graz unterstützt wurde, war die Erhebung der ÖGS-Varianten und deren Standardisierung sowie die »entscheidende und beratende Funktion« bei der zukünftigen Erstellung von Wörterbüchern und Lehrmaterialen für ÖGS (U-Korr 7: 1991).

Schließlich wird Öffentlichkeitsarbeit auch dazu genutzt, um neue Mitglieder für die *Arge* zu werben. In den Protokollen wird wiederholt beklagt, dass sich trotz diverser Rekrutierungsversuche zu wenige Sozialarbeiter*innen und Dolmetscher*innen der *Arge* anschließen und aktiv mitwirken (D-Korr 16: 1992).[7] Dies wird damit begründet, dass es den »nebenberuflichen selbstständigen oder ehrenamtlichen Dolmetschern nicht zuzumuten ist, ein Wochenende zu opfern und dann sich die Teilnahme an der *Arge* auch noch selbst zu finanzieren« (D-Dok 20: 1992). Als mögliche Lösung des Problems wird bei mehreren Arbeitstagungen die Gründung eines Vereines vorgeschlagen, da dadurch Subventionen lukriert werden könnten, die wiederum den Mitgliedern zugutekämen. Da sich jedoch niemand findet, der oder die die damit einhergehende Arbeit übernehmen will, wird von der Gründung eines Vereines abgesehen (D-Dok 21: 1992). Konkrete Überlegungen hinsichtlich einer Vereinsgründung finden sich erst in den Dokumenten, die nach dem Weltkongress der Gehörlosen in Wien im Jahre 1995 datieren, bei dem die meisten Mitglieder der *Arge* als Dolmetscher*innen eingesetzt waren (D-Korr 25: 1995; siehe dazu Kapitel 8.4.2).

8.3.4 Dolmetschen: Vom Randthema zu Fragen der Finanzierung und der Qualität

Wie sich gezeigt hat, war das Dolmetschen bei den ersten Treffen bestenfalls ein Randthema. Erst im März 1991 wird im Rahmen einer Diskussion mit einigen Obmännern und -frauen von Gehörlosenvereinen zu deren Erwartungen bezüglich der Zusammenarbeit mit Sozialarbeiter*innen und Dolmetscher*innen auch dem Thema Dolmetschen mehr Zeit eingeräumt (D-Korr 9: 1991; D-Korr 10: 1991). Bei der Analyse des Protokolls fällt allerdings auf, dass die Tätigkeiten der Sozialarbeit und des Dolmetschens auch zu diesem Zeitpunkt noch nicht gesondert behandelt, sondern miteinander verschränkt besprochen werden (D-Dok 16: 1991). Vonseiten der Obleute wird in Bezug auf das Dolmetschen das Problem eingebracht, dass viele Gehörlose auf Dolmetscher*innen verzichteten, da sie deren Anwesenheit bei allzu persönlichen oder intimen Gesprächen, etwa bei Ärztinnen bzw. Ärzten, als peinlich empfänden. Kritisiert wird von Gehörlosenseite die mangelnde Kompetenz einiger Dolmetscher*innen, die von ihren gehörlosen Kund*innen nicht verstanden werden, weshalb die Einführung einer Dolmetschprüfung angeregt wird. In diesem Zusammenhang wird auch die Problematik des nicht ausreichend entwickelten Lexikons der ÖGS angesprochen und der Vorschlag eingebracht, einen Arbeitskreis ins Leben zu rufen, der sich damit beschäftigen sollte, »neue Gebärden zu finden« (ibid.). Als weitere Schwierigkeit wird die ungeklärte Finanzierung der Dol-

7 In den Unterlagen findet sich eine Liste von 29 beeideten Gebärdensprachdolmetscher*innen aus dem Jahr 1989 (U-Dok 5: 1990).

metschdienste angesprochen, wobei die Meinung vorherrscht, dass die Bezahlung über das regional zuständige Landesinvalidenamt[8] als Pflichtleistung im Rahmen der Behindertenhilfe erfolgen sollte. Vonseiten der Sozialarbeiter*innen und Dolmetscher*innen werden bei diesem Treffen jene Probleme eingebracht, die bereits in Kapitel 8.3.2 behandelt wurden. Diese betreffen die unrealistischen Erwartungen gehörloser Kund*innen an Dolmetscher*innen, die Missachtung ihrer Privatsphäre und Freizeit und die Verbreitung von Gerüchten über mangelnde Dolmetschqualität, so die Anliegen Gehörloser nicht positiv erledigt werden.

In späteren Protokollen der *Arge* wird zunehmend die ungeklärte Finanzierung von Dolmetschleistungen thematisiert. Während Angestellte, etwa Sozialarbeiter*innen in Vereinen, Dolmetschleistungen im Rahmen ihrer Dienstzeit erbringen, ist die Bezahlung freiberuflich tätiger Dolmetscher*innen ebenso wie der Einsatz außerhalb der Dienstzeit ungeklärt. Besprochen wird ebenso die als haltlos empfundene breite Spanne der Stundensätze, die laut eines Protokolls aus dem Jahr 1992 von 200,- Schilling in Tirol bis zu mitunter 800,- Schilling in Wien reicht (D-Dok 20: 1992). Da man sich über den Wert einer Dolmetschstunde im Unklaren ist, wird vorgeschlagen, sich an den Tarifempfehlungen des *Österreichischen Verbandes der allgemein beeideten und gerichtlich zertifizierten Dolmetscher* zu orientieren, der dem Protokoll als Anhang angefügt ist.[9] In diesem Zusammenhang wird die Notwendigkeit unterstrichen, gemeinsam mit den Landesverbänden der Gehörlosenvereine ebenso wie mit dem *Österreichischen Gehörlosenbund* aktiv zu werden, um die Finanzierung der Dolmetschdienste mit den regionalen Landesinvalidenämtern ebenso wie mit dem Sozialministerium abzuklären. Dass in einzelnen Bundesländern solche Gespräche mit mehr oder weniger großem Erfolg stattfanden, ist in einigen Interviews belegt. Betont wird in den Dokumenten wie den Interviews nicht nur die Notwendigkeit der finanziellen Vergütung von Arbeit, sondern vor allem der Wert und die öffentliche Anerkennung der Tätigkeit, die mit einer angemessenen Entlohnung einhergehen.

Die unbefriedigende Finanzierung von Dolmetschleistungen wird auch in der Korrespondenz der *Arge* mit dem Gehörlosenbund angesprochen (etwa D-Korr 15: 1991). In diesem Zusammenhang geht es allerdings nicht um die damals häufigsten Dolmetscheinsätze im Kommunalbereich, sondern um Aufträge im Rahmen der politischen Arbeit des Gehörlosenbundes, um das Dolmetschen bei Tagungen sowie um das Gerichtsdolmetschen. Für die ersten beiden Einsatzgebiete wird vonseiten des Gehörlosenbundes eine Handvoll Dolmetscher*innen als kompetent erachtet,

---

8 Zum Landesinvalidenamt, dem späteren Bundessozialamt und nunmehrigen Sozialministeriumsservice siehe Kapitel 7.4.2 und 9.5.3.

9 »Zeitversäumnis für die Anreisezeit: unter 30 km S 204,--, über 30 km S 250,--; Mühewaltung (Dolmetschzeit): die erste halbe Stunde S 220,--, jede weitere halbe Stunde S 111,--; plus 20 % MwSt.« (ibid.).

die im Rahmen ihrer Arbeit durch die Bundesländer reisen, wobei es immer wieder zu Unklarheiten bzgl. deren Bezahlung kommt. Dies soll anhand eines Beispiels illustriert werden, das die Einstellung von Institutionen zum Gebärdensprachdolmetschen und zur Gebärdensprache aufzuzeigen vermag.

Aufgrund intensiver Vorarbeiten des Gehörlosenbundes, einer Petition, die im Rahmen eines Workshops zur Frühförderung und Integration von Hörgeschädigten in Graz erstellt, sowie einer Resolution, die anlässlich der 19. Österreichischen Linguistiktagung in Klagenfurt verabschiedet worden war, übergeben die Behindertensprecher*innen aller vier im Nationalrat vertretenen Parteien am 5. Dezember 1991 die Petition Nr. 36 an den Präsidenten des Nationalrates, der diverse Anhörungen und die Gründung von Arbeitsgruppen folgen (vgl. Österreichischer Nationalrat 1993; siehe auch Dotter 1992 und Koskarti 1993). Im Zuge der politisch-aktivistischen Tätigkeit und insbesondere in den z.T. heiklen Debatten mit Vertreter*innen von Politik und Behörden sind die Gehörlosen auf adäquate Dolmetschleistungen angewiesen und suchen sich die Dolmetscher*innen daher genau aus. Dies führt mehrmals zu Konflikten mit Vertreter*innen von Behörden, welche die Wahl der Dolmetscher*innen durch Gehörlose nicht akzeptieren, die Notwendigkeit von Doppelbesetzungen bei mehrstündigen Einsätzen nicht wahrnehmen und die Honorarforderungen der Dolmetscher*innen als unangemessen empfinden (D-Korr 20: 1994). Zur Illustration sei ein anonymisiertes Zitat aus dem Schreiben einer Institution angeführt, das nicht vor Polemik zurückschreckt und die Schuld für das Nichtverstehen des Dolmetschers den Gehörlosen und der nicht standardisierten ÖGS zuweist. Dass der von der Institution bestellte Dolmetscher möglicherweise nicht ausreichend kompetent war, wird nicht angesprochen:

> Zu den von Ihnen vorgelegten Dolmetschrechnungen in der Höhe von [Summe] für einen jeweils [n-stündigen] Dolmetschereinsatz (inkl. der vorgesehenen Veranstaltungspausen) teilt [die Institution 1] mit, daß seitens des veranstaltenden [Institution 2] für die Beistellung eines gerichtlich beeideten Gebärdendolmetschs Vorsorge getragen wurde. Gleichzeitig wurde auch durch einen [Berufsbezeichnung] (auf freiwilliger Basis) gedolmetscht. Für eine Teilnahme gehörloser Menschen war somit ausreichend Vorsorge getragen worden, sodaß (abgesehen von der unangemessenen Höhe der Honorarforderung) eine Begleichung der Honorarforderungen nicht erfolgen kann.
> Zusätzlich wird problematisiert, wie der Österreichische Gehörlosenbund einen Unterricht in Gebärdensprache fordern kann, wenn nicht einmal innerhalb der Gehörlosengemeinschaft eine einheitliche Gebärdensprache verwendet wird und offensichtlich eine beträchtliche Abhängigkeit zwischen den einzelnen Gehörlosen und ihren Dolmetschern besteht. (D-Korr 23: 1994)

Auch der Gehörlosenbund selbst scheint Dolmetscher*innen, wie die Korrespondenz zeigt, nicht immer unaufgefordert und in angemessener Zeit für Tätigkeiten

im Rahmen von Tagungen und Konferenzen bezahlt zu haben (D-Korr 8: 1991; D-Korr 13: 1991; D-Korr 14: 1991). Diesbezüglich ist allerdings anzuführen, dass der gemeinnützige Verband über keine großen Einnahmen verfügte, sondern die Vergütung von Dolmetschleistungen meist über Subventionen abwickeln musste.

In Bezug auf das Gerichtsdolmetschen wird vonseiten der *Arge* ebenso wie vonseiten des Gehörlosenbundes moniert, dass einige der 29 regelmäßig bei Gericht tätigen beeideten Dolmetscher*innen jegliche Kompetenz vermissen lassen, während Dolmetscher*innen, die qualitativ hochwertige Leistungen erbringen könnten, dort nicht zum Einsatz kommen (D-Dok 7: 1989). Dem unhaltbaren Zustand könne nur durch einen Schulterschluss des Gehörlosenbundes und der *Arge* beigekommen werden. In Zusammenhang mit der mangelnden Kompetenz wurde vonseiten des Gehörlosenbundes ein Rechtsanwalt damit betraut, dem Justizministerium die Problematik darzulegen. In einem Schreiben weist dieser auf das Recht gehörloser Zeug*innen vor Gericht oder einer anderen Verwaltungsbehörde hin, deponieren zu können, dass die Verständigung mit einem Dolmetscher bzw. einer Dolmetscherin nicht funktioniere. Als mittelfristige Lösung käme jedoch, wie er in einem weiteren Schreiben versichert, nur die Einführung einer Prüfung in Frage, die nicht ausreichend kompetente Dolmetscher*innen aus dem Bereich von vornherein ausschließt (D-Korr 19: 1993; U-Korr 17: 1993; U-Korr 18: 1993; D-Korr 21: 1994).

Fragen der Dolmetschkompetenz und Dolmetschqualität der Mitglieder werden in den Protokollen der *Arge* kaum behandelt. Dies könnte darin begründet sein, dass ab 1990, zunächst durch Kontakte mit dem (damaligen) Institut für Übersetzer- und Dolmetscherausbildung der Karl-Franzens-Universität Graz und ab 1994 in Kooperation mit dem Gehörlosenbund einzelne Weiterbildungsseminare durchgeführt werden.

8.4 Universität und Gehörlosenbund als Motoren der Qualifizierung

Auch wenn in den schriftlichen Dokumenten der *Arge* aufgrund der Breite der Themen Fragen der Qualifizierung nicht im Mittelpunkt stehen, bedeutet dies nicht, dass sie die Mitglieder nicht beschäftigen. Dies belegen die Interviews mit jenen vier Personen, die bereits in der *Arge* aktiv waren. In einem Beruf zu arbeiten, für den man, abgesehen von der gerichtlichen Beeidigung, keine formale Qualifikation erwerben konnte, frustrierte die Dolmetscher*innen zusehends:

> Ich persönlich hab das Gefühl gehabt, dass ich weniger wert bin als die Sozialarbeiter, als Dolmetscher[*in]. […] Also, keine Ausbildung haben, das war schon immer ein, wie soll ich sagen, Problem. Auch in der Öffentlichkeit. […] Es war immer ein Beigeschmack, ein bitterer. […] Und vor allem die Öffentlichkeit sieht das auch nicht so: Aha, na dann ist das nach wie vor kein Beruf. Dann ist das halt et-

> was, das [er*sie] in die Wiege gelegt gekriegt hat. Aber dann ist es kein Beruf, dann ist es nur Berufung. Und von der Berufung zum Beruf, das ist das große, das große Rufzeichen, sag ich jetzt einmal, das Wichtige. Damit man es auch in der Gesellschaft und in der Öffentlichkeit anerkennt.

Kooperationen mit der Universität Graz und dem Gehörlosenbund setzten erste Schritte, die dem Unbehagen über Kompetenz und Status entgegenwirkten.

8.4.1 Die Rolle der Universität und erste Weiterbildungsangebote

Wie in den Kapiteln 5.1 und 7.2.2.1 bereits erwähnt wurde, bot das damalige Institut für Übersetzer- und Dolmetscherausbildung, das heutige Institut für Theoretische und Angewandte Translationswissenschaft (ITAT), im Sommersemester 1990 den ersten Gebärdensprachkurs als zweistündige Vorlesung plus einstündige Übung an (U-Dok 4: 1990). Dies war durch die Zuweisung zusätzlicher Mittel an die Geisteswissenschaftliche Fakultät »zweckgewidmet für Lehrveranstaltungen im Bereich der Gehörlosen- bzw. Gebärdensprache« durch das Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung ermöglicht worden (U-Korr 1: 1990). Dem waren Kooperationsgespräche mit dem *Gehörlosen-Kultur- und Jugendzentrum*, das die Funktion des Landesverbandes der Gehörlosenvereine in der Steiermark innehatte, vorangegangen.[10] Aus dieser Kooperation ging zum einen das Angebot des Gebärdensprachkurses hervor, der von einer Mitarbeiterin des Zentrums (und Dolmetscherin) durchgeführt wurde, zum anderen der Kongress unter dem Titel »Sprechende Hände – Hörende Augen«, der am 8. und 9. Juni 1990 in Graz stattfand (U-Dok 1: 1990). Im darauffolgenden Wintersemester wurde neben dem Grundkurs und einer damit einhergehenden einstündigen Übung ein Fortsetzungskurs angeboten, für den eine weitere ÖGS-Dolmetscherin gewonnen werden konnte. In Kooperation mit dem Institut für Sprachwissenschaft wurde zudem ein Proseminar angeboten (Karl-Franzens-Universität Graz 1990, 1993, 1995).[11] Wie eine der befragten Personen, die in der Folge als Tutor*in für ÖGS am Institut tätig war, erzählt, handelte es sich beim Grundkurs um einen LBG-Kurs, d.h. einen reinen Vokabelkurs, während im Fortsetzungskurs bereits »ein bisschen erklärt wurde, wo die Unterschiede liegen.«

---

10 Gleichzeitig bahnte das Institut Kontakte zu Forschungs- und Ausbildungsinstitutionen in Europa und Übersee an. Die ersten persönlichen Kontakte wurden anlässlich eines internationalen Kongresses zur Gebärdensprachforschung in Hamburg im März 1990 geknüpft. Im Zuge dessen wurde das Institut Mitglied der in Hamburg ansässigen *Gesellschaft für Gebärdensprache und Kommunikation Gehörloser.*

11 Der Titel lautete »Einführung in die Psycholinguistik unter besonderer Berücksichtigung der Gebärdensprache«.

Der Kongress »Sprechende Hände – Hörende Augen« diente zum einen der Vernetzung. Als Hauptredner hatte man Univ.-Prof. Dr. Siegmund Prillwitz vom Hamburger *Zentrum für Deutsche Gebärdensprache und Kommunikation Gehörloser* geladen, das im deutschsprachigen Raum in Forschung und Lehre eine Vorreiterrolle eingenommen hatte. Neben den wissenschaftlichen Beiträgen des Hauptredners Siegmund Prillwitz und des Institutsleiters Erich Prunč[12] sprachen Hörende und Gehörlose aus Österreich und Slowenien über ihre Erfahrungen in Zusammenhang mit Gebärdensprachen und der politischen Arbeit einer sprachlichen Minderheit. Zum anderen verfolgte der Kongress, der im Rahmen des Pilotprojektes »Einführung der Gebärdensprache in das Sprachmittlerstudium« organisiert wurde, das Ziel der Sichtbarmachung der ÖGS und der Bewusstseinsbildung in Bezug auf Gebärdensprachen, Gehörlosenkultur und Gebärdensprachdolmetschen (siehe auch Kapitel 5.1.2). In seinem Statement anlässlich der Pressekonferenz zur Ankündigung des ersten Gebärdensprachkurses macht Prunč deutlich, dass die Universität nicht nur ein wissenschaftliches, sondern auch ein »sozialpolitisches« (U-Dok 2: 1990) Interesse zu verfolgen hat:

> Für uns ist die Gebärdensprache ein Zeichensystem wie jedes andere, dessen kommunikative Leistungsfähigkeit und Weiterentwicklung nicht zuletzt davon abhängig ist, ob und wie es in der gesellschaftlichen Realität eingesetzt wird.
> Das Einzige, das wir am Beginn unserer Beschäftigung mit der Gebärdensprachproblematik […] feststellen möchten, ist, daß der Großteil der Argumente, die gegen die Gebärdensprache vorgebracht werden, eine frappante Ähnlichkeit mit jenen Argumenten aufweist, die am Beginn der Bilingualismusforschung gegen die Zwei- und Mehrsprachigkeit ins Treffen geführt wurden. Heute gelten die meisten bereits als überholt und widerlegt. (U-Dok 3: 1990)

Längerfristiges Ziel der Befassung mit der ÖGS sei allerdings die Ausbildung von Gebärdensprachdolmetscher*innen, wie auch in der Eröffnungsrede des Kongresses sehr optimistisch bemerkt wird (U-Dok 7: 1990), denn ein Studium für ÖGS-Dolmetscher*innen konnte erst mit dem Studienjahr 2002/2003 implementiert werden.[13]

Anlässlich des Kongresses, der in den Arbeitssprachen Deutsch, Slowenisch, ÖGS und Slowenische Gebärdensprache abgehalten wurde, wurden sechs ÖGS-Dolmetscher*innen der *Arge* aus fünf Bundesländern eingesetzt (U-Dok 5: 1990).

12 Der Vortrag erschien im selben Jahr in einer schriftlichen Version in *Das Zeichen* (Prunč 1990).

13 Das Institut bot ab 1990 kontinuierlich mehr Lehrveranstaltungen für ÖGS an und verhandelte in mehreren Anläufen mit dem zuständigen Ministerium über Zusatzmittel zur Einrichtung eines Vollstudiums für ÖGS-Dolmetschen in Kombination mit einer weiteren Fremdsprache.

Gleichzeitig wurde der Kongress als Übungskongress durchgeführt, d.h. Studierenden wurde die Möglichkeit geboten, die Vorträge in den Kabinen in ihre jeweiligen Sprachen zu dolmetschen (U-Dok 6: 1990). Für die ÖGS-Dolmetscher*innen war es – wie die Interviews bezeugen – ein »spannendes« und »aufregendes« Erlebnis: »Da haben wir offiziell gedolmetscht, unter Anführungszeichen. Da haben wir sagen können, wir sind Dolmetscher.« Sie wurden zum ersten Mal formal für eine Kongressdolmetschung engagiert und bezahlt, erhielten Vorbereitungsmaterial, wurden in Teams eingeteilt, mussten sich Gedanken über die Positionierung auf der Bühne machen, sich mit dem Relaisdolmetschen und der Technik vertraut machen und vor großem Publikum auftreten. Insofern wird dieser Einsatz als kleiner Meilenstein betrachtet, der Anstoß für die Entwicklung eines neuen Selbstbewusstseins gab:

> Da sind ja sehr viele Leute gekommen und haben uns auch bewundert, daran kann ich mich gut erinnern. Da gab es dann auch Zeitungsartikel, das hat die Leute fasziniert und dem Ganzen mehr Öffentlichkeit gegeben.

Der Kongress hatte es dem Institut ermöglicht, Kontakt zu Gebärdensprachdolmetscher*innen in Österreich aufzunehmen, für die Einrichtung des geplanten Studiums war allerdings eine engere Kooperation unerlässlich. Zum einen benötigte man die ÖGS-Dolmetscher*innen als Lehrende, zum anderen war man bestrebt, ihnen im Gegenzug Erfahrungen und Wissen aus dem Bereich der Translation, der Translationswissenschaft und der Sprachwissenschaft zur Verfügung zu stellen. Zu diesem Zweck wurde vereinbart, im Herbst desselben Jahres eine Arbeitstagung in Graz zu organisieren. Eine erste Einladung an die am Kongress tätigen Dolmetscher*innen erging zwei Tage nach dem Kongress, was die Dringlichkeit des Vorhabens unterstreicht (U-Korr 3: 1990). Einladungen wurden danach an alle Mitglieder der *Arge*, an die 29 gerichtlich beeideten ÖGS-Dolmetscher*innen sowie an den *Österreichischen Gehörlosenbund*, sämtliche Landesverbände und das Gebärdensprachprojekt an der Universität Klagenfurt versandt, mit der Bitte die Information zu verbreiten. Ziel dieser Veranstaltung sei

> ein informelles Zusammenkommen und der Erfahrungsaustausch der aktiven Gebärdensprachdolmetscher in Österreich, die Diskussion über das Berufsbild und gemeinsame Probleme, die Koordination der linguistischen Forschungsarbeit und die Ausarbeitung eines Vorschlagskataloges für eine zukünftige universitäre Ausbildung. (U-Korr 4: 1990)

Insgesamt nahmen fünfzehn Personen am Workshop teil, davon waren vier gehörlos, zehn waren mehr oder weniger aktiv als Dolmetscher*innen tätig, eine Person nahm aus Interesse teil.

Der interne Bericht (U-Dok 8: 1990), der an alle Teilnehmer*innen versandt, sowie ein Artikel, der in der Zeitschrift *Das Zeichen* veröffentlicht wurde (Schodterer

1991), zeugen vom regen Interesse an der Thematik, einer Vielfalt an besprochenen Themen, lebhaften Debatten, aber auch einer gewissen Naivität bzw. Unwissenheit, die mangels Erfahrung auf der einen Seite und fehlender wissenschaftlicher Forschung auf der anderen Seite herrschte. Im Zusammenhang mit dem Status der ÖGS-Dolmetscher*innen wurde das Fehlen einer Ausbildung und einer damit zusammenhängenden formalen Qualifikation moniert und die Problematik inkompetenter Gerichtsdolmetscher*innen besprochen. Um diese Probleme mittelfristig einer Lösung zuzuführen, wurde vorgeschlagen, in Zukunft regelmäßig Weiterbildungsworkshops an der Universität Graz zu organisieren. In Bezug auf die Qualifizierung der Teilnehmer*innen wurde die Frage erörtert, die sogenannte Universitäts-Sprachprüfung[14] als Interimslösung auf die ÖGS auszuweiten. Als weiteres Problem wurde die fehlende Trennung zwischen dem Berufsbild der Dolmetscher*innen und der Sozialarbeiter*innen diskutiert (siehe dazu Kapitel 8.5).

Hinsichtlich der ÖGS wurden die regionale und ideolektale Variation sowie ein nicht ausreichend entwickeltes Lexikon beklagt, was das Dolmetschen in die und aus der ÖGS im Vergleich zu anderen Sprachen erschwere. Dem könne, war man überzeugt, nur durch eine vergrößerte Akzeptanz der ÖGS in der Gesellschaft und eine regelmäßige Verwendung in einer Vielzahl von Settings einschließlich der Medien entgegengewirkt werden. Was das Gerichtsdolmetschen betrifft, so könne man diesbezüglich lediglich Bewusstseinsarbeit betreiben und sich zumindest dafür einsetzen, dass der im Amtskalender vorzugsweise verwendete Ausdruck des »Taubstummendolmetschers« durch jenen des »Gebärdensprachdolmetschers« ersetzt würde.

Während dieses Workshops wurde auch ein kleines Experiment durchgeführt, um Ähnlichkeiten und Unterschiede zwischen dem Laut- und Gebärdensprachdolmetschen gemeinsam zu erarbeiten.[15] Im Rahmen der Analyse der während des Experiments produzierten Zieltexte und retrospektiver Diskussionen der Dolmetschprozesse wurden Schlüsse gezogen und »Grundregeln« erarbeitet, von denen einige heute nicht mehr standhalten können. Nicht unlogisch oder unüberlegt, doch irritierend wirken etwa die Ausführungen über das identifizierende bzw. referierende Dolmetschen:

---

14 »Prüfung aus lebenden Sprachen« nach § 28 des (bis 1997 wirksamen) Allgemeinen Hochschulstudiengesetzes von 1966 (BGBl. 177/1966); siehe Kapitel 6.3.1.3.

15 Zu diesem Zweck waren vor dem Workshop vier Videoclips ohne Ton zu verschiedenen Alltagssituationen vorbereitet worden. Die Dolmetscher*innen sollten die Situationen in die ÖGS dolmetschen, wobei die Gehörlosen als Publikum fungierten. Die auf Video aufgezeichneten Dolmetschungen wurden anschließend von jeweils anderen Dolmetscher*innen ins Deutsche rückgedolmetscht. Danach wurden die Dolmetschungen gemeinsam analysiert und diskutiert sowie einige »Grundregeln« ausgearbeitet.

> Bei den Probedolmetschungen des Workshops fiel auf, daß beim Dolmetschen von Lautsprache in Gebärdensprache eher referierend gedolmetscht werden sollte. Das heißt, der Dolmetscher identifiziert sich nicht mit dem Redner, sondern verweist auf ihn mit »er«. Auch dieser Unterschied zum reinen Lautsprachendolmetschen ergibt sich aus dem stark indexikalischen Charakter der Gebärdensprache. Ein identifizierendes Dolmetschen würde hier zu semantischen Mißverständnissen führen. Wird aus der Gebärdensprache in die Lautsprache gedolmetscht, so können die gleichen Regeln wie beim reinen Lautsprachendolmetschen angewandt werden, also identifizierend zu sprechen, ausgenommen jedoch bei einer simultanen Dolmetschung mit raschem Sprecherwechsel. (U-Dok 8: 1990)

Abgesehen von tatsächlichen oder vermeintlichen Unterschieden wurden auch zahlreiche Gemeinsamkeiten angesprochen, die zu einer Annäherung zwischen dem Laut- und dem Gebärdensprachdolmetschen in Österreich beitragen sollten. Um eine Annäherung dieser bislang voneinander keine Notiz nehmenden Tätigkeitsbereiche anzuregen, war als letzter Programmpunkt des Workshops ein*e Vertreter*in des österreichischen Berufsverbandes *UNIVERSITAS* eingeladen. In ihrer Rede ging diese Person auf Gemeinsamkeiten der Berufe und die Notwendigkeit der Professionalisierung ein, wobei sie sich auf das Kommunaldolmetschen in den USA bezog, das sie als bewährtes Modell vorstellte. Eine Professionalisierung des Berufs sei, wie sie meinte, durch eine »fruchtbringende Zusammenarbeit« zwischen den ÖGS-Dolmetscher*innen, der Universität und den bestehenden Berufsverbänden der Übersetzer*innen und Dolmetscher*innen in Österreich zu erreichen (ibid.).

Auch wenn es der ausdrückliche Wunsch aller Beteiligten war, in Zukunft regelmäßig solche Workshops zu veranstalten, wurde dies nicht zur Regel. Ein zweiter Workshop fand von 29. Februar bis 1. März 1992 in Graz statt, ein dritter wurde in eine Arbeitstagung der *Arge*, die von 16. Oktober bis 18. Oktober 1992 in Klagenfurt durchgeführt wurde, integriert. In beiden Workshops wurden mithilfe von Videoanalysen und Diskussionen unter Teilnahme von Gehörlosen Vortragsdolmetschen aus und in die ÖGS sowie Gesprächsdolmetschen geübt, des Weiteren wurden Einheiten zur Textproduktion im Deutschen und zu translationswissenschaftlichen Fragestellungen angeboten (U-Korr 8: 1992; D-Dok 21: 1992). Dies bedeutet jedoch nicht, dass das Interesse an Weiterbildung und Reflexion nachgelassen hatte. Im Jahre 1993 fand zwar kein Workshop statt, doch wurden von 1994 bis 1995 in Zusammenarbeit mit der *Arge*, dem *Österreichischen Gehörlosenbund* und der Universität Graz einige Seminare zur Vorbereitung auf die Dolmetschtätigkeit am Weltkongress der *World Federation of the Deaf* (WFD), der 1995 in Wien stattfinden sollte, organisiert (siehe Kapitel 8.4.2).

Die ersten Kontakte mit der Universität werden in den Interviews positiv erinnert: »Das war eine totale Bereicherung für mich, weil ich da gemerkt habe, jetzt fängt es wirklich an.« Obwohl die Vertreter*innen der Universität die Kontakte zu den ÖGS-Dolmetscher*innen letztlich auch aus Eigeninteresse suchten und die Schulbildung einiger Dolmetscher*innen nicht über die erste Sekundarstufe hinausging und ihnen daher die akademische Welt fremd war, wird das Eingehen der Beziehung und die daraus resultierende Zusammenarbeit nicht als asymmetrisch oder paternalistisch empfunden. So stellte sich relativ rasch ein Gefühl der Reziprozität des Gebens und Nehmens ein, auch wenn erste Aushandlungsgespräche vorsichtig geführt wurden und das eigentliche Ansinnen, von der anderen Seite profitieren zu wollen, zunächst verschleiert wurde: »Ich weiß noch, wie wir herumgeeiert haben um diese Geschichte, wo wir, wie soll ich es sagen, es nicht benennen wollten, beide, aber beide gewusst haben, wovon wir reden«, amüsiert sich eine der befragten Personen über ein Gespräch mit dem damaligen Institutsleiter. Doch dies änderte sich alsbald:

> Die Uni ist zu uns gekommen und Erich Prunč hat gesagt, tauschen wir. Know-how für Know-how. […] [W]enn sich das paart mit einer professionellen Haltung, dann sagt man, ich will etwas, aber ich will es in einer professionellen Art und Weise, ohne dass Menschen zu Schaden kommen. Und dann wird etwas daraus. […] Und das war auch sehr angenehm, dass er von Anfang an gesagt hat, wir wollen das, wir wollen etwas von euch, wir wollen euch ausnützen ein Stück weit, aber ihr dürft uns auch ausnützen.

Die Ziele beider Seiten hätten im Alleingang wahrscheinlich nicht bzw. nicht so rasch realisiert werden können. Trotzdem wird die Reziprozität von den Dolmetscher*innen nicht als vorwiegend instrumentell wahrgenommen. Sie akkumuliert nicht nur soziales, kulturelles und symbolisches Kapital auf beiden Seiten, sondern stiftet eine Beziehung gegenseitiger Anerkennung, die brückenbildendenden Charakter hat und neues, gemeinsames Wissen zu produzieren vermag. Die Beziehung wird insofern als faire soziale Tauschbeziehung mit individuellem und kollektivem Gewinn wahrgenommen, als die Überbrückung der sozialen Distanz zwischen Universität und Mitgliedern der *Arge* anfängliche Angst in Sicherheit und das ursprüngliche Stigma, das viele bereits in ihrer Kindheit als belastend erlebt haben (siehe Kapitel 7.2.1), in kulturelles Kapital verwandelt:

> Der Gedanke war dann, irgendwas Gutes macht man ja doch. Es ist vielleicht nicht sinnlos, was man macht. (…) Oder eher so, es wird beachtet. Von da weg hat sich alles geändert, man hat irgendwie ein Selbstbewusstsein bekommen.

Für einige, die im Zuge der Einführung der ÖGS in das Studium Anfang der 1990er Jahre gebeten wurden, erste ÖGS-Kurse und bald darauf translatorische Lehrveranstaltungen abzuhalten, verwandelte sich das kulturelle Kapital schließlich in Eh-

renkapital. Da es an der Universität nicht üblich war, ohne akademischen Abschluss zu unterrichten, mussten vonseiten des Instituts für diese Lehrbeauftragten gesonderte Genehmigungen beim zuständigen Ministerium eingeholt werden, worauf in den Gesprächen nicht ohne Stolz Bezug genommen wird. Neben der einsetzenden medialen Sichtbarkeit durch die Kindernachrichtensendung *MiniZIB*, die ab Mitte der 1980er Jahre einmal monatlich in die ÖGS gedolmetscht wurde (siehe Kapitel 7.4.2), und dem Austausch mit der Universität, soll als dritter Meilenstein eines durch Kooperation befeuerten Bewusstseinsbildungsprozesses die Dolmetschtätigkeit am Weltkongress der Gehörlosen im Jahre 1995 dargestellt werden.

8.4.2 Die Rolle des Gehörlosenbundes und der Weltkongress als Feuertaufe

Der *Österreichische Gehörlosenbund* (ÖGLB) ist Mitglied des Verbandes *World Federation of the Deaf* (WFD), der seit seiner Gründung im Jahre 1951 in vierjährigen Abständen Weltkongresse veranstaltet. Während bei der Generalversammlung des WFD im Jahre 1951 Delegierte von 25 nationalen Verbänden repräsentiert waren, umfasste der Weltverband 2015 bereits 133 Mitglieder. Er versteht sich als internationale Interessensvertretung der Gehörlosen und hat in verschiedenen Organisationen der UNO Konsultativstatus inne (Anderson 1987). Im Jahre 1995 wurde der Kongress vom ÖGLB unter dem Titel »Vorwärts zu den Menschenrechten« ausgerichtet und fand von 6. bis 15. Juli in den Räumlichkeiten der Hofburg in Wien statt. Am Kongress nahmen über 2.000 Gehörlose aus 97 Ländern teil (Öchsner 1995; Walther/Hase 1995). Die Bedeutung dieser Veranstaltung für die Dolmetscher*innen der *Arge* sowie jene Befragten, die erst nach dem Weltkongress durch eine universitäre Weiterbildung zur Gruppe stießen (siehe Kapitel 9.2), zeigt sich nicht nur in den enthusiastischen Erzählungen über ein denkwürdiges persönliches und kollektives Ereignis, sondern auch darin, dass der Weltkongress als Zäsur verstanden und als zentrale Zeitmarke in den Narrativen verwendet wird. Auch wenn zwei Nachfolgeereignisse – der Universitätslehrgang und die Gründung des Verbandes – eine ähnliche Funktion erfüllen, so scheint die Zeitrechnung lebensweltlicher Ereignisabläufe der Dolmetscher*innen der ersten Generationen unverkennbar in die Handlungs- und Ereigniszeit vor und nach dem Weltkongress eingeteilt zu sein.

Bereits im Oktober 1991, vier Jahre vor dem Kongress, wird das Thema erstmals bei einer Arbeitstagung der *Arge* behandelt. Es wird beschlossen, dem Präsidenten des Gehörlosenbundes per Brief mitzuteilen, dass sich die *Arge* »bereit erklärt mitzuhelfen, falls dies gewünscht wird und die *Arge* frühzeitig informiert wird«, wobei das Ausmaß der »Hilfestellung« noch zu besprechen sei (D-Dok 18: 1991). Wie diese aussehen könnte und welchen Aufwand und Einsatz die Zusammenarbeit schließlich bedeuten sollte, konnten die Mitglieder der *Arge* nicht voraussehen. Niemand von ihnen hatte zuvor einen Kongress des WFD besucht oder im Rahmen einer großen internationalen Konferenz, bei der mehrere Laut- und Gebärdensprachen zum

Einsatz kommen, gedolmetscht. Die meisten Dolmetschtätigkeiten erfolgten lokal begrenzt im Kommunalbereich, das Dolmetschen von Vorträgen für Gehörlose in die ÖGS war sehr selten erforderlich und aus der ÖGS ins Deutsche bis auf wenige Ausnahmen praktisch nicht existent.

Knapp nach der Arbeitstagung erreichte den Leiter des Instituts für Übersetzer- und Dolmetscherausbildung ein Schreiben einer Dolmetscherin der *Arge*, mit der Bitte um einen gemeinsamen Termin mit dem Präsidenten des Gehörlosenbundes, um eine mögliche Kooperation bei der Vorbereitung des Kongresses zu besprechen. Auf der Agenda stünden »Vorbereitungen für die Organisation des Dolmetschereinsatzes beim Kongreß« sowie der »Aufbau eines vierjährigen Aus- bzw. Fortbildungskurses für die derzeit arbeitenden Dolmetscher mit Schwerpunkt Konferenzdolmetschen im Hinblick auf den Weltkongreß« (U-Korr 7: 1991). Im Rahmen dieser Weiterbildung waren auch Kooperationen mit Dolmetscher*innen aus dem Ausland, insbesondere Deutschland und Finnland, angedacht, die bereits über langjährige Erfahrung im Konferenzdolmetschen u.a. bei Weltkongressen des WFD verfügten. Dem Anliegen wurde entsprochen und das Institut erklärte sich bereit, bei den Vorbereitungen unterstützend tätig zu werden. Um die Kooperation zu vereinfachen, wurde vonseiten der *Arge* wie vonseiten des Instituts jeweils ein*e Vertreter*in ernannt, die in Hinkunft die Agenden gemeinsam in die Hand nahmen. Der Vertreter der *Arge* wurde gleichzeitig zum offiziellen Dolmetschkoordinator des Kongresses erklärt. Unterstützt wurden die Vorbereitungen durch Gespräche mit dem Gehörlosenbund im Rahmen deren Bundestagungen sowie durch den WFD selbst, der minutiöse Guidelines für die Organisation ihrer Konferenzen ebenso wie für den Dolmetscher*inneneinsatz zur Verfügung stellte (D-Dok 23: 1993).

Ab 1994 wurden vier Vorbereitungsseminare angeboten. Das erste Seminar, das im Februar 1994 zum Thema Kongressdolmetschen stattfand, wurde von Raili Ojala aus Finnland und Liz Scott Gibson aus dem Vereinigten Königreich in Salzburg durchgeführt. Das zweite fand im November 1994 im Gehörlosenheim in Kirschschlag statt und wurde von Erich Prunč, dem damaligen Institutsleiter, und Peter Dimmel, dem damaligen Präsidenten des ÖGLB, geleitet. Am Programm standen das Dolmetschen von Eröffnungsreden und wissenschaftlichen Vorträgen in die ÖGS, die Erarbeitung von Fachwortschatz und das Erstellen von Glossaren (D-Dok 25: 1994). Für das selbstständige Üben alleine oder in Teams war den Dolmetscher*innen nach dem ersten Seminar eine Übungsanleitung inklusive diverser Übungstexte übermittelt worden (U-Dok 9: 1994). Das dritte Seminar wurde im Februar 1995 in Graz durchgeführt und von Heike Lamberger, einer Konferenzdolmetscherin mit EU-Erfahrung, gemeinsam mit Christian Stalzer, einem gehörlosen Mitarbeiter des Institutes, vorbereitet und abgehalten. Das Seminar fand im Sprachlabor statt und hatte das Dolmetschen aus der ÖGS ins Deutsche zum Thema. Geübt wurde auf Basis vorab produzierter Videos und in ÖGS live vorgetragener Reden. Für das letzte Seminar zum Teamdolmetschen in Plenar- und

Kommissionssitzungen im April 1995 wurden Simone Flessa und Andrea Schaffers aus Hamburg rekrutiert (D-Korr 26: 1995).

Den damaligen Mitgliedern der *Arge* sind die Seminare als unentbehrliche, lehrreiche und herausfordernde Maßnahme der »Professionalisierung« in Erinnerung – auch wenn es zunächst nur galt, die auf internationalem Parkett unbedarften Dolmetscher*innen für einen großen Kongress und damit ein gänzlich neues Terrain halbwegs fit zu machen. In der Korrespondenz finden sich bereits nach dem ersten Seminar Hinweise auf großes Engagement, Lernwillen und Ehrgeiz. Dies ist insofern erwähnenswert, als der Großteil der Teilnehmer*innen bereits über jahrelange Dolmetscherfahrung verfügte.

Zur Sprache kommen in den Erzählungen der Dolmetscher*innen drei Themenkomplexe, die insofern in Erinnerung geblieben sind, als sie ihre bisherige Perspektive deutlich veränderten oder vollkommen Neues vermittelten: Gebärdensprachgrammatik, Dolmetschtechniken und Besonderheiten des Konferenzsettings. In Bezug auf Gebärdensprachen bzw. ÖGS im Speziellen trugen die Seminare, wie schon die drei davor in Graz und Klagenfurt durchgeführten Workshops (siehe Kapitel 8.4.1), dazu bei, sich der Struktur der Sprache bewusster bzw. überhaupt erst bewusst zu werden. Einige verwendeten nach wie vor LBG und hatten große Schwierigkeiten, ihre jahrzehntelang eingeübte Praxis zu verändern. Ein weiteres Problem war die Tatsache, dass die Textsorte Fachvortrag in der ÖGS nicht verbreitet war und sich somit kein Standard herausgebildet hatte, wie solche Texte sprachlich zu realisieren sind. Damit zusammenhängend werden Probleme mit der Registerwahl erwähnt, die Begrüßungs- und Dankesreden ebenso wie Fachvorträge betraf. Und schließlich hatte man Schwierigkeiten mit der Lexik, und zwar zum einen mit der dialektalen Variation und zum anderen mit der Fachterminologie, die den Dolmetscher*innen nicht bekannt war bzw. die sich in der ÖGS noch nicht oder nur lokal entwickelt hatte.

Im Zusammenhang mit der Dolmetschtechnik berichten die Befragten von großer Scheu beim Dolmetschen aus der ÖGS ins Deutsche. Während sie ihre Grammatikfehler oder an LBG angelehnte Varianten beim Dolmetschen in die ÖGS oft gar nicht wahrnahmen, fielen ihnen Probleme mit der Wortwahl oder Textgestaltung im Deutschen häufiger auf. Schwierigkeiten machte den Dolmetscher*innen weiters die Teamarbeit, zumal sie in ihrer bisherigen Laufbahn auf sich allein gestellt waren. Dadurch hatten sie idiosynkratische Techniken und Strategien entwickelt, die die Zusammenarbeit erschwerten. So entsprach die gewohnte Technik einiger eher dem Konsekutiv- als dem Simultanmodus und zielte auf Zusammenfassung und somit Informationsreduktion ab, andere verwendeten die pragmatische Explikation als strategische Textmanipulation, mit der eine deutliche Vereinfachung des Ausgangstextes einhergeht. Diese unterschiedlichen Gewohnheiten machten es neben der fehlenden Praxis im Teamdolmetschen umso herausfordernder sich aufein-

ander einzustellen, gegenseitig zu unterstützen oder konstruktives Feedback zu geben.

Nicht zuletzt war den Dolmetscher*innen das Setting und seine Bedingungen und Einflussfaktoren bzw. der gesamte Prozess von den präperformatorischen Anforderungen über die periperformatorischen Bedingungen bis zu den performanzdeterminierenden Faktoren im Zuge der eigentlichen Dolmetschung fremd (vgl. Kalina 2002b). Der Kongress sollte in den Räumlichkeiten der Hofburg vor einem internationalen Publikum stattfinden, und den Dolmetscher*innen des Gastlandes war bei den Plenar- wie bei den Kommissionssitzungen der Platz neben den Dolmetscher*innen für International Sign auf der Bühne zugedacht worden, während die Dolmetscher*innen anderer Gebärdensprachen weniger prominente Positionen einnehmen sollten. Dies führte zu großer Nervosität vor dem Einsatz. Die im Zusammenhang mit der Sichtbarkeit angesprochenen Unsicherheiten betrafen zum einen adäquate Kleidung, die einerseits die Perzeption der Dolmetschung nicht behindern durfte und andererseits ausreichend bequem sein sollte, um einige Stunden am Stück arbeiten zu können. Des Weiteren erforderte das Dolmetschen auf der Bühne die Verwendung eines großen Gebärdenraums, d.h. ausladendens Gebärden, was für einige Dolmetscher*innen nicht nur ungewohnt war, sondern auch als unangenehm empfunden wurde.

Der Kongress selbst wird als »großer Meilenstein« bezeichnet, der für die Dolmetscher*innen, aber auch für die Gehörlosengemeinschaft »viel bewegt« hat. Die Dolmetscher*innen hatten viel Zeit und Geld in die Vorbereitung investiert, vieles dazugelernt und den Ehrgeiz, möglichst gute Leistungen zu erbringen. Die Erwartungen des Präsidenten des ÖGLB sowie der Obleute der Landesverbände und Vereine waren hoch, zumal sie selbst einiges investiert hatten, um die Dolmetscher*innen für die Veranstaltung fit zu machen. Insofern war es ihnen ein großes Anliegen, vor dem internationalen Kongresspublikum und den erfahreneren Kolleg*innen aus dem Ausland zu reüssieren und ihre Professionalität unter Beweis zu stellen. Wie eine der Befragten resümiert, scheint dies gelungen zu sein:

> Es war so toll! Es ist dort [an der Anschlagtafel] gehängt: Team A, Team B, Team C. Und dann gehst du von Raum zu Raum, also rückblickend, ich rede jetzt eigentlich das erste Mal darüber, das war wirklich toll. Man hat gesehen, dass es wirklich ein Beruf ist, es ist wirklich so, wir brauchten uns nicht zu schämen vor den anderen. Österreich ist klein und war immer hinten nach, aber in dem Fall, beim Weltkongress, waren wir gut.

Insgesamt waren anlässlich des Weltkongresses für jeweils zwei Plenarsitzungen am Vormittag sowie vier Parallelsektionen am Nachmittag neun ÖGS-Dolmet-

scher*innen[16] engagiert, des Weiteren standen einige Personen zur Verfügung, die bei Bedarf einspringen konnten. Weiters waren acht Englisch-Deutsch-Dolmetscher*innen sowie acht Englisch-IS-Dolmetscher*innen im Einsatz. Zusätzlich dazu wurden etwa 90 Dolmetscher*innen für 45 verschiedene nationale Gebärdensprachen am Kongress erwartet (D-Dok 25: 1994). Einem Bericht in der *Österreichischen Gehörlosenzeitung* zufolge waren bei der ersten Vorbesprechung etwa 200 Dolmetscher*innen anwesend (Vozu 1995).

Die Dolmetschtätigkeit während des Kongresses selbst wird als körperlich und mental anstrengend, aber auch erfüllend beschrieben. Die Dolmetscher*innen hatten sich auf Basis der eingereichten Abstracts vorbereitet und in Teams geübt. Tagsüber waren sie meist im Einsatz, abends trafen sie sich in Lokalen oder in der gemeinschaftlichen Unterkunft, um ggf. erst spät eingelangte Papers zu studieren, Unklarheiten auszuräumen und sich auf den nächsten Tag vorzubereiten. Die Arbeit an den Texten wird als herausfordernd erinnert, den damit einhergehenden Schwierigkeiten konnte durch intensive Zusammenarbeit und gegenseitige Unterstützung begegnet werden. Neben individuellem Wachstum, das der Kongress ermöglicht hatte, wirkte er sich vor allem auf das Wachsen relationaler Verbundenheit unter den Akteur*innen aus (Brubaker und Cooper 2000: 20f.). Es hatte sich eine neue Form von partnerschaftlichen Beziehungen entwickelt, die sich auf die Wahrnehmung der anderen und das Verhältnis zu ihnen auswirkte. Freundschaftliche Beziehungen waren zusätzlich berufliche Beziehungen geworden und weniger bekannten Kolleg*innen war man persönlich nähergekommen. Zudem haben sich anfängliche Verhältnisse der Konkurrenz in Verhältnisse der Kooperation und Solidarität gewandelt. Hatte man einander vor dem Kongress mitunter als Konkurrent*in wahrgenommen, veränderte sich die Perspektive insofern, als man die Kompetenz der anderen zu respektieren und deren Fehler zu tolerieren begann, die Bereitschaft entwickelte, voneinander zu lernen und das eigene Wissen zu teilen sowie das Gegenüber als »moralische Stütze« wertzuschätzen. Der Weltkongress war eine persönliche Bereicherung, bewirkte eine Identifikation mit dem Beruf, schweißte die Dolmetscher*innen zusammen und bedeutete nicht zuletzt die berufliche Feuertaufe in der Öffentlichkeit und in der Folge ein Sprungbrett für das individuelle Fortkommen ebenso wie für den kollektiven Beruf, der es nunmehr verdiente, als »gehobene Position« wahrgenommen zu werden (siehe auch D-Dok 27: 1995).

Neben den am Kongress tätigen und den auf der Ersatzbank sitzenden Dolmetscher*innen hatten auch die anderen Befragten die Veranstaltung besucht. Nach den ersten Mitgliedern der *Arge* und den im Zuge der Kongressvorbereitungen hinzugekommenen Dolmetscher*innen könnte man diese als dritte Generation bezeichnen. Sie waren meist erst kurz davor in beruflichen Zusammenhängen in

---

16 Sechs dieser Personen zählten zum Kernteam der *Arge*, drei weitere waren im Laufe der Vorbereitungen zum Kongress dazu gestoßen.

Kontakt mit Gehörlosen gekommen, hatten sich für ÖGS und Gehörlosenkultur begeistert, Sprachkurse besucht und schließlich nebenbei, zunächst im Rahmen der Herkunftsberufe, zu dolmetschen begonnen. Auch für sie bedeutete der Kongress insofern einen Markstein in ihrer Entwicklung, als sie die Tätigkeit nun stärker als Beruf wahrnehmen, sie interessanter und herausfordernder empfanden als zuvor und sich zunehmend vorstellen konnten, sich diesem Tätigkeitsfeld intensiver zu widmen und sich ggf. sogar beruflich neu zu orientieren.

Auch wenn die Ausführungen darauf schließen lassen, dass die Weiterbildungsseminare an der Universität Graz und die Dolmetschtätigkeit am Weltkongress wachsender *groupness* insbesondere im Sinne von relationaler Verbundenheit (»connectedness«) und Zusammengehörigkeitsgefühl zuträglich war, während Brubakers und Coopers (2000: 20f.) dritter Aspekt von *groupness*, kategoriale Gemeinsamkeit (»commonality«), aufgrund der divergierenden Herkunftssphären und Ausgangsvoraussetzungen kaum von Bedeutung scheint, begannen sich die Akteur*innen bereits im Rahmen der *Arge* erste Gedanken über die Kategorie »Dolmetscher*in« und ihre Grenzen zu machen.

8.5 Sozialarbeit vs. Dolmetschen: Erste Risse

Als im Verlauf der Arbeit der *Arge* und während der Weiterbildungsseminare das Dolmetschen immer mehr ins Zentrum der Aktivitäten rückte, begann man sich zunehmend mit Fragen der kategorialen Differenzierung zwischen Sozialarbeiter*in und Dolmetscher*in auseinanderzusetzen. In den Anfängen der *Arge* hatte diese Frage, wie bereits ausgeführt wurde, keine besondere Relevanz, das gemeinsame Merkmal, das die Akteur*innen verband, war es, »hauptamtlich mit Gehörlosen [zu] arbeiten« (D-Korr 7: 1990) und sich aktiv für ihre Belange zu engagieren:

> Diese Aufgabe wurde von [Name 1] oder [Name 2] genauso erfüllt, genau gleich mit denselben Bedingungen, aber die sind einfach so als Kinder gehörloser Eltern reingekommen und haben sich als Dolmetscher definiert und wir haben uns als Sozialarbeiter definiert. Das war diese Mischung von allem, und jeder hat das gleiche gemacht, aber die einen haben sich Sozialarbeiter genannt und die anderen Dolmetscher.

Die Tätigkeitsbereiche wurden, auch wenn es dafür zwei unterschiedliche Bezeichnungen gab, als natürlich verschränkt wahrgenommen, wie eine der befragten Personen, die über keine Ausbildung als Sozialarbeiter*in verfügte und sich daher als Dolmetscher*in bezeichnete, über die Tätigkeit der *Arge*-Mitglieder ausführt:

> Das war eigentlich normal. Weil ich habe ja großteils, so 90 Prozent, Sozialarbeit geleistet. Im Grunde genommen, also sagen wir 70 Prozent Sozialarbeit und 30 Prozent Dolmetschen.

Wie dies konkret verlief, erzählt eine weitere Person:

> Und in der Zeit, das war, […] wo man heute, aus heutiger Sicht sagen würde, das ist Dolmetschen und Arbeitsassistenz und Begleitung gewesen. Und da hab ich auch nicht simultan gedolmetscht, sondern ich hab mir zuerst einmal die eine Seite angehört, hab mir die andere Seite angehört und hab dann jeweils gedolmetscht, das Wichtigste, das Wichtigste gedolmetscht. Und schon soweit Sozialarbeit geleistet, als ich den Chef irgendwie überzeugen wollte, dass er ihm noch eine Chance gibt. […] Ich hab mich fusselig geredet und nicht gedolmetscht, sondern ich hab mich fusselig geredet.

Ein weiteres Mitglied der *Arge* erzählt schmunzelnd davon, dass diese Praxis so weit gehen konnte, bei Dolmetschterminen die Rolle eines Butlers einzunehmen:

> Und für den war ich Butler. Der ist gekommen, wir haben uns begrüßt, ich habe ihn zum Auto geführt, ich habe ihm die Beifahrertür aufgemacht, er hat sich hineingesetzt, er hat sich angeschnallt, ich bin rundherum gegangen, und wir sind zum Termin gefahren. Und dann bin ich irgendwo in der Nähe der Türe stehen geblieben, habe die Warnblinkanlage eingeschaltet, bin rund ums Auto, habe ihm die Türe aufgemacht, er hat sich hinausgestellt, hat gewartet, ich habe einen Parkplatz gesucht und ihn wieder abgeholt, und wir sind hinauf gegangen zu dem Termin. Ich bin da hineingekommen, habe einmal alle begrüßt, habe ihm den Mantel abgenommen, aufgehängt, und in dem Moment haben alle geglaubt, der muss ein unglaublicher Mensch sein, weil da kommt einer, der hängt ihm den Mantel auf usw. und schurlt herum, und dann bin ich zu der Sekretärin gegangen und habe gesagt, der Herr ist da (lacht). […] Und dadurch war das Dolmetschen dann lustig, und alle haben den Hut gezogen, weil der kommt, und ich habe den Butler gespielt. Also extrem ins Soziale hinein. Und das war total lustig. Aber ich frage mich, ob das noch dolmetschen ist.

Auch die ersten Dokumente der *Arge* zeugen davon, dass »sich diese Berufe in Österreich noch sehr überschneiden« (D-Korr 7: 1990). Die damit verbundene Praxis scheint sich über viele Jahre hingezogen zu haben, denn auch die jüngste Generation der Befragten berichtet davon, sich zunächst keine Gedanken darüber gemacht zu haben, ob man nun soziale Arbeit leistete und/oder dolmetschte, zumal es Gehörlosen gar nicht möglich war, Dolmetscher*innen zu »buchen«: »Es war einfach logisch, dass ich als [Sozialarbeiter*in] viel dolmetsche. Es hat niemand in Frage gestellt. Also am Anfang.«

Die Vertreter*innen der *Arge* wussten, etwa durch Kontakte ins Ausland, dass diese Gemengelage anderorts zumindest als unpassend angesehen wurde, doch war eine Entflechtung der Aufgaben zunächst keine Option. Obwohl eine kategoriale Trennung unter den Gegebenheiten noch nicht viel Sinn zu machen schien, findet man in den Protokollen sporadisch Hinweise darauf, dass das Thema erörtert wurde. So kam im ersten Weiterbildungsworkshop im Jahre 1990 u.a. »der sensible Punkt der heute real noch nicht vollzogenen Trennung zwischen dem Berufsbild des Dolmetschers und dem des Sozialarbeiters« (U-Dok 8: 1990) zur Sprache, und zwar im Zusammenhang damit, dass die Teilnehmer*innen darüber klagen, nicht an ihrer sprachmittlerischen Kompetenz gemessen zu werden, sondern daran, ob sie das Beste für ihre gehörlosen Auftraggeber*innen zu erreichen vermögen. In anderen Ländern – wisse man – habe sich »ein Modell der Trennung […] sehr bewährt« (ibid.; siehe auch D-Dok 14: 1990). Ähnlich wird die Frage bei einer Arbeitstagung angerissen, wenn in einer Diskussion über die Arbeitszufriedenheit u.a. von der unrealistischen Erwartung Gehörloser gesprochen wird, Dolmetscher*innen könnten jedes Problem umgehend lösen (D-Dok 17: 1991).

Erst einige Jahre später, nach dem erfolgreichen Einsatz auf dem Weltkongress, beginnt sich bei einigen Personen vermehrt Unzufriedenheit über den Zustand bemerkbar zu machen. Da die Meinungen zu dieser Frage divergieren, bekommt die Fusion der Tätigkeitsbereiche erste Risse. Während die einen das Thema beschäftigt, weil sie sich zunehmend in ihrer Rolle verunsichert fühlen und daher den Wunsch nach einem Weiterbildungsseminar zur »Klärung« (D-Dok 36: 1996) der Problematik äußern, sind die anderen der Überzeugung, dass die Tätigkeitsbereiche weder voneinander abgegrenzt werden könnten noch sollten (D-Dok 35: 1996). Erstere beginnen sich auch außerhalb der *Arge* für eine Trennung stark zu machen. So setzt man sich dafür ein, die damals verbreitete, »dumme« Bezeichnung des »Gehörlosendolmetschers« aus dem Wortschatz der Institutionen zu eliminieren. Diese suggeriere, man sei gleichzeitig Sozialarbeiter*in und spreche damit Gehörlosen die Kompetenz ab, selbstständig Entscheidungen zu treffen (D-Korr 22: 1994). Indigniert äußert man sich auch über den Vorschlag von Gehörlosenpädagog*innen, eine künftige Ausbildung von Gebärdensprachdolmetscher*innen an Sozialakademien zu verankern, was deren Meinung widerspiegle, dass »Dolmetscher Helfer sein sollen« (D-Korr 24: 1994). Dies perpetuiere Abhängigkeiten und zementiere die Opferrolle der Gehörlosen ein.

Abgesehen von diesen sozialpolitischen Motiven aktivistisch gesinnter Fusions-Dolmetscher*innen hatte der Weltkongress, bei dem man neben Gebärdensprachdolmetscher*innen aus aller Welt auch professionellen Konferenzdolmetscher*innen aus Österreich begegnet war, ganz persönliche berufliche Sehnsüchte geweckt:

> Auf der einen Seite hab ich mir gedacht: Mei, das wär schon toll, wenn wir so anerkannt werden [wie Lautsprachendolmetscher*innen] und so einen Kongress ha-

> ben und jeder weiß, was wir tun. Auf der anderen Seite war halt dann schon immer wieder auch/, ja, man ist halt diesem sozialarbeiterischen Bereich irgendwie nicht entkommen. Der hat immer wieder mitgespielt, und es war auch schwierig, weil die Gehörlosen ja manchmal auch nicht so reagiert haben, wie wir wollten.

So begann sich in den Köpfen ein Bild professioneller Gebärdensprachdolmetscher*innen zu zeichnen, das in vielerlei Hinsicht nicht mehr dem von Sozialarbeiter*innen entsprach. Dies betraf nicht nur die Einstellung, das Verhalten und den Aufgabenbereich, sondern wird bisweilen auch mit dem Erscheinungsbild der Akteur*innen in Verbindung gebracht:

> Die Sozialarbeiter waren schon ein bisschen so: Jesus-Schlapfen, aufgekrempelte Ärmel und Sport und/. Für mich waren Dolmetscher immer adrett und schön angezogen, dem Bild entsprechend. Ich war zum Beispiel bei Taufen, bei Hochzeiten, da war ich immer elegant, in der Öffentlichkeit oder bei Ämtern, Behörden. […] Ich habe mir immer gedacht, nein, die Schlampigen sollen die Gehörlosen nicht vertreten. […] Und die Gehörlosen sind schon generell so: »Das ist mein Dolmetscher. Das ist mein Bild, mein Vertreter sozusagen.«

Schließlich sei die inzwischen in Vergessenheit geratene alte lexikalische Gebärde für Dolmetscher*in in der ÖGS dieselbe wie für den Begriff Vertreter*in. Dies habe einen Grund und dem sollte man bestmöglich entsprechen.

Während man auf der einen Seite aus moralischen und kulturellen Gründen damit begann, individuell Grenzen zu ziehen und kollektive Grenzziehungsarbeit einzufordern, sich also neu zu denken, konnte man der Trennung der beruflichen Sphären auf der anderen Seite aus ebensolchen Gründen nichts abgewinnen. Die traditionelle Konzeption eines Fusions- oder Hybridmetiers hatte sich naturalisiert, die Idee hatte bestimmte soziale Praktiken gezeitigt, die wiederum naturalisiert wurden, wobei ihr Ursprung – die Negierung der kulturellen Merkmale von Gehörlosigkeit mit allen ihren bildungs- und sozialpolitischen Konsequenzen – aus dem Blick geraten ist. In der ehrlichen Überzeugung, dass Gehörlose »einen anderen Zugang brauchen« (als etwa Migrant*innen, für die gedolmetscht wird), wird die traditionelle Konzeption als unverrückbar betrachtet: »Wir [leben] in diesem Sozialbereich drinnen!« Im Willen, Gehörlose auch weiterhin zu schützen und ihre besonderen Bedürfnisse zu wahren, ist man in zunehmendem Maße bereit, sie gegen die wachsende Zahl der Häretiker*innen, die ihre Moralität neu zu verorten versuchen, zu verteidigen (siehe dazu Kapitel 9.3.2 und 9.5.2.1).

9. Konsolidierungsprozesse: Wohin gehen wir?

Im Folgenden wird jene Phase der Verberuflichung behandelt, in der nach Jahren der Selbstfindung und Vorbereitung der Startschuss zum Professionalisierungsprojekt fiel, das schließlich, angeregt durch eine Weiterbildungsmaßnahme, zur Gründung des *Österreichischen Gebärdensprach-DolmetscherInnen-Verbandes* (ÖGSDV) führte. Die Phase ist geprägt von *boundary work* unter den beteiligten Akteur*innen ebenso wie *boundary work* nach außen, von Versuchen des Abgleichens der eigenen Tätigkeit mit anderen translatorischen Berufen und der Frage nach der Stellung gegenüber Auftraggeber*innen und Kund*innen. Das Programm ist straff und der Wille sich zu beweisen groß. Unsicherheit und Zweifel bleiben jedoch stetige Begleiter.

9.1 Nach dem Weltkongress: Von der *Arge* zum Kerngeschäft

Ging es in der bunten und losen *Arbeitsgemeinschaft der SozialarbeiterInnen und DolmetscherInnen für Gehörlose* um das Durchbrechen der beruflichen Isolation, das Bedürfnis nach Anerkennung der individuellen Erfahrungen und Dispositionen, die Stärkung der persönlichen Handlungsfähigkeit sowie den kollegialen Austausch auf informeller Basis, also um das Verhältnis des Individuums zur vielgestaltigen sozialen Welt des (Neben-)Berufs, so feuerte der erste organisierte Schritt in die Öffentlichkeit einen Perspektivenwechsel an. Die Wahrnehmung richtete sich durch die Einbindung in die Armada der Konferenzdolmetscher*innen des Weltkongresses von der Tätigkeit des oder der Einzelnen auf den Beruf, und man begann sich als einen, wenn auch erst heranwachsenden Teil eines größeren Ganzen wahrzunehmen. Durch das Fehlen eines klaren Konzepts in Bezug auf den Beruf einerseits und die mangelnde Anerkennung von außen andererseits wurde eine Kluft sichtbar, die nur durch vereinte Kräfte zu überbrücken war.

9.1.1 Zeit zu handeln!

Nach dem Weltkongress in Wien erreichte die Dolmetscher*innen ein Aufruf des Dolmetschkoordinators, dessen Diktion sich deutlich von den Texten davor unter-

scheidet. In diesem Schreiben werden die Dolmetscher*innen nicht nur eingeladen, auch weiterhin zusammenzuarbeiten, sondern darüber zu befinden, ob es nicht an der Zeit wäre, einen Berufsverband zu gründen:

> Natürlich haben wir uns schon vor dem Kongreß und den Vorbereitungsseminaren immer wieder bei Workshops oder Treffen der Arge-Soz-Dol getroffen und unsere Probleme besprochen. Bei der Zusammenarbeit in den letzten Jahren kam immer wieder die Idee auf, einen Verein zu gründen. Ich selbst war dem immer skeptisch gegenüber, weil ich […] die Sinnhaftigkeit eines solchen Unternehmens nicht sah. Nach den Erfahrungen der letzten Zeit beginne ich aber doch auch darüber nachzudenken und würde gerne Eure Meinung dazu erfahren. (D-Korr 25: 1995)

So dezidiert war das Anliegen einer Vereinsgründung zuvor nicht geäußert worden. Zwar stand die Idee bereits zu Beginn der *Arge* auf der Agenda, doch hatte man bei den Arbeitstagungen rasch davon Abstand genommen. Die Gründe lagen in der Vielfalt der zu behandelnden Themen, die schwer unter einen Hut zu bringen waren, und im hohen Zeitaufwand, der in keinem Verhältnis zum erwarteten Nutzen eines Vereines stand.

Neben zahlreichen anderen Fragen hatte die *Arge* seit Ende 1989 auch diverse Probleme im Zusammenhang mit der Situation des Gebärdensprachdolmetschens in Österreich diskutiert. Die Themen waren ad hoc aufgekommen, alle Teilnehmer*innen – ob Dolmetscher*innen oder Sozialarbeiter*innen – hatten das gleiche Recht, Themen einzubringen, die sie interessierten bzw. Probleme anzuschneiden, die in ihrem Bundesland, in ihrer Arbeitsstelle oder in ihrem Tätigkeitsfeld virulent waren. Es gab keinen Grund zur Eile und keine Notwendigkeit, die Diskussionen in eine einzige Richtung zu dirigieren. Die *Arge* war als freie, solidarische Diskussionsgemeinschaft konzipiert, deren übergeordnetes Ziel im Austausch und der gegenseitigen Hilfestellung bestand. Eine Kernaktivität und ein damit verbundenes konkretes Ziel hatten sich – abgesehen von der Vorbereitung des Weltkongresses – noch nicht herauskristallisiert, eine systematische Agenda oder ein Arbeitsplan waren nicht vorhanden (siehe Kapitel 8.3).

Die Vorbereitungen auf den und die erfolgreiche Arbeit am Weltkongress hatten die Dolmetscher*innen zum einen gestärkt, zum anderen den Blick insofern geweitet, als sie Kolleg*innen aus Ländern kennengelernt hatten, in denen die Professionalisierung bereits weiter fortgeschritten war. Insofern entsprach das neue Selbstbild, das sich zu entwickeln begann, nicht mehr dem österreichischen Status Quo. Nun war es Zeit aktiv zu werden. Die Vorteile einer Verbandsgründung und die Notwendigkeit eines konzertierten Vorgehens werden im Schreiben im Zusammenhang mit Weiterbildung, Berufsvertretung, Preisgestaltung, Umgang mit Gehörlosen, internationalen Kontakten, Fundraising, Kooperation und Konkurrenz sowie Consumer Education ausgeführt (D-Korr 25: 1995). Die Nachdrücklichkeit des

Appells, der eine persuasive Komponente beinhaltet, zeigt sich in der sprachlichen Gestalt des Textes. So finden sich auf lexikalischer Ebene Ausdrücke, die das Feld als Kampfarena zeichnen, es wird gefragt, ob man »kampfbereit« sei, zumal einiges an »Zündstoff« vorliege, was u.a. ein »einheitliches Vorgehen *gegen* [die Behörden]«[1] erfordere. Auch finden sich Ausdrücke der Intensivierung zur Hervorhebung bestimmter Aussagen, wie »*ganz* toll«, »*total* verwirrt« oder »ohne dass wir *überhaupt* davon tangiert sind.« Weitere rhetorische Mittel, die die Dramatik der Lage unterstreichen, bilden Übertreibungen, etwa »unser physisches und psychisches *Überleben*«, aber auch pejorative Ausdrücke, die dazu dienen, die Kolleg*innen wachzurütteln, wie der Hinweis auf schlechte »Meinungen über die *Sippe* der DolmetscherInnen.« Auf syntaktischer Ebene enthält der Text eine Reihe von rhetorischen Fragen, die eine Aufforderung zum Handeln beinhalten: »Schon mal was davon gehört, daß ein Dolmetscher auch Rechte hat (außer das Recht für alles Schuld zu sein, meine ich)?« Der Klammerausdruck enthält wiederum eine Übertreibung. Der Verfasser richtet seinen Appell auch direkt an die Kolleg*innen. Es ginge nicht mehr lediglich darum, »friedlich nebeneinander zu toll-metschen«, sondern »wirklich etwas auf die Füße zu stellen.« Durch gute Arbeit allein und »nette Angebote der Weiterbildung« würde sich die Lage nicht ändern.

Auch wenn sich die Dolmetscher*innen im Rahmen der Vorbereitungen zum Weltkongress weitergebildet haben, wird die Gesamtlage nach wie vor als äußerst unbefriedigend wahrgenommen, und zwar sowohl vonseiten der Dolmetscher*innen selbst als auch vonseiten des *Österreichischen Gehörlosenbundes*. Der ÖGLB hatte bereits im Vorfeld des Kongresses Aktivitäten gesetzt, um den Klagen der Gehörlosen nachzukommen und der problematischen Situation Herr zu werden. Neben der aktiven Teilnahme an den Vorbereitungsseminaren und ersten Kooperationsgesprächen mit der Universität Graz bzgl. der Einrichtung eines einschlägigen Studiums war im Jahre 1993 eine Umfrage unter Gebärdensprachdolmetscher*innen durchgeführt worden. In Folge wurde der Rechtsanwalt des Verbandes beauftragt, an das Justizministerium heranzutreten, um auf Basis der Ergebnisse auf die prekäre Lage aufmerksam zu machen. Als mittelfristiges Ziel wird die Einführung einer Dolmetschprüfung vor einem (nicht näher spezifizierten) Gremium angeführt (U-Korr 11: 1993; U-Korr 17: 1993; U-Korr 18: 1993; U-Korr 19: 1993; siehe Kapitel 8.3.4). Die Korrespondenz zwischen dem ÖGLB, dessen Rechtsanwalt, Vertreter*innen der *Arge* und der Universität Graz zeugt von der Empörung über eine Situation, die als nicht mehr tragbar erachtet wird. So habe der Gehörlosenbund zahlreiche »Klagen hinsichtlich der Tauglichkeit der Dolmetscher« (U-Korr 19: 1993) erhalten, es seien »Auswüchse vorgekommen [...], die die humanen Rechte der Gehörlosen in keiner Weise berücksichtigen« (U-Korr 11: 1993), was nicht verwunderlich sei, denn »in der

1 Kursivsetzungen durch die Verfasserin.

Regel [erhalte man] einen Dolmetscherausweis über Beziehungen, nicht nach Qualifikation« (U-Korr 19: 1993). Als stichhaltige Beweise für die Argumentation werden persönliche Erlebnisse bei Gericht geschildert, aber auch die Ergebnisse einer Umfrage des ÖGLB übermittelt, aus der hervorgeht, dass nur etwas mehr als die Hälfte der Dolmetscher*innen über einen Maturaabschluss verfügt, und dass, was die Verfasser*innen besonders erzürnt, lediglich ein Drittel von ihnen die eigenen Deutschkenntnisse als gut einschätzt, während sie ein weiteres Drittel als schlecht beurteilt (ibid.). Die einzige Möglichkeit für Gehörlose sich zu schützen bestünde im Recht, »bei Gericht oder einer Verwaltungsbehörde zu deponieren«, dass die Verständigung mit dem Dolmetscher bzw. der Dolmetscherin nicht funktioniere (D-Korr 21: 1994).

Die Daten einer Umfrage von Grbić (1994)[2], die etwa zur gleichen Zeit stattfand, erbrachte folgende Ergebnisse hinsichtlich Schulbildung und Selbsteinschätzung: Was die Schulbildung betrifft, hatte etwa die Hälfte der Befragten einen Maturaabschluss. Ihre passive ÖGS-Kompetenz schätzten Codas auf einer Skala von 1 bis 5 zu 55,6 Prozent mit der höchsten Stufe 5 ein, während jene, die ÖGS erst im Erwachsenenalter erworben hatten, sie zu 53,3 Prozent auf Stufe 4 einschätzten, Stufe 5 wurde nicht angekreuzt. Ihre aktive ÖGS-Kompetenz beurteilten Codas zu 72,2 Prozent auf der höchsten Stufe, die zweite Gruppe beurteilte sie zu 40 Prozent auf Stufe 4 und zu 20 Prozent auf Stufe 5. Die Selbstwahrnehmung der Deutschkompetenz wurde nicht abgefragt. Die Kompetenz des Dolmetschens in die ÖGS wurde von Codas auf einer vierstufigen Skala großteils auf Stufe 3 (66,6 %) beurteilt, späte Lerner*innen beurteilten sie mit 46,7 Prozent auf Stufe 3, mit 20 Prozent auf Stufe 2 und mit 26,7 Prozent auf Stufe 1. In Bezug auf das Dolmetschen ins Deutsche rangierten Codas mit 61,1 Prozent vor allem auf Stufe 3, während sich Nicht-Codas mit 60 Prozent großteils auf Stufe 2 positionierten.

Die Dolmetschsituation wird nicht nur vonseiten der Gehörlosen, sondern auch von Schulleiter*innen als unbefriedigend dargestellt. So werden Dolmetschtätigkeiten in Schulen von hörbehinderten Hausangestellten, Eltern gehörloser Kinder sowie Lehrer*innen und Erzieher*innen übernommen, die – außer ggf. den Besuch von Gebärdensprachkursen – keine Qualifikation vorweisen können (U-Korr 10: 1993; U-Korr 12: 1993; U-Korr 14: 1993; U-Korr 15: 1993; U-Korr 16: 1993). In einem ausführlichen Brief einer dieser Personen wird eine aufschlussreiche Typologie der Dolmetscher*innen erstellt: 1.) Beeidete Dolmetscherin, bietet keine Dienste an,[3] 2) Beeidete Dolmetscher*innen, bieten regelmäßig Dienste an, 3) Beeidete Dolmetscher*innen, regelmäßige Dienste nur in Niederösterreich, 4)

2 Der Fragebogen wurde an 50 Personen ausgesandt, 33 ausgefüllte Fragebögen wurden retourniert.

3 Es handelt sich dabei um eine Dolmetscherin, die laut Österreichischem Amtskalender im Jahre 1962 vereidigt wurde und möglicherweise nicht mehr als solche tätig war.

Gebärden(sprach)kompetente Personen, die gelegentlich Hilfestellungen leisten, 5) Personen mit LBG-Kenntnissen, die bisweilen Hilfestellungen leisten. Insgesamt werden 17 Personen für den Raum Wien/Niederösterreich genannt. Das Schreiben endet wie folgt:

> Alle genannten Personen haben hinsichtlich ihrer Dolmetscherdienste keine Ausbildung. Das Bildungsniveau der beeideten Dolmetscherinnen ist in der Mehrzahl durch den Abschluß einer Pflichtschule objektiv gekennzeichnet. Damit sind insb. Dienste mit hohen Ansprüchen (Fachvorträge, Verhandlungen mit Rechtsfolgen usw.) in ihrer Qualität zumindest fraglich. (U-Korr 15: 1993)

Im Jahre 1995 wurden die Daten aus beiden Umfragen wieder Thema in der Korrespondenz mit dem ÖGLB (U-Korr 20: 1995; U-Korr 21: 1995; U-Korr 22: 1995). Die ungünstige Situation hatte sich trotz diverser Weiterbildungsseminare nicht grundlegend geändert und hinzu kamen nun immer mehr Personen, die ein, zwei Gebärdensprachkurse besucht und damit begonnen hatten als Dolmetscher*innen zu arbeiten.

Durch die Qualifizierungsmaßnahmen für den Weltkongress hatte sich im Laufe von zwei Jahren eine kleine Parallelwelt entwickelt. Neben den Personen, die nach wie vor aus humanitären Gründen, familiärer Verpflichtung, Freundschaft, Notwendigkeit, aus wirtschaftlichen Gründen oder aus einem Machtstreben heraus dolmetschten und mit dem Status Quo nicht haderten, hatten einige Teilnehmer*innen der *Arge* ungeplant und ohne formuliertes berufsständisches Ziel eine Art »pressure group« gebildet, die sich immer deutlicher von Ersteren abzugrenzen begann. Hinzu kamen im Verlauf der Kongressvorbereitungen Vertreter*innen einer engagierten Nachfolgegeneration, die als Ersatzdolmetscher*innen nominiert worden waren oder organisatorische Aufgaben bei der Dolmetschkoordination übernommen hatten und die erfahrenen Kolleg*innen als »Elite von Österreich« und »Vorbilder« betrachteten. So standen nach dem Weltkongress 23 Personen auf der Adressenliste: 8 Dolmetscher*innen aus dem Kernteam der *Arge* und 15 Noviz*innen (D-Dok 37: 1996). Diese fanden es nun an der Zeit im Kollektiv zu handeln und sich von jenen abzugrenzen, die dem Beruf wie den Klient*innen Schaden zufügen:

> Es gibt […] immer wieder unliebsame Meldungen, daß da jemand herumgewerkelt hat, etwas machte, was eigentlich überhaupt nicht nach Dolmetschen aussah, unsere Arbeit in Verruf und die Gehörlosen in Gefahr brachte. Ich denke, daß wir gegen solch unverantwortliches Benehmen nicht als Einzelpersonen, sondern nur als Organisation auftreten können. (D-Korr 25: 1995)

Einen Ausweg schien nur das Setzen einer deutlichen physischen Grenze zu versprechen, die durch Mitgliedschaft in einem zu gründenden Verband gekennzeichnet ist.

9.1.2 Große Pläne

Bislang waren die Dolmetscher*innen zu sehr mit sich und der eigenen Qualifizierung im neuen Feld des Konferenzdolmetschens befasst gewesen, um sich systematisch mit dem Beruf, seinen Anforderungen und vor allem mit möglichen Zielen auseinanderzusetzen. Bei den Arbeitstagungen nach dem Weltkongress standen nun intensive Arbeitsgespräche mit einer konkreten Agenda am Programm. Das breite Themenspektrum der *Arge* wurde auf ÖGS-Dolmetschen und den Dolmetschberuf eingegrenzt und als Kernaktivität bildete sich die Gründung eines Verbandes heraus. Die Vor- und Nachteile einer Verbandsgründung werden anlässlich des ersten Treffens nach dem Weltkongress diskutiert. Zur Disposition stehen drei Optionen (D-Dok 33: 1996; siehe Tabelle 4):

Tab. 4 Mögliche Formen der Zusammenarbeit

Mögliche Formen der Zusammenarbeit		
wie bisher	als eigener Verein	an einen Verein angeschlossen
Workshops	Berufsvertretung	Dolmetschverein Gehörlosenverein
+ wenig Organisation - machtlos	+ mehr Macht - viel Arbeit	+ fertige Strukturen - Abhängigkeit

Die Entscheidung fällt zugunsten des eigenen Vereines. Ein Anschluss an einen Gehörlosenverein bzw. den Gehörlosenbund wird »aus Gründen der Abhängigkeit bzw. Neutralität« (D-Dok 34: 1996) ausgeschlossen, die Gründung einer Subgruppe in einem bestehenden Berufsverband wird zwar diskutiert, schließlich jedoch als weniger zielführend verworfen. Allerdings seien Mitgliedschaften in bestehenden nationalen und internationalen Verbänden sowie eine enge Zusammenarbeit mit »sämtlichen Gehörlosenvereinen und Bund« anzustreben. Die Mehrarbeit, die mit der Gründung eines eigenen Vereines einhergeht, wird in Kauf genommen, zumal Unabhängigkeit und Entscheidungsmacht als Voraussetzungen dafür angesehen werden, um Veränderungen im Sinne der Akteur*innen einzuleiten.

Die Protokolle der Treffen nach dem Weltkongress unterscheiden sich deutlich von jenen der *Arge* und weisen auf einen neuen Arbeitsstil hin. Sie sind auffallend länger, konzentrieren sich auf Fragen des Dolmetschens, sind auf das Ziel der Vereinsgründung ausgerichtet und zeugen von einer systematischen, kooperativen und arbeitsteiligen Herangehensweise. Es finden sich Hinweise auf Impulsreferate, vorbereitete Texte und Konzepte sowie Overheadfolien mit Grafiken, die als

Diskussionsgrundlage dienen. Im Rahmen der Diskussionen werden Arbeitspakete geschnürt und Verantwortlichkeiten für einzelne Aufgaben verteilt.

Auch wenn bereits in früheren Phasen der individuellen und kollektiven Professionalisierung Grenzziehungsarbeit geleistet wurde, um sich von anderen zu distanzieren oder mit anderen zu identifizieren, nimmt *boundary work* erst nach dem Weltkongress die Form von »strategic practical action«, wie es Gieryn (1999: 23) formuliert, an. Insofern hat sich eine soziale Welt des Gebärdensprachdolmetschens auszubilden begonnen, die als »culturescape« (ibid.: 7) verstanden wird, dessen Grenzen nun deutlicher imaginiert werden. Symbolische Grenzen sind, wie die bisherigen Ausführungen zeigen, grundsätzlich kontingent und bieten diverse Möglichkeiten des Arrangements von Räumen als eingebettet, überlappend, angrenzend oder separiert, wodurch sich auch unterschiedliche Beziehungen zwischen den Bewohner*innen dieser Räume oder Welten definieren lassen. Die Option der Fusionierung von Welten wurde im Zusammenhang mit der *Arge der SozialarbeiterInnen und DolmetscherInnen für Gehörlose* diskutiert (Kapitel 8.3). Die 23 Personen auf der Liste der (potenziellen) Bewohner*innen des neuen, sich ausprägenden »culturescape« werden nunmehr als homogenisierbar und generalisierbar wahrgenommen, obwohl sie sich nach wie vor in vielerlei Hinsicht unterscheiden. Dieser »culturescape« wird als dem internationalen »culturescape« des Gebärdensprachdolmetschens, der durch efsli (*European Forum of Sign Language Interpreters*) repräsentiert wird, zugehörig empfunden, eine tatsächliche Einbettung ist aber noch nicht vollzogen, da eine Mitgliedschaft Verbänden vorbehalten ist. In Bezug auf das Lautsprachendolmetschen, insbesondere den Bereich des Konferenzdolmetschens, sieht man zwar weniger Anknüpfungspunkte, doch ist zu diesem Zeitpunkt der Wunsch nach einer Mitgliedschaft auch beim Verband *UNIVERSITAS* vorhanden, wodurch eine Überschneidung der Tätigkeitsfelder kenntlich gemacht werden sollte. Das räumliche Arrangement in Bezug auf Gehörlosenorganisationen wird als tlw. überlappend wahrgenommen, nicht zuletzt, weil einige Akteur*innen im Rahmen der autonom organisierten Translation bei Gehörlosenvereinen beschäftigt sind. Dies erklärt den Wunsch nach Unabhängigkeit und damit Separation bei gleichzeitiger Förderung der Zusammenarbeit.

Doch wie wollen sich die ÖGS-Dolmetscher*innen des avisierten Vereines definieren? Welche Merkmale schreiben sie sich zu, um sich von anderen unterscheiden zu können? Dass sie sich bereits vor langem von den »Fürsorgerinnen« und »Kofferträgern« zu distanzieren begannen, wurde bereits ausgeführt, doch sind diese beiden Prototypen des Dolmetschens »der alten Schule im negativen Sinne« Extrembeispiele (siehe Kapitel 8.2). In den Dokumenten findet sich ein nicht namentlich gezeichneter Text mit dem Titel »Was macht ein/e Gebärdensprachdolmetscher/in und was macht er/sie nicht«, der zum Zwecke der »customer education« verfasst wurde, die in diesen Sitzungen bereits Thema ist (D-Dok 29: 1996). Darin werden ÖGS-Dolmetscher*innen wir folgt beschrieben: Er*sie »beherrscht« die Gebärden-

sprache und die »gesprochene Sprache« des Landes, »ist imstande« zwischen den Sprachen zu »übersetzen«, vermittelt nicht nur sprachlich, sondern auch »kulturelle Inhalte« und »hat Übung« in Simultantechnik. Er bzw. sie wird »für alle Belange des täglichen Lebens« benötigt und ist an einen Verhaltenskodex gebunden, dessen »wichtigste[r] Punkt [...] bestimmt jener des Vertrauens« beider Parteien ist, weswegen er*sie »neutral sein sollte«. Insofern entscheide er*sie nicht für Gehörlose, unterlasse es, die eigene Meinung kundzutun und lasse die gehörlosen Kund*innen selbst über die bevorzugte Kommunikationsform, »Gebärdensprache oder LBG«, entscheiden. Dolmetscher*innen sollten »nur dolmetschen und Arbeiten ablehnen, die nicht zum Dolmetschen gehören (Sozialarbeit!)« (ibid.). Interessant ist, dass in diesem Papier von hoher translatorischer Kompetenz oder »Professionalität« noch nicht die Rede ist, es wird vielmehr von »guten Kenntnissen« gesprochen, während das Gebot der Neutralität und die Notwendigkeit der strikten Grenzziehung zwischen Dolmetschen und sozialer Arbeit betont werden.

Weitere Hinweise auf Merkmale finden sich in einer ersten Skizze möglicher Statuten des zu gründenden Vereines (D-Dok 30: 1996; D-Dok 36: 1996). Darin werden in Absatz 4 ordentliche Mitglieder als »Gebärdensprachdolmetscher, die sich mit den Zielen des Vereines identifizieren können und einen Qualitätsnachweis erbringen«, bezeichnet. Diese beiden Kriterien, Loyalität und Qualität, werden auch in Protokollen hervorgehoben. Die Loyalität wird unter § 11 des Vorschlages für die Statuten gesondert behandelt. Darin wird ausgeführt, dass die Mitglieder »stets nach besten Kräften die Interessen des Vereines voll zu wahren und die Vereinszwecke zu fördern« sowie »alles zu unterlassen [haben], was dem Ansehen des Vereines und des Berufsstandes der Übersetzer und Dolmetscher abträglich sein könnte« (D-Dok 30: 1996).

Der geplante Zusammenschluss dient zum einen der »öffentlichen Anerkennung« des Berufs und zum anderen dem Aufbau möglichst unüberwindbarer Barrieren gegenüber unliebsamen Mitbewerber*innen und der Schaffung von Möglichkeiten, um »gegen Mißbrauch« vorgehen zu können (D-Dok 32: 1996). »Schutz vor Pfusch« (D-Dok 34: 1996) böten Aufnahmekriterien, wobei entweder der Nachweis langjähriger Erfahrung oder ein »Fähigkeitsnachweis« in Form einer Aufnahmeprüfung in Betracht gezogen werden (D-Dok 32: 1996). In einem ersten Konzeptpapier zu einer Prüfung, die im Vergleich zur im Jahre 1998 tatsächlich eingerichteten Berufseignungsprüfung komplex und überladen wirkt, sind alle eingeladen, zur Prüfung anzutreten, die »bereits als DolmetscherInnen arbeiten, also im Beruf stehen und Erfahrung aus der Praxis mitbringen« (D-Dok 28: 1996). Der Vorschlag umfasst obligatorische ebenso wie fakultative »Module«, die vor einer Kommission aus hörenden und gehörlosen Expert*innen abzulegen sind. Als obligatorische Module werden je zwei »allgemeine Simultandolmetschungen« in die und aus der ÖGS, zwei »allgemeine Konsekutivdolmetschungen« in beide Richtungen sowie »Community Dolmetschen« in den Settings Amt/Behörde, Bank,

Krankenhaus und Arbeitsplatz vorgeschlagen (ibid.). Für Spezialisierungen werden zusätzliche fakultative Module für diverse Settings erwogen (D-Dok 35: 1996). Im Zusammenhang mit dem beruflichen Befähigungsnachweis wollte man sich insbesondere mit dem britischen kompetenzbasierten Berufsbildungssystem *National Vocational Qualifications* (NVQ) befassen. Das erste Konzept der Eintrittsprüfung ist nicht nur ambitioniert und in seiner Komplexität kaum zu realisieren, auch »Sinn und Unsinn der Prüfung« (D-Dok 36: 1996) sind in der Gruppe umstritten. Da die Dolmetscher*innen, die über eine gerichtliche Beeidigung verfügen, eine solche Prüfung ablehnen, wird vorgeschlagen, diese auszusetzen, »wenn [ein] Dolmetschausweis vorhanden« ist (D-Dok 35: 1996).

Auch die Bezahlung ist in dieser ersten Runde um die Gründung eines Verbandes Thema. Wie viel im Schnitt eine Dolmetschstunde – so sie bezahlt wurde – Mitte der 1990er Jahre wert war, ist nicht belegt, es wird aber von »100 verschiedenen Mini-Maxi Tarife[n]« (D-Korr 25: 1995) gesprochen, die bei Dolmetscher*innen, Gehörlosen und den zuständigen Ämtern zu Verwirrung führen. Einig ist man sich, dass die Honorare in Österreich vereinheitlicht und auf ein adäquates Maß angehoben werden sollten, ohne »Benefizdolmetschen« (D-Dok 34: 1996) gänzlich einzustellen. Zudem sollten die Dolmetschkosten – insofern es sich nicht um private Angelegenheiten von Gehörlosen handelt – vom Staat getragen werden. Einem der Protokolle ist ein »Arbeitsbehelf Dolmetschrechnungen« (D-Dok 31: 1996) beigelegt, der Vorschläge bzgl. einer Harmonisierung der Honorare beinhaltet. Darin wird angeregt, nicht nur bei Gericht und Polizei, sondern auch bei Ämtern und Behörden die Tarife des Gebührenanspruchsgesetzes anzuwenden[4] und sich im Privatbereich den Empfehlungen des »Dolmetschverbandes« (gemeint ist *UNIVERSITAS*) anzuschließen.[5]

Das dringende, ambitionierte und umfassend diskutierte Projekt der Verbandsgründung wird jedoch auf Eis gelegt. Die letzte Arbeitstagung der ÖGS-Dolmetscher*innen fand im Mai 1996 statt, die nächste erst wieder im September 1997. Zu diesem Zeitpunkt hatte sich die Zusammensetzung der Gruppe allerdings verändert. Grund hierfür ist die Durchführung eines Weiterbildungslehrganges an der Universität Graz, durch den, wie im folgenden Kapitel ausgeführt wird, die Karten neu gemischt wurden.

9.2 Der Lehrgang: Die Karten werden neu gemischt

Das damalige Institut für Übersetzer- und Dolmetscherausbildung plante, wie bereits ausgeführt wurde, ÖGS als 12. Sprache in sein Lehrangebot aufzunehmen. Um

---

4 Laut Arbeitsbehelf: »Fahrtz. beg. 1h à S 235,-, Kilometer à S 4,60; 1. 1/2 h à S 253,-; weitere 1/2 h à S 128,-, verlesene Schrifts. Seite à S 157,-« (D-Dok 31: 1996; vgl. BGBl. 214/1992).

5 Es wird von einem Tagessatz von ATS 6.500,- ausgegangen.

den bereits aktiven Dolmetscher*innen vor Einführung eines Studiums eine Qualifizierungsmöglichkeit anzubieten und gleichzeitig potenzielles Lehrpersonal weiterzubilden, wurde ein einjähriger Lehrgang konzipiert, der unter dem Namen *Horizon* in die Verbandsgeschichte einging und für die Dolmetscher*innen neben dem Weltkongress eine weitere wichtige Zeitmarke darstellt.

9.2.1 Das Angebot

Der Weiterbildungslehrgang wurde im Rahmen des EU-Projektes *FORUM: Deaf Studies on the Agenda* entwickelt und durchgeführt. Mit dem Beitritt zur Europäischen Union im Jänner 1995 konnten auch in Österreich Maßnahmen der Europäischen Beschäftigungs- und Sozialpolitik umgesetzt werden. Das Projekt wurde im Juni 1995 im Rahmen der Gemeinschaftsinitiative EMPLOYMENT und deren Aktionsbereich HORIZON beantragt, der über den Europäischen Sozialfond (ESF) (ko-)finanziert wurde. EMPLOYMENT HORIZON förderte Modellprojekte zur wirtschaftlichen, beruflichen und sozialen Eingliederung behinderter u.a. benachteiligter Menschen in Gesellschaft und Arbeitsmarkt. Die Projektschiene zielte auf transnationalen Austausch, die Erprobung neuer Konzepte und Methoden, lokales Engagement und Dissemination von Know-how und erworbenen Erfahrungen in den beteiligten Ländern sowie Umsetzung auf nationaler Ebene ab (European Commission 1997).

Die Koordination des Gesamtprojektes mit 12 Partnerinstitutionen übernahm das *Centre for Deaf Studies* der Universität Bristol. Das Projekt setzte sich aus einem transnationalen Arbeitspaket sowie unterschiedlichen nationalen Initiativen zusammen, die auf den Bedarf der jeweiligen Länder zugeschnitten waren. Das österreichische Projekt trug den Titel *Forum Agenda: Ausbildung Gehörloser, Entwicklung Neuer Medien und DolmetscherInnenausbildung* und lief (inklusive Verlängerung) von 1996 bis 2000 (vgl. Grbić 2001; Grbić/Andree/Grünbichler 2004 sowie die Projektberichte Andree/Grbić/Grünbichler 1997, 2000). Die nationale Kofinanzierung wurde vom Bundessozialamt, Landesstelle Steiermark, getragen, die Eigenmittel wurden von der Karl-Franzens-Universität Graz eingebracht. Neben den internationalen Aktivitäten wurden auf nationaler Ebene zwei Lehrgänge entwickelt und durchgeführt, jener für Gebärdensprachdolmetscher*innen sowie ein weiterer für gehörlose Gebärdensprachkursleiter*innen. Die Lehrgänge waren für die Teilnehmer*innen kostenfrei. Als Vorarbeiten wurden Gespräche mit dem Gehörlosenbund und der *Arge* geführt sowie Bedarfserhebungen für beide Maßnahmen durchgeführt.

Der Lehrgang für Gebärdensprachdolmetscher*innen fand von Februar 1997 bis März 1998 statt und wurde aufgrund der großen Nachfrage von September 1999

bis Mai 2000 ein weiteres Mal angeboten.[6] Die transnationale Kooperation ermöglichte es, in jenen Bereichen, in denen Österreich noch wenig Erfahrung hatte, auf Know-how der Partnerinstitutionen zurückzugreifen. Der Lehrgang bestand aus 12 Seminaren zu je 22 Stunden in Form von Wochenendblöcken und umfasste die Schwerpunktbereiche Berufskunde, Deutsch als Muttersprache, Sprachwissenschaft, ÖGS, Dolmetschwissenschaft und Dolmetschtechnik (vgl. im Detail Grbić/Andree/Grünbichler 2004). Als Lehrende fungierten hörende und gehörlose Personen aus Graz, Linz und Wien sowie aus Bristol, Hamburg und Kopenhagen, der Unterricht wurde, abhängig von der Lehrperson, auf Deutsch, Englisch, in ÖGS oder International Sign abgehalten. Für die erfolgreiche Absolvierung der Weiterbildungsmaßnahme war der positive Abschluss jedes Seminars in Form einer Prüfung, einer schriftlichen Arbeit, einer Arbeit auf Video oder einer Präsentation erforderlich. Der Lehrgang schloss mit einem Zertifikat ab und wurde von allen 24 Teilnehmer*innen erfolgreich absolviert. Jedes Seminar wurde evaluiert, wobei eine sehr hohe Zufriedenheit festgestellt werden konnte (vgl. die Projektberichte Andree/Grbić/Grünbichler 1997, 2000 sowie Grbić/Andree/Grünbichler 2004).

Da die Weiterbildungsmaßnahme einen hohen symbolischen Wert für die Teinehmer*innen hatte, wurde die Verleihung der Zertifikate im Rahmen eines Festaktes am 19. Juni 1998 an der Universität Graz feierlich inszeniert. Die vom Rektor, dem Institutsvorstand und der Projektleiterin unterzeichneten Zertifikate wurden durch den Rektor, Univ.-Prof. Dr. Wolf Rauch, überreicht. An der Zertifikatsverleihung nahmen weiters der ehemalige Präsident des *Österreichischen Gehörlosenbundes*, Prof. Peter Dimmel, die damalige Präsidentin, Trude Dimmel, und andere Funktionäre von Gehörlosenverbänden sowie Vertreter*innen der Politik und des Bundessozialamtes teil. Um potenzielle Arbeit- bzw. Auftraggeber*innen über den Abschluss der Qualifizierungsmaßnahme zu informieren sowie eine breitere Öffentlichkeit darüber in Kenntnis zu setzen, erging nach Abschluss des Projektes ein Informationsfolder an verschiedene Organisationen und Institutionen. Auch wurde in den Medien über den Abschluss des Projektes und die Zertifizierung der ersten Gebärdensprachkursleiter*innen und Gebärdensprachdolmetscher*innen in Österreich berichtet (ibid.).[7]

Die symbolische Kraft des Zertifikats war als Schlüssel in den »culturescape« kompetenter ÖGS-Dolmetscher*innen und sichtbarer Befähigungsnachweis nach außen groß: »Mit dem Zertifikat in der Hand war das dann schon etwas anderes«,

---

6 Ermöglicht wurde diese Verlängerung durch eine Zusatzfinanzierung durch das Land Steiermark und die Stadt Graz.

7 *Der Standard* (20. April 1998 und 23. Juni 1998), *Kleine Zeitung* (28. Juni 1998), *KORSO* (6. Juli 1998), *Neue Zeit* (26. August 1998), *Monat* (August 1998), *Der Standard* (1. Dezember 1998), *Die Presse* (1. Dezember 1998), *Österreichische Gehörlosenzeitung* (Ausgabe 2, 1998), *Österreichische Gehörlosenzeitung* (Ausgabe 3, 1998), ORF Teletext (Zeitspanne nicht bekannt).

wie eine der befragten Personen berichtet. Hätte das Projekt nicht stattgefunden, wären die Verberuflichungsprozesse anders verlaufen, so eine weitere Person: »Ohne Horizon in Graz säßen wir jetzt nicht hier.«

9.2.2 Die Teilnehmer*innen

Die Rekrutierung der Teilnehmer*innen erfolgte für beide Lehrgänge durch Aussendungen an den Gehörlosenbund, die Landesverbände und deren Verteiler, das Bundesinstitut für Gehörlosenbildung in Wien samt Verteiler, Fürsorgereferent*innen der Landesregierungen, Bundessozialämter, Arbeitsmarktservice, eine Liste von Gebärdensprachdolmetscher*innen in Österreich, ORF Teletext sowie die Presse. Insgesamt meldeten sich 40 Personen für den ersten Lehrgang an, was die Erwartungen bei Weitem übertraf, zumal der Kurs für 12 Personen konzipiert war. Aufgrund der Anmeldelage wurde die Teilnehmer*innenzahl nach Absprache mit den Fördergebern verdoppelt. Die Auswahl erfolgte nach folgenden Kriterien: aktive Tätigkeit als Gebärdensprachdolmetscher*in, ausgezeichnete ÖGS-Kompetenz, Verankerung in der Gehörlosengemeinschaft und Weiterbildungsambitionen. Des Weiteren wurde auf eine möglichst ausgewogene Verteilung nach Bundesländern geachtet. Die ÖGS-Kompetenz wurden auf Grundlage von Videos durch Gehörlose überprüft (vgl. Grbić 2001; Grbić/Andree/Grünbichler 2004 sowie die Projektberichte Andree/Grbić/Grünbichler 1997, 2000).

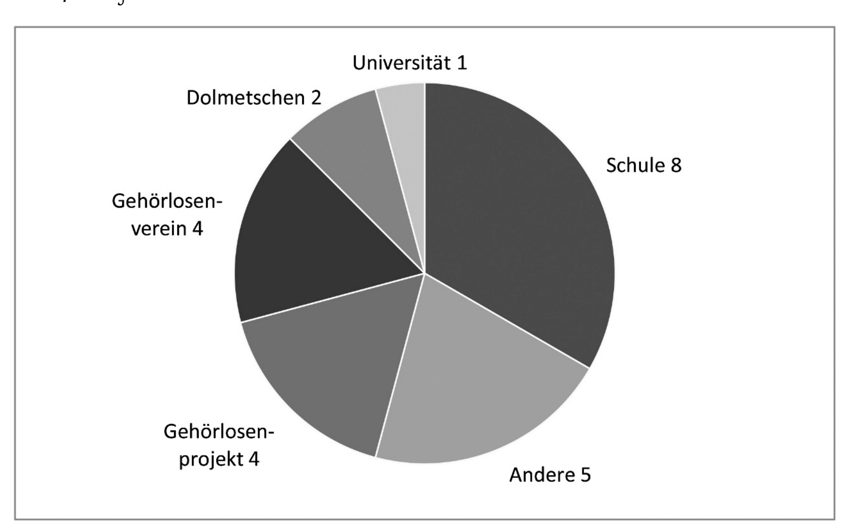
Die Teilnehmer*innen stellten in Bezug auf ihr Alter, ihre Berufe, ihre Dolmetscherfahrung und ihr bisheriges Engagement eine heterogene, »bunt zusammengewürfelte« Gruppe dar, wie eine befragte Person erzählt. Die Altersspanne lag zwischen 19 und 55 Jahren, vier Personen waren männlich und 20 weiblich. Die meisten Bewerbungen stammten aus Wien, doch konnte aus diesem Bundesland mehr als die Hälfte der Interessent*innen aufgrund fehlender Voraussetzungen nicht aufgenommen werden. Von den 24 aufgenommen Personen waren neun Codas, die laut eigenen Angaben seit ihrer Kindheit als Dolmetscher*innen tätig waren, zwölf Personen dolmetschten seit ein bis vier Jahren und drei seit sieben bis sechzehn Jahren.

Auch bzgl. der Bildungsabschlüsse waren Unterschiede zu verzeichnen: Eine Person hatte die Pflichtschule abgeschlossen, eine Person war Lehrling, sechs Personen hatten eine berufsbildende mittlere Schule oder ein Kolleg ohne Reifeprüfung absolviert, vier Personen eine allgemeinbildende höhere Schule (AHS) oder berufsbildende höhere Schule (BHS) mit Matura, sieben hatten an einer Sozialakademie oder Pädagogischen Akademie studiert, fünf hatten die Universität besucht oder studierten (Grbić/Andree/Grünbichler 2004 sowie die Projektberichte Andree/Grbić/Grünbichler 1997, 2000).

Neun Teilnehmer*innen gaben als Beruf Sozialarbeiter*in bzw. Sozialpädagog*in an, an zweiter Stelle rangierten pädagogische Berufe mit fünf Angaben. Fünf Personen, zwei Bürokräfte, zwei Arzthelfer*innen und ein*e Maler*in, wurden

unter der Rubrik »Andere Berufe« subsumiert. Eine Person studierte Sprachwissenschaft, eine weitere Erziehungswissenschaft, eine Person absolvierte eine Lehre. Lediglich zwei Teilnehmer*innen gaben an, hauptberuflich als Dolmetscher*innen tätig zu sein (ibid.). Betrachtet man die Tätigkeit der Teilnehmer*innen hinsichtlich der sozialen Welten, in denen sie ihren Beruf ausübten, zeigt sich folgendes Bild: Bis auf fünf Personen waren alle mit Gehörlosen und ÖGS in Kontakt. Den größten Anteil hatte die Schule mit acht Lehrer*innen, Erzieher*innen und Kindergärtner*innen. Je vier Personen arbeiteten in Sozialprojekten für Gehörlose und in Gehörlosenvereinen. Erstere gaben als Tätigkeitsfelder Dolmetschen plus Sozialarbeit/Beratung, Letztere Dolmetschen plus Sozialarbeit/Beratung bzw. Dolmetschen plus Sekretariat an. Zwei Personen waren, wie bereits erwähnt, als Dolmetscher*innen tätig, eine im Rahmen eines Angestelltenverhältnisses, die zweite freiberuflich. Eine Person unterrichtete neben ihrem Studium gemeinsam mit einem Gehörlosen ÖGS an einer Universität (siehe Abb. 4).

Abb. 4 Berufliche Welten



Hinsichtlich des Umfangs ihrer Dolmetschtätigkeit machten die Teilnehmer*innen folgende Angaben: 13 Personen dolmetschten im Rahmen ihrer beruflichen Tätigkeit sowie zusätzlich 3–15 Stunden pro Woche, sechs Personen dolmetschten nebenberuflich bzw. neben ihrer Ausbildung 1–10 Stunden pro Woche, zwei Personen waren als freiberufliche Dolmetscher*innen zwischen 20 und

30 Stunden pro Woche aktiv und drei Personen, die zum Zeitpunkt der Anmeldung in Karenz oder arbeitslos waren, gaben ein Stundenausmaß von 4–30 Stunden an.

Auch die Beweggründe der Teilnehmer*innen waren, wie den Interviews zu entnehmen ist, vielfältig. Während der Lehrgang den Mitgliedern der ehemaligen *Arge* die Möglichkeit bot, ihre langjährige Tätigkeit durch eine Ausbildung mit Zertifikat zu formalisieren, bot der Lehrgang den Noviz*innen die Chance, den Einstieg in das Berufsleben als ÖGS-Dolmetscher*in zu vollziehen. Doch nicht alle Noviz*innen hatten sich bei der Anmeldung bereits dazu entschieden, den Radius ihrer habitualisierten und/oder organisierten Dolmetschtätigkeit zu erweitern. Dies lag daran, dass sie mit ihrer derzeitigen Tätigkeit zufrieden waren und sich nicht als ÖGS-Dolmetscher*innen wahrnahmen. Insofern stellte der Lehrgang für einige eine Zusatzqualifikation dar, andere wiederum hatten sich zur Anmeldung überreden lassen, obwohl sie nicht wussten, ob es sich »überhaupt um einen Beruf handelt«. Trotz dieser heterogenen Motivationslage bestand der Anreiz, an dieser Weiterbildung teilzunehmen einerseits darin, Neues zu lernen und sich persönlich weiterzuentwickeln, andererseits, daran mitzuwirken, dem habitualisierten bzw. organisierten Dolmetschen einen »offiziellen Charakter« zu verleihen. Das in Aussicht gestellte Universitätszertifikat sollte als Symbol des Nachweises ihrer Kompetenzen nicht nur die berufliche Berechtigung verbriefen, sondern auch ein Umdenken unter Stakeholdern sowie in der breiteren Öffentlichkeit einleiten.

Während des ersten Seminars, das u.a. zur Orientierung diente, wurden die Teilnehmer*innen nach ihren Erwartungen befragt. Diese lassen sich in vier Kategorien fassen: die auf Inhalte bezogenen Kategorien *Beruf*, *Sprachkompetenz* und *Dolmetschen* sowie die interpersonelle Kategorie *Umgang*. In Bezug auf den Beruf war es den Teilnehmer*innen ein Anliegen, sich mit dem Berufsbild von Gebärdensprachdolmetscher*innen, auch im Vergleich mit anderen translatorischen Berufen, auseinanderzusetzen, Rechte und Pflichten von Translator*innen kennenzulernen, ein Verständnis für adäquates Verhalten in unterschiedlichen Settings zu entwickeln, die Rollen von Dolmetscher*innen in Bezug auf ihren Handlungsspielraum zu diskutieren, die Aufgaben von Dolmetscher*innen im Sozialbereich und in schulischen Settings abzuklären und dadurch der Hybridisierung von Sozialarbeit und Dolmetschen bzw. Unterrichten und Dolmetschen entgegenzuwirken und sich über rechtliche Fragen sowie Arbeitsbedingungen, Arbeitszeit und Arbeitsgestaltung zu informieren. In diesem Zusammenhang wurde auch der Wunsch nach ausreichend Zeit für den Austausch mit den Kolleg*innen zu Fragen der Professionalisierung und insbesondere in Hinblick auf die Gründung eines Verbandes geäußert (Andree/Grbić/Grünbichler 1997, 2000).

In Bezug auf ihre Arbeitssprachen äußerten sie den Wunsch, sich eingehend mit der Grammatik der ÖGS zu befassen, verschiedene Register und Textsorten kennenzulernen und sich mit Internationalen Gebärden, deren Struktur und Verwendung zu befassen. Weiters war es ihnen ein Anliegen, ihren Wortschatz in der ÖGS zu er-

weitern und in Zusammenarbeit mit Gehörlosen Fachterminologie zu entwickeln. Hinsichtlich des Deutschen wünschten sie sich Übungen zu Grammatik, Rhetorik und mündlicher Textkompetenz (ibid.).

Was das Dolmetschen betrifft, erwarteten sie, ihre Kenntnisse und Fertigkeiten hinsichtlich verschiedener Dolmetschtechniken und Problemlösungsstrategien durch Rollenspiele in einem möglichst breiten Spektrum von Situationen zu erweitern bzw. zu verbessern, wobei sie sich besonders intensiv mit dem Dolmetschen ins Deutsche befassen wollten, um mehr Sicherheit zu gewinnen. Auch war es ihnen ein Anliegen, Strategien für das Krisenmanagement in problematischen Situationen zu erwerben (ibid.).

In Hinblick auf die Rahmenbedingungen der Seminare und die Zusammenarbeit in der Gruppe wurde der Wunsch nach einem kollegialen und fairen Umgang geäußert. Sie wünschten sich konstruktive Kritik von den Seminarleiter*innen wie von den Kolleg*innen und erhofften sich, dass Konkurrenzkämpfe unterblieben (ibid.).

Die Zeit vor Beginn des Lehrganges, aber auch während der ersten Seminare war bei vielen von Unsicherheit geprägt. Dies lässt sich auf verschiedene Ursachen zurückführen. Die Teilnehmer*innen hatten zwar eine Liste der Teilnehmer*innen und Lehrenden sowie das Lehrgangsprogramm erhalten, doch hatten sie keine genaue Vorstellung davon, was tatsächlich auf sie zukam. Der Lehrgang fand in einer Zeit des Umbruchs statt, die von Ungewissheit geprägt war. Er bot einerseits neue Perspektiven und versprach Gewinn, andererseits stellte er eine latente Bedrohung für das eigene Wissen bzw. Nicht-Wissen und die erworbenen Denkmuster, Werte und Verhaltenskonventionen dar. Die Tätigkeit am Weltkongress hatte zwar gezeigt, dass man den Anforderungen in der Praxis gewachsen war, gleichzeitig war man sich bewusst geworden, wie sehr sich die translatorische Praxis der »Profis« anderer Länder von jener in Österreich unterschied. So kam zur Sorge, sich vor Kolleg*innen zu blamieren, die Scham hinzu, als Vertreter*innen eines sich in Entwicklung befindlichen Berufes im Kollektiv bei den Lehrenden einen schlechten Eindruck zu hinterlassen:

> Man kannte den [Name 1], den hat man ja gerade noch gekannt als Vortragenden. Aber alle anderen nicht. Jemanden aus Dänemark, um Gottes Willen! Oder irgendwelche Kapazitäten, wie die [Name 2] oder die [Name 3]. Wo ich mir dachte: Um Gottes Willen, was sollen die jetzt glauben? Ich kann mich noch erinnern, wir haben dann schon immer wieder ein bisschen darüber geredet: Was werden die von uns glauben, was österreichische Gebärdensprachdolmetscher darstellen? Welches Bild geben wir da jetzt ab (lacht)?

Für einige stellte der Besuch des Lehrganges auch insofern eine persönliche Hürde dar, als für sie aufgrund der familiären Distanz zum System höherer Bildung ein Studium nicht auf dem Bildungsplan gestanden hatte und die Universität daher ei-

ne fremde soziale Welt darstellte. Doch nicht nur potenzielles Versagen, auch die möglicherweise fehlende Kraft, den Lehrgang durchzustehen, bereitete vor allem älteren Teilnehmer*innen Sorgen, und so haderten einige damit, ob sie sich den Besuch in ihrem Alter »noch einmal antun« sollten. Die größten Ängste hatten allerdings die »Neuen«, die fortan mit erfahrenen Dolmetscher*innen in einem Lehrgang sitzen sollten, die »um so viele Welten besser sind«, Dolmetscher*innen, die sie aus einschlägigen Organisationen, vom Weltkongress, aus dem Fernsehen oder als Lehrende kannten. Im Vergleich zu ihnen fühlten sie sich als »Greenhorn«, »Junior«, »Schülerin«, »Lehrling«, »Würmchen« und »Würstchen«. Sie empfanden die Teilnahme anfangs als »eine Nummer zu groß«, waren besorgt, es nicht zu schaffen und hatten im ersten Seminar »unglaublich Knieschlottern«, denn es war »wirklich ein hoher Einstieg, also so vom Level und von der Anforderung her, sich vor vierundzwanzig Menschen zu präsentieren.« Doch die Motivation der jungen Generation zu bestehen stieg, nicht zuletzt, weil sie die heterogene Zusammensetzung des Lehrganges auch als persönliche Stärkung empfanden: »Und jetzt sitz ich mit der im gleichen Kurs. Also, für mich war das ein erhebendes Gefühl und wirklich toll.« Und auch die ältere Generation überwand ihre Unsicherheit und war schließlich höchst motiviert »das Ganze durchzuziehen«.

9.3 Abtasten und Katalogisieren

Die ersten Seminare waren geprägt von »gegenseitige[m] Abtasten«. Was in den Erzählungen über den Lehrgang – neben Aussagen über seine Bedeutung für die individuelle Weiterentwicklung wie für die kollektive Verberuflichung – am deutlichsten ins Auge sticht, sind Praktiken der Grenzziehung innerhalb der neu zusammengesetzten Gruppe. Wie bereits ausgeführt wurde, war das kollektive Setzen von Grenzen in den Anfängen der *Arge* nicht opportun, es galt vielmehr Grenzen zu verwischen, um der vielfältigen Arbeit gerecht werden zu können (siehe Kapitel 8.3.2). Die Notwendigkeit interprofessionelle, kulturelle Grenzen zwischen den Handlungssphären Sozialarbeit und Dolmetschen zu setzen, erlangte erst im Zuge der Vorbereitungen auf den Weltkongress und vor allem danach an Bedeutung (siehe Kapitel 8.5). Das Ziehen scharfer moralischer Grenzen zwischen rechtschaffenen – wenn auch möglicherweise nicht in allen Belangen ausreichend kompetenten – Dolmetscher*innen und überambitionierten Fürsorgerinnen und unlauteren Kofferträgern hingegen war bislang weniger ein kollektives Unterfangen als ein Aspekt der persönlichen beruflichen Identitätsbildung gewesen (siehe Kapitel 8.2). In den Grenzziehungsdiskursen, die in den Erzählungen über den Lehrgang festzustellen sind, werden Differenzierungsmerkmale mobilisiert, die im Rahmen der neuen Bedingungen sinnhaft erscheinen: Es sind dies die Grenzen zwischen Alt und Jung,

Codas und Spätberufenen, Frauen und Männern sowie einzelnen, z.T. regionalen Cliquen, wobei die Kategorien überlappen.

9.3.1 Alte und Junge

Die Grenzziehungsdiskurse werden von der Differenzierung in »Alte« und »Junge« (bzw. »Neue«) dominiert. Die »alte Garde« oder »Kerngruppe« bestand aus den neun Dolmetscher*innen, die sich bereits aus der *Arge* und/oder vom Weltkongress kannten. Die vier Personen, die erst knapp vor oder nach dem Weltkongress hinzugestoßen waren, am Kongress aber nicht dolmetschten, bildeten eine Art Pufferzone, tendierten generell oder nach Bedarf in die eine oder in die andere Richtung bzw. wurden von der einen oder anderen Seite beansprucht. Zu den »Neuen« bzw. der »jungen Generation« zählten jene neun Personen, die erst nach dem Weltkongress bzw. im Zuge des Lehrganges zur Gruppe gestoßen waren.

Die »Alten« fühlten sich einander bereits verbunden, sie teilten berufliche Erlebnisse, hatten gemeinsam Weiterbildungsseminare besucht und im Rahmen der *Arge* zusammengearbeitet. Aus diesen beruflichen Kontakten hatten sich gute Bekanntschaften und einzelne Freundschaften entwickelt. Den »Jungen« mangelte es aus Sicht der meisten »Alten« nicht nur an Erfahrung im Bereich des Dolmetschens und in der Arbeit mit Gehörlosen. Sie hatten auch eine gänzlich andere Sozialisation durchlaufen, hatten ÖGS nicht bereits im Kindesalter im Familienverband erworben oder durch langjährige Tätigkeit mit Gehörlosen mühsam erlernt, sondern aufgrund beruflicher Erfordernisse oder einfach aus persönlichem Interesse vor allem in Kursen gelernt. Sie arbeiteten erst seit kurzem mit Gehörlosen und hatten im schlechtesten Fall »überhaupt nichts mit Gehörlosen zu tun«. Einige hatten ihr Wissen über Gebärdensprache, Gehörlosenkultur und Gebärdensprachdolmetschen vor allem aus Büchern und Zeitschriften bezogen und begonnen, sich analytischer mit diversen Fragen auseinanderzusetzen, was als »theorielastig« und »abgehoben« empfunden wurde.

Die Wahrnehmungs- und Bewertungsschemata der »Jungen« erschienen den »Alten« nicht nur fremd, sondern oft auch falsch, da diese mit ihrer über Jahre und Jahrzehnte habitualisierten Praxis kollidierten. Sie konnten den Ideen, Wünschen und Forderungen der jungen Generation nicht immer etwas abgewinnen, da sie in der Praxis nicht umzusetzen waren oder überzogen schienen. Auch wird ihnen unterstellt, nicht ausreichend über Gehörlosenkultur Bescheid gewusst bzw. nur einen peripheren Ausschnitt dieser kennengelernt zu haben. Sie waren zwar mit Gehörlosen befreundet, diese gehörten jedoch zu einem elitären »Grätzl« junger, kritischer und rebellischer Gehörloser, die aus dem Untergrund getreten waren und für ihre Rechte auf die Barrikaden stiegen. In Bezug auf das Dolmetschen wird gegen die »Jungen« ins Treffen geführt, erst bei Lehrgangsbeginn oder kurz davor damit begonnen zu haben. Hinzu kam, dass sie in gänzlich anderen Zusammenhängen dol-

metschten, etwa an Akademien und Universitäten für gehörlose Studierende, was mit der täglichen Praxis typischer ÖGS-Dolmetscher*innen nicht zu vergleichen war.

Das Pochen auf die besonderen Bedürfnisse Gehörloser in Dolmetschsituationen, die damit verbundene moralische Verpflichtung ihnen zu helfen und die Opposition der »Alten« gegen das »Mechanische« und »Maschinelle« führten zu kontroversen Diskussionen mit den »Jungen« und ging so weit, dass eine Lehrende von einigen Teilnehmer*innen während ihres Seminars scharf attackiert wurde, als sie über die Norm der Neutralität bzw. Unparteilichkeit des Dolmetschens bei Gericht referierte. Das möge für Migrant*innen zutreffen, bei Gehörlosen jedoch »geht das in der Praxis überhaupt nicht«, berichtet eine der befragten Personen über ihre damalige Einstellung, die von den »Jungen« als »unprofessionell« abgekanzelt wurde.

Schließlich wurden die »Jungen« von einigen Dolmetscher*innen der »alten Garde« in Bezug auf ihre Einstellung als zu idealistisch und in Bezug auf ihr Auftreten als zu impulsiv und zu überzeugt wahrgenommen, was auf ihren jugendlichen Übereifer, aber auch eine gewisse Arroganz zurückgeführt wird. Die Grenze war allerdings nicht so opak und unveränderlich, wie es scheinen mag. Einige Dolmetscher*innen der »alten Garde« erkannten das Potenzial der neuen Generation rasch und positionierten sich zunehmend in der Mitte und selbst jene, die sich zunächst der Bewahrung der Tradition verschrieben hatten, konnten den »Jungen« etwas abgewinnen. Denn diese trugen wesentlich dazu bei, den Lehrgang interessant und dynamisch zu gestalten, andere Perspektiven zu eröffnen und neue Impulse zu setzen. Nicht zuletzt war man dankbar, dass sich nach vielen kargen Jahren nun wesentlich mehr Menschen für den Beruf ÖGS-Dolmetscher*in interessierten und ihre Ernsthaftigkeit dadurch unter Beweis stellten, dass sie aktiv am Lehrgang teilnahmen.

Die Differenzierung in Alt und Jung ist auch in den Erzählungen der Vertreter*innen der jüngeren Generation als deutlichste Grenze auszumachen. Die »Jungen« waren sich ihrer fehlenden Erfahrung bewusst und fühlten sich, wie bereits erwähnt, hinsichtlich ihrer Kompetenzen weit unterlegen, doch hatten sie intellektuelle Neugier, Elan und Idealismus zu bieten. Einige der »alten Hasen« hatten bereits hohen Bekanntheitsgrad erlangt und verdienten vereinzelt bei Konferenzen, Vorträgen, politischen Debatten oder im Fernsehen gutes Geld. Insofern empfand man großen Respekt und Ehrfurcht vor diesen Dolmetscher*innen, die als »Grande Dame« oder »graue Eminenz« zu ihren Vorbildern geworden waren: »Sie haben wirklich gedolmetscht, waren eigentlich schon Professionisten.« Dieser Unterschied wurde anfangs als beträchtlich und nahezu unüberwindbar empfunden, doch glich er sich im Laufe der Seminare insofern aus, als sich zeigte, dass die meisten theoretischen Inhalte auch für die Älteren Neuland waren und die Jüngeren mit der Zeit in der Praxis aufzuholen begannen. Des Weiteren stellte sich heraus, dass einige Vertreter*innen der »alten Garde« über weniger Erfahrung verfügten

als man angenommen hatte. Während die »Alten« die »Jungen« in ihrem Auftreten als zu impulsiv betrachteten, empfanden die »Jungen« die meisten Vertreter*innen der älteren Generation als zu zurückhaltend, vorsichtig und mitunter abgespannt.

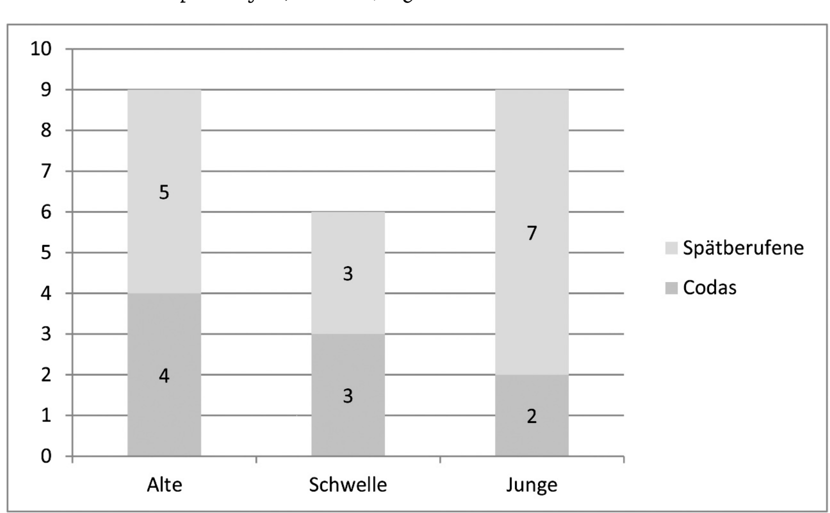
Das Differenzierungsmerkmal, das von den »Jungen« mit äußerstem Nachdruck ins Treffen geführt wird, betrifft das divergierende Rollenverständnis, das nicht nur Unverständnis auslöste, sondern zu kontroversen Diskussionen führte, bei denen »Welten aufeinanderprallten«. Das Rollenbild der »Alten« wurde als rigide empfunden, entsprang einer überkommenen Vorstellung von Gehörlosigkeit und hatte zu einem paternalistischen Zugang geführt, der die Dolmetscher*innen, ähnlich den in Kapitel 8.2 behandelten Fürsorgerinnen, mit zu viel Entscheidungsmacht ausgestattet und auf ein humanitäres Podest gehoben hatte. Während die »Jungen« ein aufgeklärtes Bild des selbstständigen Gehörlosen mit Recht auf Bildung und Information sowie eigenen Zielen und Wünsche vertraten, was Dolmetscher*innen aus der Perspektive der »Alten« zu reinen Dienstleister*innen »degradierte«, stand bei den »Alten« nach wie vor die Hilfsbedürftigkeit Gehörloser im Mittelpunkt, die es, auch um den Preis der Einschränkung ihres Entscheidungsspielraumes, notwendig machte, das Heft in die Hand zu nehmen und für die Gehörlosen einzutreten. Dies hatte sie ihre Erfahrung gelehrt, während die »Jungen« ihre Information aus der Literatur oder von einer Handvoll »Elitegehörloser« bezog. Das Unbehagen über einige »Hardliner«, die »rückständig« und »begnadet auf dem falschen Dampfer unterwegs« waren, ist in den Interviews mit einigen »Jungen« deutlich zu spüren. Doch gab es neben den Hardlinern, wie bereits erwähnt, auch einfache Konservative, die neuen Perspektiven nicht unaufgeschlossen gegenüberstanden, sowie Dolmetscher*innen, die »abgeklärter und reflektierter« waren, bereit gesellschaftlichen Entwicklungen zu folgen bzw. sich selbst aktiv für einen Wandel einzusetzen.

Diese kulturelle Grenze zwischen Alt und Jung wirkt in gewissen Zusammenhängen wie ein robuster mentaler Zaun, an dem auf der einen Seite vertraute Insider einen Revierkampf um die Bewahrung von symbolischer Autorität und Tradition führen, während die »jungen Wilden« deren Ideologie der Praxis als fragwürdig brandmarken. In Bezug auf das Rollenverständnis nimmt die Differenzierung in Alt und Jung auch die Form moralischer Grenzziehung ein. So heftig diese Grenze immer wieder umkämpft ist, so deutlich zeigt sich auch ihre Variabilität und Dynamik. Sie erlaubt eine graduelle Distinktionslogik, ist auch innerhalb der Gruppen mitunter inkonsistent, kontextuell variabel und mit der Zeit veränderbar. Gleichzeitig ist die Grenze zwischen den »Alten« und den »Jungen« insofern ambig, als sie auf Basis negativer wie positiver Zuschreibungen gezogen wird. Vertreter*innen der »alten Garde« werden von den »Jungen« für ihre Kompetenzen und Leistungen bewundert sowie für ihren Einsatz und ihre bisherigen Errungenschaften geschätzt, während der Idealismus und Elan der »Jungen« ebenso wie ihr Wissensdrang die »Alten« zu motivieren vermag und als Ansporn dient.

9.3.2 Codas und Spätberufene

Grenzziehungsdiskurse zur Herstellung kultureller und emotional-affektiver Differenz entspinnen sich um die Identitätskategorien der Codas und jenen, die ÖGS erst als Erwachsene zu lernen begannen und im Folgenden als Spätberufene bezeichnet werden. Sie waren für alle Akteur*innen von Bedeutung und stellten für Codas nicht nur einen Identitätsanker dar, sondern auch ein Argument für damit verbundene Kompetenz und Deutungshoheit. Insgesamt nahmen neun Codas am Lehrgang teil, in Abb. 5 ist zu erkennen, dass sich mit abnehmendem Alter der Teilnehmer*innen das Verhältnis zwischen Codas und Spätberufenen ändert.

Abb. 5 Codas und Spätberufene, Alte und Junge



Eine spätberufene Person beschreibt die Codas des Lehrganges als Menschen, die »eine gemeinsame Geschichte« verband, wodurch sie »auch eine ähnliche Einstellung zum Dolmetschen [...] und ein bisschen auch einen gemeinsamen Zugang« entwickelt hatten. Wie in Kapitel 7.2.1.2 ausgeführt wurde, ist die Erinnerung der Codas an ihre Kindheit zum einen von emotionaler Nähe und Geborgenheit, von Lebendigkeit und Unbeschwertheit geprägt. Sie lebten in einer Kultur der Verbundenheit, die sie eng an die Gemeinschaft band und sie im Gefühl aufwachsen ließ, zwar physiologisch hörend, aber »culturally Deaf« (Bishop 2008: x) zu sein. Sie waren nicht nur anders als die meisten hörenden Kinder, sondern empfanden sich aufgrund der engen Einbindung in die Gemeinschaft und der anderen Art und Weise sich zu verständigen auch als etwas Besonderes. Auf der anderen Seite waren sie als

Kinder von Behinderten Diskriminierungen ihrer Eltern ausgesetzt und mussten mit diesem »courtesy stigma« (Preston 1995b: 1464) schon in jungen Jahren zurande kommen. Diese gemeinsame Geschichte verband die Codas des Lehrganges fast physisch, wie ein*e Coda der älteren Generation erzählt:

> Ich glaube, dass das Kind gehörloser Eltern, dieses sogenannte Coda/, man braucht sich nicht erklären, da steht einfach etwas dahinter. Man steht wo, und da steht schon so viel mit uns, was bei beiden gleich ist.

Weder war die Bezeichnung relevant noch musste darüber gesprochen werden, denn man erkannte einander, Denken und Empfindungen glichen sich und generierten Vertrautheit, erzählt ein*e Coda der jüngeren Generation:

> Und [er*sie] hat das auch so ein bisschen aktiviert bei mir im Sinne von: Naja, aber du bist auch Coda, also, nicht »Coda«, aber du bist das doch irgendwie auch/. Wir hatten schon so ein bisschen diese Verpartnerung, im Sinne von: Wir teilen etwas. Das ging auch von meiner Seite aus. Es gab bei [Name] und mir unausgesprochene Dinge, die für uns beide klar waren und wo wir uns angeschaut haben im Seminar und genickt haben, wo wir gewusst haben: Ja, genau das ist es. Das ist interessant, aber das deckt sich nicht mit unserer Realität.

Dieses Gefühl der Verbundenheit unter Codas schuf eine scheinbar natürliche emotional-affektive Grenze zu den anderen Teilnehmer*innen, selbst wenn diese ihnen freundschaftlich verbunden waren oder inhaltlich näher standen.

Eine deutliche kulturelle Grenze zwischen Codas und Spätberufenen wird hinsichtlich der Kenntnis der Gehörlosenkultur gezogen. Einige Codas, die dieses Merkmal nicht mehr als Stigma oder Nachteil empfinden mussten, sondern es als kulturelles Kapital einzusetzen vermochten, kultivierten ihre Coda-Historie als unüberbrückbaren Vorsprung gegenüber den Teilnehmer*innen, die erst im Erwachsenenalter in Kontakt mit Gehörlosen gekommen waren. Letztere könnten Gehörlose, selbst wenn sie sich in der Gemeinschaft engagieren, Freundschaften pflegen und von der Kultur fasziniert sind, niemals wahrhaftig verstehen. Insofern liefen sie Gefahr, sich »etwas zusammenzubrauen« und ein Bild von Gehörlosigkeit und Gehörlosenkultur zu konstruieren, das nicht der Realität entspricht. Kultur bzw. Gehörlosenkultur wird in diesem Diskurs als Ressource und dauerhafter Besitz wahrgenommen. Die »natürliche« Grenze wurde den anderen in Diskussionen häufig als Argument ihrer Autorität mit dem Stehsatz »Ich weiß das, ich bin damit aufgewachsen« zur Kenntnis gebracht. Das Pochen auf Deutungshoheit konnte sich für Codas allerdings auch als Bumerang erweisen, da daraus vonseiten der Spätberufenen die Erwartung folgte, auf sämtliche Fragen in Bezug auf Gehörlosigkeit zufriedenstellende Antworten zu erhalten. Konnten Fragen nicht beantwortet werden, reagierten die anderen mit Unverständnis: »Du musst das wissen, du

musst das können!« Der Druck, diesen Erwartungen nicht entsprechen zu können, stellte für Codas eine Belastung dar.

Ähnlich gestaltete es sich mit der Ressource ÖGS-Kompetenz, die von Codas als weiteres Kapital und Mittel zur Grenzziehung eingesetzt wurde. In Zusammenhang mit der Sprachkompetenz ist an dieser Stelle nochmals darauf hinzuweisen, dass einige Codas erst im Laufe der Seminare zur Erkenntnis gelangten, dass sie sich der Struktur der ÖGS nicht bewusst waren bzw. eine Sprachform verwendeten, die an der Struktur des Deutschen orientiert war. Auch ist es wahrscheinlich, dass Codas die jeweilige Variante unbewusst und in Abhängigkeit von ihren Kommunikationspartner*innen bzw. der Kommunikationssituation wählten. Denn es war verbreitet, wie Codas ebenso wie Spätberufene erzählen, dass bei Anwesenheit Hörender oder in formellen Situationen selbst Gehörlose auf LBG umstiegen, in der Annahme, es handle sich um eine bessere, korrektere und statushöhere Variante (siehe dazu auch Kapitel 7.2.2.2). Auch wenn nicht mehr rekonstruiert werden kann, welche Varianten innerhalb des Kontinuums zwischen ÖGS und gebärdetem Deutsch in den Seminaren verwendet wurden, scheint ein Unterschied in der Sprachproduktion zwischen Codas und Spätberufenen für alle erkennbar und von Bedeutung gewesen zu sein. So erzählt ein*e Coda, er*sie sei bei der Vorstellungsrunde in ÖGS am Beginn des ersten Seminars richtiggehend »schockiert« über die mangelnde Sprachkompetenz einiger Teilnehmer*innen gewesen. Darum sei er*sie mitunter »sehr garstig« gewesen, »aber ganz unbewusst eigentlich«. Auf der anderen Seite war diese Person beseelt, als sich ein*e Coda zu Wort meldete: »Gott sei Dank, [eine*r] wie ich (lacht), [eine*r], [der*die] normal redet.« Spätberufene hingegen erinnern sich an Gefühle von Angst und Scham bei der Vorstellungsrunde. Sie konnten Ihre aktive Sprachkompetenz nicht einschätzen und hatten Sorge sich eine Blöße zu geben und öffentlich kritisiert zu werden. Dass sich Codas besser ausdrücken konnten und ÖGS »in allen Nuancen« verstanden, wurde ihnen nicht nur zuerkannt, einige wurden für ihre Sprachkenntnis im Vergleich zur eigenen »Micky Maus-Kompetenz« bewundert.

Doch Codas konnten sowohl aus ihrer Sicht als auch in der Wahrnehmung der Spätberufenen nicht nur kulturelle Vorteile in die Waagschale werfen. Wie bereits in Kapitel 9.2.2 angesprochen, hatten einige Codas aufgrund der familiären Distanz zum System höherer Bildung keine Möglichkeit erhalten, die Matura zu machen, eine Akademie zu besuchen oder ein Studium zu absolvieren. Einige fühlten sich dadurch anfangs unsicher und fragten sich, ob sie dem Lehrgang an der Universität gewachsen waren. Vonseiten der Spätberufenen wird die Bildungsferne als »massiv« und die Begegnung mit einer fremden Diskussionskultur als »Kulturschock« bezeichnet, der manchmal in Widerstand gegen bestimmte Lehrmethoden oder Arbeitsaufträge mündete. Dies führte zwar bisweilen zu Unmut unter den Spätberufenen, meist jedoch bestand Bereitschaft, die Kolleg*innen zu unterstützen.

Die Bedeutung der privaten Erfahrung und die damit verbundene Empathie gegenüber Gehörlosen führte bei Codas zu Vermischungen der privaten und der beruflichen Sphären, die Raum für positive wie negative Interpretationen boten. Während die Kenntnis der Gehörlosenkultur von beiden Gruppen als kulturelles Kapital betrachtet wurde, konnte die Verbundenheit mit der Community als Kriterium moralischer Grenzziehung mobilisiert werden. Durch ihre Primärsozialisation in der Welt der Gehörlosen befanden sich die Codas in ihrem Berufsleben in einem Spannungsfeld zwischen professioneller Distanz und unausweichlicher Nähe zu ihren gehörlosen Kund*innen, zumal die Gemeinschaft der Gehörlosen klein ist und »man sich kennt«. Daher wurde von Codas häufig erwartet, Gehörlosen in Dolmetschsituationen zu helfen oder Partei für sie zu ergreifen, was in der habitualisierten und autonom organisierten Translationspraxis verbreitet war und zur Zeit des Lehrgangs, tlw. aus Überzeugung, tlw. mit gemischten Gefühlen, weiterhin praktiziert wurde.

Die Vor- bzw. Nachteile der Beauftragung von Codas sind allerdings komplexer und lassen sich nicht auf eine simple Entscheidung zwischen wohlgesinnter Helferin und reserviertem Dolmetscher reduzieren. Gehörlose bevorzugten schon damals bei gewissen Einsätzen Dolmetscher*innen, die nicht in der Gemeinschaft aufgewachsen oder im Verein tätig waren, sei es, weil sie sich schämten, persönliche Details preiszugeben, sei es, weil sie besorgt waren, private Gesprächsinhalte könnten in der Community Verbreitung finden. So erzählt eine befragte Person über ihre ersten offiziellen Einsätze, bei denen sie Codas vorgezogen worden war:

> Und das waren unsere ersten Dolmetschungen, da ist es ganz stark um das Vertrauen gegangen. Dieses: »Und Schweigepflicht? Du sagst dem [Name] eh nichts?« […] Sie [die Gehörlosen] sind sehr, sehr vorsichtig gewesen. Wenn du denkst, heute in einem Warteraum erzählen sie, plaudern sie mit dir […]. Aber damals, das war sehr, sehr klar, aber sehr, sehr schwierig. Für mich, in meinen Erinnerungen eine der schwierigsten Dolmetschungen.

Andererseits wurden Codas, wie berichtet wird, für bestimmte Einsätze nicht aufgrund emotionaler Nähe, Empathiefähigkeit oder Hilfsbereitschaft, sondern aufgrund ihrer hohen ÖGS-Kompetenz engagiert.

Die Grenze zwischen Codas und Spätberufenen kann als robust und dauerhaft angesehen werden, sie ist stets vorhanden, wird dementsprechend als natürlich wahrgenommen, von Coda-Seite als ethnisch empfunden und erfordert daher keine hohen Einsätze, um sie zu verteidigen. Wird die Grenze auf Basis kultureller Merkmale gezogen, was meist der Fall ist, resultiert aus dem Grenzziehungsprozess ein Mehr oder Weniger an kulturellem Kapital, das von beiden Gruppen anerkannt wird, zumal auch die Spätberufenen danach streben, in die Kultur einzutauchen, Freundschaften mit Gehörlosen zu pflegen und die Sprache zu perfektionieren. Dies kann zwar zu Spannungen führen, da Spätberufene mit zunehmendem Wis-

sen, zunehmenden Fertigkeiten und zunehmender Erfahrung die Deutungshoheit nicht mehr allein den Codas überlassen wollen, doch ist diese kulturelle Grenze nicht notwendigerweise umkämpft. Wird hingegen die emotional-affektive Eigenschaft der Grenze mobilisiert, kann dies heftige Kontroversen auslösen, vor allem wenn sie mit einer moralisch motivierten Grenzziehung einhergeht. In diesem Fall wird mit negativen Zuschreibungen gearbeitet, den Codas wird ein »Helfersyndrom« und den Spätberufenen moralische Kälte unterstellt. Dabei werden in Zusammenhang mit der Haltung gegenüber Gehörlosen soziale Werte wie Solidarität und Verantwortung sowie Tugenden wie Empathie und Hilfsbereitschaft von beiden Gruppen als zentrale Prinzipien hochgehalten, allerdings unterscheiden sich die damit verbundenen Motivations- und Verhaltensmuster. Deutlich tritt diese moralische Grenzziehungsarbeit jedoch nur dann zutage, wenn die Kategorie der Codas mit jener der »Alten« verschmilzt.

9.3.3 Männer und Frauen, Länder und Cliquen

Die Kategorisierung in Männer und Frauen ist als Angebot grundsätzlich immer möglich, muss jedoch nicht unbedingt als Mittel der Grenzziehungsarbeit genutzt werden. In der Gruppe der Lehrgangsteilnehmer*innen scheint die geschlechtsbezogene Kategorisierung auf den ersten Blick kaum eine Rolle zu spielen, da die Diskurse von den Differenzierungen in Alt und Jung und in Codas und Spätberufenen dominiert werden, die für die Akteur*innen primär Sinn machen. Doch auch wenn die Grenze zwischen Mann und Frau nicht immer explizit angesprochen wird, war sie doch latent vorhanden, beeinflusste die Gruppendynamik und bekam insbesondere im Zuge der Verbandsgründung eine nicht unerhebliche Bedeutung.

Von zwei Dolmetscherinnen, die zur Kategorie der »Alten« gezählt werden können, wird die Tätigkeit des Gebärdensprachdolmetschens als »Frauenberuf« bezeichnet. Eine Befragte erzählt von ihren Anfängen als Dolmetscherin und führt als ein Motiv für die Tätigkeit ihre Sensibilität für gesellschaftliches Unrecht bzw. eine Art Fürsorgementalität an, die sie als Frau möglicherweise stärker empfindet:

> Ich bin schon immer auf der Seite der Schwächeren gewesen. Ich spreche jetzt bewusst in der Vergangenheitsform, aber eigentlich bin ich es noch immer. Man ist es einfach. Ich denke mir, als Mensch ist das normal. Vielleicht als Frau im Speziellen.

Wie in Kapitel 6 gezeigt wurde, wurden im Rahmen der habitualisierten Translationstätigkeit sowohl Frauen als auch Männer eingesetzt, Priester wie Lehrerinnen, Söhne wie Töchter, auch wenn in vielen Familien Töchtern der Vorzug gegeben wurde. Im Rahmen der heteronom organisierten Translationstätigkeit für Gerichte tauchen in den Quellen zunächst nur Männer auf, Taubstummenlehrer, die gleichzeitig als Sachverständige fungierten und ein vergleichsweise hohes Ansehen genos-

sen. Der erste per Dekret ernannte Gerichtsdolmetscher in Wien war, wie ausgeführt, Jakob Bernhard Fischbach, der 1829 vereidigt wurde, die Tätigkeit allerdings bereits seit 1816 versah. Erst etwa hundert Jahre später wird im Amtskalender eine Frau als Dolmetscherin für Taubstumme in Wien angeführt (siehe Tabelle 1 in Kapitel 6.3.1.3). Diese ab 1924 gelisteten Frauen[8] waren meist Codas und z.T. auch als sogenannte Fürsorgerinnen im Rahmen der autonom organisierten Translation im Einsatz, während Männer wie Frauen auch nebenberuflich dolmetschten oder, wie in Wien, die Rolle der »Hilfsdolmetscher*innen« innehatten (siehe Kapitel 6.3.2). Im Laufe der Zeit nahm die Zahl der Frauen in den Listen zu.

Auch in der jüngeren Geschichte der Verberuflichung waren zunächst Männer aktiv geworden, bis zum vierten Treffen der *Arge* waren sie in der Überzahl, von da an kamen allerdings fast nur mehr Frauen hinzu. Am Lehrgang nahmen schließlich lediglich vier Männer teil, die als willkommene Exoten wahrgenommen wurden:

> Wenn ein Mann da ist, ist das etwas Tolles, nicht nur Frauen. Weil früher war es ja wirklich nur ein Frauenberuf. Weil es war ja auch sowas/, das hat mich fasziniert. Es waren da nur der [Name 1] und [Name 2] und der [Name 3].

Durch die geringe Zahl der Männer in der Gruppe waren diese nicht nur sichtbar, sondern permanenter Aufmerksamkeit ausgesetzt. Die Geschlechterdifferenz wird akzentuiert und gereichte den Männern zum Vorteil, was umgekehrt möglicherweise nicht der Fall gewesen wäre, wie Studien zu Frauen in sogenannten Männerberufen zeigen (vgl. Heintz/Nadai 1998). Die Sichtbarkeit der Männer bedeutete für sie keinen Nachteil, vielmehr wurde aufgrund ihrer Darstellungsleistung Männlichkeit mit Professionalität in Zusammenhang gebracht: Bis auf das »Küken«, den Jüngsten der Runde, hatten die Männer eine besondere Position inne. Diese erlangten sie aufgrund des Geschlechts in Verschränkung mit anderen herausragenden Merkmalen wie Kompetenz (»die Art wie er gebärdet«, »ein genialer Redner«), Erfahrung (»der erste Kongressdolmetscher«, »die graue Eminenz«), Haltung (»abgeklärt und reflektiert«) sowie sicheres und assertives Auftreten, für das sie mitunter regelrecht bewundert wurden. Dass Geschlecht nicht einfach eine existierende Kategorie ist, sondern ein Produkt sozialer Interaktion, das in Ungleichheit transformiert werden kann, ist aus den Erzählungen einer Befragten herauszulesen. Obwohl sie die Männer als Dolmetscher schätzte und als Kollegen mochte, fiel ihr auf, dass diese es in der Gruppe leichter hatten, »weil sie einfach Männer waren.« Sie scheuten sich nicht, ihre Meinung und ihr Wissen selbst gegenüber weitaus erfahreneren Kolleginnen selbstbewusst kundzutun, während die Frauen Zurückhaltung übten:

> Und ich hab ja dann irgendwann (lacht), ich weiß noch, das findet man sicher noch in meinen Unterlagen, Stricherllisten gemacht, wer sich in diesem Raum wie oft

8 Laut eines Artikels in der *Österreichischen Gehörlosen-Zeitung* 1922 (F.H. 1953).

> zu Wort meldet, und natürlich […] habe ich gefunden, dass sich der [Name 1] zu oft gemeldet hat. Warum überhaupt immer diese Männer den Mund offen hatten, also ich meine der [Name 1], der [Name 2] und der [Name 3], und da sitzen zehn Frauen, die sicherlich mindestens so viel Erfahrung haben, die nicht den Mund aufmachen. Das hat mich wahnsinnig gemacht.

Zu selbstbewusstes Auftreten als Verfahren expliziter Geschlechtsdarstellung konnte selbst Männern manchmal zu viel werden, berichtet einer der Teilnehmer, der einen seiner Kollegen wiederholt in Schranken wies und ihn dazu anhielt, sich nicht als »Zampano« zu gerieren, sondern etwas mehr Bescheidenheit an den Tag zu legen.

Ein weiteres Differenzierungskriterium, das in den Erzählungen über den Lehrgang auftaucht, betrifft die Zusammensetzung der Gruppe aus mehreren »Grüppchen«, deren Mitglieder sich bereits vor dem Lehrgang kannten und aufgrund ihres beruflichen Engagements und freundschaftlicher Verbundenheit vor allem innerhalb einzelner Bundesländer ein Gefühl von *groupness* entwickelt hatten (siehe Kapitel 8.1). Sie teilten viele Erfahrungen, kannten die Probleme in ihren Bundesländern, hatten dieselben ÖGS-Lehrer*innen, besuchten dieselben Gehörlosenvereine, hatten gemeinsam die ersten Schritte als Dolmetscher*innen erlebt und sich gemeinsam für die Verbesserung der gesellschaftlichen Situation Gehörloser eingesetzt. Sie verstanden sich als »eingeschworene Teams«, vertrauten einander und liefen selbst nach »hitzigen« Debatten nicht Gefahr als Gruppe Schaden zu nehmen. Eine besondere Position nahm in diesem Zusammenhang die »Wiener Gruppe« ein. Während die anderen »Grüppchen« zwar Erwähnung finden und ihre Bedeutung für die individuelle Entwicklung betont wird, nimmt die »Wiener Gruppe« insofern eine Sonderposition ein, als sie sowohl von ihren Mitgliedern als auch von den »Anderen« als separate Gruppe innerhalb der Gesamtgruppe wahrgenommen und akzentuiert wird. Die Differenz manifestierte sich zum einen durch ihr resolutes, geschlossenes Auftreten und ihre fehlende Scheu, gegen den Strom zu schwimmen oder Neues, Ungewohntes und vielleicht auch Unbequemes einzubringen:

> Und wir Wiener, wir waren diese Wiener Gruppe, ich sag das jetzt so, wir waren immer bedacht drauf. Also, ich glaube, wir haben schon von Anfang an mitdiskutiert und versucht, unsere Meinung zu vertreten, wie wir das sehen und unseren Zugang und so weiter.

Die Clique war einigen anderen Teilnehmer*innen zu forsch, zumal sie sich aus »Jungen« zusammensetzte, die in ihren Augen nicht über ausreichend Erfahrung verfügten. Doch wurde der Aktivismus der Wiener Gruppe nicht nur als bedrohlich, sondern auch als gewinnbringend empfunden. Ein weiterer Grund für die Wahrnehmung einer deutlichen Differenz wird auf ihren Arbeits- und Lebensmittelpunkt

in der Bundeshauptstadt zurückgeführt, in der mehr möglich schien als in der Provinz:

> Wow, Wien ist so toll, ein großer Verband und so viele Angestellte und die [Name], und da geht etwas weiter und was die erzählt haben und was die machen, also da hat man schon auch ein bisschen neidig hingeschaut.

In Wien war nicht nur die Agglomeration Gehörloser besonders groß, aus der Sicht der anderen schien in der Hauptstadt auch vieles fortschrittlicher, organisierter und einfacher als in den Bundesländern, die als rückständig empfunden wurden.

Wie sich gezeigt hat, wurden in der Gruppe der Lehrgangsteilnehmer*innen zwar kulturelle, emotional-affektive und moralische Grenzen gezogen, doch hatten die meisten Grenzen dynamischen Charakter. Ebenso konnte bereits in Ansätzen gezeigt werden, dass die Grenzziehungsarbeit nicht nur negative Implikationen hatte, denn das jeweilig Andere wurde nicht nur kritisch betrachtet oder abgelehnt, sondern auch geschätzt oder bewundert.

9.3.4 Heterogenität als Gewinn

Auch wenn *boundary work* in der kleinen Gruppe im Kampf um Anerkennung und in der Angst vor dem Scheitern eine Rolle spielte und Krisen und Konflikte auszulösen vermochte, wurde die Heterogenität letztlich als Gewinn betrachtet: »Und das war eben, finde ich, dieser glückliche Zusammenstoß von so unterschiedlichen Leuten.« Diese »Mischung Nicht-Coda und Coda« und »diese Verbindung von Alten und Jungen« war zwar einerseits schwierig, wie eine andere Person bemerkt, »auf der anderen Seite aber auch genial eigentlich, weil gleichzeitig beides in einem.«

Die Teilnehmer*innen empfanden sich, ungeachtet welcher Gruppe sie sich in welcher Situation zugehörig fühlten, gut aufgenommen. Und die Heterogenität hatte eine Reihe von Vorteilen. Man lernte »Dinge anders zu sehen« und erkannte, »dass Dinge relativ sind«. Unterschiedliche Meinungen resultierten mitunter zwar in Konflikten, ermöglichten aber überhaupt erst einen »interessanten Austausch« und bereiteten den Boden für »herrliche Diskussionen«, zumal in der Gruppe großer Diskussionsbedarf bestand. Auf emotionaler Ebene wird zwar immer wieder Fremdheit empfunden, gleichzeitig wird von einer grundlegend »positiven Stimmung«, von »Wohlwollen«, »Verständnis« und »Warmherzigkeit« berichtet.

In Bezug auf fachliche Inhalte und Kompetenzen wird davon erzählt, dass die Kolleg*innen bereit waren, ihre Erfahrung weiterzugeben und fachliches Wissen zu teilen. Man wurde ermutigt zu dolmetschen, wenn man es sich selbst nicht zutraute, wurde für die Leistungen gelobt und zu Dolmetschterminen als Co-Dolmetscher*in mitgenommen, um im Team zu lernen. Jede*r Einzelne konnte etwas besonders gut oder wusste zu einem Thema besonders viel:

> Und das war dann so bereichernd einfach, zu sehen oder auch so das Gefühl zu kriegen: Ja, eigentlich wissen wir auch ein jeder etwas, ein Stück weit sind wir alle so kleine Spezialisten und so kleine Experten und zusammen sind wir eigentlich etwas ganz Tolles, Großes. Und das war wirklich so, ich glaube schon, dass wir ganz viele kleine Motoren waren.

Wenn man den Erzählungen der Dolmetscher*innen Glauben schenkt, so war es eben diese Diversität und die damit verbundenen Aushandlungsprozesse, die schließlich dazu geführt haben, dass sich eine soziale Welt konstituieren konnte. Während zur Zeit der *Arge* noch keine Kernaktivität vorhanden war, kristallisierte sich im Zuge des Weltkongresses durch die praktische Tätigkeit, aber insbesondere im Verlauf der Weiterbildung durch die Auseinandersetzung mit Lehrenden und innerhalb der Gruppe für alle das ÖGS-Dolmetschen als zentrales Definitionskriterium heraus. Während der nun wieder stattfindenden regelmäßigen Treffen wurde die Energie gebündelt und die Gründung eines Verbandes aufs Neue in Angriff genommen, um das Prozesshafte der gemeinsamen sozialen Welt in eine Struktur zu gießen.

9.4 Das Kind bekommt einen Namen: Die Entwicklung der Marke ÖGSDV

Wie in Kapitel 9.1.1 ausgeführt wurde, waren bereits vor dem Weiterbildungslehrgang Vorbereitungen getroffen worden, um einen Verband zu gründen. Die Unterlagen waren jedoch aufgrund der Sorge um die damit einhergehende Arbeitsbelastung »in der Schublade verschwunden«. Dass der Verband schließlich gegründet wurde, wird nicht als notwendige Konsequenz der Vorarbeiten der *Arge* oder des Lehrgangs an der Universität Graz angesehen. Es hätte anders kommen können. So wie eine Person die Teilnehmer*innen des Lehrgangs als »ganz viele kleine Motoren« bezeichnet, die dem Rad schließlich den nötigen Impuls gaben, spricht eine andere Person von einer schicksalshaften Begegnung der Akteur*innen:

> Das war irgendwie Schicksal, dass zu dem Zeitpunkt die Leute zusammengekommen sind. Ich glaube, wenn nur einer oder zwei nicht gewesen wären, es wäre wahrscheinlich anders gekommen. Ich weiß es nicht, aber ich denke mir das oft.

Jedenfalls boten die zwölf Seminare in Graz Gelegenheit sich monatlich zu treffen und abends »alles querdurch« zu diskutieren, was für eine Verbandsgründung als notwendig erachtet wurde. Bevor die Kernaktivitäten in der Vorbereitungsphase zur Verbandsgründung vorgestellt werden, soll zunächst auf die sich ändernde Sprachverwendung eingegangen werden.

9.4.1 Vom Taubstummendolmetsch zum*zur Gebärdensprachdolmetscher*in

Die anvisierte Verbandsgründung erforderte eine eindeutige Berufsbezeichnung. Die Analyse der internen wie externen Dokumente im Zeitraum von 1989 bis 1998 nach terminologischen Auffälligkeiten ergab, dass über die Jahre weder eine einheitliche Bezeichnung für die Tätigkeit verwendet wurde noch dass eine Terminologieklärung von mit der Tätigkeit zusammenhängenden Begriffen erforderlich schien.

Blickt man in die Geschichte, so wurden Gebärdensprachdolmetscher*innen in der Welt des Gerichts seit Beginn der Einträge in die Staatshandbücher 1830 bis zum Jahre 1999 (der letzte Band, der konsultiert wurde) meist als »Dolmetsch der Taubstummen«, »Dolmetsch in Taubstummen-Angelegenheiten« zunächst unter den Taubstummeninstituten geführt und ab 1922 unter der Rubrik »Taubstumme« in den Listen der Gerichtsdolmetscher*innen. Lediglich vereinzelt finden sich Einträge in Rubriken wie z.B. »Gebärdensprache – Sprache der Gehörlosen« (Oberösterreich 1970), »Gebärdensprache« (Tirol 1985–1986) oder »Gehörlosen- und Gebärdensprache« (Vorarlberg 1988–1989). In zwei Bescheiden eines Landesgerichtes aus den Jahren 1984 und 1986 wird von der Eintragung in die »Dolmetschliste für die Taubstummensprache« gesprochen, wobei im zweiten Schreiben »Gebärdensprache« in Klammern hinzugefügt ist (D-Korr 3: 1984; D-Korr 5: 1986). Die Bezeichnung »gerichtlich beeidigter Taubstummendolmetscher« taucht aus der Feder der Dolmetscher*innen nur einmal in den Dokumenten auf, und zwar in einem Brief einer Dolmetscherin, die weder Mitglied der *Arge* war noch am Weiterbildungslehrgang teilnahm (U-Korr 6: 1991). Unmut über die Bezeichnung »Taubstummendolmetscher« wird bereits im ersten Weiterbildungsworkshop an der Universität Graz im Jahre 1990 geäußert und in der Folge der Vorschlag gemacht, die Landesgerichte schriftlich darum zu ersuchen, die Bezeichnung durch »Gebärdensprachdolmetscher« zu ersetzen (U-Dok 8: 1990). Heute wird in der über das Internet zugänglichen Liste, in der die Dolmetscher*innen nach Bundesland, Gericht und Sprache kategorisiert sind, die Bezeichnung »Gebärdensprache«, nicht aber »Österreichische Gebärdensprache« verwendet.

Obwohl im Jahre 1990 über die Bezeichnung Gebärdensprachdolmetscher*in diskutiert wurde, setzte sich die Verwendung zunächst auch innerhalb der *Arge* nicht durch, die über Jahre die Bezeichnung »Arbeitsgemeinschaft für Sozialarbeiter und Dolmetscher für Gehörlose« trug. Auffällig ist, dass sowohl in historischen als auch zeitgenössischen Dokumenten die bedolmetschten Gehörlosen als determinierendes Merkmal herangezogen werden und nicht die Arbeitssprache. Neben »Dolmetsch/er für Gehörlose« findet man die Komposita »Gehörlosendolmetsch« und »Gehörlosendolmetscher«, bei welchen lediglich das als diskriminierend empfundene »Taubstumme« durch »Gehörlose« ersetzt wurde. Diese Komposita sind jedoch in den internen Dokumenten nicht in Gebrauch. Ab Mitte der 1990er Jahre regt sich Widerstand gegen den externen Gebrauch dieser Bezeichnungen, die

der Selbstwahrnehmung der Tätigkeit zunehmend widersprach. So findet sich in einem Schreiben an den *Österreichischen Gehörlosenbund* aus dem Jahr 1994 ein empörter Absatz über »ganz grobe Übersetzungsfehler!!!« in der »offiziellen deutschen Übersetzung« (D-Korr 22: 1994) des *Berichtes im Namen des Ausschusses für Jugend, Kultur, Bildung, Information und Sport über die Zeichensprache für Gehörlose* und des damit verbundenen Entschließungsantrages, der am 17. Juni 1988 vom Europäischen Parlament angenommen wurde (vgl. Lemass 1988; Europäisches Parlament 1988). Neben »Zeichensprache« statt Gebärdensprache (für »sign language«), »Gehörlose« statt Hörgeschädigte (für »hearing impaired«) und »Taubstumme« statt Gehörlose (für »deaf«) wird wie folgt auf das Problem der Bezeichnung »Gehörlosendolmetscher« (für »sign language interpreter«) hingewiesen: »Aufgrund dieser Übersetzungsfehler kommt vielleicht diese dumme Definition des Gehörlosendolmetschers (Sozialarbeiter als Dolmetsch).« Diese suggeriere Aufgaben, die Gebärdensprachdolmetscher*innen nicht zukämen. In späteren Dokumenten, die in der Zeit um die und nach der Gründung des Verbandes 1998 entstanden, wird mehrmals dezidiert betont, dass Gebärdensprachdolmetscher*innen beiden Parteien gleichermaßen verpflichtet sind. Diese Konzeption floss als Zeichen nach außen auch in die Gestaltung des Verbandslogos ein, das einen in zwei Richtungen weisenden horizontalen Pfeil darstellt, der zwei Welten verbindet, wie in einem Artikel in der *Österreichischen Gehörlosenzeitung* festgehalten wird (Erös/Gerstbach 1998).

Eine weitere Bezeichnungsfamilie, die in externen Dokumenten vorkommt, umfasst die Ausdrücke »Gebärdendolmetsch« bzw. »Gebärdendolmetscher« und »Dolmetscher für die Gebärde«. In den internen Dokumenten wird »Gebärdendolmetsch« lediglich einmal in einem der ersten Protokolle 1990 verwendet (D-Dok 13: 1990). Diese Bezeichnungsfamilie stellt für die Akteur*innen insofern keine Option dar, als die Bezeichnung »Gebärde« für Gebärdensprache die Annahme impliziert, es handle sich nicht um eine grammatisch eigenständige und funktionsfähige natürliche Sprache, sondern um eine Art minderwertiges Hilfssystem. In diesem Zusammenhang berichtet eine befragte Person aus ihrem Berufsalltag an einer Schule in den 1980er Jahren:

> In den Köpfen war es schon so, dass es einfach ist. Es sind nur Zeichen, nur Gestik. Dass das eine Sprache ist, die linguistisch erforscht wird oder worden ist, war überhaupt kein Thema. Sondern: »Das ist primitiv, einfach.« Also »primitiv« habe ich nie wirklich gehört, sondern eher »Das sind einfach nur so Zeichen« und »Man kann nicht alles übersetzen, einfache Sachen schon«, »Das ist Pantomime« […]. Aber dass das wirklich Sprache ist, das war nicht im Bewusstsein.

Dass die Bezeichnung »Gebärdendolmetscher« auch bei den zuständigen Behörden noch weit nach der Gründung des Verbandes verbreitet war, ist einem Protokoll aus dem Jahre 2002 zu entnehmen. Darin wird festgehalten, dass das Bundessozialamt

ersucht werden soll, in künftigen schriftlichen Regelungen das »Wort ›Gebärdendolmetschkosten‹ durch ›Gebärdensprachdolmetschkosten‹ zu ersetzen« (D-Dok 63: 2002).

Interessant ist auch die Bezeichnung »Dolmetsch«, die im Duden als österreichische Variante geführt wird. In den untersuchten internen Dokumenten wird »Dolmetsch« nur neun Mal in einem Zeitraum zwischen 1989 und 1996 verwendet. Dies ist weitaus seltener als »Dolmetscher« (im Laufe der Zeit auch gegendert), scheint aber zunächst nicht auf Ablehnung gestoßen zu sein. In externen Dokumenten ist »Dolmetsch« weitaus gebräuchlicher und findet sich sowohl in Texten von Gehörlosenverbänden als auch in jenen von Institutionen. Ein Hinweis auf die Diskussion um die Korrektheit oder den Vorzug der einen oder anderen Bezeichnung findet sich in den internen Dokumenten nicht. Eine Rückfrage bei einer befragten Person ergab, dass die Bezeichnungen »Dolmetsch« und »Dolmetscher« lange Zeit synonym gebraucht wurden. Heute lehnt sie die Bezeichnung strikt ab, und zwar mit der Begründung, sie sei insofern negativ markiert, als sie den Beruf dehumanisiere: Ein »Dolmetsch« sei eine Maschine, während Dolmetscher*innen Menschen seien.

Neben dem einfachen »Dolmetscher« setzt sich ab Mitte der 1990er Jahre als häufigste Bezeichnung in den Dokumenten »Gebärdensprachdolmetscher« durch, seltener findet man »Dolmetscher für Gebärdensprache«, nach der Verbandsgründung wird zunehmend die Abkürzung GSD verwendet, auch wird fast durchgehend gegendert. Seltener findet sich »Dolmetscher für ÖGS«, »Dolmetscher für Österreichische Gebärdensprache« oder »ÖGS-Dolmetscher«. Abschließend sei auf einige Wortschöpfungen hingewiesen, die sich – bis auf eine – nicht im Lexikon der Akteur*innen hielten. Seit 1992 findet sich in den internen Dokumenten die Bezeichnung »Voicen« für die Tätigkeit des Dolmetschens ins Deutsche. Die Bezeichnung ist eine Entlehnung aus dem Englischen (sign-to-voice interpreting) und markiert die unterschiedlichen sprachlichen Modalitäten, zwischen denen vermittelt wird. Sie hat sich in der Praxis wie in der berufspraktischen Literatur als Teil des Fachjargons etabliert, in der wissenschaftlichen Literatur hingegen kommt die Bezeichnung seltener vor. In den Interviews sind beide Bezeichnungen, »Voicen« und »Dolmetschen ins Deutsche« annährend gleichmäßig verteilt, in den schriftlichen Dokumenten wird »Voicen« dreimal so häufig verwendet. In einem Protokoll aus dem Jahre 1992, das sich u.a. mit der Aufarbeitung eines missglückten Dolmetscheinsatzes befasst, finden sich die Neuprägungen »Voicer« und »Gebärder«, die jedoch keine Verbreitung fanden und heute kurios wirken:

> Im folgenden Punkt werden folgende Abkürzungen gebraucht:
> GB = Gebärdenbenützer (meist Gehörlose)
> LB = Lautsprachenbenützer (meist Hörende)
> Dol = Dolmetscher

V = Voicer (ein Dolmetscher, der Gebärde in Lautsprache übersetzt)
G = Gebärder (ein Dolmetscher, der Lautsprache in Gebärde übersetzt) (D-Dok 20: 1992)

In diesem Textausschnitt fällt des Weiteren auf, dass nicht von Gebärdensprache, sondern von »Gebärde« gesprochen und nicht zwischen »dolmetschen« und »übersetzen« unterschieden wird. In den internen Dokumenten wird »übersetzen« mehrmals synonym mit »dolmetschen« verwendet, allerdings nicht sehr häufig. Im Jahre 1997 findet sich zum ersten Mal ein schriftlicher Hinweis darauf, dass zwischen Übersetzen und Dolmetschen differenziert wird. Es handelt sich um die Erarbeitung von Honorarempfehlungen, die verschiedene Dolmetsch- und Übersetzungsaufträge hinsichtlich ihrer erwünschten Vergütung unterscheiden (D-Dok 41: 1997).

Dass die korrekte Verwendung der Berufsbezeichnung dem Verband zu Beginn ein großes Anliegen war, unterstreicht eine Stellungnahme, die etwa zwei Wochen nach Verbandsgründung verfasst wurde und an den *Österreichischen Gehörlosenbund* und die zuständigen Behörden erging. Diese enthält eingangs einen Abschnitt zur Begriffsklärung, da »vielfach […] für die Beschreibungen der einzelnen Arbeitsinhalte und Berufsbezeichnungen die unterschiedlichsten Begriffe verwendet werden« (D-Korr 29: 1996).

9.4.2 Kernaktivitäten und Ziele

Die Entscheidung, einen Verband zu gründen, führte zu intensiven konzeptuellen Aktivitäten, die im Folgenden dargestellt werden sollen. Die Themen, die zuvor bereits in der *Arge* angerissen worden waren, wurden nunmehr systematisch besprochen, es wurden Aufgabenpakete an Arbeitsgruppen delegiert und deren Ergebnisse wiederum im Plenum diskutiert. Die Kernthemen waren Statuten, Ausweis, Berufseignungsprüfung, Weiterbildung, Öffentlichkeitsarbeit und Tarife.[9]

9.4.2.1 Statuten

Vereinsstatuten waren bereits 1989 Thema, als die Frage aufkam, ob die »Arbeitsgemeinschaft bzw. Arbeitstagung der Sozialarbeiter für Gehörlose« die »Gründung einer rechtlichen Organisation bzw. Vereins« ins Auge fassen sollte, um »eine adäquate Hilfestellung« für Mitglieder gewährleisten zu können (D-Korr 6: 1989). Die Idee wurde jedoch als noch nicht realisierbar auf unbestimmte Zeit verschoben. Die Notwendigkeit sich mit Statuten zu befassen kam, wie in Kapitel 9.1.2 ausgeführt wurde, 1996 wieder auf, als die Dolmetscher*innen, von ihrer Tätigkeit am Weltkongress gestärkt, einen neuerlichen Anlauf hinsichtlich einer Vereinsgründung nah-

---

9 Da die Tarifverhandlungen erst nach Gründung des Verbandes eine zentrale Rolle spielen, wird das Thema in Kapitel 9.5.3 behandelt.

men und einen ersten Statutenentwurf erstellten (D-Dok 30: 1996). Auf diesen kam man im Zuge der nunmehr konkreten Vorbereitungen auf die Vereinsgründung, wie einige befragte Personen berichten, wieder zurück.

Die Statuten waren eine bedeutende schriftliche Ressource der Grenzziehungsarbeit, die nach außen kommuniziert werden konnte. Sie konnten festschreiben, wer als Mitglied in Betracht gezogen wurde, welche Verpflichtungen damit einhergingen und wie dicht oder auch durchlässig diese physische Grenze errichtet werden sollte. Als Zweck des Vereines wurde der Zusammenschluss der ÖGS-Dolmetscher*innen in Österreich »zur Wahrung ihrer Standes- und Berufsinteressen« (D-Dok 48: 1998) formuliert. Es ist anzunehmen, dass dieser Passus von älteren Statuten der *UNIVERSITAS Austria* übernommen wurde, in denen sich eine ebensolche Formulierung findet, wie sich eine Person erinnert. Als Ziele werden angeführt: Berufsvertretung, Aus- und Weiterbildung, Qualitätssicherung, Förderung der Zusammenarbeit von Gebärdensprachdolmetscher*innen, Austausch mit Dolmetsch- und Gehörlosenorganisationen, Öffentlichkeitsarbeit sowie »alle weiteren Aktivitäten, die das Gebärdensprachdolmetschwesen in Österreich fördern« (D-Dok 48: 1998).

Als ordentliche Mitglieder sollten jene ÖGS-Dolmetscher*innen in Betracht gezogen werden, die sich mit den Vereinszielen identifizieren und einen Qualifikationsnachweis erbringen. Die Qualifikation ist in Form einer kommissionellen Berufseignungsprüfung zu erbringen, die »von VertreterInnen des Verbandes (nur ordentliche Mitglieder), der Gehörlosenorganisationen und der Ausbildungsstätte für GebärdensprachdolmetscherInnen abgenommen wird« (ibid.; zur Prüfung siehe Kapitel 9.4.2.2). Der Erwerb der Mitgliedschaft ist demnach mit einer vergleichsweise hohen Hürde verbunden. Wie im nachfolgenden Kapitel noch ausgeführt wird, stellte die Prüfung das einzige Instrument dar, das es dem zu gründenden Verband ermöglichen sollte, Qualitätskriterien als Eingangsvoraussetzung vorzusehen, denn eine Ausbildung war zu diesem Zeitpunkt in Österreich nicht vorhanden. Außerdem lag den Gründungsmitgliedern daran, jene Personen ausschließen zu können, die zwar gerichtlich beeidet waren, den Anforderungen an den Beruf aus ihrer Sicht jedoch nicht genügten (siehe dazu Kapitel 8.2).

Auch bei den Pflichten der Mitglieder orientieren sich die Statuten weitgehend an jenen von *UNIVERSITAS*: So sind die Interessen des Vereines zu wahren und dessen Zwecke zu fördern, daher sei auch alles zu unterlassen, was dem Verein, aber auch dem Ansehen des Berufsstandes schaden könnte. Weiters haben die Dolmetscher*innen nach »höchster Qualität zu streben« und ihre Tätigkeit »nach streng seriösen Grundsätzen« auszuüben (D-Dok 48: 1998). Ein Ausschluss kann »wegen grober Verletzung der Mitgliedspflichten und wegen unehrenhaften Verhaltens verfügt werden« (ibid.) – auch diesbezüglich deckten sich die Statuten weitgehend mit jenen von *UNIVERSITAS*.

An dieser Stelle sei auf zwei interessante Aspekte der Statuten hingewiesen. Zum einen wird das Erfordernis einer Berufseignungsprüfung als Eintrittsvoraussetzung in die Statuten aufgenommen, obwohl die Form der Prüfung bei Verbandsgründung noch kontrovers diskutiert wird, zum anderen erstaunt die sehr enge Anlehnung der Inhalte und Formulierungen an die Statuten von *UNIVERSITAS*. Es ist zwar nachvollziehbar, dass man sich an vergleichbaren Organisationen orientiert, doch ist an dieser Stelle anzumerken, dass sich *UNIVERSITAS* zum damaligen Zeitpunkt vor allem als Vertretung von Konferenzdolmetscher*innen und Fachübersetzer*innen verstand und die Felder des Kommunaldolmetschens und des Gebärdensprachdolmetschens noch nicht im Blick hatte. Der »Ausschuss für Community Interpreting« wurde im Jahre 2013 gegründet, etwa siebzehn Jahre nach dem ersten Statutenentwurf des ÖGSDV (UNIVERSITAS Austria o.J.).

9.4.2.2 Prüfung

Die Frage der Überprüfung von Kompetenzen als Qualitätsnachweis war bereits in der *Arge* Thema, allerdings wurde es von außen eingebracht. Zum einen wurde auf Initiative des damaligen Leiters des Institutes für Übersetzer- und Dolmetscherausbildung der Universität Graz 1990 die Option diskutiert, die »Prüfung aus lebenden Sprachen« nach § 28 des (bis 1997 geltenden) Allgemeinen Hochschulstudiengesetzes von 1966 (BGBl. 177/1966) in Ermangelung einer Ausbildung und anderer Zertifizierungsmöglichkeiten auch für ÖGS einzuführen (U-Dok 8: 1990; siehe dazu auch Kapitel 6.3.1.3). Zum anderen forderte, wie bereits ausgeführt, der Gehörlosenbund aufgrund unhaltbarer Missstände mittelfristig die Einführung einer Dolmetschprüfung vor einem Gremium (U-Korr 18: 1993).

Die Einführung einer Prüfung wurde von den Dolmetscher*innen selbst erstmals im März 1996 in Zusammenhang mit einer möglichen Verbandsgründung in Erwägung gezogen. Ein erstes Konzept wurde im Mai 1996 präsentiert (D-Dok 28: 1996; zum Inhalt der Prüfung siehe Kapitel 9.1.2). Doch nicht alle Dolmetscher*innen konnten dem Vorschlag etwas abgewinnen, einige sahen keinen Handlungsbedarf bei Dolmetscher*innen, die bereits über einen Gerichtsausweis verfügten (D-Dok 35: 1996). Folgende Argumente wurden damals für die Einführung einer Prüfung ins Treffen geführt:

> Dolmetscherprüfung – wozu denn bitte????
> Transparenz gegenüber Gehörlosen
> Öffentliche Anerkennung
> Allgemeine Leistungskriterien
> Gegen Mißbrauch (D-Dok 32: 1996)

In den Dokumenten, die im Zuge der Vorbereitungen zur Verbandsgründung im Jahre 1997 entstanden, finden sich keine Hinweise mehr auf Gegenstimmen, die Einführung einer Berufseignungsprüfung schien selbst für Zweifler*innen alternativ-

los. Bereits im ersten Vorschlag, der in Tabelle 5 dargestellt ist, wird eine Grenze zwischen jenen Dolmetscher*innen gezogen, die den Weiterbildungslehrgang an der Universität Graz, bekannt als *Horizon*, besuchen, und jenen, die keine Ausbildung vorweisen können (D-Dok 39: 1997).

Tab. 5 Qualifikationsnachweise

Qualitätsnachweis	Prüfung
Horizon	Ein Gebiet
Best. v. anerk. Vereinen	Sammelprüfung
Praxisnachweis	Fallbeispiel
Kommission GL-Vertreter, Dolmetscher, Uni	
Ausweis	

Die ersten Konzepte der Prüfungsordnung, die sich deutlich von der Idee aus dem Jahr 1996 unterscheiden, sehen einen hierarchischen und modularen Aufbau vor. Um zur Prüfung antreten zu können, ist eine »Mindestanforderung« zu erfüllen. Diese ist durch den Abschluss des Weiterbildungslehrganges, die Empfehlung ausgewählter Gehörlosenvereine sowie eine noch zu vereinbarende Stundenzahl an Dolmetschpraxis erfüllt. Andernfalls ist darüber ein Prüfungsteil abzulegen. Die Prüfungsordnung umfasst, wie in Tabelle 6 dargestellt, je nach Dokument fünf bzw. sieben Stufen mit steigendem Schwierigkeitsgrad (D-Dok 44: 1997; D-Dok 45: 1997).[10]

Neben diesem Stufenmodell, das es Kandidat*innen je nach Kompetenz und Erfahrung ermöglichen soll, auf einer passenden Stufe einzusteigen, soll ihnen auch die Möglichkeit geboten werden, sich zu spezialisieren. Die in Erwägung gezogenen Spezialisierungen umfassen Mediendolmetschen, Dolmetschen in medizinischen und psychologischen Settings, sakraler Bereich, Bildungsdolmetschen, Diskussionen, Führerschein, Gericht, Kunst, Internationale Gebärden, Lautsprachbegleitendes Gebärden/Nonverbale Kommunikation, Dolmetschen für Taubblinde sowie Dolmetschen zwischen weiteren Sprachenkombinationen (D-Dok 40: 1997). Für viele dieser Settings seien allerdings erst Lernmaterialien und Standards zu entwickeln, die in künftige Ausbildungen einfließen sollen. Die Prüfung sei von einer Kommission abzunehmen, die aus Vertreter*innen des Verbandes, der Gehörlosenvereine und der Universität Graz zusammengesetzt ist (D-Dok 45: 1997).

10 Die Formulierungen wurden bei Kürzung des Textes weitgehend beibehalten.

Tab. 6 Vorschläge für die Prüfungsordnung

	Variante 1	Variante 2
1	Mindestanforderung	Mindestanforderung
	Einfache Amtswege: Der Dolmetscher ist in der Lage, Amtswege, die keine schwerwiegenden wirtschaftlichen oder rechtlichen Folgen nach sich ziehen könnten, zu bewältigen (z.B. Elternabend, Elternsprechtag, Bewerbungsgespräche in hörenden Vereinen)	Begleitung in einfachen Settings (ein Gehörloser, ein Hörender; Settings ziehen keine wirtschaftlichen oder rechtlichen Konsequenzen nach sich, z.B. Elternabend, Elternsprechtag, Bewerbungsgespräche in hörenden Vereinen)
2	Gehörlosengruppen (z.B. Reisegruppen, Museumsführungen u.Ä.)	Gehörlosenverein
3	Gehörlosenverein (z.B. Weihnachtsfeier, Jubiläen usw.)	Amtswege (z.B. zur Begleitung am Lehrplatz, Bundessozialamt…)[11]
4	Vorträge und Seminare (diese beiden Prüfungen, Dolmetschen in die ÖGS und Voicen, können auch zeitlich versetzt stattfinden)	Gehörlose Gruppen (z.B. Reisegruppen, Museumsführung, Landesausstellung…)
5	Konferenzen, Kongresse (da für diese Settings Allgemeinwissen nicht ausreicht, wird eine gewisse Vorbildung vorausgesetzt)	Private und wirtschaftliche Dinge (Auto-, Hauskauf…)[12]
6		Vorträge und Seminare
7		Kongresse

Es ist nicht verwunderlich, dass dieser höchst komplexe Vorschlag Diskussionen nach sich zog. Einige Dolmetscher*innen wehrten sich gegen den hohen bürokratischen Aufwand, während andere die Transparenz ebenso wie die Tatsache begrüßten, dass durch dieses System gehörlosen Kund*innen Qualitätsunterschiede bewusst gemacht werden, wodurch diese realistischere Erwartungen an Dolmetscher*innen entwickeln könnten. Die Kontroverse um die Prüfungsordnung weitete sich aus, als die Dolmetscher*innen einige Monate vor der Verbandsgründung ein Schreiben erreichte, in dem ein »Stufenmodell« vorgeschlagen wurde, das ein Landesverband der Gehörlosenvereine mit dem regionalen Bundessozialamt in einer

11 An anderer Stelle auch als »schwerwiegende Amtswege« bezeichnet (D-Dok 40: 1997).

12 An anderer Stelle auch als »schwerwiegende wirtschaftliche Settings« bezeichnet (D-Dok 40: 1997).

Arbeitsgruppe erarbeitet hatte (D-Dok 38: 1997; siehe Tabelle 7).[13] Dieses sah vier hierarchische Stufen vor, die zu unterschiedlichen Aufgaben berechtigen sollten. Zudem waren gestaffelte Tarife vorgesehen.

Tab. 7 Stufenmodell 1997

	Stufe 1	**Stufe 2**	**Stufe 3**	**Stufe 4**
Mindestausbildung	Pflichtschulabschluss; Gebärdensprachausbildung: GS-Kurs 1 und 2 (GL-Lehrer)	Pflichtschulabschluss + abgeschlossene Berufsausbildung; Gebärdensprachausbildung: Zertifikat des Seminars in Graz + Praxis oder 1 Jahr Praxis in Stufe 1 + Zertifizierung Stufe 2	Matura; Gebärdensprachausbildung: Zertifikat des Seminars in Graz + Praxisnachweis + laufende Weiterbildung (auch mit Nachweis) oder 1 Jahr Praxis in Stufe 2 samt nachgewiesener Weiterbildung	Abgeschlossenes Studium der Gebärdensprache
Prüfungsinhalte	Einfache Prüfung, konsekutives Übersetzen [sic] mit Rückfragen	Voicen, höhere Gebärdensprachkompetenz	Voicen, hohe Gebärdensprachkompetenz mit Ausdruck, ausgereifte Dolmetschtechnik	Alles
Einsatzgebiete	Sozialbegleitung, Telefondienst, Arbeitsassistenz im 1. Jahr, Behördengang	Arbeitsassistenz (ab 2. Jahr), berufsbildende Schulen, einfache Vorträge, Gericht	Gehobene Ausbildung, Universität, Kongresse, Gericht	+ Fachdolmetsch
Preis	100,- ATS/30 min.	200,- ATS/30 min.	300,- ATS/30 min.	400,- ATS/30 min.

Der Vorschlag rief Irritationen hervor, nicht nur weil er sich von den eigenen Überlegungen unterschied. Die künftigen Mitglieder des zu gründenden Verbandes beanspruchten zwar die Entscheidungskompetenz über so weitreichende Maßnahmen für sich, waren aber bestrebt, ein gutes Verhältnis zum Gehörlosenbund und

13 Formulierungen weitgehend beibehalten.

den Landesverbänden aufrechtzuerhalten sowie die Bundessozialämter als Geldgeber nicht vor den Kopf zu stoßen. Zudem war die Entscheidung über ein sinnvolles Format der Prüfung auch intern noch nicht gefallen. Eine*r der Dolmetscher*innen reagierte auf den Vorschlag mit einem Gegenvorschlag (D-Dok 47: 1998; siehe Tabelle 8). Dieser sah bei allen drei Stufen eine »Einstiegsprüfung« beim Verband vor, diese stelle »einen Nachweis über die wichtigsten Grundkenntnisse des Gebärdensprachdolmetschens« dar und entspreche Stufe 1 und 2 des eingangs besprochenen ersten Konzeptes. Ein Nachweis über die Befähigung für Stufe 2 und 3 sollte durch Praxisnachweise erbracht werden, wobei der (zu gründende) Verband »weiterführende Prüfungskataloge [...] für schwierige Dolmetschaufträge« noch zu erstellen habe. Im Rahmen der Einstiegsprüfung sollten »Berufserfahrung (über Fallbeispiele und Praxisnachweise), Kenntnis der Gehörlosenkultur, Ethik des Dolmetschens (über Fallbeispiele, Simultandolmetschen in beide Richtungen, deutscher verlesener Text, Video in der Variante des jeweiligen Bundeslandes)« (ibid.) abgeprüft werden.

Aufschlussreich ist an diesem Modell die Differenzierung zwischen »hörenden Personen mit Gebärdensprachkompetenz« in der ersten Spalte und »GebärdensprachdolmetscherInnen«. Diese werden zwar durch eine durchgehende Linie klar von Dolmetscher*innen abgegrenzt, da sie nicht bzw. »noch nicht« über die nötigen Kompetenzen verfügen, sie können aber bei Erreichen einer »höheren Gebärdensprachkompetenz« durch Ablegen der Einstiegsprüfung in Stufe 1 eintreten (ibid.). Daraus lässt sich schließen, dass der Pool dieser Personen als potenzieller Nachwuchs wahrgenommen wurde.

Die verschiedenen internen und externen Modelle verkomplizierten die Lage, und so konnte vor Gründung des Verbandes am 18. März 1998 weder intern ein Beschluss über die Prüfungsmodalitäten gefasst noch eine Einigung bzgl. des externen Stufenmodells erzielt werden. Knapp vor der konstituierenden Sitzung des Verbandes wurde die künftige Obfrau sowohl vonseiten des Gehörlosenbundes als auch vonseiten der Behörden um eine Stellungnahme bzgl. des externen Modells gebeten (D-Dok 49: 1998). Ein internes Schreiben sowie der Entwurf einer Stellungnahme stellen klar, dass sich der Verband in dieser Causa als entscheidungskompetent sieht (D-Korr 28: 1998; D-Korr 29: 1998). In der Stellungnahme findet sich wiederum ein neues »Stufenmodell«, das im Verband akkordiert worden ist. Auch wenn im Text von drei Stufen gesprochen wird, handelt es sich um eine tlw. kategoriale, tlw. graduelle Differenzierung: Stufe A umfasst gebärdensprachkompetente Sozialarbeiter*innen, Sozialpädagog*innen oder Lehrer*innen, die i.d.R. ein Anstellungsverhältnis haben. Stufe B subsumiert jene Personen, die eine Mitgliedschaft im Verband anstreben und bei erfolgreicher Absolvierung einer Prüfung einen »Ausweis« erhalten. Aufgrund des Mangels an qualifizierten Dolmetscher*innen wird als »Zwischenlösung« eine Kategorie A/B gebildet, die jene Personen umfasst, die zwar über gute Kenntnisse beider Sprachen sowie über Erfahrung in der Arbeit mit

Gehörlosen verfügen, jedoch keine einschlägige Aus- oder Weiterbildung absolviert haben. Diese werden als »ErsatzdolmetscherInnen« bezeichnet, haben ebenso Regeln zu befolgen und können, so sie sich weiterentwickeln und Weiterbildungsangebote nutzen, zu »ordentlichen« Gebärdensprachdolmetscher*innen aufsteigen (D-Korr 29: 1998).

Tab. 8 Gegenvorschlag zum Stufenplan (D-Dok 47: 1998)

Hörende Personen mit Gebärdensprachkompetenz	GebärdensprachdolmetscherInnen		
	Stufe 1	Stufe 2	Stufe 3
Gebärdensprachausbildung: 1 Jahr GS Kurs (GL-Lehrer) Prüfungsinhalte: Sprachverständnis für Gespräche in beiden Sprachen Einsatzgebiet: Beratung Gehörloser Preis: S 100/30 Min?	Qualifikationsnachweis: Einstiegsprüfung des Dolm.Verbands Einsatzgebiet: Dolmetschen in einfachen Settings Preis: S 200/30 Min?	Qualifikationsnachweis: Einstiegsprüfung des Dolm.Verbands Praxisnachweise: 2 Jahre regelm. vor Gericht 2 Jahre Vorträge Bestätigung d. L-Verb. Einsatzgebiet: Dolmetschen vor Gericht im Bildungswesen verantwortungsvolle Settings Preis: Gebührenanspruchsgesetz	Qualifikationsnachweis: Einstiegsprüfung des Dolm.Verbands Praxisnachweise: Vorträge Konferenzen Kongresse Einsatzgebiet: Konferenzdolmetschen Preis: Nach den Sätzen der Österr. Dolmetschverbände

Durch die Aktivitäten des Verbandes und in Kooperation mit dem Ministerium u.a. zuständigen Behörden wurde schließlich das externe Modell zugunsten des Vorschlages des ÖGSDV fallen gelassen (D-Dok 54: 1998). Die Landesverbandsleitung zeigte sich zunächst enttäuscht über den Alleingang und die unzureichende Involvierung der Landesverbände der Gehörlosen, lenkte aber schließlich ein (D-

Korr 31: 1998). Das »bundesweit verbindliche Modell« (D-Dok 54: 1998) kommt erstmals im November 1998 zum Einsatz (siehe dazu Kapitel 9.5.2.3).

Abschließend ist festzustellen, dass die Kategorisierung der Schon-, Nicht- und Noch-nicht-Dolmetscher*innen im Zentrum der Konzipierung der Prüfungsmodalitäten stand und intern wie extern kontroverse Debatten zeitigte. Wie bereits ausgeführt wurde, empfanden sich selbst die »ordentlichen« ÖGS-Dolmetscher*innen als heterogene Gruppe. Umso schwieriger schien es, für all jene, die dazu stoßen sollten, passende Kategorien zu finden. Denn einerseits war man bestrebt, möglichst strenge Grenzen zu ziehen, andererseits musste man dem Status Quo gerecht werden. Die Lösungen waren kreativ, umfassten kategoriale und graduelle Differenzierungen ebenso wie Hybridkategorien, waren aber schließlich zu komplex, um jemals tatsächlich zur Anwendung zu kommen.

9.4.2.3 Ausweis

Neben Prüfungen stellen Ausweise eine physische Form der Grenze dar, die es ermöglicht, bestimmte Personen ein- bzw. auszuschließen. Über eine lange Periode, beginnend mit Jakob Fischbach im Jahre 1829, stellte die gerichtliche Beeidigung die einzige Option dar, eine Berechtigung für die Berufsausübung und gleichzeitig nach »Ablegung des Dolmetschereides« (D-Korr 3: 1984) ein physisches Zeichen in Form eines Dekretes (Fischbach 1832) oder eines »Ausweises« (D-Korr 3: 1984) zu erlangen. Auch wenn die Beeidigung keinerlei Überprüfung der Kompetenzen vorsah – man hatte lediglich einen Nachweis der Sprachkunde zu erbringen –, erwarb man mit dem »Gerichtsausweis« nicht nur die Berechtigung bei Gericht zu dolmetschen, sondern auch eine Art umfassendes Gütezeichen und Symbol für eine soziale Position (siehe dazu Kapitel 6.3.1.3). Insofern ist es nachvollziehbar, dass alle beeideten Befragten auf ihre frühe Beeidigung zu sprechen kommen, nicht ohne gewissen Stolz und manchmal auch mit ein wenig Ironie. Gleichzeitig wird in fast allen Interviews Unmut über die fehlende Qualitätsüberprüfung bei Gericht geäußert. Diese Praxis habe dazu geführt, dass noch Jahre nach der Verbandsgründung zahlreiche nicht ausreichend qualifizierte Personen auf den Listen standen:

> Ja, und ich habe dann sehr lange von unserem Prüfungssystem erzählt und erzählt, warum unsere Prüfung so streng ist und was wir prüfen […]. Und [er*sie] hat dann die Liste geholt, und da stand, welche Berufe die Gebärdensprachdolmetscher*innen auf der Liste ursprünglich haben und hatten. Und da war ein Hilfsarbeiter, ein Fensterputzer, na ja, solche Leute stehen in [Ort] auf der Liste, und eine sehr alte Pensionistin. Und dann verstand [er*sie], was ich meine, dass jemand, der Fensterputzer ist, nicht ein Dolmetscher sein kann, denn die Leute haben keine Vorstellung, was Dolmetschen wirklich ist.

Als mit Inkrafttreten einer Gesetzesänderung Prüfungen für Eintragungswerber*innen eingeführt worden waren (vgl. Kadrić 2009: 204), sprach sich der neu

gegründete *Gebärdensprach-DolmetscherInnen-Verband* im Jahre 1999 vehement gegen eine Gleichstellung der beiden Prüfungen bzw. Ausweise aus, da die »Bestätigung über die erfolgreich absolvierte Prüfung an der Universität Graz […] mit der Eintragung in die Liste der allgemein beeideten und gerichtlich zertifizierten DolmetscherInnen nicht verglichen werden« (D-Korr 37: 1999) kann.

Trotz des Wissens um die Problematik der Vergabe hat der Begriff des Ausweises eine gewichtige Bedeutung, der Ausdruck kommt insgesamt knapp 100-mal in den Dokumenten und Interviews vor. Obwohl er seine Bedeutung als Ausweis der Legitimation lediglich bei Gericht entfaltete, wurde er als distinktives Symbol wahrgenommen, das auch in anderen Zusammenhängen dem Gegenüber signalisieren sollte, dass ihre Erwartungen erfüllt werden. Neben dem Gerichtsausweis, der aus der Sicht der Gehörlosen eine heteronome Legitimation darstellte, die ihren Ansprüchen nicht genügte, begann der *Österreichische Gehörlosenbund* Mitte der 1990er Jahre selbst Ausweise für ÖGS-Dolmetscher*innen auszustellen, die vonseiten der Landesverbände Bestätigungen über ihre Gebärdensprachkompetenz und Dolmetscherfahrung erbringen konnten. Der Ausweis des Gehörlosenbundes war orange, 14 mal 10 cm groß, beidseitig bedruckt und in der Mitte gefaltet. Auf dem Deckblatt findet sich neben der Überschrift »Österreichischer Gehörlosenbund« (und einigen Zusatzinformationen) als Bezeichnung des Ausweises »Funktionärslegitimation« sowie das durchgestrichene Ohr als Symbol (D-Dok 26: 1995). Innen finden sich neben Angaben zur Ausweisnummer, zum Ausstellungsdatum und zur Gültigkeitsdauer der Name der Person sowie deren Funktion und Adresse ebenso wie die Adresse des Gehörlosenbundes. Des Weiteren beinhaltet der Ausweis ein Passbild, die Unterschrift des Präsidenten und der jeweiligen Person sowie eine Stampiglie des Gehörlosenbundes. Der mir vorliegende Ausweis wurde am 20. August 1995 ausgestellt und trägt die Nummer D8, die Funktion der Person wird als »Gebärdensprachedolmetsch« angegeben, der Ausweis ist bis Ende 1996 gültig und verlängerbar. Wie lange dies Usus war und wie viele Dolmetscher*innen Ausweise vonseiten des Gehörlosenbundes erhielten, konnte nicht eruiert werden, es ist jedoch anzunehmen, dass mit Gründung des Dolmetscher*innen-Verbandes ein solcher Ausweis insofern obsolet wurde, als der Verband eigene Ausweise ausstellte.

Das Bedürfnis einen Ausweis zu besitzen und vorweisen zu können, war auch im Zuge der Verbandsgründung Thema. Für den zu gründenden Verband stellte der Ausweis eine Kompetenzbescheinigung ebenso wie eine Bindungsmaßnahme dar, für Verband wie Mitglieder angesichts des Fehlens einer staatlichen Anerkennung ein Zeichen für Qualifikation und ethische Orientierung an den Interessen der Kund*innen ebenso wie jenen des Verbandes, für die Mitglieder war er außerdem ein Zeichen der Zugehörigkeit. Insofern war der Ausweis ein Distinktionsmittel ebenso wie eine vertrauensbildende Ressource, die bei Bedarf die Mitgliedschaft nach außen demonstrieren sollte. Der erste Vorschlag über die Gestaltung eines Mitgliedsausweises basierte auf der bereits vorgestellten mehrstufigen und modu-

laren Prüfung (D-Dok 40: 1997). Eine der befragten Personen äußert sich über den Vorschlag wie folgt:

> Da gab es dann so etwas wie einen Führerschein, so ein aufklappbares Ding, und du bekommst Stempel, für welche Bereiche, Settings du schon geprüft bist. Und das war lange auf dem Tapet. [...] Es war dann nur klar, da muss man zwanzig verschiedene Prüfungen machen für zwanzig verschiedene Settings.

Das ambitionierte Projekt wurde schließlich aufgrund der Nichtrealisierbarkeit der hierarchisch-modularen Prüfung verworfen. Der erste Ausweis, der schließlich an alle Mitglieder nach abgelegter Prüfung oder Vorweisen des Zertifikates der Weiterbildung in Graz ausgegeben wurde, wurde selbst entworfen, hatte Scheckkartenformat, war aus hellblauem Karton und laminiert (D-Dok 55: 1999; D-Dok 65: 2005). Auf der Vorderseite befanden sich der Name des Verbandes sowie dessen Logo, ein Passbild und der Name des Inhabers bzw. der Inhaberin, das Gültigkeitsdatum und die Dokumentbezeichnung »Ausweis für geprüfte GebärdensprachdolmetscherInnen«. Auf der Rückseite des Ausweises war folgender Text abgedruckt:

> Die/der Inhaber/in dieses Ausweises erfüllt die Qualitätskriterien, die der Österreichische Gebärdensprach-DolmetscherInnen-Verband als Grundlage für den Beruf »GebärdensprachdolmetscherIn« bundesweit laut Statuten festgesetzt hat, und hat sich dazu verpflichtet, die gültige Berufs- und Ehrenordnung einzuhalten. (D-Dok 65: 2005)

Darunter befanden sich das Ausstellungsdatum, die Unterschrift der Obfrau und eine Stampiglie. Nach vier Jahren war eine Rezertifizierung durch Nachweis von Praxisstunden, Fortbildungen und Verbandsinteresse vorgesehen (D-Dok 50: 1998). Diese Vorgaben waren jedoch so vage formuliert, dass bei der Generalversammlung im Jahre 2002, als die ersten Ausweise ausliefen, das Prozedere nochmals diskutiert werden musste (D-Korr 39: 2002).

Der Ausweis stellte für die Gründungsmitglieder eine physische Form der Grenze dar, die es ihnen ermöglichte, sich selbst eine Statusposition zuzuweisen, neue Mitglieder nach erfolgreich absolvierter Prüfung zu gewinnen, aber auch Mitglieder durch Entzug des Ausweises auszuschließen. In Ermangelung einer Ausbildung wurde die Bezeichnung »geprüfte*r Gebärdensprachdolmetscher*in« geprägt, die Verbandsdolmetscher*innen von Dolmetscher*innen der habitualisierten, aber auch der traditionellen autonom und heteronom organisierten Sphäre differenzierte. Die Bezeichnung konnten auch jene rund 20 Gründungsmitglieder für sich beanspruchen, die keine Berufseignungsprüfung zu absolvieren hatten, da der Besuch des Weiterbildungslehrganges als zumindest äquivalent angesehen wurde.

9.4.2.4 Weiterbildung

Möglichkeiten der Weiterbildung[14] hatten in Ermangelung einer formalen Ausbildung seit Anfang der 1990er Jahre eine große Rolle gespielt (siehe dazu Kapitel 8.4.1). Eine*r der Befragten bezeichnet die Teilnahmebestätigungen der ersten Seminare und Workshops, die zunächst von der Universität Graz und danach im Zuge der Vorbereitung zum Weltkongress durchgeführt wurden, als »Zertifikate«, was die Bedeutung dieser schriftlichen Nachweise unterstreicht. Im Zusammenhang mit der Verbandsgründung werden in den Dokumenten Weiterbildungsseminare zwar erwähnt, allerdings ist nur wenig Konkretes dazu zu finden. Das Bewusstsein, sich in Zukunft mit dieser Thematik auseinandersetzen zu müssen, ist zwar vorhanden, ein konkreter Plan scheint jedoch zu dem Zeitpunkt noch nicht als notwendig erachtet worden zu sein. Dies zeigt sich u.a. darin, dass das Thema nicht systematisch behandelt wird, sondern in unterschiedlichen Zusammenhängen Erwähnung findet.

Im Zuge der Diskussion der Sinnhaftigkeit des hierarchisch-modularen Prüfungssystems wird z.B. die Notwendigkeit festgehalten, ein- bis zweimal jährlich »Fortbildungsveranstaltungen angepaßt an die Prüfungsmodule« (D-Dok 45: 1997) zu organisieren. Diese konnten formellen wie informellen Charakter haben, neben eingekauften Seminaren von »kompetenten Gehörlosen und Fachleuten« waren auch in Eigenregie von »Kleingruppen« vorbereitete interne Veranstaltungen zu einem bestimmten Thema, wie etwa »Sport oder Medizin«, angedacht (ibid.). Eine dritte Variante, die sich in den Dokumenten findet, sind regionale Weiterbildungsveranstaltungen, die von Dolmetscher*innen eines Bundeslandes nach jeweiligem Bedarf organisiert werden sollten (D-Dok 43: 1997).

Die Weiterbildungspflicht für Mitglieder wird bereits im ersten Vorschlag zu den Statuten festgehalten: »d) Die ordentlichen Mitglieder sind verpflichtet sich nach Kräften weiterzubilden« (D-Dok 30: 1996). Die zukünftigen Weiterbildungsangebote sollten jedoch auch außerordentlichen und potenziellen Mitgliedern offenstehen. Diese sollten auf Grundlage eines Praxisnachweises die Möglichkeit erhalten, Seminare zu einem verbilligten Tarif besuchen zu können (D-Dok 50: 1998). Kurz nach der Verbandsgründung wird erstmals ein »Vorbereitungsseminar« für jene ÖGS-Dolmetscher*innen erwähnt, die einen Prüfungsantritt in Erwägung ziehen (ibid.). Genauere Informationen zu den Inhalten finden sich in den Dokumenten noch nicht.

9.4.2.5 Öffentlichkeitsarbeit

Sehr organisiert und ambitioniert stellt sich das Protokoll der Arbeitsgruppe dar, die im Rahmen der Verbandsgründung mit Fragen der Öffentlichkeitsarbeit und des

14 Die Bezeichnungen Fortbildung und Weiterbildung werden synonym verwendet (vgl. Lenz 2005: 21).

Fundraising befasst war. Die Bedeutung der Öffentlichkeitsarbeit wird im Papier in einer Präambel wie folgt dargestellt:

> Die Öffentlichkeitsarbeit des Verbandes wird vor der Gründung und auch im laufenden Verbandsleben eine wichtige Funktion innehaben.
> Unter Öffentlichkeitsarbeit verstehen wir viele verschiedene Aspekte: Nicht nur Informationsweitergabe an Medien und potentielle GeldgeberInnen, sondern zum Beispiel auch, was für einen Eindruck das Aussehen des Logos oder das Auftreten der einzelnen Mitglieder hinterläßt. (D-Dok 42: 1997)

Des Weiteren wird die Notwendigkeit eines »vernünftigen und gut geplanten« Vorgehens als unumgänglich unterstrichen, »um als DER Dolmverband anerkannt zu werden« (ibid.). Der Wunsch, möglichst professionell zu wirken, zeigt sich in der Form des Konzeptes wie in Aufbereitung der Themen: Auf dem Titelblatt findet sich eine Zeitleiste mit Meilensteinen und Arbeitsphasen, beginnend mit der Sitzung im September 1997, bei der das Konzept vorgestellt wurde. Das interne Motto lautete: »Unser Verband gibt die Richtlinien vor!!! Österreichweit« (ibid.).

Der Plan sah vor, den Verband im Herbst 1998 »einem Paukenschlag gleich« (ibid.) der Öffentlichkeit zu präsentieren. Als Zielgruppe werden genannt: Gehörlosenvereine, potenzielle Auftraggeber*innen wie Ämter und Behörden, Gerichte, Krankenhäuser, Schulen, die für die Finanzierung der Dolmetschtätigkeiten zuständigen Bundessozialämter, aber auch Ministerien, Landesregierungen, Behindertensprecher*innen der Parteien u.a. »Kontaktstellen«. Die Bekanntmachung soll über eine Presseaussendung, eine Pressekonferenz sowie die Aussendung von eigens aufbereitetem Informationsmaterial an o.g. Stellen erfolgen. Der Termin im Herbst 1998 wird insofern als strategisch »günstig« erachtet, als noch ausreichend Vorbereitungszeit zur Verfügung steht (ibid.).

Um das Vorhaben zu realisieren, seien zunächst intern Strukturen zu schaffen, Verantwortliche für einzelne Aufgaben sowie Ansprechpersonen in allen Bundesländern zu nominieren, Hierarchien im zu gründenden Verband zu klären sowie diverses Material vorzubereiten. Dazu zählen die bereits erwähnte Infomappe und eine zusätzliche Fundraisingmappe sowie die Erstellung eines Logos für das visuelle Erscheinungsbild auf Visitenkarten, Briefen, Honorarnoten u.Ä. Extern sollten namhafte Personen aus dem Feld der Wissenschaft und von internationalen Verbänden wie der *European Union of the Deaf* sowie Prominente als Unterstützer*innen gewonnen werden. Da der Verband erst mit der Einzahlung der ersten Mitgliedsbeiträge über finanzielle Mittel verfügen würde, wird des Weiteren vorgeschlagen, noch vor Einreichung der Statuten bei der Vereinspolizei, die für das Frühjahr 1998 angesetzt wurde, Sponsor*innen über die Aussendung der Fundraising-Mappe und die Aktivierung persönlicher Kontakte zu gewinnen.

Auch sollten in den nachfolgenden Monaten Vorkehrungen getroffen werden, um die »laufende Präsenz« des Verbandes zu gewährleisten und Networking zu

betreiben. Dies erfordere die Produktion diverser Folder u.a. »Standmaterial« für unterschiedliche Zielgruppen. Ebenso sei an Zusammenarbeit mit anderen Laut- und Gebärdensprachdolmetschverbänden im In- und Ausland zu denken und bestehende Kontakte seien zu nutzen. Als Werbemaßnahme wird auch »Benefizdolmetschen« in Betracht gezogen. Um Transparenz und Informationsfluss intern zu gewährleisten, wird vorgeschlagen, ein »internes Informationsblatt« für Mitglieder viermal jährlich zu produzieren. Zwar seien alle angehalten, sich an der Öffentlichkeitsarbeit zu beteiligen, als zielführender wird jedoch die Arbeit in einer ständigen Arbeitsgruppe bzw. die Nominierung einer Pressesprecherin oder eines Pressesprechers angesehen (ibid.).

Der ambitionierte Plan deutet ebenso wie das Wording auf die Bedeutung hin, die mit der Verbandsgründung verknüpft wird, und die Notwendigkeit, diese Bedeutung nach außen zu transportieren. Das Ziel der Öffentlichkeitsarbeit ist Imagebildung. Diese wird als konstruktiver Akt verstanden, der dazu dient, dem Verband als unverwechselbare und nicht austauschbare Marke zu größtmöglicher Bekanntheit zu verhelfen. In diesem Zusammenhang gilt es, die Identität des ÖGSDV als berufsständische Vertretung mit seinen Werten, die den Motor des Handelns seiner Mitglieder darstellen, gegenüber hörenden wie gehörlosen Kund*innen, Institutionen und der Öffentlichkeit zu kommunizieren. Das Event der Pressekonferenz zielt darauf ab, eine Vertrauensbasis zu schaffen, während kontinuierliche PR-Aktivitäten ebenso wie das Handeln jedes einzelnen Mitglieds den Verpflichtungscharakter der Marke nachhaltig festschreiben sollen. So der Plan.

9.4.3 Konkurrenz und Konflikte

Die Aktivitäten um die Verbandsgründung waren straff organisiert. Die Notwendigkeit sich in zahlreichen Punkten zu einigen und rasch zu Ergebnissen zu gelangen, die nach außen transportiert werden können, führte zu kontroversen Diskussionen, Missstimmung und Widerstand. Im Zuge der Vorbereitungen wurde die in Kapitel 9.3.1 behandelte Grenze zwischen »Jung« und »Alt« virulent und schließlich von beiden Seiten als Erklärungsgrundlage für divergierende Meinungen und Verhaltensweisen herangezogen. Diese Differenzen sind in den schriftlichen Dokumenten nicht festgehalten und werden, obwohl der Unmut in den Erzählungen zutage tritt, auch in den Interviews nur verhalten angesprochen. Dies mag damit zusammenhängen, dass die Gründung des Verbandes allen zum Vorteil gereichte. Auch jene Befragten, die mittlerweile aus dem Verband ausgetreten sind, der Verbandspolitik nicht positiv gegenüberstanden bzw. -stehen oder sich aus der aktiven Verbandsarbeit zurückgezogen haben, betonen ausdrücklich, dass die Verbandsgründung maßgeblich dazu beitrug, den Status der ÖGS-Dolmetscher*innen zu heben:

> Für mich war wichtig, dass man den Status bekommen hat. Ich bin nicht nur so da, sondern als [Dolmetscher*in]. Ich bin geprüft und ich habe einen Ausweis. [...] Ja, einfach, dass man einen Beruf hat. Das war für mich das Wichtigste.
> Weder wird der Schritt der Verbandsgründung in Frage gestellt noch der eigene Einsatz für die gemeinsame Sache bedauert.

Die Erklärung der Differenzen allein auf Basis des Generationenkonfliktes greift – wie sich nach mehrmaligen Lesen der Interviews zeigt – allerdings zu kurz, auch wenn dieser den Befragten am eindrücklichsten in Erinnerung geblieben ist. Persönliche Vorlieben und individuelle Rahmenbedingungen spielten ebenso eine Rolle: Einige Personen waren engagierter, hatten mehr Energie oder auch einfach mehr zeitliche Ressourcen zur Verfügung, manche waren »vom Typ her« eher »die treibenden Kräfte«, während andere mit anderen Dingen beschäftigt oder mit ihrem Ursprungsberuf ausgelastet waren. Manche waren zurückhaltend, weil sie mit der Materie »noch etwas überfordert« waren, einige legten »viel Herzblut« in die Sache, waren kämpferisch und streitbar, andere hielten sich zurück und warteten ab, wiederum andere nahmen die Rolle der Integrationsfigur wahr und versuchten bei Auseinandersetzungen »alles aus einer sehr guten, sachlichen Perspektive« zu betrachten.

Die Euphorie war zunächst groß, und so wurden die Konflikte anfangs nicht offen ausgetragen. Es gab divergierende Meinungen und kontroverse Diskussionen, aber auch Kompromisse, was, wie eine der befragten Personen bemerkt, eine positive Konsequenz der heterogenen Zusammensetzung der Gruppe war. Auch wollte man das Projekt, das von unterschiedlichen Akteur*innen über Jahre vorbereitet worden war, nicht zum Scheitern bringen. Die Unstimmigkeiten wuchsen sich allerdings zu einem heftigen Konflikt aus, als die Entscheidung über den Sitz des Verbandes zu treffen war und die Funktionäre bestimmt werden sollten. An dieser Stelle wurden die tlw. inkompatiblen Vorstellungen über die Arbeitsweise des zu gründenden Verbandes deutlich. Denn der Verband sollte eine einschneidende Strukturveränderung mit sich bringen: Nach der losen, informellen *Arge*, die man als »Selbsthilfegruppe« bezeichnen könnte, dem sich daraus gebildeten »Dolmetschteam« beim Weltkongress und der neu zusammengestellten »Lerngruppe« im Rahmen des Weiterbildungslehrganges sollte nun ein Gefüge konstruiert werden, das hierarchisch geprägt ist, die Trennung in formale Positionen und einfache Mitglieder erforderte und für den Zusammenhalt der Einführung von Regeln bedarf. Dieser Wechsel vom informellen reziproken Engagement für das individuelle wie das kollektive Wohl zu einer institutionalisierten Struktur versprach zwar die langersehnte Statushebung, hatte allerdings auch den Verlust des Familiären, Bunten, Ungeordneten, Kreativen, Experimentellen und Ungezwungenen zur Folge.

In diesem Zusammenhang kamen als Konfliktursachen Macht, Konkurrenz und Misstrauen ins Spiel und der »Hickhack« begann. Die einen votierten für einen Präsidenten bzw. eine Präsidentin mit langjähriger Erfahrung und einem bereits bekannten Namen, andere wiederum zogen eine*n Vertreter*in der jungen Generation vor, der*die ausreichend Kraft, Zeit und Elan für die zu bewältigenden Aufgaben aufbringen konnte. Um durch diese Entscheidung keinen Bruch herbeizuführen, wurde der Vorschlag gemacht, den Vorstand alle zwei Jahre von Bundesland zu Bundesland rotieren zu lassen, was jedoch schließlich als ebenso wenig praktikabel verworfen wurde wie der Vorschlag, die einzelnen Funktionen des Vorstandes in unterschiedliche Bundesländer zu vergeben. Aus diversen persönlichen, beruflichen und strategischen Gründen entschied man schließlich mehrheitlich, die »jungen Wilden aus Wien« mit der Aufgabe zu betrauen. Als Vizepräsidentin stellte sich eine erfahrene Dolmetscherin zur Verfügung, die anderen drei Funktionen (Präsident*in, Kassier*in, Schriftführer*in) wurden von Vertreter*innen der jungen Generation eingenommen (D-Dok 49: 1998).

Diese Entscheidung wurde nicht von allen wohlwollend aufgenommen. Die »Jungen« stießen mit ihrem überbordenden Elan, dem Wunsch nach strengen Regeln, straffer Organisation und starker Außenpräsenz bei einigen »Älteren« auf Unverständnis. Die »Jungen« wiederum waren von einigen »Älteren« enttäuscht und empfanden sie als »gelähmt«, erschöpft von jahrelangen Kämpfen und Misserfolgen, »fast wie in einem kollektiven Burnout« gefangen, das keine allzu großen Veränderungen verkraftete. In ihrem Idealismus, ihrem rührigen Streben nach Professionalisierung und aus Unkenntnis der individuellen und kollektiven Historie konnten sie die Zurückhaltung der Älteren zunächst nicht nachvollziehen:

> Und das stimmt auch, ich glaube, ich habe es nicht verstanden. Ich habe es erst viel später selbst gespürt und dann auch verstanden, was für eine Belastung das [für die Älteren] gewesen sein muss.

Die »Jungen« sah man nicht mehr als Kolleg*innen, sondern nahm sie vor allem in der Rolle der »Politiker« wahr, die sich nicht mehr um die Wünsche der Basis kümmerten, sondern vorauseilten, ihre soziale Position zu stärken versuchten und ihre Macht ausbauen wollten. Die »Jungen« wiederum beklagen, dass sie nicht mehr als Individuum und Dolmetscher*in wahrgenommen wurden, sondern nur mehr als »Interagierende in diesem Dolmetscher*innen-noch-nicht-Verband«. Was für die einen »Macht« war, die sie in falschen Händen wähnten, war für die anderen der »relativ große Gestaltungsspielraum« und die Möglichkeit »noch etwas formen zu können«. Trotz dieser unmissverständlichen Grenzziehungsarbeit war die Gruppe nicht gespalten. So berichten die »Jüngeren« auch davon, dass ihnen »das Staffelholz« von einigen Älteren »in positiver Art und Weise übergeben« wurde und sie auf ihre »inhaltliche wie moralische Unterstützung« zählen konnten. Und Vertreter*innen der älteren Generation berichten, dass sie dem »Drang der jungen Generation«

durchaus etwas abgewinnen konnten und ihre Arbeit und ihren Einsatz zu schätzen wussten.

Trotz der divergierenden Wahrnehmungen und der daraus resultierenden Konflikte wurde die Gründung des Verbandes nicht ein weiteres Mal verschoben. Auch wenn Grenzziehungsarbeit innerhalb der Gruppe stattfand, wurde die Grenze zu jenen Dolmetscher*innen, die die gemeinsame Entwicklungsgeschichte nicht teilten, als zunehmend deutlicher empfunden. Dieser galt es nun mit den verfügbaren Ressourcen vereint eine Form zu geben.

9.5 Vermessung und Durchsetzung der Zuständigkeit

Nach der Darstellung der internen Aktivitäten, die zur Verbandsgründung geführt haben, sollen in diesem Kapitel jene Themen besprochen werden, die in den ersten Jahren des Verbandes dazu beitrugen, eine klar unterscheidbare Kategorie der »geprüften ÖGS-Dolmetscher*innen« zu schaffen.

9.5.1 Wir existieren jetzt offiziell!!![15]

Nach Nichtuntersagung der Statuten fand am 18. März 1998 die erste Generalversammlung des *Österreichischen Gebärdensprach-DolmetscherInnen-Verbandes* (ÖGSDV) in Wien statt, bei der die vier Vertreter*innen des Vorstandes gewählt wurden. Neben den bereits eingeleiteten Aktivitäten zur Bekanntmachung des Verbandes u.a. in einer Pressekonferenz, einer postalischen Information an alle Landesstellen des Bundessozialamtes und ersten Gesprächen mit den zuständigen Behörden zu Akkreditierung und Tarifregelung wurde der Verband drei Tage nach der ersten Generalversammlung am 21. März 1998 bei der jährlichen Bundestagung des *Österreichischen Gehörlosenbundes* vorgestellt (D-Dok 56: 1999), wo dessen Ziele und geplante Aktivitäten positiv aufgenommen wurden (D-Dok 49: 1998).

Am 30. November 1998 fand in Wien die Pressekonferenz statt, bei der Vertreter*innen des Verbandes, der Gehörlosengemeinschaft sowie Vertreter*innen der Universität Graz anwesend waren, um Impulsreferate zu halten und für Fragen zur Verfügung zu stehen. Der Einladungstext lautete wie folgt:

> Die Situation der DolmetscherInnen für Gebärdensprache weist viele Defizite auf: Es gibt kein anerkanntes Berufsbild, keine Ausbildung und keine einheitliche Tarifregelung für Dolmetschleistungen.
> Gehörlose werden aus dem gesellschaftlichen und kulturellen Leben ausgegrenzt, da nur selten DolmetscherInnen für Gebärdensprache anwesend sind.

---

15 Zitat aus D-Dok 49: 1998.

> Der neue Verband bietet ein professionelles Service für hörende und gehörlose KundInnen. (D-Korr 30: 1998)

Die Pressekonferenz sowie ein ausführlicher Beitrag der APA (Austria Presse Agentur) mit Fotos bewirkten eine starke Medienpräsenz (sma/gu 1998). Die Presseberichte spiegeln das wider, was der Verband mit der Pressekonferenz zu transportieren intendierte: zum einen die rückständige Situation Österreichs und die damit verbundene Ausgrenzung Gehörloser aus dem gesellschaftlichen Leben, zum anderen den positiven Aspekt der Professionalisierung durch die Gründung des Verbandes (E.W. 1998; Frei 1998; N.N. 1998a; N.N. 1998b; N.N. 1998c; N.N. 1998d; N.N. 1998e; N.N. 1998f). Um die interne Kommunikation zu vereinfachen, wurde eine »Mitgliederzeitung« mit Namen *handlich* ins Leben gerufen, die in der Folge in unregelmäßigen Abständen erschien (D-Dok 57: 1999).

9.5.2 Sculpting: Die neue Dolmetscher*innenfigur

Auch wenn man sich in den knapp zehn Jahren der kollektiven Beschäftigung mit dem Gebärdensprachdolmetschen Gedanken über Merkmale des Berufs gemacht und Unsicherheiten ob der Abgrenzung zu anderen Berufsfeldern diskutiert hatte, war mit der Verbandsgründung klar geworden, dass ein akkordiertes Bild nach innen gelebt und nach außen transportiert werden muss. Im Folgenden wird der Prozess der Konstruktion des Berufsbildes und der operativen Gestaltung einer Berufskultur als Teil einer Translationskultur im Sinne Prunčs (1997) besprochen, zu der auch die Errichtung von »entry boundaries« und die staatliche Legitimierung der gesetzten Grenzen zählt.

9.5.2.1 Richtiges Dolmetschen

Die »Grundidee«, trotz Unwägbarkeiten und unterschiedlicher Vorstellungen schließlich doch einen Verband zu gründen, entstammte dem Wunsch nach Etablierung einer »Interessensvertretung nach außen« als Markenzeichen für Professionalität und Qualität. Im Zuge des Ganges an die Öffentlichkeit musste ein Berufsbild entwickelt werden, das sich »von diesem alten, einfach nur dolmetschen können, weil man die Sprache kann« unterschied und geeignet war, die »gehobene Position«, die man anstrebte, adäquat zu repräsentieren und zu transportieren. Das Kind hatte nun einen Namen, »es ist ein Beruf und keine Spielerei«, und diesem sollte vonseiten der Auftraggeber*innen und zuständigen Behörden Wertschätzung entgegengebracht werden.

Ein Instrument, um Wertschätzung zu generieren, sind Berufs- und Ehrenordnungen, die, wie Prunč (2009: 123) bemerkt, weniger auf die Darstellung translatorischer Leistungen abzielen, als darauf, jene Attribute in den Vordergrund zu rücken, die aus der Sicht der Translator*innen von Kund*innen und Auftraggeber*innen

geschätzt werden. Mit dem Wunsch nach Sichtbarkeit und Anerkennung und der Einführung von Regeln ging jedoch auch Unsicherheit einher:

> Ich glaube schon, dass es, für mich zumindest, ein bewussterer Zugang war, oder das hat jetzt einen Namen, da muss man jetzt vorsichtig damit umgehen, da muss man aufpassen, dass man nichts verletzt, weil plötzlich ist da ein Berufs- und Ehrenkodex im Raum gestanden, wo Regeln waren, über die man sich vielleicht, ja, unbewusst vielleicht schon Gedanken gemacht hat, aber nie so bewusst. Also, dieses Bewusstmachen von: Was mache ich da überhaupt und passt das überhaupt für alle Seiten? Oder, wie werde ich denn jetzt wahrgenommen?

Die Berufs- und Ehrenordnung (BEO) des ÖGSDV wurde in einer Verbandssitzung am 6. Juni 1998 beschlossen (D-Dok 56: 1999). Als Muster diente die Berufs- und Ehrenordnung von *UNIVERSITAS*, man hatte sich aber auch mit Ehrenkodizes von Verbänden aus anderen Ländern beschäftigt (D-Dok 34: 1996). Wie in Kapitel 1.3.2 dargelegt wurde, stellen Ehrenkodizes verbindliche Gruppenmoralen dar, in denen Werte und Tugenden in Form von Normen festgehalten sind, welche die jeweils vorherrschenden Selbstkonzepte nach innen festigen wie nach außen transportieren. In der BEO des ÖGSDV sind Normen kodifiziert, die sich auf die Verantwortung der Dolmetscher*innen für ihre Kompetenzen, ihr soziales Verhalten und das von ihnen zu produzierende Translat als Produkt beziehen (D-Dok 52: 1998).

In der Präambel der BEO (D-Dok 52: 1998) wird festgehalten, dass das Gebärdensprachdolmetschen »nur von ProfessionistInnen zuverlässig ausgeübt werden kann«. Diese sind für ihre Handlungen »alleinverantwortlich« und »festigen und heben« »durch Qualifikation und Leistung das Ansehen des Berufsstandes«. Sie sind verpflichtet, sich nur in jenen Fachgebieten zu betätigen und jener Kommunikationsformen zu bedienen, in denen sie »über einwandfreie Kenntnisse verfügen«. Sie haben Wissenslücken durch Recherche zu beseitigen bzw. andernfalls Aufträge nicht anzunehmen. Ihre Kompetenzen umfassen »einwandfreie« Sprach- und Kulturkompetenzen, »berufsspezifisches Wissen« und Allgemeinbildung. Des Weiteren halten sie »mit den neuesten Gegebenheiten Schritt« und verpflichten sich »für den Erhalt ihrer beruflichen Qualifikation« durch Weiterbildung »Sorge zu tragen«. Sie sind verlässlich, pünktlich und »haben ein gepflegtes Äußeres« und wählen ihre Kleidung entsprechend den Anforderungen des Auftrages. Ihre Honorarforderungen sind angemessen.

In Bezug auf ihr Ethos sind sie »gewissenhaft, unvoreingenommen und unparteiisch«. Sie achten Inhalt und Zweck der Botschaft und übernehmen nur Aufträge, bei denen sie Inhalten und Personen »unvoreingenommen und wertfrei« gegenüberstehen. Unparteilichkeit wird als Loyalität gegenüber allen involvierten Personen sowie dem Berufsstand verstanden. Im Rahmen ihrer Tätigkeit handeln sie stets »nach den Prinzipien von Achtung und Respekt« und üben ihre Dolmetschtätigkeit »kultursensitiv« aus. Ein weiterer zentraler Grundsatz stellt die »Verpflichtung zur

Verschwiegenheit« dar. Gegenüber ihren Kolleg*innen verhalten sie sich kollegial und solidarisch. Sie »wahren in der Beurteilung« deren Leistung »taktvolle Zurückhaltung vor anderen« und nehmen Kritik »gelassen« auf. Im Team »motivieren und unterstützen« sie ihre Teamkolleg*innen.

Die BEO ist ein prospektives Regulativ mit dreifacher Funktion. Gegenüber Auftraggeber*innen und Öffentlichkeit dient sie als Zeichen für Professionalität, gegenüber den aktiven und potenziellen Mitgliedern steht die Autorität kodifizierter Verhaltensrichtlinien im Vordergrund und gegenüber den gehörlosen Kund*innen hat sie eine schützende wie eine pädagogische Funktion. Sie sollte, wie aus den Interviews hervorgeht, eine »Idee davon, was professionell wäre«, vermitteln und gleichzeitig dazu beitragen, »Scharlatanerie hintanzuhalten«.

Mit der Verbandsgründung setzt ein bewusster, kreativer Prozess des »sculpting« mentaler Cluster ein, der dazu dient, Ordnung zu schaffen (vgl. Zerubavel 1995: 1095f.) und »islands of property« abzustecken, die laut Zerubavel (1993: 5) aufgrund ihrer Ordnung kognitive Ruhe versprechen und daher als ideale Sphären erscheinen. Indem dem Gebärdensprachdolmetschen ein »neuer Anstrich« gegeben wird, so die Aussage in einem Interview, wird eine scharfe Grenze zwischen »richtigem« und »falschem« Dolmetschen gezogen. Eine Neupositionierung scheint nur dann möglich, wenn mentale Zäune errichtet werden, deren Überwindung großen Einsatz erfordert. Insofern kann man die in den Anfängen der Verbandstätigkeit praktizierte Differenzierung in »richtiges« und »falsches« Dolmetschen im Sinne Zerubavels als kognitives Ergebnis eines rigiden Mindsets interpretieren, das Ordnung und Reinheit bedarf und Mischformen, Ambiguitäten oder graduelle Übergänge nicht toleriert.

Welches sind nun, abgesehen von der BEO, in den Erinnerungen der Befragten die Kriterien, durch die sich »richtiges«, »korrektes«, »ordentliches« oder »strukturiertes« Dolmetschen von »Dahingewusel« und »Scharlatanerie«, wie sie es bezeichnen, unterscheiden ließ? In Bezug auf erforderliche Kompetenzen werden in den Erzählungen nur jene ins Treffen geführt, derer sich die Akteur*innen anfangs selbst noch nicht sicher waren. An erster Stelle stand die Deutschkompetenz. Denn mangelhaftes Deutsch schade, so empfand man, nicht nur dem gesamten Verband, sondern diskreditiere zudem Gehörlose, da der Eindruck entstünde, diese könnten sich nicht angemessen ausdrücken. Begegnungen mit Dolmetscher*innen, die sich nur im »Slang« artikulieren können und nicht in der Lage sind, das dem Anlass angemessene Register zu wählen, werden als höchst unangenehm geschildert. In Bezug auf Erwartungen hinsichtlich der ÖGS-Kompetenz erinnern sich die Befragten daran, vor allem darum bemüht gewesen zu sein LBG zu vermeiden und sich intensiv mit Fachterminologie befasst zu haben. Der Struktur der ÖGS habe man anfangs jedoch noch wenig Beachtung geschenkt, auch wenn man versuchte von Gehörlosen zu lernen, die besonders expressiv gebärdeten.

Als zentrales Kriterium für »richtiges« Dolmetschen wird die Beherrschung von Dolmetschtechniken angeführt. Auch hierbei fällt auf, dass vor allem Techniken genannt werden, die von den Akteur*innen noch nicht bzw. nicht ausreichend automatisiert waren. Die vormals häufig praktizierte Konsekutivtechnik und das zusammenfassende Dolmetschen waren tabu, als adäquate Technik wurde in jedem Setting das Simultandolmetschen erachtet. Besonderes Augenmerk wurde auf die Beherrschung des Voicens, des Dolmetschens ins Deutsche, gelegt, das vielen Dolmetscher*innen aus Mangel an Erfahrung Schwierigkeiten bereitete. In beide Richtungen sollten Dolmetscher*innen darauf bedacht sein, sich von der Oberflächenstruktur der Ausgangstexte zu entfernen und nicht wörtlich zu dolmetschen. Und schließlich wurde es als unerlässlich erachtet, Strategien zu beherrschen, die im Rahmen des Teamdolmetschens, das damals noch wenig verbreitet war, erforderlich sind.

Zum neuen Selbstbild gehörte auch Ehrlichkeit in Bezug auf die eigenen Kompetenzen. Man wollte »den Leuten nichts mehr vorspielen« und sich »nicht mehr drüberschwindeln«. Zudem wurde angenommen, dass die Kund*innen mit der Zeit anspruchsvoller und kritischer werden. Als beste Teamkolleg*innen wurden daher jene erachtet, »die genau wissen, wo ihre Grenzen und Fehler sind.«

Die meisten Äußerungen in Bezug auf »richtiges Dolmetschen« betreffen die Wahrnehmung der Rolle als Dolmetscher*in, die professionelle Haltung, die man nach außen vertrat, und das soziale Verhalten, das man an den Tag legte. Mit dem Rollenbild wird u.a. auf das Verhältnis zu den gehörlosen Kund*innen abgezielt. Dieses habe distanzierter zu sein als zuvor, als man noch »70 Prozent Sozialarbeit« geleistet habe. Man habe daher auch nicht, wie dies früher gang und gäbe war, Gehörlosen Ratschläge zu erteilen, denn dies wurde als Bevormundung angesehen. Die Aufgabe von Dolmetscher*innen bestand darin, »nüchtern zu dolmetschen«, sich der eigenen Meinung zu enthalten und Gehörlose nötigenfalls an Sozialarbeiter*innen oder Arbeitsassistent*innen zu verweisen. Um sich eindeutig als professionelle*r Dolmetscher*in zu positionieren und »nicht wieder in die Berufsgruppe der Sozialarbeiter gedrängt zu werden«, war es unerlässlich, »die Grenze einmal ganz klar [zu] ziehen.« Dies erforderte auch eine scharfe Trennung zwischen Privatem und Beruflichem. War es früher Usus gewesen, während eines Auftrags mit Gehörlosen zu »plaudern«, sollte dies nunmehr unterlassen werden. In diesem Zusammenhang fallen die Metaphern »Sprachrohr« und »Maschine«, die überkommene Rollenmodelle wie »Schiedsrichter«, »Fürsprecher«, »Helfer«, »Problemlöser«, »Erklärer«, »Lehrer« u.Ä. ablösen sollten. Ambiguität und Hybridität wurden als Bedrohung für das neue Selbstbild empfunden: »Wir wollten uns quasi so einen anderen Anstrich […] geben, damit wir von außen anders wahrgenommen werden«, wie ein*e Befragte*r erzählt. Die Wirkung, die man durch das eigene Verhalten auslöste, war essenziell, alle wollten einen guten Eindruck machen:

> Nicht mehr, ich tu das alles, weil ich euch ja so gern habe und ich euch nur was Gutes will, sondern eben dieses Bewusstwerden, da schauen jetzt viele hin, auch Hörende, und die bilden sich ein Urteil über das Ganze, wie man eben wirkt.

Die Wirkung auf hörendes Publikum war auch insofern von Relevanz, als nach der Verbandsgründung, wie eine befragte Person erzählt, ein »Run« auf den Einsatz von ÖGS-Dolmetscher*innen bei öffentlichen Veranstaltungen, etwa in Kunst und Kultur oder in der Politik, einsetzte. Viele wollten sich mit ÖGS-Dolmetscher*innen schmücken, selbst wenn keine Gehörlosen im Publikum zu erwarten waren. In diesem Zusammenhang fällt der Ausdruck »Showdolmetschen«. Aufgrund dieser neuen, tlw. dekorativen Sichtbarkeit hatte man auch Hörenden gegenüber eine entsprechende Haltung einzunehmen. Es wurde als unerlässlich erachtet, die »Konventionen der hörenden Kultur« streng zu befolgen und die Selbstpräsentation an das konstruierte Bild der seriösen und professionellen Dienstleister*innen anzupassen. Das »Auftreten« war insofern von zentraler Bedeutung, als »man dadurch den Status« zu erlangen erhoffte, den man anstrebte. Man wollte eine Aura von Professionalität verbreiten, »korrekt« und »ordentlich« wirken, selbstsicher, aber kooperativ auftreten und Haltung einnehmen, was auch dem Anlass entsprechende Kleidung einschloss. Die Wahl adäquater Kleidung war zum einen Selbstdarstellungstechnik, zum anderen empfand man sich den gehörlosen Kund*innen gegenüber verpflichtet, sich »adrett« und »angemessen«, »dunkel und gut sichtbar« zu kleiden. Die Bedeutung des äußeren Erscheinungsbildes wird von allen ins Treffen geführt, einige erregen sich in ihrem Rückblick über Fehltritte von Kolleg*innen wie »Jesusschlapfen« und »aufgekrempelte Ärmel«, die Optik der »alternativen Sozialarbeiterin« oder des »Streetworkers«, »lila Haare«, »ungeputzte Schuhe«, »zu viel Schmuck« oder einen »kurzen Mini«.

Über allen Regeln standen als oberste Gebote der Respekt gegenüber den Kund*innen und die Schweigepflicht. Damit das neue Modell funktionieren konnte, war eine »richtige Einstellung« unabdingbar. Dazu mussten die Regeln internalisiert und ein grundlegendes Verständnis entwickelt werden. Das akkurate Modell, das gemeißelt wurde, erlaubte keinen Pluralismus, keine Abweichung und keine Schattierungen. Der Drang, professionell zu handeln und als Profi wahrgenommen zu werden, entwickelte rasch »eine Eigendynamik«.

Die Verhaltensregeln waren im Rahmen der Treffen besprochen und die BEO an die etwa 20 Gründungsmitglieder verschickt worden. Anwärter*innen auf die Mitgliedschaft, die sich der Prüfung stellen wollten, wurden zu einem Vorbereitungsseminar verpflichtet, das drei Themenkomplexe umfasste: neben »Grundlagen des Gebärdensprachdolmetschens« wurden »Rollenverständnis von GebärdensprachdolmetscherInnen« sowie »Berufs- und Ehrenkodex von GebärdensprachdolmetscherInnen« vermittelt (D-Korr 32: 1999). Dass das Berufsethos auch viele Jahre nach der Verbandsgründung noch von großer Bedeutung war, zeigt sich u.a. darin, dass

trotz einiger Widerstände der obligatorische Besuch von Ethik-Seminaren »durchgepresst« wurde, die nunmehr den Titel »Macht und Verantwortung« trugen.

Die Konstruktion des beruflichen Mandats durch den rigiden Umgang mit Regeln und den Einsatz diverser Formen der Selbstdarstellung in Bezug auf Auftreten, äußerliche Erscheinung und Arbeitsstil erinnert an die Studie von Nelsen und Barley (1997) über die Grenzziehungsarbeit zwischen ehrenamtlichen und bezahlten Rettungsdiensten in den USA (siehe Kapitel 4.3.4.1). Auch bei den ÖGS-Dolmetscher*innen lassen sich im Zuge ihrer Grenzziehungsarbeit Oppositionen feststellen, die dazu dienen, von Amateur*innen unterschieden werden zu können: professionelle Dienstleistung vs. paternalistische Hilfestellung, Kompetenz vs. Halbwissen, Kontrolle vs. Unvorhersehbarkeit, Gewissenhaftigkeit vs. Sorglosigkeit sowie Haltung und Uniformierung vs. Leutseligkeit und Ungezwungenheit. Dass die Dolmetscher*innen sich selbst ebenso wie ihre Kund*innen mit ihrem Programm überforderten, wurde ihnen erst einige Zeit später bewusst (siehe dazu Kapitel 9.6.1).

Die Konstruktion eines akkuraten Berufsbildes geschah jedoch nicht im luftleeren Raum. Wie die bisherigen Ausführungen gezeigt haben, hatten die ÖGS-Dolmetscher*innen fast seit Anbeginn der Tätigkeit der *Arge* zumindest punktuell Kontakt zu Lautsprachendolmetscher*innen. Wie nah bzw. fern sich die Gründungsmitglieder des ÖGSDV diesen fühlten, soll im Folgenden behandelt werden.

9.5.2.2 Lautsprachendolmetschen: Folie und fremde Welt

Bevor auf die Wahrnehmung der Ähnlichkeiten und Unterschiede zwischen dem Laut- und Gebärdensprachdolmetschen eingegangen wird, seien vorab die Entwicklungslinien der Begegnungen nochmals in groben Zügen nachgezeichnet (siehe Kapitel 8.4.1). Der erste Kontakt mit dem damaligen Institut für Übersetzer- und Dolmetscherausbildung fand im Jahre 1990 statt, im Juni 1990 dolmetschten einige Mitglieder der *Arge* anlässlich des Kongresses »Sprechende Hände – hörende Augen« erstmals gemeinsam mit Studierenden, die in den Kabinen übten (U-Korr 2: 1990). Im November desselben Jahres fand der erste Workshop für ÖGS-Dolmetscher*innen an der Universität Graz statt, im Rahmen dessen ein*e Vertreter*in des Verbandes *UNIVERSITAS* einen Vortrag hielt (U-Dok 8: 1990). Es folgten zwei Workshops 1992 (U-Korr 8: 1992; D-Korr 18: 1992). Drei spätere Gründungsmitglieder des ÖGSDV erhielten ab Sommersemester 1990 sukzessive Lehraufträge an der Universität Graz. Von den vier Vorbereitungsseminaren für die Dolmetschtätigkeit am Weltkongress 1995 wurden zwei in Kooperation mit der Universität Graz durchgeführt (D-Dok 25: 1994; D-Korr 26: 1995). Am Weltkongress dolmetschten schließlich neun ÖGS-Dolmetscher*innen gemeinsam mit Lautsprachendolmetscher*innen und Dolmetscher*innen anderer Gebärdensprachen (siehe Kapitel 8.4.2). Im Rahmen des Weiterbildungslehrganges an der Universität Graz wurden schließlich vier der zwölf Seminare von Lautsprachendolmetscher*innen abgehalten. Insofern waren alle Gründungsmitglieder des ÖGSDV spätestens im Rahmen

des Weiterbildungslehrganges mit dem Lautsprachsprachendolmetschen konfrontiert und hatten somit Gelegenheit, Vergleiche zu ziehen, sich daran zu orientieren oder sich abzugrenzen. Dies ist insofern von Interesse, als Berufe, um auf Abbott (1988) zurückzukommen, keine isolierten Entitäten sind, die sich nach einem vorgegebenen oder vorhersehbaren Schema entwickeln. Sie sind vielmehr, abhängig von gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und Problemdefinitionen sowie durch Wettbewerb mit anderen Berufen um Handlungs- und Erklärungswissen, in stetem Wandel begriffen. Wie verhielten sich nun die ÖGS-Dolmetscher*innen während ihres Professionalisierungsprojektes zu den ihnen benachbarten bzw. verwandten translatorischen Berufen (siehe auch Kapitel 4.3.4.2)?

Ein erster Anknüpfungspunkt an das Gerichts- und Konferenzdolmetschen im Lautsprachenbereich ergab sich in Zusammenhang mit der Honorarfrage. Da man sich von Anbeginn über die fehlende bzw. schlechte Bezahlung beklagte (D-Dok 9: 1990), schien eine Orientierung an bereits bestehenden Regelungen oder Tarifempfehlungen der logische Schritt. In Anbetracht dessen, dass einige *Arge*-Mitglieder gerichtlich beeidet waren, bot das Gebührenanspruchsgesetz 1975 (GebAG), das die Entlohnung der Gerichtsdolmetscher*innen regelt, den ersten Orientierungspunkt. Dieses umfasst Entschädigungen für Zeitaufwand, Fahrtkostenersatz sowie die Gebühren für die Mühewaltung, also die Dolmetschtätigkeit bei der Verhandlung sowie das Aktenstudium (Kadrić 2009: 98). In einem Protokoll aus dem Jahre 1992 wird der damals gültige Satz erstmals als Tarifempfehlung angegeben und darauf hingewiesen, dass es sich um »die untersten, billigsten Sätze«[16] handle (D-Dok 20: 1992). Es ist anzunehmen, dass mit den höheren Sätzen jene der Konferenzdolmetscher*innen gemeint waren, denn diese wurden der *Arge* einige Monate später postalisch übermittelt (U-Korr 9: 1993). Als nach dem Weltkongress eine Verbandsgründung wieder in Erwägung gezogen wurde, differenzierten sich die Honorarvorstellungen insofern, als für Gericht, Polizei und Ämter weiterhin die Tarife des GebAG zur Orientierung dienten, während für alle anderen Einsatzbereiche auf den Honorarspiegel von *UNIVERSITAS* verwiesen wird (D-Dok 34: 1996). Auch bei der Diskussion des »Stufenplans«, der unterschiedliche Honorare für unterschiedliche Qualifikationen vorsah, flossen diese Überlegungen 1998 wieder ein (D-Dok 47: 1998), wobei in einer offiziellen Stellungnahme ausdrücklich darauf hingewiesen wird, dass »professionelle und gut aus- und weitergebildete GebärdensprachdolmetscherInnen [...] nach den gleichen Richtlinien bezahlt werden [sollten] wie LautsprachendolmetscherInnen« (D-Korr 29: 1998). Ähnliche Vergleiche finden sich auch in anderen Dokumenten (etwa D-Dok 59: 2000). Diskussionen dazu gab es nicht, in Bezug auf die Bezahlung wollte man sich von den Kolleg*innen nicht unterscheiden.

16 Das Honorar für die Mühewaltung betrug damals ATS 220,- für die erste halbe Stunde und ATS 111,- für jede weitere halbe Stunde.

Ein weiterer Anknüpfungspunkt bot sich in Bezug auf die Organisationsstruktur einer künftigen Berufsvertretung. So wurde im Rahmen der Überlegungen, wie der zukünftige Verband formal zu organisieren sei, auch die Möglichkeit in Erwägung gezogen, sich einem bereits bestehenden Verband »als Untergruppe« (D-Korr 25: 1995) anzuschließen, was jedoch aufgrund der Gefahr allzu großer Abhängigkeit wieder verworfen wurde (D-Dok 34: 1996; siehe Kapitel 9.1.1). Im Zuge der Vorbereitungen auf die Verbandsgründung griff man jedoch sowohl auf die Statuten als auch auf die BEO von *UNIVERSITAS* zurück, orientierte sich an deren Inhalten, übernahm einige Passagen wörtlich und passte andere an die eigenen Bedürfnisse an. Und schließlich überlegte man im Rahmen der Diskussionen zu den zu setzenden »entry boundaries«, welche die Anforderungen für eine Mitgliedschaft definieren sollten, neben einer Berufseignungsprüfung auch den Nachweis über ein gewisses Ausmaß an Berufspraxis einzufordern, wobei man die diesbezüglichen Anforderungen von *UNIVERSITAS* und AIIC als Vergleich heranzog (D-Dok 28: 1996).

Doch welche Rolle spielte das Lautsprachendolmetschen für die Modellierung des eigenen Berufsbildes? Zunächst wird das Konferenzdolmetschen, das in den Erinnerungen der befragten Personen als prototypischer Vertreter des Lautsprachendolmetschens abgerufen wird, von den Befragten unisono als ihnen damals gänzlich fremd bezeichnet. Obwohl sie am Weltkongress oder in Seminaren Kontakte zu Konferenzdolmetscher*innen gehabt hatten, ist ihre Erinnerung davon geprägt, nichts über deren Arbeit gewusst zu haben. Sie hatten »nur so ein eigenes Bild« eines Berufs, der eine diffuse Faszination ausübte und trotz der oben beschriebenen funktional-pragmatischen Anleihen in keinerlei Verbindung zur eigenen Dolmetschtätigkeit zu stehen schien. Eine*r der Codas erinnert sich in diesem Zusammenhang an seine*ihre Kindheit:

> Dolmetschen war für mich eigentlich schon immer auch ein Wunsch. Ich habe aber nie an Gebärdensprache gedacht, sondern immer nur an Lautsprachen. Mich hat das fasziniert, wenn jemand gesagt hat »Wlwlwlwlwl«, und dann hat der andere gesagt »Na, das hat jetzt geheißen, er hat Hunger und er möchte gern etwas essen.« Und ich denke mir, wie wissen die das? Also mich hat das total fasziniert, schon als Kind.

Das Bild, das in der Erinnerung von »typischen Konferenzdolmetscher*innen« gezeichnet wird, ist auffallend positiv und wird an deren Geschichte, Tradition, Organisation, Verdienst, Kompetenz, Haltung und Erscheinungsbild festgemacht, allesamt Merkmale, die mit hohem Prestige verbunden werden. Die Konstruktionen basieren zum einen auf der erfolgreichen Leistungs- und Statusinszenierung der Konferenzdolmetscher*innen, denen sie begegnet waren, und zum anderen auf einer Mischung aus Erstaunen über deren Meisterschaft und Bewunderung einer romantisierten sozialen Welt, deren Ranggrenzen nicht überwunden werden können und doch als Messlatte dienen.

Die Konferenzdolmetscher*innen werden als »toll« und »beeindruckend« beschrieben, im Vergleich zu ihnen fühlte man sich als »kleines Häschen«. Angesichts dessen, was sie erreicht hatten und darstellten, »konnten wir einpacken.« Ihre Überlegenheit ergab sich aus dem »Flair von Geschichte und Stand«, dem Nimbus, den der Einsatz bei wichtigen historischen Ereignissen wie »bei Friedensverträgen« hinterlassen hatte, dem Status eines über Jahrzehnte erstarkten Berufs mit einem »richtigen Berufsbild«, der zur »Institution« geworden und für die Ausübenden lukrativ war. Als Konferenzdolmetscher*in hatte man eine »tolle Ausbildung«, ein »richtiges Studium« absolviert und verfügte dementsprechend über eine überragende sprachliche Eloquenz: »Das war einfach herrlich! Wie sie geredet hat, das war so schön!«, erinnert sich eine der befragten Personen enthusiastisch an den Vortrag einer Konferenzdolmetscherin. Die Konferenzdolmetscher*innen vermittelten den Eindruck, dass »niemals ein Fehler passiert«, und so fragte man sich ob ihrer nachgerade übermenschlichen Fähigkeiten: »Wie machen die das? Wie bringen die das zusammen?«, zumal die eigene Tätigkeit im Vergleich dazu als »einfacher Job« erlebt wurde.

Auch Auftreten und Erscheinung der Konferenzdolmetscher*innen hinterließen Eindruck, zeugten sie von der Gewohnheit auf internationalem Parkett zu reüssieren: »Wow!« Sie vermittelten eine »professionelle Haltung dem Dolmetschen gegenüber« und legten »ein Selbstverständnis und ein Selbstbewusstsein« an den Tag, das konkurrenzlos zu sein schien. Diese »Damen« bzw. »Ladies« verstanden es, sich durch ihr »souveränes Auftreten« »Respekt« zu verschaffen und vermittelten ihre Position auch durch einen eigenen Stil und elegante Kleidung, über die man sich mitunter ein wenig belustigt äußert. Aufgrund ihrer Errungenschaften, ihrer Kompetenz und ihrer Position waren Konferenzdolmetscher*innen – obwohl um Lichtjahre voraus (»Oh Gott, ich könnte nie Lautsprachdolmetscher*in sein!«) – »zentrale Vorbilder«, die Sehnsüchte weckten: »Es wäre schon toll, wenn wir auch so anerkannt werden und bei so einem Kongress dolmetschen und jeder weiß, was wir tun.«

Kontakt zu *UNIVERSITAS* gab es seit der Verbandsgründung, man wurde zu diversen Veranstaltungen eingeladen, dolmetschte mitunter gemeinsam bei Kongressen und erhielt das Angebot, Artikel im Mitteilungsblatt von *UNIVERSITAS* zu veröffentlichen (D-Dok 60: 2000; D-Dok 61: 2001). Der erste der (wenigen) Artikel erschien Anfang 2000 (Gerstbach 2000). Die gegenseitige Wahrnehmung wurde gegenständlicher, als erste Absolvent*innen des Studiums in Graz, die als Ergänzung zu ihren Lautsprachen ÖGS-Lehrveranstaltungen besucht und den zweiten Weiterbildungslehrgang im Rahmen des Projektes FORUM Agenda absolviert hatten, dem ÖGSDV beitraten und auch Mitglied von *UNIVERSITAS* wurden.

Das Gerichtsdolmetschen wird in den Erzählungen seltener mit dem Lautsprachendolmetschen in Verbindung gebracht. Es dient auch nicht als positive Folie, was damit zu erklären ist, dass die heteronom organisierte Translation für Gehörlose bei

Gericht Standard war, die meisten ÖGS-Dolmetscher*innen der älteren Generation beeidet waren und über Dolmetscherfahrung bei Gericht verfügten. Eine Überhöhung der Tätigkeit bot sich somit nicht an. Der niedrigere Rang, dem man dem Gerichtsdolmetschen beimaß, wurde auch aus der geringeren Entlohnung abgeleitet, was bereits weiter oben im Zusammenhang mit dem Stufenmodell angesprochen wurde. Der Kontakt zum *Österreichischer Verband der allgemein beeideten und gerichtlich zertifizierten Dolmetscher* wurde nichtsdestotrotz als wichtig erachtet, eine der ersten Begegnungen der Funktionär*innen fand anlässlich des vierten internationalen Forums und ersten europäischen Kongresses zum Dolmetschen und Übersetzen bei Gericht und Behörden »Die Sprache ist ein Menschenrecht« im November 1998 in Graz statt.

Während das Konferenzdolmetschen anfangs als strahlende Folie diente, grenzte man sich vom Gerichtsdolmetschen relativ rasch unumwunden ab. Dies hat sowohl mit divergierenden Qualitätsvorstellungen als auch mit Konkurrenz bzw. Zuständigkeit und Kontrolle zu tun, denn beide Dolmetschsparten sind in Österreich in gewisser Weise geschützt und verfügen somit über eine physische »entry boundary«. Der Zutritt zur Tätigkeit als Gerichtsdolmetscher*in bedarf gerichtlicher Beeidigung und Zertifizierung, der Zutritt zur Berufsausübung als Dolmetscher*in für ÖGS wurde – wie noch ausgeführt wird – über die Berufseignungsprüfung des ÖGSDV durch eine Richtlinie formal geregelt, die mit Jänner 2000 in Kraft treten sollte (siehe dazu Kapitel 9.5.3). Die Etablierung des neuen Zuständigkeitsfeldes führte zu interprofessioneller Konkurrenz und bedrohte die Stellung gerichtlich beeideter ÖGS-Dolmetscher*innen insofern, als die zuständigen Behörden (exklusive der Gerichte) ex nunc Honorarnoten nur mehr von jenen ÖGS-Dolmetscher*innen anerkannten, die als qualifiziert im Sinne der Richtlinie galten – und dies schloss Gerichtsdolmetscher*innen nicht ein. Dadurch verlor nicht nur der »Gerichtsausweis«, der bislang gegenüber hörenden Auftraggeber*innen und Gehörlosen als einzige symbolische Berechtigung für die Berufsausübung vorgewiesen werden konnte, an Wert. Gerichtsdolmetscher*innen für ÖGS, die sich der Berufseignungsprüfung des ÖGSDV nicht stellen wollten, mussten – so sie in Settings arbeiteten, die vonseiten der zuständigen Behörde finanziert wurden – mit herben finanziellen Einbußen rechnen.

Die kompromisslose und kämpferische Grenzziehungsarbeit gegenüber dem Gerichtsdolmetschen gründet sich auf das Wissen um die Klagen des Gehörlosenbundes und einzelner Gehörloser sowie auf eigenen Erfahrungen, die die Befragten bei Begegnungen mit nicht ausreichend kompetenten Dolmetscher*innen gemacht hatten. Während der ÖGSDV seit November 1998 Berufseignungsprüfungen abhielt, führte die Gerichtsdolmetscherliste Personen, die nicht nur keinerlei Qualitätsüberprüfung absolviert hatten, sondern aus Sicht des ÖGSDV kulturelle ebenso wie moralische Grenzen des Berufs gröblich verletzten (siehe dazu die Ausführungen in Kapitel 8.2). Daher wehrte sich der ÖGSDV in Verhandlungen mit

den zuständigen Behörden und in einer schriftlichen Stellungnahme entschieden gegen die Gleichstellung allgemein beeideter und gerichtlich zertifizierter ÖGS-Dolmetscher*innen mit jenen, die die Berufseignungsprüfung des ÖGSDV absolviert hatten (D-Korr 37: 1999). Dies führte zu Zuständigkeitskämpfen einzelner Gerichtsdolmetscher*innen sowie zu Unstimmigkeiten zwischen den Verbänden, die jedoch im Zuge von Gesprächen wieder beigelegt werden konnten.

Das Kommunaldolmetschen, mit dem man sich hinsichtlich der Settings vermutlich eher identifiziert hätte als mit dem Konferenz- oder Gerichtsdolmetschen, da die Teilnehmer*innen zu knapp 60 Prozent in diesen Settings tätig waren,[17] war zur Zeit der Gründung des ÖGSDV in der Praxis noch weitaus unorganisierter und in der Lehre kaum vertreten, auch wenn die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der Thematik in Graz bereits eingesetzt hatte (vgl. Pöllabauer 1998, 2000). Obwohl das Kommunaldolmetschen als Arbeitsfeld im ersten Seminar des Weiterbildungslehrganges Anfang 1997 thematisiert wurde (Andree/Grbić/Grünbichler 1997, 2000), verblasst es in der Erinnerung der Befragten neben dem Konferenzdolmetschen. In den Dokumenten findet es vereinzelt als »Community-Dolmetschen« (D-Dok 28: 1996) oder »Community-Interpreting« (D-Dok 47: 1998) Erwähnung und steht im Zusammenhang mit der Abwägung des »Stufenmodells« für »einfache Settings« (D-Dok 47: 1998; siehe Kapitel 9.4.2.2). In den Interviews wird es aus der Perspektive des mittlerweile etablierten Berufs der Gebärdensprachdolmetscher*innen als Negativfolie herangezogen, um sich als ungleich besser entwickeltes und professionalisiertes Tätigkeitsfeld abzugrenzen. Dieser Diskurs der Differenzierung dient zur Aufwertung der eigenen Position. In den Erzählungen wird die Differenz zum Kommunaldolmetschen wie folgt argumentiert: Zum lautsprachlichen Kommunaldolmetschen gebe es »einen irren Unterschied«, da dieses Feld »überhaupt nicht entwickelt ist« und Kommunaldolmetscher*innen »noch in hundert Jahren von irgendwelchen Regeln träumen werden«, während man selbst hart gekämpft, Außerordentliches geleistet und in nur wenigen Jahren extrem viel erreicht habe. Dass es den Gebärdensprachdolmetscher*innen »sehr viel besser« geht als Kommunaldolmetscher*innen, die in der Gesellschaft »kein

17 Zu den Tätigkeitsbereichen von ÖGS-Dolmetscher*innen wurden mehrere Umfragen durchgeführt. Im Jahre 1993 machte das Kommunaldolmetschen mit 62 % den Löwenanteil aus, an zweiter Stelle rangierte das Bildungsdolmetschen mit 17 %, gefolgt von Gerichtsdolmetschen mit 10 % und Konferenzdolmetschen mit 2 % (Sonstiges 9 %) (Grbić 1994). Die Kursteilnehmer*innen des Lehrganges an der Universität Graz und ÖGSDV-Gründer*innen gaben an, zu 57 % im Kommunalbereich zu arbeiten, 27 % entfielen auf das Bildungsdolmetschen und 3 % auf das Konferenzdolmetschen (8 % Sonstiges) (Grbić/Andree/Grünbichler 2004). Im Jahre 2001 wurden sämtliche Dolmetscheinsätze in der Steiermark u.a. in Bezug auf das Setting ausgewertet. Das Kommunaldolmetschen nahm mit 50 % leicht ab, das Bildungsdolmetschen stieg auf 35 %, Gerichtsdolmetschen rangierte bei 3 % und Konferenzdolmetschen bei 4 % (Sonstiges 8 %) (Grbić 2006).

Thema sind« und »miserabel bezahlt« werden, liege vor allem an den gesellschaftlichen Rahmenbedingungen. Gebärdensprachdolmetscher*innen verfügen insofern über mehr Macht und Legitimation, als sie »österreichische Behinderte« vertreten und Zertifizierung wie Bezahlung formal geregelt sind. Ausländischen Mitbürger*innen gegenüber sei man grundsätzlich weniger aufgeschlossen, und so fühle sich ihnen auch der Staat weniger verpflichtet, was sich auf die Arbeit und Position von Kommunaldolmetscher*innen negativ auswirke.

Wie die Ausführungen zeigen, wurden Konferenz-, Gerichts- und Kommunaldolmetschen als voneinander unabhängige, separierte Felder wahrgenommen. Dies ist insofern aufschlussreich, als Gebärdensprachdolmetscher*innen heute in allen drei Bereichen tätig sind und aus eigener Erfahrung über deren Rahmenbedingungen und Anforderungen sowie deren Ähnlichkeiten und Unterschiede differenzierter Bescheid wissen. Zu Beginn der Verbandstätigkeit war es jedoch einfacher wie profitabler, diese Tätigkeitsfelder kategorial voneinander zu trennen, um sie für die Konstruktion des eigenen Berufsbildes als Vergleichsfolien heranziehen zu können. So standen die eloquenten, weltmännischen, traditionsreichen und international organisierten Konferenzdolmetscher*innen ganz oben auf der Prestigeleiter der Sprachmittlergilde. Sie vertraten die »Königsdisziplin« (Prunč 2005: 179), an der man sich orientieren wollte, auch wenn die Kluft fast unüberwindbar zu sein schien. So nahm man nicht nur pragmatische Anleihen bei deren Dokumenten und Organisationsformen, sondern versuchte zudem den distinguierten, unnahbaren und kontrollierten Habitus zu imitieren, was schließlich zu Identifikationsproblemen führen sollte (siehe dazu Kapitel 9.6.1). Gerichtsdolmetscher*innen empfand man, da die Beeidigung vormals die einzige verbriefte Legitimationsmöglichkeit darstellte, als nähere Verwandte, mit denen man sich messen konnte und wollte, um die Dominanz im eigenen Feld zu beanspruchen, und Kommunaldolmetscher*innen gestand man zwar gesellschaftlich relevante Arbeit zu, aufgrund ihrer schlechten Position dienten sie jedoch als negative Vergleichsfolie zur Akzentuierung der eigenen Errungenschaften.

Ein zentrales Ordnungsinstrument des jungen Verbandes stellte die Berufseignungsprüfung dar, die als physische Grenze zu überwinden war, um in den Kreis der Profis aufgenommen zu werden. Während in Kapitel 9.4.2.2 die ersten, überambitionierten Ideen über mögliche Prüfungsordnungen besprochen wurden, widmet sich das folgende Kapitel der Prüfung als Rekrutierungs- wie Ausschlussinstrument sowie weiteren Instrumenten der Qualitätssicherung.

9.5.2.3 Die Guten ins Töpfchen…

Der ÖGSDV bestand anfangs aus den rund 20 Gründungsmitgliedern. Einerseits sah man sich verpflichtet, die angestrebte Qualität zu sichern und das im Entstehen begriffene Berufsbild mit seinem exklusiven Wissen und den einzuhaltenden Regeln zu schützen, andererseits war man bestrebt, neue Mitglieder zu rekrutieren.

Es bestand ein eklatanter Mangel an ÖGS-Dolmetscher*innen, und der Verband sah sich der Gehörlosengemeinschaft gegenüber in der Pflicht, diese Situation zu verbessern. Doch auch Eigeninteresse spielte bei den Expansionsbestrebungen eine Rolle, denn die Akteur*innen empfanden einen Verband mit einer so geringen Mitgliederzahl als »peinlich« und »absurd« und fürchteten, dass sich dies negativ auf die Außenwahrnehmung auswirken könnte. Um dem entgegenzuwirken, sah man davon ab, die Verbandsleitung analog zu bestehenden Berufsverbänden als »Präsident*in« zu bezeichnen und wählte die als weniger pompös empfundene Bezeichnung »Obmann/Obfrau«. Die Aufgabe, zum einen Eingangshürden zu erstellen und Ausschlusskriterien anzuwenden und sich zum anderen als offene, wachstumsorientierte Gemeinschaft zu präsentieren und Anreize für die Mitgliedschaft zu schaffen, wird als dauerhaft schwieriger Prozess und Gratwanderung beschrieben.

Die Einschränkung der Mitgliedschaft durch das Setzen einer physischen Grenze in Form einer Berufseignungsprüfung wurde in Ermangelung bestehender Ausbildungen schon sehr früh diskutiert, da eine Prüfung die einzig mögliche Maßnahme zur Überprüfung der Eignung von Bewerber*innen darstellte und somit »Schutz vor Pfusch« (D-Dok 34: 1996) bot (siehe Kapitel 9.1.2). Die Prüfungsordnung wurde im Mai 1998 an alle Mitglieder versandt, diskutiert und schließlich finalisiert (D-Dok 50: 1998; D-Dok 51: 1998; D-Dok 53: 1998). Um zur Prüfung antreten zu können, mussten die Kandidat*innen eine Prüfungstaxe entrichten und mit der Anmeldung ein »Fallbeispiel« einsenden. Dieses war aus der eigenen Berufspraxis zu wählen, auf Basis von Literatur anhand eines Analysebogens schriftlich vorzubereiten und mit der Kommission zu erörtern. Die Kommission war aus zwei Vertreter*innen des ÖGSDV (die nicht aus demselben Bundesland stammen sollten), zwei Vertreter*innen der Gehörlosengemeinschaft (davon eine*r aus dem Bundesland des Kandidaten bzw. der Kandidatin) und eines Vertreters bzw. einer Vertreterin des Instituts für Übersetzer- und Dolmetscherausbildung in Graz zusammengesetzt. Die Kandidat*innen mussten nach einer Vorbereitungszeit, in der Einsicht in die Prüfungstexte und ein weiteres Fallbeispiel genommen werden konnte, zuerst zwei Vorträge von zehn Minuten Länge simultan in die ÖGS bzw. ins Deutsche dolmetschen. Darauf folgten die Diskussion der Fallbeispiele sowie die Beantwortung von drei Wissensfragen »von BEO über Grammatik zu Arbeitssituationen« (D-Dok 53: 1998). Die Prüfungsthemen wurden auf Basis der Unterlagen des gemeinsam absolvierten Weiterbildungslehrganges vorbereitet, den Kandidat*innen in einem Vorbereitungsseminar vorgestellt und in Kurzform schriftlich zur Verfügung gestellt.[18]

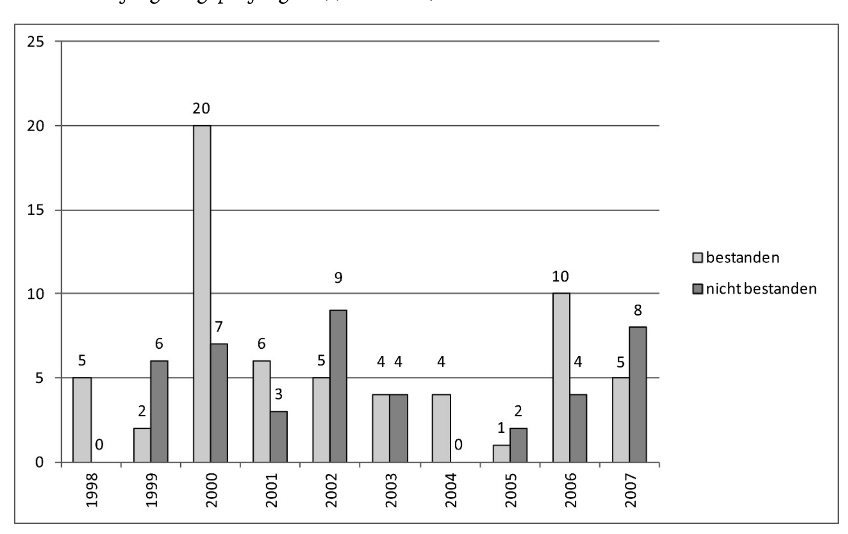
Prüfungstermine waren jeweils im Frühjahr und im Herbst geplant, die erste Prüfung fand am 14. November 1998 in Räumlichkeiten der Universität Graz statt,

---

18 Die Prüfungsordnung wurde im Laufe der kommenden Jahre mehrmals überarbeitet und an neue Rahmenbedingungen angepasst.

die als »neutraler und anerkannter Ort« (D-Dok 50: 1998) befunden wurde. Um möglichst viele Interessent*innen zu erreichen und die Prüfung zu bewerben, wurde eine Einladung »an alle herausfindbaren Gebärdensprach-›dolmetscherInnen‹ [sic!] in ganz Österreich« (D-Dok 56: 1999), insgesamt etwa 100 Personen, versandt. Die Formulierung deutet darauf hin, dass an der Kompetenz vieler dieser Personen gezweifelt wurde.

Abb. 6 Berufseignungsprüfungen 1998 bis 2007



In den ersten zehn Jahren wurden 105 Prüfungen abgenommen, 62 Personen bzw. 59 Prozent der Kandidat*innen bestanden sie, wie aus Abb. 6 ersichtlich ist (D-Dok 66: 2007).

Die Mitgliederzahl stieg kontinuierlich, Ende 2006 verzeichnete der Verband 68 ordentliche Mitglieder (D-Dok 67: 2007). Wie in Abb. 6 zu sehen ist, wurde der größte Zuwachs im Jahre 2000 erreicht. Im Mai 2000 endete der zweite Durchgang des Weiterbildungslehrganges an der Universität Graz (Grbić/Andree/Grünbichler 2004), und allein im Juni 2000 traten an zwei Terminen 15 Absolvent*innen an, wobei die Quote der bestandenen Prüfungen aus dieser Gruppe deutlich über dem 10-Jahres-Schnitt liegt. Obwohl es sich um den gleichen Lehrgang handelte, den auch die Gründungsmitglieder besucht hatten, wurden die Eingangsvoraussetzungen insofern verschärft, als per Statutenänderung festgelegt wurde, dass die Berufseignungsprüfung von ihnen zu absolvieren ist. Begründet wurde dies damit, dass die Teilnehmer*innen großteils über weitaus geringere Berufserfahrung verfügten als die erste Kohorte und »[a]ufgrund der Tatsache, dass [es] bei der ersten Weiterbil-

dungsmaßnahme in Graz kein Gremium gab, eine adäquate Prüfung abzunehmen« (D-Dok 60: 2000).

Im Dezember 2000 traten u.a. neun Kandidat*innen aus Tirol an, die eine einmalig angebotene berufsbegleitende Ausbildung beim Bildungsanbieter bfi Tirol absolviert hatten, die aus einer privaten Initiative resultierte und das Ziel hatte, den eklatanten Mangel an Dolmetscher*innen in Westösterreich zu beheben (D-Korr 35: 1999). Ein weiterer sprunghafter Anstieg der Mitgliederzahl wurde 2006 verzeichnet, als die ersten Absolvent*innen der dreijährigen *Fachausbildung Gebärdensprachdolmetschen* in Linz, kurz *Gesdo*, antraten (vgl. Grbić 2009).

Nachdem mit weiteren Absolvent*innen der Fachausbildung *Gesdo* und des Studiums in Graz, das mit Wintersemester 2002/03 eingeführt wurde, erst in Jahren gerechnet werden konnte, entschloss man sich im Jahre 2002, eigene Weiterbildungsseminare anzubieten, da

> in der Zwischenzeit Regelungen gefunden werden [müssen], um dem weiterhin steigenden Bedarf an GSD gerecht zu werden und der zum Teil recht angespannten Situation in den einzelnen Bundesländern aufgrund des eklatanten Mangels an geprüften GSD entgegen zu wirken. (D-Korr 41: 2002)

Ziel dieser Seminare war es einerseits, Mitglieder zu werben, andererseits wollte man dadurch diverse Ansinnen aus den Bundesländern, eigene private, nicht-universitäre Ausbildungen einzurichten, abwenden. Im Jahre 2002 wurde zudem ein System der Begleitung von Praktikant*innen angedacht, das es Kandidat*innen ermöglichen sollte, vor Prüfungsantritt in einem mehrstufigen Mentoringprogramm von erfahrenen Dolmetscher*innen in die Praxis eingeführt zu werden (D-Korr 39: 2002). Das System wurde binnen kurzer Zeit eingeführt, ab 2005 wurden Weiterbildungsseminare für Anleiter*innen angeboten (D-Dok 68: 2013).

Die Berufseignungsprüfung wird in den Interviews als Stolz des Verbandes präsentiert, auch wenn sie wiederholt interner wie externer Kritik ausgesetzt war. Sie stellt als »zentrales Regulierungswerkzeug« die wichtigste Errungenschaft dar, die »die ganze Erfolgsgeschichte der letzten Jahre ausmacht« und ohne deren Implementierung »ein großer Anteil dieser ganzen Geschichte [des Verbandes] verloren« ginge. Durch die Prüfung habe sich der ÖGSDV auch international einen Namen gemacht. Dass die Prüfung als Qualitätssicherungsinstrument unterschwellig kritisiert ebenso wie offen attackiert wurde, dass Gerüchte über bewusste Manipulationen verbreitet wurden und die eigene problemlos bestandene Prüfung noch Jahre danach vor neuen Kandidat*innen dramatisiert wurde, wird damit begründet, dass die Kritiker*innen die »Essenz der Prüfung« nicht begriffen hätten. Auch wenn die Kritik mitunter zu Frustration führte, schade es nicht, wie eine befragte Person meint, wenn sich um die Prüfung »so ein bisserl ein Mythos« rankt.

Neben dem Ordnungsinstrument der Berufseignungsprüfung, das auf Wachstum wie Ausgrenzung abzielte, wurde alsbald auch Häresie ein Thema. Man benö-

tigte ein Instrument, um das Brechen formaler Regeln und das Verletzen sozialer Normen zu verhindern bzw. zu ahnden. In diesem Zusammenhang zeigt sich, dass Grenzziehungsarbeit ab einem gewissen Grad der Konsolidierung des Berufs nicht nur an Außengrenzen durchgeführt wird, sondern auch dazu dient, jene Mitglieder zu identifizieren, die sich negativ zu den gesetzten Ankern des Berufsbildes positionieren. Denn mit der Zeit »wird man einander gegenüber kritischer« und benötigt »ein Loswerd-System«, »sonst kannst du tun und lassen, was du willst.« Die einzelnen Normen der BEO wurden ebenso wie ungeschriebene Regeln zwar als notwendig erachtet, um ein Orientierungssystem nach innen vorzugeben und Kriterien nach außen transportieren zu können, doch ging es vor allem darum, das »prinzipielle Regelwerk von gut und schlecht« zu internalisieren und eine bestimmte Einstellung dazu zu entwickeln:

> Ich glaube, es ist einfach so diese Professionalität und diese Korrektheit. Also, wir brechen alle die Berufs- und Ehrenordnung, ich mache das auch jeden zweiten Tag wahrscheinlich, völlig normal, aber ein prinzipielles Verständnis von: es gibt eine bestimmte Korrektheit, und die ist einzuhalten. Und alles, was nicht korrekt ist, ist nicht gut. Es ist normal, aber es ist nicht gut. Und wenn diese Einstellung nicht da ist, sondern, wenn ich sage, ich definiere für mich selbst, was gut und was richtig ist, dann hapert es logischerweise.

Es scheint dem Verband weniger darum gegangen zu sein, dass sich die Mitglieder blind den selbst auferlegten Regeln unterwerfen, als darum, ein Bewusstsein über eine Art Gesamtkonzept von Professionalität zu entwickeln, das intern wie extern deutlich erkennbar und unterscheidbar ist. Und dieses sollte, so der Wunsch, weniger auf Autorität als auf Auseinandersetzung und Reflexion und damit auf einer adäquaten Einstellung gegenüber der beruflichen Tätigkeit beruhen. Diese Vision nahmen viele Mitglieder – auch wenn sie sich anfangs in der Beurteilung ihres eigenen Handelns unsicher fühlten – auf. Bei anderen regte sich immer wieder »massiver Widerstand«, was zu Konflikten führte, da alte wie neu hinzugekommene Mitglieder zwar die sozioökonomischen Errungenschaften des Verbandes zu schätzen und nutzen wussten, sich einem als zu streng empfundenen Reglement jedoch nicht kritiklos beugen wollten. Insbesondere der Spagat des Vorstandes zwischen Mitgliederpflege einerseits und penibler »i-Tüpfel-Reiterei« andererseits behagte einigen nicht, hatte jedoch keine unmittelbaren Konsequenzen.

Durch die Einführung des Instruments »Ausweisverlängerung« wurde festgehalten, dass ein Verbleib im Verband mit bestimmten Auflagen wie aktive Dolmetschtätigkeit, Wahrung der Verbandsinteressen, Besuch der Generalversammlung, Weiterbildung u.Ä. verbunden ist. Wurden messbare Kriterien verletzt oder wurde der Mitgliedsbeitrag über einen längeren Zeitraum nicht bezahlt (D-Dok 27: 1997), hatten die Mitglieder mit Ausschluss zu rechnen, was operativ als relativ einfach zu handhabendes Werkzeug, »emotional« jedoch als höchst pro-

blematisch dargestellt wird. Schwierig gestaltete sich vor allem der Umgang mit Mitgliedern, denen »ein prinzipielles Einstellungsproblem« attestiert wurde. Ausschlüsse gab es in den ersten zehn Jahren »Gott sei Dank« fast keine. Die Personen, die sich mit dem Verband und seiner Politik nicht (mehr) identifizieren konnten, wählten meist den weniger konfliktreichen Weg des Austritts oder verletzten weniger kompromittierende Auflagen der »Ausweisverlängerung«, wie etwa die Bezahlung des Mitgliedsbeitrages.

Um dem Problem entgegentreten zu können, dass allenfalls nicht alle Mitglieder, die dem Verband schaden, diesen eleganten Weg wählen, wurde bereits knapp nach der Verbandsgründung im Jahre 1998 der Vorschlag eingebracht, eine »Beschwerdestelle« als weiteres »Standbein der Qualitätskontrolle« einzurichten (D-Dok 50: 1998). Die Idee wurde bei verschiedenen Treffen und Generalversammlungen immer wieder aufgenommen und die Einrichtung schließlich 2000 beschlossen, doch wurde erst ein Jahr darauf eine Arbeitsgruppe eingesetzt, die sich operativ damit befassen sollte (D-Dok 60: 2000; D-Dok 61: 2001). Die »Beschwerdestelle« sollte sowohl hörenden und gehörlosen Kund*innen die Möglichkeit bieten, sich über mangelhafte Dienstleistungen zu beschweren als auch Verbandsmitgliedern eine Handhabe gegen unkooperative Kolleg*innen bieten.[19]

In Bezug auf das Setzen physischer Grenzen ist abschließend zu bemerken, dass das Ordnungsinstrument der Prüfung nicht lediglich dazu diente auszuschließen, sondern auch als Werkzeug der Mitgliederrekrutierung verstanden wurde. Um als Verband bestehen zu können und als ernsthafte Vertretung wahrgenommen zu werden, war es unerlässlich, möglichst rasch zu wachsen. Aufschlussreich ist ebenso die Tatsache, dass neben dem Instrument der Berufseignungsprüfung und dem in den Statuten festgehaltenen Grundsatz Mitglieder ausschließen zu können, mit der »Ausweisverlängerung« und der »Beschwerdestelle« zwei weitere Ordnungsinstrumente geschaffen wurden, die es ermöglichten, Mitgliedern, deren Handeln den Ansprüchen des Verbandes nicht genügte, die Mitgliedschaft zu entziehen.

Neben diesen autonom gesetzten physischen Grenzen boten sich den Akteur*innen weitere Möglichkeiten der physischen Grenzziehungsarbeit, die allerdings nicht autonom geleistet, sondern durch Aushandlungsprozesse mit mächtigeren, staatlichen Institutionen erwirkt werden konnten. Dazu zählen im gegenständlichen Fall die Regelung der Honorare und die Legitimierung des beruflichen Mandats durch den Staat.

---

19 Da für die Studie nur Dokumente bis 2002 vorliegen, ist nicht bekannt, wann die Beschwerdestelle tatsächlich eingerichtet wurde, das Thema brannte laut Einladung zur Generalversammlung im Jahre 2002 noch »unter den Nägeln« (D-Korr 39: 2002).

9.5.3 Tarifverhandlungen und staatliche Anerkennung

Wie in Kapitel 7.4.2 aufgezeigt wurde, war die Kommodifizierung des Gebärdensprachdolmetschens ein langwieriger Prozess, lediglich in der Sphäre der heteronom organisierten Translation bei Gericht war die Bezahlung geregelt. Um den seit Jahren empfundenen Missständen in Bezug auf den Wert von Dolmetschleistungen beizukommen, sah es der junge Verband als eine seiner ersten Aufgaben, mit den zuständigen Behörden in Verhandlung zu treten, um eine einheitliche Regelung für die Bezahlung von ÖGS-Dolmetscher*innen zu erwirken. Diese Aktivitäten werden aus heutiger Sicht als »das wirklich Entscheidende überhaupt« und einer der Hauptgründe dafür beurteilt, dass der Verband »so stark« werden konnte. Die Berufs- und Ehrenordnung mochte zwar ein Aushängeschild gewesen sein und ggf. auch vor Missbrauch schützen, doch im institutionellen System vermag nur Geld »alles [zu] regeln«.

Die für einen zentralen Bereich der Dolmetschleistungen zuständige Behörde war das Bundesamt für Soziales und Behindertenwesen, kurz Bundessozialamt. Das Bundessozialamt, das Landesstellen in den Bundesländern betrieb, war dem Sozialministerium[20] unmittelbar nachgeordnet und entwickelte sich aus dem früheren Landesinvalidenamt, die Umbenennung erfolgte 1994 (Arbeitsmarktservice-Begleitgesetz, BGBl 314/1994). Inzwischen trägt die Einrichtung den Namen Sozialministeriumservice (SoMS).[21] Das Landesinvalidenamt war zunächst für den Vollzug des Kriegsopferversorgungsgesetzes und des Invalideneinstellungsgesetzes zuständig und bot Maßnahmen der Rentenentschädigung ebenso wie Leistungen der medizinischen, beruflichen und sozialen Rehabilitation für Kriegsbeschädigte an (Schaurhofer 2000). Das Invalideneinstellungsgesetz wurde mehrmals ergänzt und erweitert und mit den Novellierungen aus den Jahren 1950 und 1952 auf Zivilpersonen, die durch »Lähmung«, »völlige Taubheit«, »Taubstummheit«, »Verkrüppelung« oder »Blindheit« in ihrer Erwerbsfähigkeit um mindestens 50 Prozent vermindert sind, ausgedehnt (BGBl. 146/1950; BGBl. 165/1952). Das Invalideneinstellungsgesetz wurde 1988 in Behinderteneinstellungsgesetz umbenannt und novelliert (BGBl. 721/1988).

Die Eingliederung Gehörloser in die Arbeitswelt erforderte, wie einem Interview zu entnehmen ist, zunehmend Dolmetschleistungen, etwa bei »Kündigungsverhandlungen und Betriebsbesuchen«, wobei das Landesinvalidenamt zunächst noch über kein gesondertes Budget verfügte, um Dolmetscher*innen

20 Da sich das Ressort historisch veränderte und unterschiedliche Namen trug, wird die Bezeichnung Sozialministerium gewählt.

21 Es übernimmt Dolmetschkosten »für qualifizierte« Dolmetscher*innen, »wenn diese Forderung der Erlangung eines Arbeitsplatzes dient bzw. für berufsbezogene Schulungs- und Ausbildungsmaßnahmen erforderlich ist« (Sozialministeriumservice 2021: 1).

zu bezahlen. Diesbezügliche Gespräche hatten einzelne Gehörlosenlandesverbände bereits vor der Gründung des ÖGSDV geführt, was in den bereits erwähnten »100 verschiedenen Mini-Maxi Tarife[n]« resultierte (D-Korr 25: 1995). Knapp nach der Gründung des ÖGSDV im März 1998 fanden erste »harmlose« Gespräche in den Bundesländern statt, um den Verband und seine Tätigkeit vorzustellen. Des Weiteren wurde das vom Gehörlosenbund favorisierte und vom ÖGSDV angefochtene Stufenmodell, das vorsah, ÖGS-Dolmetscher*innen je nach Kompetenz und Einsatzbereich unterschiedlich zu bezahlen, im Mai desselben Jahres erfolgreich abgewendet. Der ÖGSDV wurde gebeten, ein neues Konzept vorzulegen (D-Dok 50: 1998). Im September 1998 fand eine ganztägige Veranstaltung zur Regelung der Dolmetschtätigkeiten statt, bei der Vertreter*innen des Sozialministeriums, des Bundessozialamtes, des Gehörlosenbundes und des ÖGSDV anwesend waren. Ziel der Verhandlungen war eine Harmonisierung der Zuständigkeiten in Österreich, die Einführung von Standards, die Festlegung einheitlicher Honorarsätze und die Entwicklung eines verbindlichen Modells für jene Dolmetschtätigkeiten, die über die Bundessozialämter abgewickelt werden (D-Dok 54: 1998). »Zu unserer großen Freude wurde unser Verband als Berufsvertretung akzeptiert« (D-Dok 58: 1999), berichtet die Obfrau des ÖGSDV ihren Mitgliedern im Mitteilungsblatt des Verbandes.

Ergebnis der Verhandlungen war der bereits weiter oben erwähnte Erlass von »Regelungen betreffend die Förderung von Gebärdendolmetschkosten [sic]«, die ab 1. Jänner 1999 schlagend werden sollten. Ungewöhnlich ist nicht nur die Geschwindigkeit, in der diese Richtlinie verfasst und umgesetzt wurde – die ersten Honorarverhandlungen waren im September 1998 geführt worden –, sondern auch die ausdrückliche Anerkennung des ÖGSDV als Berufsvertretung, die die Erwartungen der Akteur*innen übertraf: »Zunächst waren wir ja selber überrascht, mit so viel Anerkennung für den ÖGSDV haben wir nicht gerechnet« (D-Dok 60: 2000), wird in einem Protokoll festgehalten. Durch die Richtlinie wurde die Berufszulassung für jene Einsatzbereiche, die von den Bundessozialämtern gefördert wurden, lizenziert (D-Dok 46: 1998). Dies waren zum einen der »berufliche Bereich«, wenn die Dolmetschung der »Erlangung und Erhaltung des Arbeitsplatzes dient« oder für berufliche Schulungsmaßnahmen benötigt wird, und zum anderen »wichtige Angelegenheiten« des »privaten Bereichs«, wie Arztbesuche, Rechtsgeschäfte, Kontakte mit Ämtern und Behörden, private Bildung und Ausbildung, z.B. Computerkurse, sowie bestimmte Angelegenheiten im Schulbereich, etwa Elternsprechtage (ibid.).

Als »qualifiziert im Sinne der Richtlinien« galten nunmehr jene »GebärdendolmetscherInnen [sic!]«, die einen Nachweis über die erfolgreiche Absolvierung der Berufseignungsprüfung des ÖGSDV erbringen, wobei in dem Papier explizit erwähnt wird, dass die Prüfung an der Universität Graz stattfindet, was vermutlich die Seriosität der Prüfung unterstreichen soll. Nach einer Übergangsfrist von einem Jahr sollten ab 1. Jänner 2000 nur mehr Honorarnoten von Dolmetscher*innen

berücksichtigt werden, die »in der Liste des Dolmetschverbandes aufscheinen« (ibid.). Die Regelungen bestätigten nicht nur die vom Verband beanspruchten Grenzen, sondern zogen insofern einen scharfen Schnitt, als sie nicht pro futuro, sondern auch rückwirkend auf alle Personen anzuwenden waren, die Honorarnoten an Bundessozialämter stellten. Auch die Honorarsätze wurden im Dokument festgelegt. So erhielten die Dolmetscher*innen pro halber Stunde Dolmetschtätigkeit ATS 250,- und pro Stunde Zeitversäumnis ebenso ATS 250,- (exkl. Mehrwertsteuer) (D-Korr 34: 1999). Zudem konnten auch Reisekosten, vorzugsweise mit öffentlichen Verkehrsmitteln, in Rechnung gestellt werden. Bei »regelmäßigen oder wiederholten Dolmetschleistungen«, dies betraf etwa Weiterbildungsmaßnahmen oder Dienstbesprechungen, war eine Pauschalierung vorzusehen (D-Dok 46: 1998; siehe auch D-Dok 63: 2002).

Alle bekannten ÖGS-Dolmetscher*innen wurden im März 1999 durch den ÖGSDV von den Regelungen in Kenntnis gesetzt und über die nächsten Prüfungstermine informiert (D-Korr 34: 1999). Doch »[z]unächst herrschten Unverständnis und Chaos, es gab viel Aufregung und viele Gespräche und Diskussionen« (D-Dok 60: 2000). Die neue Regelung war eindeutig, wurde jedoch nicht flächendeckend durchgesetzt, da nicht alle Bundessozialämter ausreichend informiert oder interessiert waren, und so regte sich unter vielen ÖGSDV-Mitgliedern Unmut. Bundessozialämter, welche die Regelungen umgehend implementierten, klagten darüber, dass nicht mehr berechtigte Dolmetscher*innen weiterhin hartnäckig Honorarnoten stellten. Die größten Proteste kamen von gerichtlich beeideten Nicht-Mitgliedern, die aufs Schärfste dagegen protestierten, sich nach jahre- und jahrzehntelanger Tätigkeit plötzlich einer Prüfung unterziehen zu müssen, um in anderen Settings als im Gerichtssaal gegen Honorar dolmetschen zu dürfen (D-Korr 33: 1999). Sie hatten sich ihre Positionen in einem unkontrollierten Raum erarbeitet, ihre Netzwerke gebildet und ihre finanzielle Existenz aufgebaut. Die Konflikte führten so weit, dass Beschwerden bei der Volksanwaltschaft und der zuständigen Ministerin eingebracht wurden, die versuchte, sich für eine Aufweichung des Reglements einzusetzen (D-Korr 36: 1999). Doch der ÖGSDV wies eine Angleichung der gerichtlichen Beeidigung mit der Berufseignungsprüfung zurück. Schließlich lenkte das Sozialministerium insofern ein, als »zur Vermeidung von Härtefällen« die Übergangsfrist um ein Jahr verlängert wurde (D-Korr 38: 2000). Doch auch 2001 gab es weiterhin Schwierigkeiten bzgl. der Geltendmachung von Honorarnoten, sodass abermals Vorsprachen beim Ministerium erforderlich waren (D-Dok 61: 2001).

Das größte Problem war jedoch der steigende Bedarf an Dolmetschleistungen und die nach wie vor zu geringe Zahl der »geprüften« ÖGS-Dolmetscher*innen. Dies erklärt die Bemühungen des Verbandes neue Mitglieder zu werben. Viele Regionen waren unterversorgt und in bestimmten Feldern, wie dem Bildungsbereich, war der Zugang nach wie vor großteils ungeregelt. Sorgen bereitete dem Verband

zudem die Tatsache, dass man von freiberuflicher Dolmetschtätigkeit keine Existenz bestreiten konnte:

> Es ist nicht möglich vom Gebärdensprachdolmetschen auf Honorarbasis durch das BSB zu leben.
> Wenn man GebärdensprachdolmetscherInnen anstellt, muß ca. die Hälfte der Lohnkosten einer Dolmetscherin von Subventionen getragen sein. […]
> Es wird keine Dolmetscher geben, die sich für die Ausbildung zum Dolmetscher interessieren, wenn sie auf diesem Beruf keine Existenz aufbauen können.
> Es wird nicht mehr, sondern eher weniger DolmetscherInnen geben – der Ausbau des Dolmetschnetzes gerade in Richtung Bildungswesen wird ein Traum bleiben. (D-Dok 64: 2002)

Trotz dieser pessimistischen Zukunftsvision aus dem Jahre 2002 kann abschließend festgestellt werden, dass die bundesweite Tarifregelung und staatliche Lizenzierung in Anbetracht dessen, dass Ausbildungen erst im Entstehen begriffen waren, aus der Sicht der Akteur*innen eine der großen Errungenschaften des Professionalisierungsprojektes darstellte. Denn auch wenn den Behörden die Institutionalisierung der Grenze oblag, so war es der Verband, der durch das Instrument der Berufseignungsprüfung die Behörden wie die Gehörlosenvertretung davon überzeugen konnte, die Zugangsvoraussetzung zur Berufsausübung empfindlich einzuschränken. Auch wenn sich nach wie vor jede*r Gebärdensprachdolmetscher*in nennen und in Feldern arbeiten konnte, die keiner Regulierung unterlagen, wie Kirche, Kultur oder Politik, oder nur partiell reguliert waren, wie jenes der Bildung, so war für den »beruflichen Bereich« und »wichtige Angelegenheiten« des »private[n] Bereich[s]« (D-Dok 46: 1998) mit der Bezeichnung »geprüfte/r Gebärdensprachdolmetscher/in« (ibid.) eine undurchlässige physische Grenze errichtet worden, die einen Großteil der in Österreich tätigen, auch gerichtlich beeideten, ÖGS-Dolmetscher*innen aus zentralen Sektoren der Berufsausübung ausschloss.

Trotz der Undurchlässigkeit war die Grenze heftig umkämpft. Denn den Ausgeschlossenen stellte sie sich vor allem als sozioökonomische Grenze dar, mit der empfindliche finanzielle Verluste einhergingen. Wenn ihnen die Bereitschaft fehlte, die Hürde der Prüfung zu nehmen, blieb ihnen als Antwort auf den Ausschluss sozioökonomische, kulturelle und/oder moralische *boundary work*. Sozioökonomische Grenzziehungsarbeit umfasst Bewertungen hinsichtlich Kategorien wie soziale Position, Macht, beruflicher Erfolg oder Wohlstand. So wurde dem ÖGSDV Machtmissbrauch vorgeworfen, während versucht wurde, die eigene soziale Position und den langjährigen beruflichen Erfolg als beeidete*r und gerichtlich zertifizierte*r Gerichtsdolmetscher*in als zumindest gleichwertig durchzusetzen. Andere dissoziierten sozioökonomische von kulturellen und moralischen Werten und setzten dem sozioökonomischen Erfolg ihre kulturelle Vorzugsstellung und moralische Überlegenheit entgegen, indem sie sich selbst als kulturell gehörlos und damit wissende

Insider mit humanitärer Gesinnung gegenüber jenen darstellten, die nur um des schnöden Mammons willen dolmetschten.

Traditionelle Professionalisierungsmodelle, die in der Translationswissenschaft häufig als Grundlage empirischer Forschung dienten, schränken, ob sie Professionalisierung nun positiv als Aufstiegs- oder kritisch als Monopolisierungsprojekt betrachten, die Perspektive auf den Gegenstand insofern ein, als sie den Prozess auf das Erzielen von Errungenschaften wie Selbstkontrolle, Prestige, Einkommen etc. engführen und damit einen erreichbaren Zielzustand gewissermaßen voraussetzen (siehe Kapitel 2.3). Dass die Annahme eines solchen Endpunktes trügerisch ist, zeigte bereits Tseng (1992) auf, der, obwohl er den Professionalisierungsprozess als Aufstiegsprojekt aktiv unterstützt, von einem zirkulären Prozess ausgeht. Dies soll im Folgenden anhand zweier Themenstränge diskutiert werden, die in den Jahren nach der Gründung des ÖGSDV virulent wurden: einerseits die Frage, wie sich das Setzen und Bewahren von Grenzen auf die Beziehung zu den Kund*innen auswirkt, und andererseits die Frage, wie viel Dynamik oder Flexibilität *boundary work* erlaubt, wenn die gesetzten Grenzen durch gesellschaftliche Rahmenbedingungen, divergierende Interessen oder technologische Entwicklungen herausgefordert werden.

9.6 Und die Welt dreht sich weiter…

Mit der Entwicklung von exklusivem Wissen, der Gründung eines Verbandes, dem Setzen und Kontrollieren physischer Grenzen und der Implementierung von Ausbildungsprogrammen schien der dauerhaft erstrebte Zielzustand erreicht zu sein. Die Grenzen wurden als Errungenschaft wahrgenommen, waren jedoch unsicher, mitunter ambivalent und bedurften fortwährender Bemühungen, um sie aufrechtzuerhalten oder zu verändern.

9.6.1 Auf der Überholspur

Die gewissenhaft modellierte Figur des »geprüften Gebärdensprachdolmetschers« bzw. der »geprüften Gebärdensprachdolmetscherin« und ihr klar abgesteckter Handlungsspielraum mussten nunmehr, da die Grenzen der Berufsausübung von öffentlicher Hand bestätigt worden waren, möglichst umfassend und nachhaltig nach außen transportiert werden. Dies war einerseits – in den Statuten festgehaltene – Aufgabe des Verbandes bzw. des Verbandsvorstandes, anderseits Angelegenheit jedes einzelnen Mitglieds, das durch sein Handeln hörenden wie gehörlosen Kund*innen nicht nur vorleben sollte, was unter der Tätigkeit zu verstehen war, sondern auch welche Konsequenzen sich daraus für das Handeln aller in den Dolmetschprozess involvierten Akteur*innen ergaben. Auch wenn sich nicht alle Mitglieder mit der reglementierten Figur identifizieren konnten, gab es

spätestens nach Abschluss des zweiten Weiterbildungslehrganges eine kritische Masse, die diese pädagogische Aufgabe übernehmen und das intern kodifizierte und persönlich internalisierte Programm nach außen tragen bzw. inszenieren sollte.

Dem ÖGSDV und den Mitgliedern, die die neue Ära begrüßten, war es, wie in den Kapiteln 9.5.2.1 und 9.5.2.2 ausgeführt wurde, ein großes Anliegen, einen guten Eindruck zu machen und als Expert*innen identifiziert zu werden. Dies bedurfte einer deutlichen Inszenierung der eigenen normativen Rolle bei gleichzeitiger Abgrenzung von jenen Dolmetscher*innen, die weder über die nötige Kompetenzen und das erforderliche Wissen noch über das ethisch-moralische Rüstzeug verfügten. Im Zuge der Konstruktion der normativen Rolle wurde der Aufgabenbereich enggeführt und auf das scheinbare Kerngeschäft des Transports von Inhalten reduziert. Alles, was sich annähernd von dieser Kernaufgabe entfernte, sollte tunlichst unterlassen werden, wie eine befragte Person zu erklären versucht:

> Dieses Tischtennisspiel oder Tennisspiel, und wenn ich darüber hinaus gehe und, was weiß ich, sage, jetzt kehre ich meinen Tennisplatz einmal zusammen, dann ist das nicht mehr das ursprüngliche Tennisspielen. Es gehört dazu, aber es ist nicht mehr Tennisspielen.

Um nicht Gefahr zu laufen, die Grenze zu überschreiten und damit den jungen Berufsstand in Verruf zu bringen, war es erforderlich, sich ein enges Korsett zu schnüren und in diesem aufzutreten: »Sprachrohr. Alles andere geht mich nichts an«, fasst eine befragte Person das Motto zusammen. Kompromisslosigkeit war insofern nötig, als die Umgebung noch keine Kenntnis von der neuen Dolmetscher*innenfigur hatte. Es gab nach wie vor zahlreiche »brachiale Überlebenskämpfer«, Dolmetscher*innen, die kein Interesse zeigten, sich dem Verband anzuschließen oder ihre jahrzehntelang geübte Praxis zu verändern. Die gehörlosen Kund*innen hatten diese Praxis, obwohl sie ihr manchmal auch kritisch gegenüberstanden, naturalisiert und hörende Kund*innen betrachteten ÖGS-Dolmetscher*innen nach wie vor häufig als Familienmitglieder oder Begleitpersonen Behinderter.

Zur Mission des Verbandes gehörte daher »gezielte Öffentlichkeitsarbeit« (Erös/Gerstbach 1998) ebenso wie Maßnahmen der Consumer Education. Über den richtigen Umgang mit Dolmetscher*innen informiert und geschult werden sollten gehörlose ebenso wie hörende Kund*innen in Form von Informationsabenden, Vorträgen und Seminaren, geplant war des Weiteren die Erstellung von Broschüren und Videos. Die Materialien sollten zielgruppenorientiert« und »an das jeweilige Setting angepasst« (D-Dok 62: 2001) erstellt werden. Und um einer breiteren Masse von Hörenden die Notwendigkeit des ÖGS-Dolmetschens zu vermitteln und gleichzeitig professionell vorzuführen, bot sich das bereits erwähnte »Showdolmetschen« bei großen kulturellen oder politischen Veranstaltungen an. Auch wenn die Dolmetscher*innen hierbei eher als dekorativer Schmuck für die Veranstaltung bzw. Sym-

bol ihrer Behindertenfreundlichkeit denn als Befriedigung tatsächlicher Bedürfnisse gehörloser Menschen eingesetzt wurden, konnten sie dadurch ihre Sichtbarkeit deutlich vergrößern.

Als schwierig empfand man die Consumer Education für gehörlose Personen, denn: »es wird [für uns] immer besser und besser und wir formieren uns, aber die Gehörlosen kommen nicht mit.« In einem ersten Schritt war es daher essenziell, die Akzeptanz der Gehörlosenverbände und -vereine zu gewinnen. Diese mussten jedoch »langsam mit dem System vertraut gemacht werden« (D-Dok 45: 1997), damit sie langfristig »dahinter stehen« (D-Dok 61: 2001). Gedeihliche Zusammenarbeit mit Gehörlosen war zwar ein Primat, sie sollte aber nicht auf Kosten der eigenen »Identität« erzielt werden. Insofern war es notwendig, konkrete Maßnahmen zu setzen, um »Fehler im Umgang mit DolmetscherInnen« (D-Dok 59: 2000) zu korrigieren, denn,

> sie [die Gehörlosen] sind schon oft noch gewohnt, dass vielleicht der sogenannte Dolmetscher auch der ist, der alles regelt. Dem schmeiß ich mein Problem hin und der löst es jetzt sozusagen.

Die Gehörlosen waren großteils diesem »alten Stil« verhaftet, gleichzeitig wurde die Gehörlosengemeinschaft immer heterogener. Es gab Gehörlose mit und ohne Erfahrungen mit Dolmetschleistungen, ältere und jüngere, unsichere und kritische, besser und schlechter gebildete, die jeweils unterschiedliche Erwartungen an die Dolmetscher*innen stellten und damit auch unterschiedlich geschult werden mussten. Idealerweise sollten Schulungen bereits in Gehörlosenschulen angeboten werden, damit Kinder und Jugendliche früh genug ein »Verständnis für den Umgang mit Dolmetschern« (D-Dok 62: 2001) entwickeln. Als Vorbild dienten die USA und Kanada, wo gehörlose Kinder »bereits mit sechs Jahren mit dem Dolmetscher umzugehen« (D-Dok 45: 1997) lernen, was in Österreich, aufgrund der Tabuisierung der ÖGS im Bildungsbereich, in weiter Ferne schien. Infolgedessen konzentrierte sich der ÖGSDV auf erwachsene Gehörlose. Es wurden Vorträge gehalten, Diskussionen veranstaltet und Rollenspiele aufgeführt, um den gehörlosen Kund*innen zu »erklären, warum wir jetzt so sind und nicht mehr so wie vor zwei Jahren.« Man wollte möglichst »plakativ« darstellen, was die Tätigkeit professioneller Dolmetscher*innen umfasst und was nicht, und welches Verhalten man von gehörlosen Kund*innen erwartete. Dass diese Veranstaltungen immer erfolgreich waren, wird aus heutiger Perspektive bezweifelt, auch wird von Missverständnissen berichtet, die manchmal erst nach Jahren zu Tage traten.

Flankiert werden sollten die organisierten Aufklärungsaktivitäten durch entsprechendes Verhalten der Mitglieder vor dem Einsatz, währenddessen und danach. Dies erforderte nicht nur, sich von »fremden Leuten« abzugrenzen, sondern auch von bekannten Gehörlosen, die man im Falle der Codas bereits seit der Kindheit kannte, und sie darauf aufmerksam zu machen, dass man kein*e Sozialar-

beiter*in, kein*e Lehrer*in, kein*e Schiedsrichter*in und keine Vertrauensperson sei und auch die Prüfungsfragen für sie nicht zu beantworten gedenke. Man habe lediglich die Aufgabe, die Inhalte der Aussagen korrekt zu übermitteln, wie sich drei Befragte erinnern:

> Das ist nicht meine Aufgabe. Bitte gehen Sie zur Sozialarbeiterin. Das ist sehr schlimm und tragisch, aber ich kann Ihnen da nicht helfen.

> Jetzt geht bitte zu den kompetenten Leuten, ich bin für's Dolmetschen zuständig.

> Du, da gibt es einen Sozialarbeiter, bitte geh dort hin.

Für die ÖGSDV-Mitglieder war die pädagogische Arbeit, die neben der Dolmetschtätigkeit zu verrichten war, nicht immer einfach. Sie hatten im Laufe ihrer Geschichte als Dolmetscher*innen mit einem anderen Hauptberuf eine »Patchworkidentität« (D-Dok 62: 2001) entwickelt, andere hatten als Codas jahrzehntelang für Familie und Bekannte gedolmetscht und waren der Rolle der designierten Familiendolmetscher*innen nach wie vor verhaftet. Und alle fühlten sich hinsichtlich ihrer Kompetenzen noch unsicher. Als hilfreiches Mantra diente in konkreten Dolmetschsituationen die Aussage einer dänischen Lehrenden des Weiterbildungslehrganges an der Universität Graz, die auch im Protokoll eines internen Workshops zum Rollenbild festgehalten ist: »Put on your coat« (ibid.), was nichts anderes bedeutet als: »Okay, Manterl an, jetzt ist Dolmetschzeit, Manterl aus und du bist privat«, wie eine befragte Person erläutert.

Die strikte Trennung der reinen Sprachmittlung von nicht dazugehörigen »Zusatzaufgaben« wird, obwohl sie erheblicher mentaler Anstrengung bedurfte, anfangs als »große Erleichterung« empfunden. Sie ist das Ergebnis von Denkmustern eines rigiden Mindsets, das sich, wie weiter oben ausgeführt, durch das Setzen scharfer Grenzen die Schaffung idealer Sphären kognitiver Ruhe erhofft. Insofern ist der Purismus dieses Mindsets laut Zerubavel (1995: 1096) häufig ein Zeichen akuter Identitätskrisen und einer defensiven Haltung gegenüber der Komplexität der sozialen Welt. Dies ist insofern auf die Gründungsphase des ÖGSDV zu übertragen, als zwar ein Bruch mit der Vergangenheit vollzogen, die neue Identität jedoch erst in Konturen entwickelt, nicht gänzlich internalisiert und somit unsicher war. In diesem Zustand werden Vagheit, Ambiguität und Hybridität als Gefahr wahrgenommen. Dass es sich beim puristischen Gegenentwurf zur traditionellen Praxis, der eine bessere Ordnung und Erlösung von bestehenden Problemen versprach, um eine Utopie handelte, spürten viele. Denn trotz allen Bestrebens um das Wahren der Grenzen blieb »immer etwas hängen«, das nicht dazu gehörte, und in vielen Fällen fühlte man sich bei der bedingungslosen Ausübung der normativen Rolle auch nicht sonderlich wohl. Um »anders wahrgenommen [zu] werden«, »sich [zu] emanzipie-

ren« und sich davor zu schützen, für Dinge verantwortlich gemacht zu werden, die in den Aufgabenbereich »anderer Profis« fallen, schien es nichtsdestotrotz geboten, zunächst einen harten Kurs zu fahren.

Aus Perspektive der Befragten wird dieses strikte Festhalten an der »mechanischen« Handlungsmaxime inzwischen als »skurrile« Kinderkrankheit bezeichnet und mit Selbstironie quittiert. Das Professionalisierungsprojekt hatte eine »Eigendynamik entwickelt«, und der Verband hatte »nicht wahrhaben« wollen, dass sich die Gehörlosengemeinschaft nicht in der rasant vorgegebenen Geschwindigkeit »mitentwickeln« kann. Viele Gehörlose verhielten sich weiterhin so wie zuvor, hatten dieselben Erwartungen und waren erstaunt, »warum wir jetzt sehr korrekt dort sitzen und nicht plaudern mit ihm in der Sekunde« oder warum »helfen« zu einem Tabu verkommen war. In der Angst den Ehrenkodex zu verletzen, verhielten sich viele Dolmetscher*innen »extra streng«, in einer Art innerem Monolog gebetsmühlenartig das Verbot rekapitulierend: »Nein, ich helfe nicht, ich helfe nicht, ich helfe nicht!« Über den Bedeutungsumfang des Konzeptes »helfen« machte man sich keine sonderlichen Gedanken, was zu groben Missverständnissen zwischen Dolmetscher*innen und Gehörlosen führte, die erst zu einem viel späteren Zeitpunkt aufgeklärt werden konnten:

> Und irgendwann ist mir der Knopf aufgegangen und dann habe ich kapiert, was sie [eine Gehörlose] meint. Sie will einfach nur, dass wir freundlich sind, dass wir durch unsere Anwesenheit helfen. Wir sollen einfach einen guten Job machen. […] Sie meint mit dieser Gebärde HELFEN einfach: »Sei nett, freundlich, sei sympathisch und mach einen guten Job, mach das, was du tun kannst, und das bestmöglich und in einer angenehmen Art.« Und an dem Punkt war dann allen klar: Das wollen wir eh alle!
>
> Es dauerte einige Jahre, bis sich die Mitglieder des Verbandes bewusst wurden, dass sie das Pendel ins »andere Extrem« bewegt hatten und dort verharrten:
>
> Und mein Bild war so: Die Emanzipation hat ja einmal stark ausschlagen müssen, damit sie sich einpendelt. […] Das muss jetzt einmal so ausschlagen, damit man sich Verschiedenes anschauen kann, und das wird sich einmal einpendeln. Es hat zwar ein paar Jahre gedauert, […] aber wir sind dorthin gekommen.

Man hatte »alles viel zu eng gesehen«, die Grenzen, die man stolz aufgebaut hatte, hatten den Blick auf das Feld verstellt und zu kontextueller Blindheit geführt. Denn das Feld war weitaus komplexer und vielfältiger, als man ihm zugestanden bzw. sich erhofft hatte. Es erlaubte den Dolmetscher*innen nicht, sich für einen der »Endpunkte dieser großen oder sehr langen oder breiten Palette« zu entscheiden. Mit der Kompetenz und dem Verhalten einer »typischen Konferenzdolmetscherin« etwa, die man als Folie gewählt hatte, konnte man in diesem Feld nicht reüssieren. Das kategoriale Denken begann nach und nach einem graduellen Bewusstsein zu weichen, Zerubavels (1995) »rigid mind« transformierte sich in ein »flexible mind«,

das mehr Freiheit versprach, aber auch mehr Unsicherheit mit sich brachte. Denn stabile Grenzen haben einen beruhigenden Effekt. Reinheit und Ordnung innerhalb der Grenzen, die sich aus einer rigiden Definition der professionellen Aufgaben ergeben, sorgen für ein Gefühl von Sicherheit, das in Zeiten der Instabilität ein Bedürfnis zu sein scheint. Flexibilität hingegen erfordert die Fähigkeit, Rigidität ebenso wie Ambiguität als Bestandteile des Denkens und Handelns anzuerkennen. Dies scheint allerdings erst eine Option zu sein, wenn ein gewisser Grad an gesellschaftlicher Anerkennung erreicht und ausreichend Stärke vorhanden ist, um sich auf Unvorhersehbarkeit einzulassen und darauf zu vertrauen, im jeweiligen Moment adäquat handeln zu können.

Diese Dynamik an den Grenzen, aber auch die Veränderlichkeit der Grenzen selbst, die sich zu zeigen begann, als man die »Scheuklappen« abgelegt hatte, schien, so wurde man gewahr, dem Betätigungsfeld inhärent. Dies äußerte sich in einer »ständigen Gratwanderung« zwischen den Polen, jenem, an dem man »mehr oder weniger als Sprachrohr auftreten kann« und jenem, an dem »Empathie so sehr gefragt« ist. Insofern erforderte die Arbeit stetiges Bewerten und Neubewerten, Adjustieren und Anpassen, man scheint zwar buchstäblich die Position »in der Mitte« einzunehmen, doch müsse man »manchmal einen Schritt nach rechts und manchmal einen Schritt nach links machen.« Insofern wird der Beruf von Gebärdensprachdolmetscher*innen von einer befragten Person als »Schnittstellenberuf« bezeichnet:

> Du bist an einer Schnittstelle […], an einer sprachlichen Schnittstelle, d.h. du bist immer zwischen diesen zwei Welten oder mit diesen zwei Welten und du weißt nicht, es ist einmal mit und einmal zwischen (lacht). Und einmal mit beiden und einmal gegen beide und einmal fällst du zwischen zwei Sesseln durch. Es ist immer eine Schnittstelle.

Der ruhmlose Geruch »des Sozialen«, dessen man sich anfangs so gerne entledigt hätte, stellte sich über die Jahre als nicht zu unterschätzender, ernst zu nehmender Aspekt des beruflichen Alltags heraus: »Dieser Hang zum Community Interpreting im Gebärdensprachdolmetschen hat natürlich diesen starken sozialen Zug und den sehr starken menschlichen Zug.« So waren im Zuge der beruflichen Identitätsbildung zunächst in internen Kämpfen und schließlich im Kontakt mit den Kund*innen scheinbar stabile Grenzen gesetzt worden, die sich jedoch zunehmend als ungünstig herausstellten. Die Grenze wurde nicht verworfen oder verwischt, sondern erhielt eine andere Bedeutung und wurde situativ verschiebbar.

9.6.2 Diversifizierung im Zentrum und an den Rändern

Der Verband wuchs stetig. Zwar war die Quote der nicht bestandenen Berufseignungsprüfungen in den ersten zehn Jahren mit 41 Prozent hoch, auch gab es Austritte, Berufswechsel und einige Ausschlüsse, doch im Laufe der Jahre entwi-

ckelte sich der Verband aus einem Familienbetrieb sukzessive in eine unpersönliche Kontroll- und Motivierungsorganisation. Die ersten großen Zuwächse erlangte der ÖGSDV nach Abschluss des zweiten Durchganges des Weiterbildungslehrganges an der Universität Graz und der einmalig durchgeführten Ausbildung am bfi Tirol (siehe Kapitel 9.5.2.3). Während von den 24 Teilnehmer*innen aus Graz bis auf drei Personen alle die Berufseignungsprüfung beim ersten Antritt erfolgreich absolvierten, bestand ein Großteil der Tiroler Absolvent*innen die Prüfung zunächst nicht. Dies führte zu Klagen und Konflikten, aber auch Hilfestellungen des ÖGSDV in Form des Angebots von Zusatzseminaren für die Kandidat*innen, um sie auf den zweiten Antritt vorzubereiten (D-Dok 61: 2001). Aufgrund des nach wie vor eklatanten Mangels an ÖGS-Dolmetscher*innen hatte man in Tirol diese Maßnahme ergriffen (D-Korr 35: 1999) und auch in anderen Bundesländern begannen sich verschiedene Trägerorganisationen mit der Idee einer Ausbildung auseinanderzusetzen.

Nachdem die Qualität der Tiroler Ausbildung »sehr umstritten« (D-Dok 60: 2000) war, sah es der Verband als seine Aufgabe, diverse Ansinnen, Ausbildungen in den Bundesländern einzurichten, eingehend zu prüfen und sich nötigenfalls dagegen auszusprechen. Zwar respektierte man den Wunsch, den Mangel an ÖGS-Dolmetscher*innen zu beheben, doch seien »grundsätzliche Dinge« zu beachten, »um nicht durch unausgereifte Konzepte langfristig der Professionalität, dem Berufsstand und damit den gehörlosen und hörenden Kund*innen zu schaden« (D-Korr 41: 2002). Grundsätzlich sollten nur jene Trägerorganisationen Ausbildungen anbieten, die bereits über langjährige Erfahrung mit der Arbeit von ÖGS-Dolmetscher*innen verfügen, sich dem »bestehenden Berufsbild« (ibid.) verpflichtet fühlen, ihre Lehrenden in diesem Sinne auswählen und zur Vernetzung und Kooperation bereit sind. Dies wurde insofern als nötig erachtet, als sich das bereits seit Jahren geplante Studium in Graz aufgrund fehlender Ressourcen zeitlich verzögerte, was eine Reihe anderer Institutionen auf den Plan rief, die diese Lücke zu schließen trachteten und sich eine Position im Feld sichern wollten.

Das Studium in Graz konnte schließlich im Wintersemester 2002/2003 erstmals angeboten werden. Etwa zu der Zeit plante der *Landesverband der Gehörlosenvereine in Oberösterreich* unter seinem sehr aktiven Obmann die Einführung der *Fachausbildung Gebärdensprachdolmetschen*, kurz *Gesdo*, die dem Verband anlässlich der Generalversammlung 2002 vorgestellt wurde (ibid.). Die erste Kohorte von fünfzehn Teilnehmer*innen begann ihre Ausbildung im Oktober 2003 (Fachausbildung Gebärdensprachdolmetschen o.J.). Beide Ausbildungsangebote wurden vonseiten des ÖGSDV positiv aufgenommen, sie versprachen nicht nur eine Milderung des allgegenwärtigen Dolmetscher*innenmangels, sondern wurden auch als seriös und fundiert betrachtet, gleichzeitig begann man sich jedoch Gedanken darüber zu machen, wie sich das Feld durch die zu erwarteten Absolvent*innen verändern würde (D-Korr 40: 2002). Während das Diplomstudium in Graz zehn Semester dau-

erte, die Studierenden neben ÖGS eine zweite Fremdsprache zu studieren hatten und ihr Studium im Verbund mit Studierenden unterschiedlichster Sprachkombinationen und verschiedener Spezialisierungen (Übersetzen/Dolmetschen, Konferenzdolmetschen, Kommunaldolmetschen u.a.) absolvierten, dauerte die Fachausbildung *Gesdo* drei Jahre, konzentrierte sich auf ÖGS und konnte – trotz mehrfacher Versuche – nicht an eine akademische Institution angeschlossen werden (vgl. Grbić 2009). So standen nunmehr, neben der ohnehin schon heterogenen Gruppe der »geprüften Gebärdensprachdolmetscher*innen«, zwei unterschiedlich sozialisierte Nachwuchsgruppen in den Startlöchern, die in absehbarer Zeit in die soziale Welt der ÖGS-Dolmetscher*innen eintreten sollten.

Auf der Suche nach Nachwuchs hatte man bereits Anfang der 2000er Jahre, wie in Kapitel 9.5.2.3 kurz erwähnt, in einigen Bundesländern begonnen, Praktikant*innen zu werben, zu Treffen einzuladen und ihnen zu ermöglichen, Verbandsmitglieder bei Dolmetscheinsätzen zu begleiten. Der Verband beschloss, diese Modelle zu vergleichen und ein einheitliches System zu entwickeln, um »DolmetscherInnen, die erst zur Prüfung antreten wollen, solche[n], die schon Mitglied sind, aber Feedback suchen, aber auch Fast-Frischlinge[n]« den Berufseinstieg zu erleichtern (D-Dok 60: 2000). In Anbetracht der zu erwartenden Absolvent*innen der beiden Ausbildungen wurde schließlich ein Stufenmodell bestehend aus drei »Kategorien« akkordiert: Kategorie A umfasst lediglich die Begleitung von ÖGSDV-Mitgliedern ohne eigene Dolmetschtätigkeit und dient dem »Kennenlernen des Berufsbildes«, Kategorie B ermöglicht es Praktikant*innen mit »guten ÖGS-Kenntnissen«, sich erstmals in kurzen Einsätzen von wenigen Minuten zu erproben und im Rahmen der Praktika der Kategorie C arbeiten Praktikant*innen »unter fachlicher Anleitung fast wie im Team« (ÖGSDV o.J.a). Die Absolvierung der Praktika wurde schließlich verpflichtend und Kandidat*innen, die zur Berufseignungsprüfung antraten, mussten eine gewisse Anzahl an Praktikumsstunden bei verschiedenen Dolmetscher*innen in unterschiedlichen Settings nachweisen.

Die Betreuung der Praktikant*innen stellte für die Dolmetscher*innen bzw. »Anleiter*innen« wie den Verband eine Herausforderung dar. Für den Verband wie die Anleiter*innen bedeutete die Einführung der Praktika einen großen Arbeitsaufwand. Zudem sahen einige Mitglieder ihren Ruf gefährdet, da sie nunmehr kritischen Blicken ausgesetzt werden sollten. Jenen, die das System begrüßten und sich freiwillig als Anleiter*innen zur Verfügung stellten, forderte die Aufgabe erhöhte Disziplin und »am Ball […] bleiben« ab, insbesondere als die ersten Absolvent*innen Einlass begehrten. Für den Verband, der sich Qualitätssicherung auf die Fahnen geheftet hatte, bedeutete die Einführung der Praktika einen weiteren Meilenstein im Rahmen des Professionalisierungsprozesses. Man erhoffte sich erhöhtes Selbstmonitoring der Mitglieder während ihrer Einsätze und eine kritischere Auseinandersetzung mit der eigenen Tätigkeit. Um den Mitgliedern die

Arbeit zu erleichtern, bot der ÖGSDV nach Einführung des Systems ein Seminar für Anleiter*innen an (vgl. dazu die Diplomarbeit von Koppendorfer 2014).

Auch wenn alle Befragten die Ausbildungsangebote in höchsten Tönen loben, trugen deren Absolvent*innen zur weiteren, nicht immer friktionsfrei verlaufenden Diversifizierung der sozialen Welt der ÖGS-Dolmetscher*innen bei. Es zeigte sich, dass die Sozialisation im geschützten Rahmen der Universität oder der Fachausbildung *Gesdo* Praktiker*innen mit divergierenden Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsmustern und anders entwickelten Kompetenzen zutage brachte als die eigene Sozialisation durch habitualisierte, organisierte und schließlich professionalisierte Translation. So gestaltete sich deren Begleitung auch anders als jene der ersten Praktikant*innen ohne Ausbildung, die man wie in einem Lehrberuf im Meister-Schüler-Prinzip oft über lange Zeiträume »anlernte«. So stießen fremde soziale (Sub-)Welten aufeinander, die bei den Verbandsmitgliedern teils Anerkennung, teils Unverständnis auslösten. Die nunmehrigen »Alten«, die in nicht allzu ferner Vergangenheit noch zu den »jungen Wilden« zählten, verblüffte der automatisierte Einsatz von Dolmetschtechniken und -strategien der jungen Absolvent*innen, ihre hohe Deutschkompetenz und der gewandte Umgang mit Kund*innen in unterschiedlichen Kontexten. Man empfand die Absolvent*innen mitunter als »besser als du nach fünf oder sieben oder zehn Jahren Dolmetschtätigkeit.« Aufgrund ihrer Ausbildung seien ihnen »so viele Dinge einfach selbstverständlich« gewesen, die man sich selbst hart hatte erarbeiten müssen, »viele Dinge, die das Rollenverhalten betreffen, viele Dinge, die Reflexion betreffen. Das ist alles einfach da, das ist einfach da.«

Die Anleiter*innen erlebten die »Frischlinge« jedoch auch als weltfremd und unbeholfen und gleichzeitig zu selbstsicher, häufig beratungsresistent und bisweilen überheblich. Man wusste, dass sie eine fordernde Ausbildung abgeschlossen und vieles gelernt hatten, doch »spürten« sie zu wenig, hatten kein Fingerspitzengefühl für heikle Situationen und konnten sich und die Folgen ihres Handelns oft nicht einschätzen. Dies löste Spannungen und auf der Seite der Anleiter*innen Kränkungen aus, wenn ihrer Erfahrung nicht getraut oder ausreichend Wertschätzung entgegengebracht wurde. Gleichzeitig konnte man den Praktikant*innen nicht den Vorwurf machen, die steinige Entwicklungsgeschichte der Verberuflichung des Gebärdensprachdolmetschens in Österreich nicht am eigenen Leib erlebt zu haben:

> Ich darf ja die Leute begleiten und denke mir: Es ist ein zweischneidiges Schwert. Auf der einen Seite frage ich mich: Was hab ich [als Lehrende*r] falsch gemacht? Auf der anderen Seite denke ich mir, wenn ich einen guten Tag habe: Na, eigentlich war [die Ausbildung] nicht schlecht, weil sonst könnten sie nicht in relativ kurzer Zeit so weit gekommen sein. […] Sie sind anerkannt, sie machen ihren Weg, sie sind halt anders, sie sind halt selbstbewusster. Es ist auch gut so. Warum soll jeder zehn Jahre leiden müssen? Das ist ja völlig abstrus.

Der Eintritt der Absolvent*innen der Universität Graz und der Fachausbildung *Gesdo* ins Arbeitsleben brachte auch weitreichende strukturelle Veränderungen mit sich. Zunächst wurde vom ÖGSDV beschlossen, dass die Absolvent*innen beider Ausbildungen lediglich den Praxisteil der Berufseignungsprüfung absolvieren sollten, der schriftliche Teil wurde ihnen erlassen. Die Leitung von *Gesdo* hegte jedoch Vorbehalte gegen die Berufseignungsprüfung und setzte sich dafür ein, diese für ihre Absolvent*innen (und damit auch jene aus Graz) dauerhaft auszusetzen. Die Berufseignungsprüfung wurde schließlich von den Behörden evaluiert und die Regelungen des Bundessozialamtes bzgl. der Förderung von Dolmetschkosten wurden daraufhin im Jahre 2008 insofern abgeändert, als Absolvent*innen beider Ausbildungen von nun an als »qualifiziert im Sinne der Richtlinien« galten und Honorare stellen konnten, ohne die Prüfung absolvieren zu müssen oder Mitglied des ÖGSDV zu werden (D-Dok 68: 2013). Dies führte dazu, dass zahlreiche Absolvent*innen dem Verband nicht beitraten.

Die Ausbildungen brachten weitaus weniger Absolvent*innen hervor als nötig waren, um den wachsenden Bedarf an ÖGS-Dolmetschungen abdecken zu können. Insbesondere in Wien, Oberösterreich und Tirol blieb der Mangel über Jahre eklatant (vgl. Hartl/Unger 2014). Gleichzeitig hatten die immer größere Medienpräsenz des ÖGS-Dolmetschens und der Gehörlosengemeinschaft und die Anerkennung der ÖGS im Jahre 2005 (vgl. Dotter et al. 2019) einen Run auf ÖGS-Kurse bewirkt und eine Armada von unterschiedlich ÖGS-kompetenten Personen produziert, die auf den Markt drängten und z.T. in der Funktion der »Kommunikationsassistenz« auch Dolmetschtätigkeiten nachgingen. Viele waren nicht bereit, eine längere Ausbildung auf sich zu nehmen, andere hatten bereits ein Studium absolviert und konnten sich ein weiteres nicht leisten, andere wiederum standen bereits im Berufsleben und hatten keine zeitlichen Ressourcen zur Verfügung. Zudem rückten junge Codas nach, die in der Gehörlosengemeinschaft als Dolmetscher*innen herumgereicht wurden. Um diesen Problemen beizukommen und die Kontrolle über die Berufsausübung nicht aus der Hand zu verlieren, entwickelte der ÖGSDV die Seminarreihe *AchtungFertigLos* (AFL) zunächst als vorübergehende Maßnahme. Sie wurde »Seminarreihe zur Vorbereitung auf die Berufseignungsprüfung« genannt, von der Etikettierung als »Ausbildung« wurde bewusst Abstand genommen. Die erste Seminarreihe startete im Juni 2006, der Seminarplan wurde mehrmals erweitert, von 2019 bis 2020 fand der letzte Durchgang statt, der aus 17 kostenpflichtigen berufsbegleitenden Wochenendseminaren bestand (ÖGSDV 2018). Nach Abschluss von AFL war, um Honorarnoten an das SoMS stellen zu können, die Berufseignungsprüfung des ÖGSDV schriftlich wie mündlich zu absolvieren. Die Teilnehmer*innen der AFL-Seminare werden in Bezug auf Bildungsstand, ÖGS-Kompetenz und berufliche Herkunft als äußerst heterogen beschrieben, was einerseits die Lehre schwierig gestaltete, andererseits wird die Vielfalt der Teilnehmer*innen auch als Gewinn betrachtet. In den Interviews wird mehrmals der

Wunsch geäußert AFL »aufzuwerten« und längerfristig einen berufsbegleitenden Universitätslehrgang oder ein berufsbegleitendes Bachelorstudium einzurichten.

Im Jahre 2010 wurde der Zugang zum Beruf durch den ÖGSDV abermals verschärft, als beschlossen wurde, dass AFL-Absolvent*innen bei der Anmeldung zur Prüfung den Nachweis einer abgelegten Reifeprüfung, Berufsreifeprüfung oder Studienberechtigungsprüfung für ein »Dolmetschstudium« zu erbringen haben (D-Dok 70: 2010). Der Entscheidung in der Generalversammlung gingen lange Diskussionen voraus. Zwar bestand Konsens darüber, dass der Beruf der ÖGS-Dolmetscher*innen eine sehr gute Allgemeinbildung voraussetzt, gleichzeitig haderte man ob der »sozialen Ungerechtigkeit«, die die Entscheidung mit sich brachte, da Interessent*innen aus »ländlichen Gegenden« oft nicht die Möglichkeit hätten, eine höhere Schule zu absolvieren und gerade der ländliche Raum extrem unterversorgt sei.

Die drei unterschiedlichen »Wege zum Beruf« führten, wie gezeigt werden konnte, zu einer weiteren Diversifizierung der ohnehin nicht sehr großen Zahl der akkreditierten ÖGS-Dolmetscher*innen. Zu den Gründungsmitgliedern, die den ersten Weiterbildungslehrgang in Graz besucht, aber keine Prüfung absolviert hatten, den Mitgliedern, die den zweiten Weiterbildungslehrgang in Graz besucht hatten und zur Berufseignungsprüfung angetreten waren, und jenen, die die Berufseignungsprüfung ohne einschlägige Ausbildung abgelegt hatten, kamen nun Absolvent*innen des Studiums in Graz und der Fachausbildung in Linz sowie jene, die die Vorbereitungsseminare AFL besucht hatten. Neben den Mitgliedern des Verbandes waren durch die Novellierung der Regelungen im Jahre 2008 des Weiteren jene Absolvent*innen von Graz und Linz als ÖGS-Dolmetscher*innen tätig, die dem Verband nicht beigetreten sind. Diese Heterogenität funktioniere gut, so eine befragte Person, »wenn alle so tun, wie es sein sollte.« Andere Befragte stehen AFL hingegen kritisch gegenüber, da es sich um keine formale Ausbildung handelt und eine »Notlösung« zum fixen Programm erstarrt ist. Der positive Effekt der drei Wege wird – mit der bereits erwähnten Einschränkung, dass AFL aufgewertet werden sollte, – wie folgt beschrieben:

> Ich finde diese Vielfalt prinzipiell gut, weil wir unterschiedliche Charaktere und Lerntypen ansprechen können. Weil ich finde, da decken wir mit Graz und Linz und AFL ganz unterschiedliche Bereiche ab, die ich alle drei wichtig finde. Ich finde es gut, wenn Leute diesen wissenschaftlichen Background haben, ich finde es gut, wenn Leute einen halbwegs wissenschaftlichen Background haben, aber nur eine Sprachenkombination machen können, und ich finde es gut, wenn das berufsbegleitend möglich ist.

Eine neuerliche Bereicherung der bereits vorhandenen Vielfalt und gleichzeitige Herausforderung für die Grenzen des Verbandes begann sich mit dem eEurope 2002-Aktionsplan (Europäische Kommission 2000) abzuzeichnen, der in Öster-

reich mit dem E-Government-Gesetz (E-GovG) umgesetzt wurde (BGBl. I Nr. 10/2004). Das Gesetz gilt seit 1. März 2004 und verpflichtet in § 1 Abs. 3 dazu, Informationen auf behördlichen Websites ab 1. Jänner 2008 barrierefrei anzubieten und so zu gestalten, dass dabei internationale Standards eingehalten werden (vgl. Pils/Ganglberger/Höller 2009: 3). Dies führte zu einem plötzlichen Anstieg des Bedarfs, Webseiten zahlreicher Behörden in ÖGS zu übersetzen. Die Herstellung solcher auf Video fixierter ÖGS-Translate – Karin Banna (2004: 103) bezeichnete diese gebärdensprachlichen Translate als »prepared recorded interpretation« – hatte schon davor begonnen, war allerdings nicht weit verbreitet. So waren bspw. Übersetzungen von Kinderbüchern, einer Führerschein-CD oder einzelner Webseiten vorhanden, die i.d.R. in Teamarbeit von hörenden Dolmetscher*innen und Gehörlosen in ÖGS übersetzt worden waren. Die praktische Erfahrung war jedoch gering, die Ausbildungsstätten hatten sich der Thematik noch nicht angenommen und Forschung war nur vereinzelt vorhanden (vgl. dazu Gansinger 2009a, 2009b; Wiener 2011; Wurm 2014; Grbić 2017a). Alsbald zeigte sich, dass diese politische Entscheidung erhebliche Konsequenzen für die soziale Welt der ÖGS-Dolmetscher*innen und den Verband haben sollte. Nun traten vermehrt Gehörlose als Translator*innen auf den Plan. Sie erachteten ÖGS-Übersetzen nicht nur als attraktiven Tätigkeitsbereich, sondern auch als Arbeitsfeld, das ihnen kulturell bzw. ethnisch, aber auch moralisch zustehe. Wie solche Texte zu produzieren sind, um für das Publikum ebenso verständlich wie interessant zu sein, war jedoch auch ihnen weitgehend unbekannt. In Ermangelung von Konventionen für einen Diskurstyp, bei dem die repräsentative Funktion gegenüber der kommunikativen im Vordergrund steht, da keine direkten Kommunikationspartner*innen anwesend sind, und aufgrund fehlender Übersetzungserfahrung waren die Translate in vielen Fällen auffällig von Strukturen der deutschen Ausgangstexte beeinflusst. Dass solche Übersetzungen oft schwer zu verstehen waren, änderte nichts an der Überzeugung vieler Gehörloser, dass ihnen der Status der autorisierten »Sprecher*innen« im Sinne Bourdieus (1990) bzw., im übertragenen Sinn, der autorisierten Translator*innen zukomme. Ähnlich wie dies Jahre zuvor im Zusammenhang mit der Gebärdensprachlehre durchgesetzt worden war, als diese als Tätigkeitsfeld Gehörloser festgeschrieben wurde, beanspruchten Gehörlose nun die Kommunikationsmacht im Bereich der Gebärdensprachübersetzung für sich. Die im Falle von Gebärdensprachen untrennbare Verbindung von Sprache und Sprecher*in bewog auch Teams von hörenden und gehörlosen Translator*innen dazu, das gemeinsam erstellte Translat von einem bzw. einer Gehörlosen auf dem Bildschirm verkörpern und damit gleichsam inszenieren zu lassen (vgl. Grbić 2017a, 2020a). In anderen Team-Projekten nahm man aus Gründen sozialer Akzeptabilität bewusst davon Abstand, Hörende überhaupt als Übersetzer*innen einzusetzen (vgl. Pernkopf 2015). So begann die Gehörlosengemeinschaft eine kulturelle und moralische Grenze um ein neu entstandenes

translatorisches Terrain zu ziehen und die Tätigkeiten entweder autonom oder in Kooperation mit hörenden Translator*innen zu organisieren.

Um dem rasanten Anstieg der Übersetzungsaufträge gerecht zu werden und die Kommunikationsmacht auch formal zu fixieren, wurde im Jänner 2005 das *ServiceCenter ÖGS.barrierefrei* gegründet, das u.a. barrierefreie Internetlösungen anbietet, wobei Ausgangstext, Ton und ÖGS-Übersetzung miteinander verknüpft werden und gleichzeitig abrufbar sind. Die Einrichtung ist ein Verein, der vom Bundesministerium für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz gefördert wird (Servicecenter ÖGS barrierefrei o.J.). Im selben Jahr formierte sich im ÖGSDV eine Arbeitsgruppe zum Thema ÖGS-Übersetzen, ein erstes Treffen von involvierten und/oder interessierten hörenden und gehörlosen Translator*innen, Gehörlosenorganisationen, Ausbildungsstätten und dem ÖGSDV fand im Jahre 2008 statt, allerdings wurde die Arbeit nicht fortgesetzt. Vorausschauend benannte sich der Verband im Mai 2013 in *Österreichischer Gebärdensprach-DolmetscherInnen- und -ÜbersetzerInnen-Verband* um, auch wenn sich der Großteil seiner Mitglieder für diese Tätigkeit weder qualifiziert sah noch diese ausübte.

Unzufrieden mit der Qualität vieler Übersetzungen im Netz und in Ermangelung einer Ausbildung in Österreich absolvierten drei Gehörlose einen Lehrgang zum*zur »tauben Gebärdensprachdolmetscher*in« an der Universität Hamburg. Zwei von ihnen wurden im Jahre 2013 außerordentliche Mitglieder des ÖGSDV, absolvierten im Juni 2014 die dafür adaptierte Berufseignungsprüfung und traten dem Verband als ordentliche Mitglieder bei (D-Dok 71: 2014). Im Jahre 2013 wurde in Salzburg in Zusammenarbeit mit der Universität Hamburg erstmals der Lehrgang *Logo!* für taube ÖGS-Dolmetscher*innen angeboten, im Oktober 2016 begann ein zweiter Durchgang in Form eines Universitätslehrgangs zum »Übersetzen und Dolmetschen für Gebärdensprachen, Schriftdeutsch und Internationale Gebärde« in Kooperation mit der Universität Salzburg. Im Jahre 2019 startete schließlich der Universitätslehrgang *Modus* als Nachfolge von *Logo!*. Der Lehrgang ist berufsbegleitend, dauert 5 Semester, erfordert für die Zulassung keine Matura und steht hörenden wie gehörlosen Interessent*innen offen (Grbić/Stalzer in Druck).

Der Verband widmet tauben Translator*innen inzwischen eine eigene Seite auf ihrer Website, auf der auch ihre Tätigkeitsbereiche angeführt sind und auf die Teamarbeit mit hörenden Translator*innen hingewiesen wird (ÖGSDV o.J.b, o.J.c). Der Eintritt geprüfter tauber Übersetzer*innen und Dolmetscher*innen ins Feld brachte neuerlich Unruhe in die ohnedies bereits heterogene soziale Welt der ÖGS-Dolmetscher*innen und löste unter den Mitgliedern, wie bereichtet wird, »Freude« ebenso wie »Bauchweh« aus. Dem Tätigkeitsbereich des Übersetzens wird inzwischen auch in Ausbildungen hörender ÖGS-Translator*innen Rechnung getragen. So enthielt etwa der sechste Durchgang der Seminarreihe AFL ein Seminar zum Übersetzen und eines zur Teamarbeit mit tauben Dolmetscher*innen und Übersetzer*innen und am Institut für Translationswissenschaft der Karl-

Franzens-Universität Graz wird ein einsprachiges Masterstudium »Dolmetschen und Übersetzen« für ÖGS angeboten.

Und schließlich wurde im Herbst 2020 an der *fh gesundheit* in Innsbruck ein dreijähriges Bachelorstudium für Gebärdensprachdolmetschen implementiert. So verfügt Österreich über eine sehr vielfältige Ausbildungslandschaft, wobei anzumerken ist, dass die Ausbildungen miteinander in Kontakt stehen und Austausch pflegen.

Der ÖGSDV war, wie sich gezeigt hat, kontinuierlich mit Grenzziehungsarbeit befasst, um vormals gesetzte Grenzen zu verteidigen oder aufgrund neuer Entwicklungen zu verschieben. Die größte Sorge um das Verwischen von Grenzen empfand man, so die Interviewten, als Anfang der 2000er Jahre der vermehrte Einsatz von »Kommunikationsassistent*innen« zur latenten Bedrohung des beanspruchten beruflichen Territoriums wurde. Kommunikationsassistent*innen werden als Personen mit hoher ÖGS-Kompetenz beschrieben, die meist hörgeschädigte Kinder und Jugendliche in ihrem Schulalltag, aber auch Erwachsene in u.a. beruflichen Zusammenhängen unterstützen. Kommunikationsassistenz werde aber einfach auch als Quasi-Synonym für Dolmetschen verwendet. Laut Nationalem Aktionsplan Behinderung 2012–2020 sei jedenfalls »die Möglichkeit des Einsatzes von **Kommunikationsassistenten**« (Bundesministerium für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz 2012: 43, Hervorh. i. Orig.) aufgrund des Mangels an Dolmetscher*innen zu prüfen. In welchen Bereichen und mit welchem Mandat diese eingesetzt werden sollen, wird nicht angeführt. Um die Unschärfe bzgl. der Abgrenzung zwischen Kommunikationsassistenz und ÖGS-Dolmetschen im Schulbereich zu veranschaulichen, seien zwei Zitate angeführt, die Eva Wachter (2015: 30f.) in ihrer Masterarbeit zur Illustration der Problematik dienen. Ersteres stammt aus einem Leistungskatalog für arbeitsmarktbezogene Beratungs- und Betreuungseinrichtungen (BBE) für den Zeitraum 2015 bis 2016, Letzteres aus dem *Leitfaden für eine umfassende Barrierefreiheit in berufsbildenden Schulen*:

> Die Kommunikationsassistent/innen sind in Gebärdensprache ausgebildet. Sie begleiten gehörlose bzw. schwerhörige Jugendliche bei der Lehrausbildung in einer IBA. Sie übersetzen inhaltlich, im Gegensatz zu Dolmetscher/innen, die wortwörtlich übersetzen. Eine weitere Aufgabe ist es, das Umfeld der Jugendlichen für das Thema Gehörlosigkeit zu sensibilisieren (Wiener ArbeitnehmerInnen Förderungsfonds o.J.: 5)

> In manchen Fällen wird anstelle einer Dolmetscherin bzw. eines Dolmetschers auch eine Kommunikationsassistenz eingesetzt. Sie übersetzt nicht genau, was gesprochen wird, sondern fasst zusammen, filtert die Informationen und unterstützt auch bei Verständnisfragen. (Grill 2007: 37)

Die Zitate weisen darauf hin, dass der Translationsbegriff der Verfasser*innen sehr eng ist und der Alltagstheorie entspricht, Translation bestünde im mehr oder weniger mechanischen Ersetzen lexikalischer Einheiten. An dieser Stelle sei an die Definition von Prunč erinnert, der unter Translation »jede konventionalisierte, interlinguale und vermittelte Interaktion« (Prunč 2012: 30) versteht (siehe Kapitel 6.2).

Der Einsatz von Kommunikationsassistent*innen im tertiären Bildungsbereich wird in der Studie *Sprache Macht Wissen* von Krausneker und Schalber (2007) angesprochen. So wurde an der Universität Wien im Jahre 2005 nach einem ersten gescheiterten Versuch 2004 auf Initiative des *Vereines österreichischer gehörloser Studierender* (VÖGS) das Projekt »study now« ins Leben gerufen, um gehörlosen Studierenden den Besuch von Lehrveranstaltungen durch Mitschreibhilfen, Tutor*innen und Kommunikationsassistent*innen zu erleichtern. Letztere standen nicht nur »helfend zur Seite« (ibid.: 356), sondern dolmetschten Lehrveranstaltungen. Die Tätigkeiten wurden entweder ehrenamtlich, im Rahmen von Praktika des Institutes für Bildungswissenschaft ausgeführt oder von den gehörlosen Studierenden aus den Mitteln ihres Budgets für Ausbildungsbeihilfe bezahlt und mit 10,- bis 15,- Euro pro Stunde abgegolten. Tauschgeschäfte werden ebenso erwähnt (ibid.: 360). Kritisch wird von den interviewten gehörlosen Studierenden die nicht ausreichende Dolmetschkompetenz der Kommunikationsassistent*innen angemerkt. In Ermangelung der Möglichkeit professionelle Dolmetscher*innen einsetzen zu können, wurde dies jedoch in Kauf genommen (ibid.: 365). Neben der mangelnden Dolmetschkompetenz der Akteur*innen, den Dumpingpreisen und dem ungeregelten Zugang zur Tätigkeit wird von den im Rahmen der vorliegenden Studie befragten ÖGS-Dolmetscher*innen insbesondere die »Unschärfe« des Tätigkeitsfeldes als problematisch erachtet: »[D]a ist die Grenze total unklar.« Das Problem der Rollendiskrepanz wird auch von Krausneker und Schalber angesprochen:

> Es ist offensichtlich, dass ihr Rollenverständnis von dem von TutorInnen, FreundInnen, StudienkollegInnen, SozialarbeiterInnen und DolmetscherInnen nicht klar abgrenzbar ist. (Krausneker/Schalber 2007: 365)

Im Juni 2010 startete das Projekt *Gestu* (gehörlos erfolgreich studieren an der TU Wien) an der Technischen Universität Wien, das Tutor*innen, Gebärdensprachdolmetscher*innen und Schriftdolmetscher*innen für den tertiären Bildungsbereich vermittelt und Live-Untertitelung mithilfe Respeaking anbietet sowie Fachgebärden entwickelt (Hartl/Unger 2014).

Aus dem Schulbereich berichtet Silvia Kramreiter (2014) von drei Modellen der Unterstützung hörgeschädigter Kinder und Jugendlicher: ein Stützlehrer*innensystem, der Einsatz von Kommunikationsassistent*innen und der Einsatz von Dolmetscher*innen. Der Einsatz von Kommunikationsassistent*innen, die sowohl als Mitschreibhilfen als auch als Dolmetscher*innen eingesetzt werden, sei

> nicht so streng geregelt wie bei Dolmetscher/innen. Sie haben bezüglich ihrer Unterstützungsmaßnahmen eine höhere Flexibilität und können sich auch bei pädagogischen Belangen einbringen. (Ibid.: 48f.)

Wie eine der befragten Personen erzählt, rekrutierten sich Kommunikationsassistent*innen auch aus der Gruppe angehender ÖGS-Dolmetscher*innen. Da auch Absolvent*innen des Bachelorstudiums »Transkulturelle Kommunikation« in Graz, das laut Richtlinie des Sozialministeriumservice nicht zum ÖGS-Dolmetschen in staatlich finanzierten Settings ermächtigt, mitunter als Kommunikationsassistent*innen arbeiteten, sei man selbst daran beteiligt gewesen, »gefährlichen Nachwuchs« heranzuzüchten. Das Feld der Kommunikationsassistenz biete jedoch laut einer anderen befragten Person jungen Absolvent*innen einschlägiger Ausbildungen einen strukturierten Einstieg ins Berufsleben und motiviere einige dazu, sich durch eine weitere Ausbildung etwa im Bereich der Pädagogik zusätzlich zu qualifizieren.

Als Kommunikationsassistent*innen sind auch Personen tätig, die aus dem Feld der Pädagogik stammen und zusätzlich ÖGS-Kenntnisse erworben haben. Seit 2008 bietet etwa die Universität Wien zwei aufeinander aufbauende Erweiterungscurricula für ÖGS an, wobei das zweite als Studienziel die »Kompetenzentwicklung für sekundierende oder assistierende Tätigkeiten mit/für hörbehinderte/n Menschen (Kommunikationsassistenz)« vorsieht (Universität Wien 2008). In den Interviews, die Wachter (2015: 60f.) für ihre Masterarbeit in der Steiermark geführt hat, vermeiden die befragten Pädagog*innen den Ausdruck Dolmetschen und sprechen stattdessen etwa von »gebärdensprachlicher Begleitung« oder »persönlicher Assistenz in Gebärdensprache«. Eine konsistente Bezeichnung für die Tätigkeit habe sich in der Steiermark lediglich im berufsbildenden Bereich durchgesetzt. Dieser existiert laut den Befragten seit Anfang der 1990er Jahre und werde als »mobile Berufsausbildungsbegleitung« bezeichnet. Im Pflichtschulbereich hingegen werde auch von Behördenseite auf Schriftstücken wie Verträgen oder Honorarnoten einmal von »gebärdensprachkompetente[n] Betreuungsperson[en]«, einmal von »Gebärdensprachdolmetschung« gesprochen (ibid.: 61).

Ab November 2022 findet zum zweiten Mal ein eigener mehrmonatiger Lehrgang für Kommunikationsassistenz bei *equalizent* in Wien statt. Die Informationen dazu sind schwammig, inwiefern sich die Tätigkeit mit Translation überschneidet, wird auf der Webseite des Unternehmens nicht ausreichend klar dargestellt. Dort heißt es:

> Kommunikationassistent_innen unterstützen gehörlose Menschen in der Kommunikation in einer »hörenden Welt« und ebnen den Weg für einen barrierearmen Alltag. (equalizent o.J.a)

> Kommunikationsassistent_innen assistieren hörenden und hörbeeinträchtigen oder tauben Menschen vermittelnd und erklärend in der Kommunikation unter Übertragung von Laut- oder Schriftsprache in Gebärdensprache und umgekehrt. (Ibid.)

Als Einsatzbereiche werden »Schule, Ausbildung, Beruf Organisationen, Behörden uvm.« (ibid.) angeführt. Auf der FAQ-Seite wird der Unterschied wie folgt dargestellt:

> Dolmetscher_innen übersetzen oder »voicen« eins zu eins, was sehr korrekt ist, in manchen Kontexten aber nicht genügt. Wenn zum Beispiel wissenschaftliche, juristische oder medizinische Begriffe einfach übersetzt oder buchstabiert werden, so reicht das manchmal nicht aus, weil die gehörlose Person eine Erklärung braucht, was dieser Begriff bedeutet. (equalizent o.J.b)

Auch hier zeigt sich wiederum deutlich eine Trivialvorstellung von Translation. Wie sich dieser hybride Bereich an der Schnittfläche zur ÖGS-Translation weiterentwickeln wird, ist noch ungewiss und insofern ein interessanter Forschungsbereich, als er sich zudem mit der Tätigkeit des Schriftdolmetschens überschneidet, da Kommunikationsassistent*innen, je nach Einsatzbereich, sowohl als ÖGS-Dolmetscher*innen als auch als Schriftdolmetscher*innen fungieren.

Das intralinguale Schriftdolmetschen für Schwerhörige, Spätertaubte und CI-Träger*innen,[22] die ÖGS nicht beherrschen, hat in Österreich eine vergleichsweise junge Geschichte und fällt in die Agenden des Österreichischen Schwerhörigenbundes (ÖSB) (Norberg/Stachl-Peier/Tiittula 2015). Während viele Gehörlose im Laufe ihres Lebens eine als ethnisch verstandene gehörlose Identität ausbilden, sich ihr verschreiben und sie gestalten, indem sie sich u.a. durch Gebärdensprache und Gruppenverhalten von Hörenden wie von Schwerhörigen abgrenzen, dient Schwerhörigen die Mainstream-Gesellschaft als Referenzrahmen (vgl. Uhlig 2012). So teilt der ÖSB auf seiner Homepage mit, er unterstütze »alle Menschen rund um das Thema ›Hören‹ und ›lautsprachliche Kommunikation‹« (Österreichischer Schwerhörigenbund o.J.). Die Ausbildung und Gestaltung einer kulturellen oder ethnischen Identität macht für sie keinen Sinn, Ziel ist vielmehr die umfassende und adäquate Versorgung mit bestmöglicher Hörtechnik. Insofern ist kontinuierliche Grenzziehungsarbeit bei beiden Gruppen zu beobachten.

Ein erster Kurs für Schriftdolmetscher*innen wurde im Jahre 2011 angeboten, weitere folgten. Der Fokus der Ausbildung lag nicht auf Translation, sondern auf Schnellschreiben, in der Abschlussprüfung ist eine Transkriptionsrate von 400 Zeichen pro Minute zu erreichen. Translatorische und translationswissenschaftliche Inhalte finden in Curricula für Schriftdolmetscher*innen oft keinen Eingang, wie

22 Träger*innen des Cochlea-Implantates, einer operativ eingesetzten Hörprothese.

eine Studie über die Situation in Finnland, Österreich und Schweden zeigt (Norberg/Stachl-Peier/Tiittula 2015). Die Autor*innen schließen in ihrem Beitrag auf die Herausbildung einer spezifischen Translationskultur im Schriftdolmetschbereich, die sich deutlich von anderen Translationskulturen unterscheidet:

> That interpreters often act as a »third party« (ibid.) seems universally acknowledged (albeit not always appreciated) in spoken and Sign Language interpreting. In STT [speech-to-text] interpreting, by contrast, the traditional concept of the interpreter as an invisible vehicle or tool seems to be an enduring tenet that permeates both official documents and STT interpreters' self-presentations. Originating in the belief that only complete and accurate transcriptions can give STT interpreting users equal access to communication, guidelines for STT interpreting still recommend word-for-word renditions including annotations to indicate dialectal or other elements of speech […]. (Ibid.: 47)

Inzwischen hat sich das Schriftdolmetschen in Österreich diversifiziert und wurde dem translatorischen Feld einverleibt, wie ein Beitrag im Band *Besondere Berufsfelder für Dolmetscher*innen* beweist (Kadrić 2019). Translatorische Masterstudien bieten Module zum Schriftdolmetschen und Respeaking an, und es gibt einen postgradualen Lehrgang an der Universität Wien. 2019 wurde zudem der *Österreichische Schriftdolmetscher:innen-Verband* (ÖSDV) gegründet und auch die Forschung wurde vorangetrieben (Platter 2022).

Der Vollständigkeit halber sei auch das Dolmetschen für Taubblinde angeführt, das laut Sherry Shaw (2015) einmal als eigener, einmal als sich mit dem Gebärdensprachdolmetschen überschneidender Bereich betrachtet wird. In Österreich existiert dazu, abgesehen von Diplom- bzw. Masterarbeiten keinerlei Forschung (etwa Sacherer 2011; Stelzer 2016; Kapplmüller 2021). Betreut werden taubblinde Personen u.a. vom 1981 gegründeten *Österreichischen Hilfswerk für Taubblinde und hochgradig Hör- und Sehbehinderte* in Wien. Dieses unterhält eine Beratungsstelle. In Oberösterreich führt zudem das Krankenhaus der Barmherzigen Brüder Linz mit der *Lebenswelt* eine therapeutische Wohn- und Arbeitsgemeinschaft für Gehörlose mit zusätzlichen Beeinträchtigungen ebenso wie Taubblinde (Stelzer 2016: 32ff.). Und im Jahre 2016 wurde des Weiteren *Usher Taubblind Österreich* als Selbsthilfeverein für Menschen mit Usher Syndrom und Hörsehbeeinträchtigung gegründet, um einige Beispiele zu nennen.

Taubblindheit wurde in Österreich erst 2010 als »eigene Behinderungsform« anerkannt (Sacherer 2011: 8). Die Ursachen sind vielfältig und Hörsehbeeinträchtigungen können in unterschiedlichen Lebensphasen, auch versetzt, auftreten. Je nach Eintrittszeitpunkt der Hör- bzw. Sehschädigung, Restgehör oder Restsehfähigkeit sowie Sprachpräferenz (Gebärden- oder Lautsprache) unterscheiden sich die Kommunikationsmöglichkeiten dieser Menschen stark. Die wesentlichen Kommunikationsmittel sind Gebärdensprachen und taktiles Gebärden, das Lorm-

Alphabet, taktiles Braille und Buchstabieren sowie die Verwendung von Bezugsobjekten und Symbolen. Insofern sind auch die Dolmetschtechniken individuell zu vereinbaren und können sich auch bei einer Person im Laufe der Zeit ändern (vgl. Shaw 2015; Stelzer 2016). Einige ÖGS-Dolmetscher*innen haben sich für diesen Arbeitsbereich weitergebildet und spezialisiert, auf der Website des ÖGSDV wird zudem auf den Einsatz tauber Dolmetscher*innen für Taubblinde hingewiesen (ÖGSDV o.J.g).

Ein relativ rezenter Bereich, in dem nunmehr Grenzziehungsarbeit stattfindet, stellt die kontroverse Diskussion um den Einsatz von Avataren als Gebärdensprachdolmetscher*innen dar, die in den Medien oft begeistert propagiert werden. Gehörlose fühlen sich durch diese Avatare allerdings in den meisten Situationen nicht gut vertreten, Gehörlose ebenso wie Dolmetscher*innen bemängeln ihr Aussehen, die Verständlichkeit der ÖGS, die Qualität der ÖGS-Dolmetschung und fürchten auch um die persönliche Interaktion, wie eine gemeinsame Stellungnahme des *Österreichischen Gehörlosenbundes* und des Dolmetscher*innenverbandes (2019) zeigt. Im Rahmen eines interdisziplinären Forschungsprojektes wurde daher ein Best-Practice-Leitfaden entwickelt, um die Forschung und Entwicklung in richtige Bahnen zu lenken (Krausneker/Schügerl 2021; vgl. auch die Masterarbeit von Pichler 2021).

In diesem abschließenden empirischen Kapitel zeigte sich deutlich, dass die Idee eines stabilen Zielzustandes, der durch Professionalisierungsprojekte zu erreichen ist, eine Utopie darstellt. Dass man im Zuge von Verberuflichungsprozessen bestrebt ist, die Anerkennung eines Qualifikations- und Statusprofils dauerhaft zu etablieren, ist sowohl der Notwendigkeit, soziale Ordnung herzustellen geschuldet als auch dem Bedürfnis, den abgesteckten Zuständigkeitsbereich gegenüber der Öffentlichkeit, dem Staat, den Kund*innen u.a. relevanten Akteur*innen durchzusetzen. Allerdings sind Zuständigkeit und Legitimität keine stabilen Zustände. Sie müssen nicht nur aktiv konstruiert und reklamiert, sondern aufgrund ihrer Relationalität, der Unvorhersehbarkeit gesellschaftlicher und technischer Entwicklungen, der jeweiligen Ansprüche der Umwelt und der eigenen aktuellen Bedürfnisstruktur immer wieder aufs Neue reflektiert, ausgehandelt und allenfalls eingeschränkt oder ausdehnt werden. Im Folgenden sollen die Erkenntnisse dieser Arbeit in theoretisch verdichteter Form dargestellt werden.

10. Modellbildung: Grenzanalytische Perspektiven auf Translation

In den nachfolgenden Ausführungen sollen die konzeptuellen Vorüberlegungen und empirischen Befunde verdichtet werden. In einem ersten Schritt werden die analytischen Konzepte durch die erzielten Befunde angereichert und ausdifferenziert, um sie in weiterer Folge für drei Typologien bzw. Modelle fruchtbar zu machen. Dabei soll auf die in Kapitel 4.1 diskutierten drei Dimensionen der Betrachtung translatorischer Berufe zurückgegriffen werden. Zunächst wird die im Rahmen der Arbeit entwickelte Typologie der translatorischen Sphären, und damit die Dimension des translatorischen Terrains, nochmals aufgenommen und auf andere soziale Welten der Translation ausgeweitet. Anschließend wird ein gegenstandsbezogenes Verberuflichungsmodell vorgestellt, das die Dimension des Translator*in-Werdens in den Blick nimmt. Schließlich wird der verbreiteten kategorialen Differenzierung in professionelle und nicht-professionelle Translation, die mitunter die Komplexität der empirischen Phänomene verdeckt, mit einer Typologie des translatorischen Tuns bzw. Translator*in-Seins begegnet.

10.1 Empirische Befunde und konzeptuelle Bausteine: Eine Zusammenschau

Die analytischen Konzepte Grenze und Grenzziehungsarbeit bzw. *boundary work* (siehe Kapitel 4.3) und das Konzeptpaar soziale Welt und Arena (siehe Kapitel 4.1.2) haben sich als hilfreiche Systematisierungsfolien für ein angemessenes Verständnis der Verberuflichung des Gebärdensprachdolmetschens in Österreich erwiesen. Im Folgenden sollen die Ergebnisse der Studie verdichtet, die Konzepte ausdifferenziert und die empirischen Befunde und konzeptuellen Bausteine in Bezug zueinander gesetzt werden.

Symbolische Grenzen sind, wie gezeigt werden konnte, Räume konzeptueller Differenz, die das Eigene wie das Andere begreiflich machen und signalisieren, dass hinter der Grenze das Andere beginnt. Sie entfalten ihre Wirkungsmacht nach innen, wenn der verbindende Charakter des Eigenen von sinngebender Bedeutung

ist. Sie sind jedoch stets relational, da die Elemente auf beiden Seiten der Grenze aufeinander wirken und nicht ohne einander gedacht werden können. Sie werden als Trennlinien wirkmächtig, wenn ihr Überwinden durch Grenzziehungsarbeit erschwert oder verhindert werden soll und sind in diesem Fall meist komplexitätsreduzierend, da sie das Eigene wie das Andere auf Basis der jeweiligen kulturellen Repertoires generalisieren und homogenisieren. Sie stellen aber auch mentale oder physische Räume der Begegnung dar, die verhandelt, überschritten, verändert oder aufgehoben werden können. Dementsprechend markieren sie nicht nur Separation, sondern ermöglichen vielfältige Beziehungs-Arrangements wie Einbettung oder Überlappung sowie graduelle Übergänge wie nähere oder fernere Verwandtschaft. Durch den Akt des Vergleichens mit Elementen jenseits der wahrgenommenen Grenze, etwa mit anderen (translatorischen) Berufen, dienen diese entweder als Kontrastfolie für den Ausbau eines eigenen, differenzierbaren Profils oder als Identifikationsfolie, um durch erfolgreiche Imitation die eigene Position zu stärken. Grenzziehungsarbeit kann zielorientiert und offensiv-strategisch sein, wenn die Akteur*innen ihre Interessen durchsetzen wollen, um Segregation zu erzielen, sie kann aber auch als kontinuierlicher Prozess beobachtet werden, der nicht unbedingt klar identifizierbare Ziele erkennen lässt.

Die Ressourcen, die bei Grenzziehungsarbeit eingesetzt werden, sind vielfältig und markieren kulturelle, moralische und/oder sozioökonomische Unvereinbarkeit oder weisen auf divergierendes Verständnis von Zeit und Raum hin (vgl. Lamont 1992). Kulturelle Grenzen beziehen sich auf erworbenes Wissen und Können, auf Verhalten, Handeln und Benehmen, die Einhaltung bestehender Konventionen und Regeln sowie ästhetische Merkmale wie Kleidung und, im Falle der ÖGS, die Schönheit ihrer Ausführung. Moralische Grenzen gründen sich auf Bewertungen von Translator*innen in Bezug auf Charaktereigenschaften und ethisch-moralisches Verhalten und beziehen sich auf soziale Werte wie Gerechtigkeit, Solidarität und Verantwortung sowie Tugenden wie Ehrlichkeit, Redlichkeit, Integrität, Empathie und Rücksichtnahme auf andere. Während kulturelle und moralische Grenzen im Verlauf der Verberuflichung des Gebärdensprachdolmetschens eine zentrale Rolle spielen, haben sozioökonomische Grenzen insofern eine geringere Bedeutung, als finanzielle Ressourcen in geringerem Maße als Einsatz zur Grenzziehungsarbeit zur Verfügung stehen. Die Grenzen, die gesetzt werden, sind meist symbolischer Natur, können in Form von Dekreten, Prüfungen oder Ausbildungen auch in eine physische Form gegossen werden oder konkrete soziale oder sozioökonomische Konsequenzen nach sich ziehen, wenn etwa bestimmten Akteur*innen der Zugang zum Markt versperrt wird.

Grenzziehungsarbeit kann mit unterschiedlicher Intensität erfolgen und sich auch auf Vergangenes beziehen. Wird das Verhalten anderer als dramatisch falsch empfunden, etwa, wenn der Eindruck entsteht, dass diese durch Macht und Kontrolle dem Leben der ihnen überantworteten Gehörlosen erheblichen Schaden zu-

fügen oder zufügten, äußert sich Grenzziehungsarbeit in *atrocity stories* (Dingwall 1977/2008b). Diese dienen weniger dem Ausschluss der falliblen anderen als dem Aneinanderbinden der Akteur*innen durch das Teilen interner Werte und externer Probleme, der Affirmation der eigenen Gesinnung und Praxistüchtigkeit sowie dem Ziel, Außenstehende vom Wert des eigenen Denkens und Handelns zu überzeugen. *Atrocity stories* können in einer sozialen Welt zu dauerhaften Erzählformen werden, sie ermöglichen wiederholte Bestätigung, schützen vor Vergessen und haben die Funktion lehrhafter Fabeln für neu eingetretene Akteur*innen.

Das Konzept der sozialen Welten und Arenen von Strauss (1978, 1993) hat sich, neben den Leitkonzepten Grenze und Grenzziehungsarbeit bzw. *boundary work*, als sinnvolle und notwendige Ergänzung erwiesen. Zwar kann Abbott zugestimmt werden, wenn er meint, »[b]oundaries come first, then entities« (Abbott 1995: 860), doch stellt sich die Frage, wie diese »entities« analytisch zu fassen sind. Die zentralen Beiträge zu *boundary work* geben auf diese Frage ebenso wenig Antwort wie zahlreiche empirische Studien, die konsultiert wurden. Da *boundary work* im Rahmen der Studie auch als Werkzeug bei der Ausformung von *groupness* (Brubaker und Cooper 2000) verstanden wird, war es schlüssig, die Agglomeration der Dolmetscher*innen als soziale Welt zu beschreiben, d.h. als Set von Relationen zwischen Menschen, die durch gemeinsame Tätigkeiten, Engagement und Ideologien verbunden sind.

Die soziale Welt des Gebärdensprachdolmetschens wird durch kontinuierliche Interaktionsprozesse der Akteur*innen unter sich und mit anderen sozialen Welten konstruiert, rekonstruiert und modifiziert. Die Herausbildung von Kernaktivitäten, Techniken und Einstellungen, also das, was getan und wie es getan wird, umfasst Prozesse der Authentisierung nach innen und Legitimierung nach außen. Grenzziehungsarbeit kann, aber muss nicht zwischen verschiedenen sozialen Welten stattfinden. Findet sie zwischen sozialen Welten statt, so handelt es sich um interprofessionelle Grenzziehungsarbeit gegenüber anderen, auch translatorischen Berufen, gegenüber gehörlosen Kund*innen und zwischen Profis und Laien bzw. Laiinnen. In Bezug auf verwandte translatorische Berufe ist zu beobachten, dass Gebärdensprachdolmetscher*innen sich zwar als unterscheidbar positionieren müssen, sich aber über weite Strecken in einem Kampf um eine Balance zwischen Ablehnung und Anbiederung, zwischen Abschottung und Offenheit, zwischen Verharren und Wandel befinden. Innerhalb der sozialen Welt der Gebärdensprachdolmetscher*innen findet Grenzziehungsarbeit etwa zwischen den Generationen, zwischen den Geschlechtern und zwischen Codas und Vertreter*innen der hörenden Welt statt.

In Arenen, den Schauplätzen der Begegnung sozialer Welten bzw. deren Repräsentant*innen, werden gemeinsame Themen diskutiert, ausgehandelt, ausgefochten oder manipuliert. In diesen sozialen und/oder diskursiven Räumen, die bei Bedarf gebildet werden, überschneiden sich soziale Welten über einen bestimmten Zeitraum zur Klärung offener Fragen oder Behandlung eines spezifischen Problems. Die Repräsentant*innen involvierter sozialer Welten verfügen in einer Arena

über je unterschiedliche Macht, können aber auch zu Verbündeten werden, wie die zuständige staatliche Behörde bei der Aushandlung der Richtlinien bzgl. der Legitimierung der geprüften Verbandsmitglieder. Repräsentant*innen der sozialen Welt der Gebärdensprachdolmetscher*innen können auch in Arenen aktiv werden, die ihre Kernaktivitäten nicht unmittelbar betreffen, wie etwa im Rahmen der Anerkennung der ÖGS, als eine temporäre Allianz mit Gehörlosenorganisationen geschlossen wurde. Arenen werden auch innerhalb sozialer Welten gebildet, wenn es gilt, Regeln festzuschreiben oder Änderungen herbeizuführen.

Die soziale Welt der Gebärdensprachdolmetscher*innen ist keine Agglomeration homogener Bewohner*innen, sie ist vielmehr auch intern von Differenz und damit einhergehend von Ambiguität und Ambivalenz geprägt. Die Heterogenität der sozialen Welt kann mitunter Grenzziehungsarbeit nach sich ziehen, wie jene zwischen Codas und Gebärdensprachdolmetscher*innen aus der hörenden Welt, und zur Entstehung von temporären oder dauerhaften Subwelten führen. Sie kann sich auch darin äußern, dass bestimmte Mitglieder als besonders repräsentativ angesehen werden, während andere weit an der Peripherie verortet werden. Eine kleine, stark strukturierte soziale Welt wie die des Dolmetschverbandes kann des Weiteren Reglements entwickeln, um Akteur*innen, die nicht mehr als Gleichgesinnte wahrgenommen werden, ausschließen zu können. Bewohner*innen, die sich in der sozialen Welt nicht mehr zu Hause fühlen oder den Beruf wechseln, können die soziale Welt auch aus eigenem Antrieb verlassen. Insofern kann Mitgliedschaft auch temporären Charakter aufweisen.

Die sich ausbildende soziale Welt der Gebärdensprachdolmetscher*innen formierte sich durch das Zusammentreffen und die Interaktion von Akteur*innen aus unterschiedlichen sozialen Welten. Einige blieben in ihrer angestammten sozialen Welt verwurzelt und betrachteten das Dolmetschen lediglich als gelegentliche Nebentätigkeit und vorübergehendes Intermezzo. Jene, die verblieben, um durch ihr Engagement einen Wandel herbeizuführen, bildeten, sei es aus Loyalität, sei es aus beruflicher Notwendigkeit, multiple Zugehörigkeiten aus, die sie vor die Herausforderung stellten, die jeweiligen Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsmuster zu vergleichen und abzuwägen, voneinander abzugrenzen oder zu integrieren. Bestenfalls gelang das Navigieren zwischen den Welten, schlimmstenfalls kam es zu dauerhaften Passungsproblemen, der Ausbildung einer Grundspannung und Krisen.

Schließlich hat sich bestätigt, dass soziale Welten bei zunehmender Größe und steigendem Komplexitätsgrad ihrer Aktivitäten zu Binnendifferenzierung und damit zur Herausbildung von Subwelten neigen. Diese können sich (neben den bereits besprochenen unterschiedlichen Auffassungen) auf divergierende Handlungsfelder oder unterschiedliche Beziehungen zu anderen sozialen Welten gründen. Eine solche Subwelt stellt etwa der Verband dar, der gleichzeitig auch eine Institution der sozialen Welt ist, eine weitere jene der Dolmetscher*innen, die dem Verband nicht

beigetreten sind, und als Subwelt innerhalb des Verbandes können die in jüngerer Zeit eingetretenen tauben ÖGS-Translator*innen betrachtet werden.

Wiewohl die konzeptuellen Bausteine in Bezug auf die empirischen Befunde der vorliegenden Arbeit diskutiert wurden, bietet sich der Konzeptapparat gleichzeitig dafür an, auf andere translatorische Bereiche übertragen zu werden.

10.2 Translatorisches Terrain: Eine Typologie

Wie sich im Verlauf der Arbeit gezeigt hat und in nachfolgendem Verberuflichungsmodell näher ausgeführt wird, lassen sich die drei Sphären der habitualisierten sowie der autonom und heteronom organisierten Translation im Bereich des Gebärdensprachdolmetschens bis in die rezente Vergangenheit beobachten, und es ist anzunehmen, dass sie auch heute noch vorkommen. Sie stellen somit nicht lediglich Vorläufer der professionalisierten Translation dar, die im Verlauf von Verberuflichungsprozessen ihre Konturen erhält. Im Folgenden sollen diese Rekrutierungs- und Organisationsformen zunächst in Bezug auf den vorliegenden Gegenstand nochmals resümiert werden, bevor eine Ausweitung der Typologie erfolgt.

Die habitualisierte Translationstätigkeit, etwa von Kindern für ihre gehörlosen Eltern, stellt die vermutlich älteste Form dar, die auch den geringsten Konventionalisierungsgrad aufweist. Sie erlaubt eine Vielfalt von Realisierungsformen und umfasst mehr oder weniger stark vermittelte Ausprägungen von Translation. Sie kann zwar durch Wiederholung zur Gewohnheit werden und konstantere Handlungs- und Beziehungsmuster entwickeln, hat aber auch in diesem Fall nur eine schwache soziale Ordnung, einen eingeschränkten sozialen Radius und geringe soziale Effekte. Habitualisierte Translation kann, so sie eine stärkere soziale Ordnung entwickelt, in organisierter Translation münden, etwa wenn ältere Kinder gehörloser Eltern als designierte Dolmetscher*innen regelmäßig im Verein für Translationstätigkeiten herangezogen werden. Diese, aus Sicht der Betroffenen autonom organisierte Translation ermöglicht es der Gehörlosenwelt, einen Teil der Entscheidungsmacht über die Auswahl geeigneter Translator*innen und die Durchführung translatorischer Tätigkeiten für sich zu beanspruchen. Als Organisationsträger der heteronom organsierten Translation für Gehörlose fungierten zunächst die sozialen Welten der Kirche, der Taubstummeninstitute und der Gerichte, wobei Letztere im Laufe der Geschichte nach Taubstummenlehrern vermehrt Codas rekrutierten, wodurch sich eine Überschneidung zur autonom organisierten Sphäre ergab. Das (vorläufige) Ergebnis des Professionalisierungsprojektes der ÖGS-Dolmetscher*innen wird als professionalisierte Sphäre der Translation bezeichnet. Sie spiegelt die Kernaktivitäten der sich entwickelnden Berufskultur wider. Unter Berufskultur wird, in Anlehnung an Prunč (2008) jener Teilbereich einer Translationskultur verstanden, der die Wahrnehmungs-, Denk- und Hand-

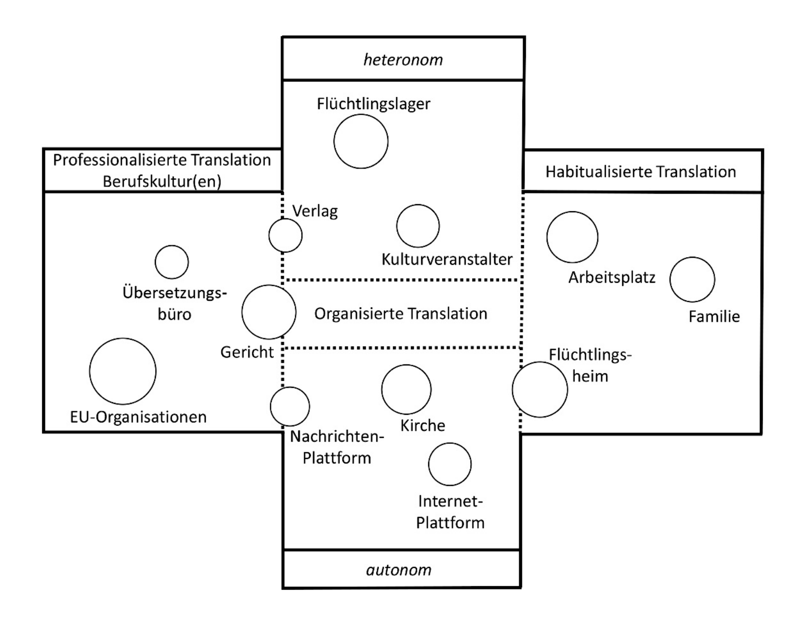
lungsmuster steuert, die sich auf den Beruf und seine Ausübung beziehen. Während Translationskulturen alle transkulturellen (Vermittlungs-)Handlungen und somit aus der Sicht von Berufstranslator*innen auch unkonventionelle translatorische Praktiken umfassen, beschränkt sich eine Berufskultur auf die Binnenlogik sanktionierter Tätigkeiten, wie sie von Berufsverbänden konstruiert und ausgehandelt und von Ausbildungsstätten vermittelt wird.

Diese vier translatorischen Sphären kann man sich als »culturescapes« (Gieryn 1999: 7) vorstellen, die nicht nur komplementär zueinander existieren, sondern aufgrund ihrer Relationalität mitunter von Rivalitäten und Revierkämpfen zwischen den sie vertretenden sozialen Welten gekennzeichnet sind. Trotz der scheinbaren Unvereinbarkeit der jeweiligen Translationskulturen, wird ein Navigieren der Akteur*innen zwischen den Terrains von Entscheidungsträger*innen der jeweiligen sozialen Welten bisweilen gestattet oder geduldet.

Nachdem sich gezeigt hat, dass die konzeptuelle Unterscheidung in habitualisierte, heteronom und autonom organisierte sowie professionalisierte Translation bei der Betrachtung der historischen Ursprünge, der Verberuflichung der Tätigkeit des Gebärdensprachdolmetschens und der Darstellung eines rezenten Ausschnittes der Tätigkeiten im relationalen Feld miteinander in Wechselwirkung stehender sozialer Welten als fruchtbringend herausgestellt hat, stellt sich die Frage, ob diese Differenzierung auch prospektiv von Nutzen ist bzw. auf andere translatorische Subwelten übertragen werden kann. Diese Frage ist auch insofern von Belang, als die Unterscheidung in autonom und heteronom organisierte Translation das Phänomen asymmetrischer Machtverteilung zwischen sozialen Welten impliziert, die sich von der Entscheidungsmacht über die Rekrutierung von Translator*innen Vorteile versprechen und infolgedessen in einem Konkurrenzverhältnis stehen. Diese konzeptuelle Unterscheidung lässt sich mühelos auf andere, historische oder aktuelle translatorische Tätigkeiten übertragen, die in einem Spannungsfeld unterschiedlich potenter sozialer Welten ausgeführt werden. Betrachtet man etwa rezente Entwicklungen im Bereich des Dolmetschens für Flüchtlinge, so lassen sich auch hier Terrains der heteronom und autonom organisierten Translation sowie jene der habitualisierten und professionalisierten Translation beobachten.

Um die Typologie auch auf andere Konstellationen übertragen zu können, wurde sie, wie in Abb. 7 dargestellt, im Vergleich zur vorläufig erstellten Typologie des Gebärdensprachdolmetschens in historischen Zusammenhängen insofern modifiziert, als die Grenze zwischen autonomer und heteronomer Translation nun als deutlich durchlässiger dargestellt wird (siehe Abb. 2 in Kapitel 6.1). Dies zeigt an, dass es sich um skalierte Konzepte handelt, wobei sich im Raum des Zusammentreffens der autonomen mit der heteronomen Sphäre die Differenzierung aufhebt.

Abb. 7 Translatorisches Terrain



Die in der Grafik exemplarisch dargestellten sozialen (Sub-)Welten der Translation sind nicht als fix verankert zu betrachten, sondern können z.T. je nach Zeitraum, Fall und Perspektive zwischen den Sphären verschoben werden. So ist es etwa möglich, die Kirche im Falle der vorliegenden Arbeit in der Sphäre der heteronom organsierten Translation zu verorten, während sie in dieser Darstellung weiter im autonom organisierten Bereich platziert wurde, um aufzuzeigen, dass mehrsprachige Repräsentant*innen einer kleinen religiösen Gemeinschaft translatorische Tätigkeiten zwar innerhalb ihrer eigenen sozialen Welt relativ autonom organisieren können, jedoch von Einflüssen der Landeskirchen nicht ganz unabhängig sind. Eine Internet-Plattform, auf der sich Hobby-Übersetzer*innen treffen, ist hingegen als autonomer organisiert dargestellt. Das Flüchtlingslager wurde in der Grafik am äußersten Pol der Heteronomie fernab professionalisierter Translation platziert, da von dem Fall ausgegangen wurde, dass die das Lager organisierende Firma bewusst »nicht-professionelle« Dolmetscher*innen einsetzt.

Wie zu sehen ist, besteht die Möglichkeit der Überlappung von Terrains. Dies ist u.a. am Beispiel des Gerichtsdolmetschens, einer Nachrichtenplattform und eines Verlages dargestellt. Die soziale Welt der Gerichte gilt zwar landläufig als Sphäre der professionalisierten Translation, zumal die Eintragung in die Liste der allge-

mein beeideten und gerichtlich zertifizierten Dolmetscher*innen mit bestimmten Anforderungen verbunden ist, allerdings werden in Ermangelung beeideter Dolmetscher*innen auch Sprachkundige aus anderen Sphären ad hoc eingesetzt. Eine fiktive von Gehörlosen organisierte Nachrichtenplattform könnte auf gemischte Teams setzen und ein ebenso fiktiver Nischenverlag für Literatur aus dem nichtrussischsprachigen Raum der ehemaligen Sowjetunion könnte sprachkundige Literaturliebhaber*innen gegenüber ausgewiesenen Übersetzer*innen bevorzugen.

Dieses Schema erlaubt, wie bereits angesprochen wurde, auch die Verschiebung der sozialen Welten zwischen den Sphären. In der gegenständlichen Darstellung findet sich das Übersetzungsbüro, das von drei Absolvent*innen eines translationswissenschaftlichen Studiums gegründet wurde, in der professionellen Sphäre. Es könnte in anderer Zusammensetzung und mit anderem Ziel jedoch auch teilweise oder gänzlich in die Zone der heteronom organisierten Translation verschoben werden. Handelt es sich um eine Agentur, die von Migrant*innen für Migrant*innen gegründet wurde, wandert es in die Sphäre der autonom organisierten Translation.

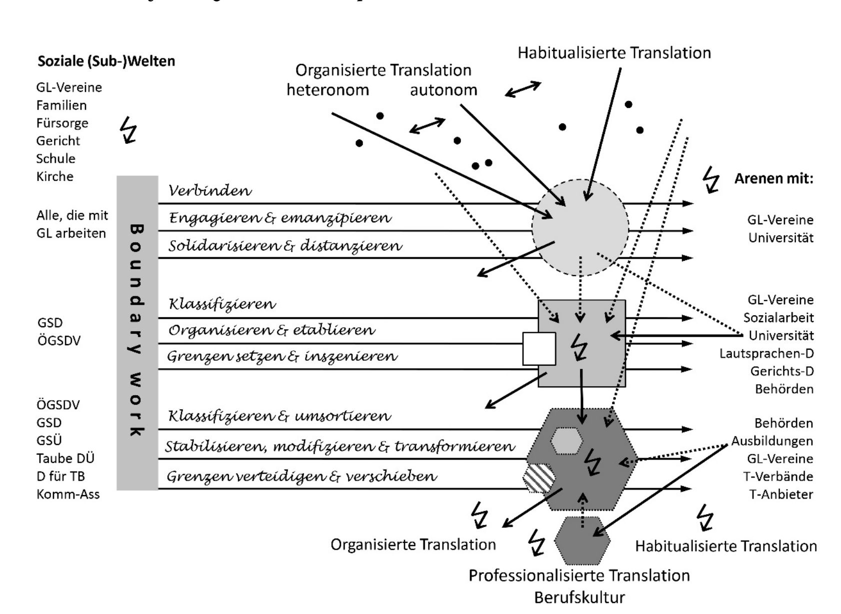
10.3 Translator*in-Werden: Ein Verberuflichungsmodell des Gebärdensprachdolmetschens

Die empirischen Befunde haben verdeutlicht, dass ein Verberuflichungsprozess keine logische und vorhersehbare Entwicklung impliziert und Fortschrittsmodelle daher nur eine mögliche, meist berufspolitisch motivierte, Perspektive der Betrachtung anbieten, die darauf abzielt, zu eruieren, aufgrund welcher Merkmale und in Form welcher Entwicklungsschritte eine Arbeit zu einem Beruf bzw. zu einer Profession wird oder Professionalisierungsgrade zu ermitteln. Problematisch ist dabei vor allem die Tatsache, dass sie notorische Professionalisierungsdefizite fortschreiben. Auch ist zu bedenken, dass sich aufgrund politischer, sozialer und ökonomischer Veränderungen der modernen Gesellschaft gewisse Merkmale wie etwa Autonomie kaum mehr erreichen lassen. Gleichwohl ist zu berücksichtigen, dass die Generierung traditioneller Merkmale von Professionen, wie die Konstruktion spezifischen Wissens, die Entwicklung exklusiver Kompetenzen, die Institutionalisierung einer (möglichst akademischen) Ausbildung oder die Formulierung eines Ehrenkodex für translatorische Berufe insofern von Bedeutung ist, als sie die zentralen Ressourcen ihrer Legitimation darstellen. Sie rein als Errungenschaften wahrzunehmen, ist jedoch insofern trügerisch, als diese Phänomene selbst als Grenzen betrachtet werden können, die unsicher sind und kontinuierlicher Grenzziehungsarbeit bedürfen, um sie aufrecht zu erhalten.

Das im Abb. 8 dargestellte Modell ist gegenstandsbezogen, nicht evolutionär, nicht deterministisch und, wie abschließend ausgeführt wird, ausreichend offen, um Anschlussmöglichkeiten zu bieten und weitere Konkretisierungen anhand

anderer empirischer Zusammenhänge zu erlauben. Bevor das Modell vorgestellt werden kann, ist zunächst eine kurze terminologische Klärung notwendig. Um professionstheoretische Vergewisserungen zu vermeiden, wird der Bezeichnung Verberuflichung gegenüber Professionalisierung der Vorzug gegeben, da Profession und Professionalisierung als kollektive Symbole nicht nur beschreibenden, sondern auch wertenden Charakter haben. Unter Verberuflichung wird das empirische Phänomen der Veränderung von Arbeit hin zu qualifizierter und sozial organisierter Erwerbsarbeit verstanden, als Professionalisierungsprojekt werden in Anlehnung an Larson (1977) die Aktivitäten der Akteur*innen bezeichnet, die im Zusammenhang mit dem Ziel der Verberuflichung, der Durchsetzung ihrer Interessen und der Statusverbesserung gesetzt werden.

Abb. 8 Verberuflichung des Gebärdensprachdolmetschens



Das Modell sieht keine diskreten Phasen vor, sondern ist als Kontinuum konzipiert, an dem unterschiedliche Akteur*innen zu unterschiedlichen Zeiten mit oder ohne definiertes Ziel bestimmte Formen der Grenzziehungsarbeit leisten, die entweder zu Stabilisierung beiträgt oder Wandel hervorbringt. Die Ausprägungen der Grenzziehungsarbeit sind anhand von vier relativ divergierenden Ausschnitten des Verberuflichungsprozesses dargestellt. Sie können wie Kader eines Filmstreifens

betrachtet werden, die herangezoomt wurden, um die jeweiligen Rahmenbedingungen, die beteiligten sozialen Welten, die Anliegen der Akteur*innen und die damit zusammenhängenden Aktivitäten aufzuzeigen.

Die Grenzziehungsarbeit umfasst drei miteinander in Beziehung stehende Dimensionen, die als horizontale Pfeile dargestellt werden: die erste Dimension bezieht sich auf das zentrale Element der *groupness*, die sich aus relationaler Verbundenheit, Zusammengehörigkeitsgefühl und kategorialer Gemeinsamkeit zusammensetzt (Brubaker/Cooper 2000), die zweite Dimension umfasst die zentralen Motive, die Grenzziehungsarbeit befeuern, und die dritte Dimension bezieht sich auf die Bedeutung der Prozesse an den Grenzen zwischen innen und außen.

Betrachtet man den ersten Ausschnitt des Verberuflichungsprozesses, so nimmt die habitualisierte Translation rechts oben die historisch früheste Position ein. Die Akteur*innen sind isoliert und verstreut und können auch zwischen den Sphären der habitualisierten und organisierten und zwischen autonom und heteronom organisierter Translation navigieren. Die Aufgabe des »Translationsmanagements« übernehmen die links oben gelisteten sozialen Welten der Kirche, der Schule, des Gerichts, der Fürsorge, der Gehörlosenvereine- und Verbände und der gehörlosen Familien zusätzlich zu ihren Kernaufgaben. Ihre Entscheidungsträger*innen legen fest, wer wann für wen dolmetscht sowie welche Position und welcher Handlungsspielraum den Akteur*innen zugebilligt werden. Die Akteur*innen sind selbst mehr oder weniger zentrale Mitglieder dieser sozialen Welten, außer jener der Gerichte, da diese ihre Dolmetscher*innen aus den Schulen und Vereinen rekrutieren. Begegnen einander zwei oder mehr Akteur*innen, führt dies zu einem Austausch über eine Vielzahl von Themen in Zusammenhang mit Gehörlosigkeit. Translation ist ein Thema von vielen. Sind Aushandlungsprozesse zwischen den sozialen Welten erforderlich – mögliche Arenen werden grafisch in Form von Blitzen dargestellt – sind die Akteur*innen daran nicht oder in ihrer hauptberuflichen Funktion beteiligt.

Eine soziale Welt der Dolmetscher*innen ist noch nicht im Entstehen, kollektive Grenzziehungsarbeit ist daher weder nötig noch möglich. Das Dolmetschen wird als eine dem Beruf inhärente Nebenverpflichtung oder als natürliche Folge der eigenen Sprach- und/oder Kulturkompetenz wahrgenommen, identitätsstiftend sind andere Aufgaben, die sie in ihren jeweiligen sozialen Welten übernommen haben. Als Coda sind sie vor allem Teil der gehörlosen Welt, als Lehrer in erster Linie Schulmann und als Fürsorgerin bzw. Sozialarbeiter um das umfassende Wohl ihrer Schützlinge bzw. Klient*innen bedacht. Insofern können sie mit Tipton und Furmanek (2016) als »fusion interpreters« bezeichnet werden. Ihre Position und ihren Handlungsspielraum haben sie wiederholt individuell auszuhandeln, ist die Translationstätigkeit stärker habitualisiert bzw. organisiert, finden Neueinsteiger*innen bereits Rahmenbedingungen vor und treten in die mehr oder weniger großen Fußstapfen ihrer Vorgänger*innen. Dass die Entscheidungsmacht über Rekrutierung und

Organisation bei repräsentativen Mitgliedern der jeweiligen sozialen Welten liegt und nicht bei den Dolmetscher*innen selbst, ist nicht zwingend mit Machtlosigkeit verbunden. So wurde den in den Gehörlosenvereinen tätigen »Fürsorgerinnen« die Rolle der Vertreterinnen in der hörenden Welt übertragen, was sie mit Kompetenzen ausstattete, die weit über das Dolmetschen hinausgingen. In ähnlicher Weise wurden Taubstummenlehrer in der sozialen Welt der Gerichte mit dem zusätzlichen Mandat des Sachverständigen in Taubstummenbelangen ausgestattet, wodurch sie über die Schuldfähigkeit von Angeklagten mitentscheiden konnten.

Boundary work findet in den sozialen Welten statt, deren Mitglieder ein Interesse haben, translatorische Tätigkeiten in ihrem Sinne zu regulieren. Eine physische Grenze wird bei Gericht durch die Beeidigung und die damit verbundene Vergabe von Dekreten bzw. später durch Bescheide über die Eintragung in die »Dolmetscherliste« gesetzt, wobei die symbolische Kraft der Dekrete bzw. Bescheide auch in andere soziale Welten ausstrahlt. In anderen sozialen Welten, wie der Kirche oder den Verbänden, wird durch die Bevorzugung von Gemeindemitgliedern bzw. Codas, und damit das Setzen kultureller Grenzen, anderen Dolmetscher*innen der Zugang zur Ausübung der Tätigkeit zumindest erschwert. Mitunter muss die mit vergleichsweise geringer Macht ausgestattete Gehörlosenwelt Kompromisse schließen und Dolmetscher*innen ein Mandat geben, die sich zwar in anderen sozialen Welten um Belange Gehörloser verdient gemacht haben, aber aus kulturellen, moralischen oder ökonomischen Gründen nicht die erste Wahl darstellen. Im Gegenzug erhofft man sich, dass diese Dolmetscher*innen im Sinne der Gehörlosen(gemeinschaft) agieren oder ihr Wissen aus anderen sozialen Welten mit den Gehörlosen zu teilen bereit sind. Eine Handhabe gegen Inkompetenz oder persönliche Bereicherung gibt es nicht, in vielen Fällen ist in Ermangelung von Alternativen Translationsverzicht der einzige Schutz.

Der zweite Ausschnitt der Grafik setzt dort an, wo einige Akteur*innen aus unterschiedlichen sozialen Welten, die mehr oder weniger häufig habitualisierter oder organisierter Translationstätigkeit nachgehen, bereits mit dem konkreten Ziel des Kennenlernens, des Austauschs und der Zusammenarbeit zusammengetroffen sind. *Boundary work* ist von Beginn an zu beobachten, im Vordergrund steht dabei die Entwicklung von *groupness*, in welche Richtung sich diese entwickeln soll oder wird, ist noch nicht absehbar. Eingeladen sind alle, die mit Gehörlosen arbeiten, was durch die durchbrochene Linie des Kreises gekennzeichnet ist. In Bezug auf *groupness* kommt der relationalen Verbundenheit der Akteur*innen und der Entwicklung eines Zusammengehörigkeitsgefühls zentrale Bedeutung zu. Kategoriale Gemeinsamkeit hat kaum Relevanz, die lose Agglomeration ist bunt gemischt und besteht aus Sozialarbeiter*innen, Lehrer*innen, Codas u.a. Die Gruppe ist in vielerlei Hinsicht kollektiver Ausdruck eines »fuzzy mind« (Zerubavel 1991), eines Mindsets, das Unterschiede kaum oder nicht als Bedrohung wahrnimmt, Ambiguität zur Kenntnis nimmt und Mischformen toleriert.

Im Vordergrund der Aktivitäten steht zum einen das Engagement für die Verbesserung der Lebenssituation Gehörloser und ihrer gesellschaftlichen Position und zum anderen der Wunsch nach Unabhängigkeit und die Emanzipation von der Fremdbestimmung des eigenen Handelns. Grenzziehungsarbeit besteht aus Solidarisieren nach innen und Distanzieren nach außen. Kulturelle und moralische Grenzziehungsarbeit findet in jenen sozialen Welten statt, in denen die Akteur*innen selbst aktiv sind, und richtet sich gegen als unorganisiert, halbherzig, überkommen und/oder menschenverachtend empfundene Gehörlosenarbeit. Obwohl das Engagement für Gehörlose die gemeinsame Agenda darstellt, erachtet man es aus Gründen des Selbstschutzes als unabdingbar, auch der Gehörlosenwelt gegenüber kulturelle und raumzeitliche Grenzen zu setzen, die sich auf Missverständnisse in Bezug auf die Möglichkeiten der Akteur*innen beziehen, im Sinne der Gehörlosen zu handeln. Zudem findet *boundary work* in Form von *atrocity stories* gegenüber jenen Personen statt, denen schwerwiegendes kulturelles und moralisches Fehlverhalten attestiert wird. Diese Grenzziehungsarbeit dient vor allem der eigenen Affirmation. Die Möglichkeit, Arenen zu bilden, um Fragen abzuklären und Probleme zu lösen, ist aufgrund der fehlenden Sichtbarkeit und geringen Macht eingeschränkt und bietet sich zunächst lediglich mit Gehörlosenorganisationen an. Zusätzlich eröffnet sich durch die Kontaktaufnahme der Universität, die eigene Interessen verfolgt, eine unvorhergesehene Arena, von der man sich im Gegenzug Unterstützung bei der Lösung eines Teils der virulenten Probleme verspricht. Innerhalb der losen Gruppe bildet sich keine spezifische Kernaktivität außer »Arbeit mit Gehörlosen« heraus, die Aufgaben sind aufgrund der Heterogenität mannigfaltig und die Mitgliedschaft ist häufig nur temporär und/oder peripher.

Der dritte Ausschnitt fokussiert auf die Zeitspanne, als sich das Dolmetschen als Kernaktivität herauskristallisiert hat. Diese mag zwar nach wie vor von Subjekt zu Subjekt in Verständnis und Ausführung divergieren, sie bekommt jedoch als gemeinsam zu definierendes Konzept einen zunehmend zentralen Charakter. Unter den Akteur*innen finden sich sowohl bereits vormals aktive Personen als auch Neuzugänge. Während im davorliegenden Ausschnitt relationale Verbundenheit und Zusammengehörigkeitsgefühl im Vordergrund standen, bekommt bei der Entwicklung und Gestaltung von *groupness* nunmehr kategoriale Gemeinsamkeit eine größere Bedeutung. Damit setzen Klassifizierungsprozesse ein, die sowohl auf die Tätigkeit an sich als auch auf die Ausführenden abzielen. Als repräsentative Mitglieder der sich entwickelnden, nach wie vor heterogenen, kleinen sozialen Welt werden nur mehr jene ÖGS-Dolmetscher*innen (GSD) angesehen, die sich mit dem in Konstruktion befindlichen neuen Konzept von Dolmetschen identifizieren, den Wunsch verfolgen, Dolmetschen als »Beruf« auszuüben und das Professionalisierungsprojekt zumindest ideell unterstützen. Der Zutritt ist nicht mehr unbeschränkt, was durch die durchbrochenen Pfeile dargestellt wird.

Als Kontrastfolien zur Konstruktion des Selbstbildes dienen nach wie vor die als inkompetent oder unlauter handelnd kategorisierten »Urgesteine«, nunmehr jedoch mit dem Ziel, ihnen den Zugang zum Feld deutlich zu erschweren. Dies erfordert proaktive, offensive Grenzziehungsarbeit gegenüber dem etablierten Gerichtsdolmetschen, in dem diese tätig sind. Während die Abgrenzung gegenüber dem Gerichtsdolmetschen keinerlei interne oder individuelle Krisen hervorruft, wird die als zwingend nötig betrachtete Abgrenzung von Teilaufgaben, die der Sozialarbeit zugerechnet werden, von einigen Mitgliedern, die ihre Hybridfunktion bzw. Fusionsfunktion normalisiert haben, als identitätsbedrohend empfunden. Als Identifikationsfolie und Objekt der Bewunderung dient das Konferenzdolmetschen. Auch wenn man sich der Fremdheit bewusst ist, scheint das Imitieren bzw. Erreichen bestimmter Merkmale der Akteur*innen, wie herausragende Kompetenz, seriöse Haltung und professionelle Einstellung, sowie der Organisation, wie Regelapparate, »entry boundaries« und Tarife, die erfolgversprechende Zielvorgabe, um den Status zu heben. Während im davor liegenden Ausschnitt Engagement und Emanzipation die treibenden Kräfte waren, stehen nun die interne Organisation, die Etablierung des eigenen Konzeptes von Translation und die Inszenierung dieses Konzeptes nach außen auf der Agenda. Intern führen die strenge kategoriale Differenzierung und zunehmende Reglementierung der Tätigkeit zur Ausbildung von Binnenarenen, etwa in Bezug auf die Entwirrung der naturalisierten Fusions- bzw. Hybridmetiers. Die eingeforderte scharfe Abgrenzung multipler Identitäten, die in der Grafik durch das kleine Quadrat dargestellt ist, das nach außen überlappt, äußert sich nicht nur in der Dauerhaftigkeit der Binnenarena, sondern führt auch zu individuellen Identifikationsproblemen, zumal die Erwartung besteht, dass jede*r Einzelne das neue Selbstkonzept der ÖGS-Dolmetscher*innen adäquat nach außen transportiert und glaubhaft inszeniert.

Die Organisation erreicht ihren Höhepunkt mit der Gründung des Verbandes ÖGSDV durch die Absolvent*innen des ersten universitären Weiterbildungslehrganges, die durch den durchgehenden Pfeil dargestellt sind. Der Name und dessen Sichtbarkeit machen die Akteur*innen zu repräsentativen Verhandlungspartner*innen in Arenen mit Vertreter*innen diverser sozialer Welten. Arenen werden u.a. gebildet, um Aus- und Weiterbildung zu konzipieren, Tarife zu verhandeln, Zugangsbeschränkungen zu entwickeln und durchzusetzen und die Mitglieder staatlich zu legitimieren. Im Zuge dessen ziehen die Gründungsmitglieder undurchlässige kulturelle Grenzen um die als Beruf zu etablierende Arbeit. Die Linie, die die ÖGS-Dolmetscher*innen umgibt, ist nunmehr durchgängig, der Zugang ist durch die physische Grenze der Berufseignungsprüfung mit oder ohne Umweg über Weiterbildungsmaßnahmen der Universität festgeschrieben, die Pfeile sind durchbrochen. Durch die staatliche Legitimierung der Prüfung, der der Gehörlosenbund zustimmt, wird zudem eine sozioökonomische Grenze gezogen, die es Nicht-Mitgliedern nach einer Übergangsfrist nicht mehr ermöglicht, am staatlich finanzierten

Markt, ausgenommen die Gerichte, tätig zu sein. Jene, die sich dem Reglement nicht unterwerfen, treten freiwillig aus oder werden ausgeschlossen, verlassen die Sphäre der professionalisierten Translation und sind in der autonom oder heteronom organisierten Translation oder in Graubereichen tätig. Der Erfolg der performativen Inszenierung der professionellen, »geprüften« Dolmetscher*innen und die damit einhergehenden Errungenschaften fußen auf dem Bruch mit Vergangenem, der kompromisslosen Reduktion auf Kernaufgaben – weg von sozialer Arbeit und hin zum Sprachrohr – und der damit einhergehenden Konstruktion einer definierten und wahrnehmbar differenten normativen Kategorie. Sie ist in Zerubavels (1993) Worten Ausdruck eines rigiden Mindsets, das, als Reaktion auf dauerhafte Missstände und in Anbetracht nicht zu bewältigender Komplexität und Kontinuität, auf Reinheit und Ordnung und somit auf Diskontinuität setzen muss.

Im vierten Ausschnitt ist die Gruppe der professionalisiert tätigen ÖGS-Dolmetscher*innen bereits deutlich angewachsen, die Berufskultur hat sich verfestigt. Viele haben die Berufseignungsprüfung positiv absolviert, zudem sind Absolvent*innen der akademischen und privaten Ausbildungen hinzugestoßen. Die Zugangsbeschränkung liegt nicht mehr allein in der Hand des Verbandes, die staatlichen Richtlinien wurden dahingehend geändert, dass Absolvent*innen einschlägiger Ausbildungen nicht mehr den Weg über die Berufseignungsprüfung nehmen und dem Verband beitreten müssen, um lizenziert arbeiten zu können, was durch ein kleines separiertes Sechseck unter dem großen dargestellt ist. Mit wachsender Ausbildungslandschaft geht ein Kontrollverlust des Verbandes einher, die nicht geglückte Verteidigung der Grenzen wird zunächst als Schwächung wahrgenommen. Der staatlich finanzierte wie der private Markt sind in einigen Regionen explodiert, zudem bildeten sich neue Tätigkeitsbereiche heraus, was das Feld unübersichtlicher gestaltet. So entwickelte sich u.a. ein neuer Markt für Übersetzungen schriftlicher Texte, etwa von Webseiten (GSÜ), Migrationsbewegungen erfordern Dolmetschtätigkeiten für nicht ÖGS-mächtige Gehörlose und aufgrund des wachsenden Bedarfs kommunikativer Unterstützung gehörloser Schüler*innen in Integrationsklassen kommen vermehrt sogenannte Kommunikationsassistent*innen (Komm-Ass) zum Einsatz. Dadurch, dass die Übersetzungstätigkeit von Gehörlosen beansprucht wird, treten taube Übersetzer*innen auf den Plan, und taube Dolmetscher*innen sind als Relaisdolmetscher*innen etwa in der Kommunikation mit Migrant*innen tätig (taube DÜ), was zur Einführung einer neuen, zunächst innerhalb der sozialen Welt der Gehörlosen organisierten, Ausbildung führt. Als Kommunikationsassistent*innen arbeiten im Schulbereich zunächst sowohl Pädagog*innen ohne Dolmetschausbildung als auch Dolmetscher*innen ohne pädagogische Ausbildung. Seit kurzem wird eine Ausbildung für diesen in Entwicklung befindlichen Beruf angeboten, der aufgrund der Überschneidung mit dem Dolmetschen kontrovers diskutiert wird. Des Weiteren wird in manchen Bereichen auf Schriftdolmetschen zurückgegriffen, ein Arbeitsfeld, das lange Zeit

in den Händen des Schwerhörigenbundes lag, der auch die einschlägige Ausbildung zunächst mitverantwortete, die inzwischen auch an Universitäten angeboten wird. Einzelne Vertreter*innen der professionalisierten Translation weiten ihre Tätigkeit auf das Dolmetschen für Taubblinde aus und nicht zuletzt ist das Videodolmetschen anzuführen, das aufgrund der erwarteten Kostenersparnis und im Kielwasser der Covid-Maßnahmen immer mehr Zuspruch findet.

Diese Diversifizierung durch bislang unkonventionelle Translationstätigkeiten, die Entstehung neuer Hybrid- bzw. Fusionsmetiers, die Einführung technikvermittelter Translation, die Implementierung neuer Ausbildungsformate und das Hinzustoßen tauber Translator*innen führt zu Irritationen in der sozialen Welt der ÖGS-Dolmetscher*innen und fordert insbesondere das eng geschnürte Korsett des Verbandes heraus. Die neuen Gegebenheiten und deren Herausforderungen lassen neue Subwelten entstehen und eröffnen Arenen zwischen sozialen Welten ebenso wie Binnenarenen. Das herkömmliche puristische Konzept des*der Gebärdensprachdolmetscher*in muss, ebenso wie die dahinterliegende, normative kategoriale Differenzierungsstrategie überdacht, diskutiert und neu ausgehandelt werden. Dieses Umsortieren führt ggf. zur Modifikation der Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsmuster und damit der Berufskultur. Die Diversifizierung und Pluralisierung, die grafisch durch Sechsecke, überlappende, eingebundene und separierte Subwelten dargestellt ist, wird einerseits als Bedrohung wahrgenommen, erfordert die Stabilisierung bestehender Ordnung und ruft die Verteidigung der Grenzen auf den Plan, andererseits muss auf geänderte Rahmenbedingungen mit Restrukturierung und Verschieben der Grenzen reagiert werden, etwa durch die Ausweitung der Berufseignungsprüfung auf gehörlose Kandidat*innen, die Umbenennung des Verbandes in *Gebärdensprach-DolmetscherInnen- und -ÜbersetzerInnen-Verband* oder die Enttabuisierung des »Helfens«, das als Leitdifferenz zur Welt der Sozialarbeit fungierte. Während in einigen Fällen Modifikationen der Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsmuster und damit der Berufskultur stattfinden, stellt die noch diffuse soziale Welt der Kommunikationsassistenz als Hybrid- bzw. Fusionsmetier entlang eines Kontinuums zwischen pädagogischem, sozialem und translatorischem Handeln eine Herausforderung dar, was durch Überlappung bei gleichzeitig vorhandener unsicherer Grenze dargestellt ist.

Vor dem Hintergrund des Bundes-Behindertengleichstellungsgesetzes (BGBl. I Nr. 82/2005) und regionaler Gesetzgebungen sind des Weiteren die Grenzen zwischen professionalisierter und organisierter Translation durchlässiger geworden. In Anbetracht der Tatsache, dass – je nach Region – öffentliche Organisationen, wie Sozialversicherungsträger, Krankenhäuser oder das Arbeitsmarktservice, Dolmetschkosten selbst zu tragen haben, dabei aber keinerlei Verpflichtung unterliegen, geprüften oder ausgebildeten Dolmetscher*innen den Vorzug zu geben, liegt die Auswahl entweder bei ihnen selbst oder den jeweiligen Vermittlungsagenturen. In der Sphäre der autonom organisierten Translation agieren Gehörlosenvereine,

aber auch einzelne Gehörlose als Träger von Vermittlungszentralen, Videodolmetschagenturen oder Nachrichtenportalen. Das Gerichtsdolmetschen wird nach wie vor vorwiegend der Zone der heteronom organisierten Translation zugerechnet, wenn die dort tätigen Translator*innen lediglich die Gerichtsdolmetscherprüfung abgelegt haben, die als geringere Hürde wahrgenommen wird als der Abschluss einer Ausbildung oder die Absolvierung der Berufseignungsprüfung, die bis 2020 den obligatorischen Besuch einer Reihe von Vorbereitungsseminaren vorsieht, und nur vereinzelt jener der professionalisierten Translation. Abschließend ist darauf hinzuweisen, dass neben der professionalisierten und organisierten Translation auch die habitualisierte Translation nach wie vor eine nicht zu unterschätzende Bedeutung hat.

Die Ausführungen zeigen, dass die empirischen Gegebenheiten der Idee, einen stabilen Endzustand der Professionalisierung erreichen zu können, wie dies traditionelle Professionalisierungsmodelle suggerieren, entgegenlaufen. Insofern stellen Stabilität und Dynamik lediglich zwei Seiten ein- und derselben Münze dar, die bei Bedarf aktiviert werden können. Die Herstellung und Verteidigung von Stabilität dient dem Beruf und seinen Mitgliedern zur Orientierung und zum Schutz vor Unordnung, sie konstruiert, normalisiert und kontrolliert bestimmte Verhaltensweisen und verbannt Unangemessenes und Unangepasstes jenseits der Grenze. Da diese Grenzen nicht nur schützen, sondern auch einschränken und behindern können, erlaubt Augenmerk auf die potenzielle Dynamik von Grenzen und deren Ausweitung, d.h. die Einbindung neuer Mitglieder und die Transformation von Strukturen aufgrund veränderter externer Rahmenbedingungen ebenso wie neu entdeckter interner Nützlichkeiten. Die Wahrnehmung der relationalen Verbindung zwischen Stabilität und Dynamik erfordert, um nochmals auf Zerubavel (1993) zurückzukommen, ein »flexible mind«, das Denkweisen des »rigid mind« ebenso wie jene des »fuzzy mind« zu integrieren vermag.

Das Verberuflichungsmodell ist, wie bereits eingangs betont, offen. Es wurde mit dem Ziel entwickelt, es abstrahieren und auf andere empirische Felder übertragen zu können. Gleichwohl ist das Modell nicht beliebig, da es von einigen Grundbedingungen ausgeht und bestimmte Elemente vorsieht. Diese lauten wie folgt:

- Sich entwickelnde ebenso wie bestehende translatorische Berufe können als soziale (Sub-)Welten betrachten werden, deren Kernaktivitäten zu ihrem Definitionskriterium werden. Sie sind weder homogen noch statisch, sondern heterogen und prozesshaft;
- Die sozialen (Sub-)Welten translatorischer Berufe stehen in Wechselwirkung mit anderen sozialen (Sub-)Welten und entwickeln Berufskulturen, die als spezifische Ausprägungen von Translationskulturen betrachtet werden können;
- Translator*innen können Mitglieder unterschiedlicher, auch wenig kompatibler sozialer Welten sein und multiple Zugehörigkeiten ausbilden;

- Verberuflichungsprozesse sind ebenso wie berufspolitische Aktivitäten von *boundary work* geprägt, Problemlösungen und Auseinandersetzungen finden sowohl in Binnenarenen als auch in Außenarenen statt;
- Translatorische Handlungen vollziehen sich in einem Kontinuum translatorischer Terrains, die von habitualisierter über die organisierte bis hin zur professionalisierten Translation reichen und im Verlauf von Verberuflichungsprozessen unterschiedliche Gewichtung erlangen.

10.4 Translatorisches Tun oder Translator*in-Sein? Eine Alternative zur Differenzierung in Profis und Laien

Die unter 10.2 vorgestellte allgemeine Typologie translatorischer Terrains, die auch in der Darstellung des Verberuflichungsprozesses der Gebärdensprachdolmetscher*innen und -übersetzer*innen Eingang fand, fokussiert auf die Abwicklung translatorischer Tätigkeiten in bzw. durch involvierte soziale Welten, spart jedoch die Wahrnehmung des translatorischen Tuns bzw. Translator*in-Seins durch die Akteur*innen aus. Im Folgenden soll daher komplementär dazu der Versuch unternommen werden, die vielfältigen Spielarten des translatorischen Tuns einer Kategorisierung zu unterziehen. Sie basiert auf der Erkenntnis, dass eine binäre Differenzierung in professionelles und nicht-professionelles Übersetzen bzw. Dolmetschen die Komplexität der empirischen Praxis nicht immer ausreichend zu fassen vermag. Die in Tabelle 9 dargestellte Typologie, die sich nicht auf gebärdensprachliche Translation beschränkt, umfasst die Spielarten des *konventionalisierten*, des *unkonventionellen* und des *informellen* Übersetzens und Dolmetschens, die weitgehend den Sphären der professionalisierten, organisierten und habitualisierten Translation entsprechen.

*Tab. 9 Translator*in-Sein und translatorisches Tun*

Konventionalisiertes Übersetzen und Dolmetschen	
ausgewiesen	ausgeübt
Unkonventionelles Übersetzen und Dolmetschen	
engagiert	eingefordert
Informelles Übersetzen und Dolmetschen	
vermittelt	nicht vermittelt

Translatorisches Tun ist synonym mit translatorischer Arbeit, die, wie noch aufgezeigt wird, hauptberuflich oder gelegentlich, bezahlt oder unbezahlt, geplant oder ungeplant ausgeführt werden kann. Translatorisches Tun und Translator*in-Sein werden hingegen nicht gleichgesetzt, d.h. die Typologie berücksichtigt auch Akteur*innen, die translatorische Handlungen vollziehen, sich jedoch nicht als Übersetzer*innen oder Dolmetscher*innen wahrnehmen oder bezeichnen. Die Akteur*innen sind zudem in ihren Handlungen nicht an eine einzige Kategorie gebunden.

Unter *konventionalisiertem* Übersetzen und Dolmetschen werden jene Tätigkeiten subsumiert, die in einer Translationskultur als gängig und von Berufstranslator*innen als prototypisch wahrgenommen werden. Sie prägen im Rahmen der jeweiligen Translationskultur spezifische Berufskulturen aus. Die Ausübenden bezeichnen sich als Translator*innen bzw. werden in den Feldern, in denen sie tätig sind, als solche kategorisiert. *Konventionalisierte* Translationstätigkeiten werden in *ausgewiesener* Form durchgeführt, wenn die Akteur*innen sich aufgrund von abgeschlossenen Aus- oder Weiterbildungen, absolvierten Prüfungen, Zertifizierungen oder gesetzlicher Lizenzierung als *ausgewiesen* für den Beruf betrachten bzw. betrachtet werden. Akteur*innen, die keine der o.g. physischen Legitimationen vorweisen, ihre translatorische Tätigkeit aufgrund von Erfahrung ausüben und sich selbst als Translator*innen bezeichnen bzw. als solche bezeichnet werden, fallen in die zweite Ausprägung der ersten Kategorie, die *ausgeübte konventionalisierte Translation*. Zur ersten Kategorie zählen heute z.B. ÖGS-Dolmetscher*innen, die eine Ausbildung oder die Berufseignungsprüfung absolviert haben oder als Gerichtsdolmetscher*innen beeidet sind, auch wenn, wie ausgeführt wurde, Gerichtsdolmetscher*innen mitunter attestiert wird, nicht über ausreichende Qualifikationen zu verfügen. Die Kategorien sagen nichts über die Qualität der translatorischen Handlungen aus. Akteur*innen, die *konventionalisierte* translatorische Tätigkeiten *ausüben*, ohne dafür physisch *ausgewiesen* zu sein, sind in unserer Translationskultur z.B. erfahrene literarische Übersetzer*innen, die einen philologischen Hintergrund haben, oder erfahrene Dolmetscher*innen im Kommunalbereich für Sprachen, für die keine Ausbildungsangebote vorhanden sind. In beiden Fällen identifizieren sie sich mit ihrem Translator*in-Sein, üben die Tätigkeit haupt- oder nebenberuflich aus und werden dafür bezahlt. Für die Vergütung der Leistungen von Translator*innen, die *konventionalisierter* Arbeit nachgehen, werden häufig bestimmte Honorarsätze oder Mindestgrundgehälter als Richtwerte empfohlen. *Konventionalisierte* translatorische Tätigkeiten finden typischerweise in der Zone bzw. Sphäre der professionalisierten Translation statt, eine *ausgewiesene* Translatorin kann aber auch in der sozialen Welt etwa einer Firma tätig sein, die vorwiegend in der organisierten Sphäre operiert.

Die Kategorie der *unkonventionellen Translation* umfasst *engagiertes* und *eingefordertes* Übersetzen und Dolmetschen. Es handelt sich bei beiden Formen um bewusst durchgeführte translatorische Handlungen, allerdings weichen sie in einigen

Aspekten von *konventionalisierter Translation* ab. Die Akteur*innen bezeichnen sich selbst nicht (oder noch nicht) als Translator*innen oder handeln als *ausgewiesene* Translator*innen in einer Weise, die den jeweiligen Normen der *konventionalisierten Translation* nicht oder nur z.T. entspricht. Die Tätigkeit wird nicht zwingend vergütet und ist nicht unbedingt streng reglementiert, wird jedoch über einen bestimmten Zeitraum oder regelmäßig ausgeübt und somit – zumindest temporär – als eine Komponente der beruflichen oder privaten Lebenswelt betrachtet. *Unkonventionelle Translation* tritt in zwei Varianten auf: Entweder wird die Arbeit neben der oder zusätzlich zur eigentlichen (beruflichen) Tätigkeit *eingefordert*, d.h. die Akteur*innen führen sie aus einer extrinsischen Motivation bzw. einem externen Selbstverständnis heraus aus, oder sie übersetzen bzw. dolmetschen aus persönlichem *Engagement* für die Sache und agieren somit intrinsisch motiviert bzw. aus einem internen Selbstverständnis heraus. *Eingefordert* wurden etwa im Verlauf der Entwicklung des Gebärdensprachdolmetschens regelmäßig Dolmetschleistungen von Sozialarbeiter*innen für ihre gehörlosen Klient*innen. Weitere Beispiele solcher »fusion interpreters« bzw. Hybridtätigkeiten sind Reiseleiter*innen, die im Rahmen ihrer Aufgaben auch als Dolmetscher*innen fungieren, oder Fixer, die in Kriegs- und Krisenregionen eine Fülle von Tätigkeiten für Journalist*innen ausführen, darunter auch translatorische Dienste leisten. Auch Sekretär*innen, die in Unternehmen für Bürobelange zuständig sind und immer wieder aufgefordert werden zu übersetzen oder zu dolmetschen, fallen in diese Kategorie.

Translatorische Arbeiten einer Person können je nach Situation und Motivation einmal Merkmale der (vorwiegend) *eingeforderten*, einmal Merkmale der (vorwiegend) *engagierten* Translation aufweisen. Dies soll anhand des Dolmetschens und Übersetzens in Katastrophenfällen erläutert werden. Wird ein Pfleger im Krankenhaus, in dem er angestellt ist, nach einer Naturkatastrophe, von der auch Tourist*innen betroffen sind, über einen längeren Zeitraum für translatorische Tätigkeiten herangezogen, so wird seine Arbeit von außen, etwa der Krankenhausleitung, *eingefordert*, auch wenn er sich zudem persönlich für die Sache einsetzt und nicht lediglich aus Zwang handelt. Nimmt sich der mehrsprachige Pfleger Urlaub, um in ein Katastrophengebiet zu reisen und dort einige Wochen lang u.a. auch translatorische Hilfe zu leisten, so ist seine Arbeit der Kategorie der *engagierten unkonventionellen Translation* zuzuordnen. In beiden Fällen ist seine translatorische Tätigkeit geplant, bewusst ausgeführt, organisiert und kontinuierlich. Sie ist jedoch nicht konventionalisiert, da er weder als Translator *ausgewiesen* ist, noch den Beruf eines Translators *ausübt*, sich also weder selbst als solcher bezeichnet, noch vorwiegend als solcher wahrgenommen wird.

Zur Kategorie *engagierter unkonventioneller Translation* zählen z.B. Übersetzer*innen von Fan-Subs oder anderer, privater kollaborativer Übersetzungsportale, aber auch aktivistische Dolmetscher*innen, etwa jene des Netzwerkes *Babels*, das im Rahmen der Weltsozialforen neben der translatorischen auch eine politische

Agenda verfolgt. Wie bereits erwähnt, sind Akteur*innen nicht an eine Kategorie gebunden. Die bei den Weltsozialforen tätigen Dolmetscher*innen können in anderen sozialen Welten die erste Kategorie der *ausgewiesenen, konventionalisierten Translation* vertreten. Und eine ausgebildete Konferenzdolmetscherin wird in ihrer Funktion als freiwillige Dolmetscherin in ihrer Kirche der *engagierten unkonventionellen Translation* zugerechnet werden.

Die dritte Kategorie der *informellen Translation* deckt sich mit der Sphäre der habitualisierten Translation. Sie wird *vermittelt* ausgeübt, wenn mehr oder weniger bewusst übersetzt oder gedolmetscht wird, *nicht vermittelt* ist sie z.B. unter Kindern von Migrant*innen, die Code-Switching betreiben, oder in hörenden Familien mit gehörlosen Kindern, wenn hörende Eltern in Form von Code-Blending mit ihren Kindern kommunizieren. Der Zugang zur *vermittelten informellen Translation* ist nicht beschränkt und steht jedem und jeder offen, der oder die zwei Sprachen zumindest so weit beherrscht, wie es die jeweiligen Rahmenbedingungen erfordern, ob es sich um die Übersetzung der italienischen Speisekarte ins Deutsche für den Onkel handelt, der ein Restaurant führt, oder die Begleitung einer nicht der deutschen Sprache mächtigen ausländischen Kollegin zum Fundbüro. Als *informelle vermittelte Translation* können auch wiederholte Tätigkeiten klassifiziert werden, die nicht geplant oder organisiert sind, d.h. eine geringe soziale Ordnung aufweisen. Springt eine mehrsprachige Krankenschwester hin und wieder spontan ein, um die Kommunikation mit fremdsprachigen Patient*innen zu erleichtern, fällt dies in die Kategorie der *informellen vermittelten Translation*. Ist die Krankenschwester Teil des krankenhausinternen Pools mehrsprachiger Mitarbeiter*innen, wird das Dolmetschen also bis zu einem gewissen Grad von ihr erwartet, ist sie der *unkonventionellen eingeforderten Translation* zuzuordnen. Erst wenn sie sich selbst nicht nur als Krankenschwester, sondern auch als Dolmetscherin identifiziert und als solche wahrgenommen und bezeichnet wird, etwa wenn diese Aufgabe auch in ihrem Dienstvertrag verzeichnet ist, ist sie der *konventionalisiert ausgeübten Translation* zuzuordnen.

Die verschiedenen Formen des Translator*in-Seins bzw. des translatorischen Tuns sind zwar kategorial voneinander differenziert, das Modell erlaubt es jedoch, wie bereits gezeigt wurde, dass Akteur*innen, die weiter oben angesiedelt sind, auch Tätigkeiten ausüben können, die in eine Kategorie weiter unten fallen. Wenn ein Dolmetscher, der bei Institutionen der EU tätig ist, für seine Mutter im Restaurant in Brüssel die Speisekarte vom Blatt dolmetscht, wird er sich in diesem Moment vermutlich nicht der Kategorie der *konventionalisierten ausgewiesenen Translation* zugehörig fühlen, sondern eine *informelle* translatorische Tätigkeit durchführen, für die er zufälligerweise besonders qualifiziert ist. Wie am Beispiel der Krankenschwester gezeigt wurde, ist der Übergang zwischen den Kategorien mitunter fließend.

Welcher Kategorie eine translatorische Handlung zugeordnet wird, hängt von der jeweiligen historischen oder aktuellen Translationskultur und den darin einge-

betteten Berufskulturen ab. Dies ist insofern von Belang, als die in der Translations- bzw. vor allem der Berufskultur vorherrschenden Normen, liest man die Typologie von oben nach unten, zunehmend an Wirkungsmacht verlieren. Somit ist auch die Selbst- und Fremdwahrnehmung als Übersetzer*in und/oder Dolmetscher*in links oben am ausgeprägtesten und rechts unten am geringsten. Insofern nimmt auch Grenzziehungsarbeit ab bzw. andere Formen an. Während sie im Bereich der *ausgewiesenen konventionalisierten Translation* i.d.R. strategisch ist, kann sie im Rahmen der *engagierten unkonventionellen Translation* politisch motiviert und im Bereich der *informellen vermittelten Translation* Ausdruck kultureller Vorlieben sein. Liest man die Grafik von oben nach unten nimmt auch die Wahrscheinlichkeit ab, dass die translatorische Tätigkeit konventionellen Empfehlungen entsprechend bezahlt wird, während die Möglichkeit freiwilliger Tätigkeit und die Vielfalt individueller Beweggründe zu übersetzen bzw. zu dolmetschen zunimmt (vgl. Grbić 2022).

11. Zusammenfassung

Gebärdensprachdolmetscher*innen stellen, betrachtet man die translatorischen Berufe in Österreich, eine junge Berufsgruppe dar, die einen raschen Verberuflichungsprozess durchlaufen hat. Die ersten losen Treffen von Sozialarbeiter*innen und Dolmetscher*innen für Gehörlose fanden Ende der 1980er, Anfang der 1990er Jahre statt, der *Österreichische Gebärdensprach-DolmetscherInnen-Verband* (ÖGSDV) wurde im Jahre 1998 gegründet, ein Studium wird seit dem Wintersemester 2002/2003 angeboten. Im Mittelpunkt der vorliegenden Arbeit stand die Frage, was im Rahmen der Ausformung der Tätigkeit des Gebärdensprachdolmetschens zu einem Beruf geschah. Die Untersuchung erfolgte aus einer grenzanalytischen Perspektive, als analytisches Leitkonzept diente das zunächst von Thomas Gieryn (1983) eingeführte Konzept *boundary work*, mit dem die kulturelle Praxis der Konstruktion von Differenz durch das Setzen symbolischer Grenzen bezeichnet wird. Im Zuge der Beantwortung der Leitfrage und der damit zusammenhängenden Subfragen, bei der auf die *Grounded Theory Method* als Rahmenmethodologie zurückgegriffen wurde, wurden die zentralen Akteur*innen und Institutionen identifiziert, historische Einflüsse ergründet, relevante Themen und prägende Ereignisse erfasst, zentrale Prozesse rekonstruiert und Einsichten in Wahrnehmungsmuster, Handlungslogiken und Entscheidungsprozesse gegeben.

Um potenziellen Auswirkungen historischer Bedingungen und Praktiken auf die Verberuflichung auf den Grund zu gehen, wurde zunächst ein Blick in die Geschichte geworfen und in diesem Zusammenhang eine Typologie der habitualisierten sowie heteronom und autonom organisierten Translation erstellt. Während die habitualisierte Translation alltägliche soziale Handlungen, etwa durch Kinder gehörloser Eltern (Codas), umfasst, die nur eine geringe soziale Ordnung aufweisen, keinen institutionellen Effekt erzielen und in mannigfaltigen Realisierungsformen auftreten, bilden heteronom organisierte Translationstätigkeiten in Kirche, Schule und bei Gericht und autonom organisierte Translationstätigkeiten in der Sphäre der Gehörlosenvereine und -verbände bereits relativ konstante Handlungs- und Beziehungsmuster aus. In einem nächsten Abschnitt wurden die Herkunftsgeschichten der am Verberuflichungsprozess beteiligten Akteur*innen in den Blick genommen. Es wurde aufgezeigt, wie sich die individuellen Begegnungen mit Gehörlo-

sen und Gebärdensprache im Zusammenspiel mit den jeweiligen Ursprungsberufen bzw. der familiären Herkunft der Akteur*innen auf ihre ersten Ad-hoc-Einsätze und die zunehmende Habitualisierung ihrer Translationstätigkeit auswirkten. Anschließend wurden die ersten Begegnungen der Akteur*innen behandelt, die sowohl aufkeimende Gefühle von *groupness* hervorriefen als auch erste Abgrenzungsprozesse nach sich zogen und eine neue soziale Welt auszuprägen begannen. Im Zusammenhang mit nachfolgenden Kontakten nach außen wurden die Einflüsse zweier sozialer Welten, des Gehörlosenbundes und der Universität, analysiert, die sich durch unvorhergesehene Ereignisse prägend auf das Einsetzen des kollektiven Professionalisierungsprojektes ebenso wie die individuelle Entscheidung für den Beruf auswirkten. Im abschließenden Kapitel der Untersuchung wurden das Professionalisierungsprojekt der ÖGS-Dolmetscher*innen, damit verbundene Kernaktivitäten sowie interne und externe Aushandlungsprozesse in den Blick genommen, die schließlich zur Gründung des Verbandes führten und den Zugang zum Beruf u.a. durch staatliche Legitimation einschränkten. In einem weiteren Schritt wurden die Konstruktion des neuen Berufsbildes und damit einhergehende Konsequenzen für die Selbst- und Fremdwahrnehmung der Akteur*innen behandelt. Schließlich wurde aufgezeigt, dass Zuständigkeit und Legitimität keine stabilen Zustände sind. Sie müssen nicht nur aktiv konstruiert und reklamiert, sondern aufgrund der Unvorhersehbarkeit gesellschaftlicher Entwicklungen, der jeweiligen Ansprüche der Umwelt und der eigenen aktuellen Bedürfnisse immer wieder aufs Neue reflektiert, ausgehandelt und allenfalls eingeschränkt oder ausdehnt werden. In einem letzten Kapitel wurden schließlich die Ergebnisse verdichtet und in Form eines gegenstandsbezogenen Modells der Verberuflichung des Gebärdensprachdolmetschens in Österreich präsentiert. Die Eckpunkte des Modells wurden in einem weiteren Schritt abstrahiert, um es für Untersuchungen des Translator*in-Werdens in anderen empirischen Feldern nutzbar zu machen. Des Weiteren wurden zwei allgemeine Typologien erstellt, die zum einen das Translatorische Tun bzw. Translator*in-Sein und zum anderen das translatorische Terrain modellieren, um der Komplexität der vielfältigen translatorischen Phänomene Rechnung zu tragen, die sich, wie sich herausgestellt hat, durch die verbreitete kategoriale oder auch graduelle Differenzierung in professionelle, nicht-professionelle oder noch-nicht-professionelle Translation nicht ausreichend differenziert erfassen lassen.

In Bezug auf den Theorierahmen lässt sich festhalten, dass die Untersuchung von der grenzanalytischen Perspektive profitierte. Die Ergänzung des analytischen Konzeptes *boundary work* durch die Straussschen Konzepte der *sozialen Welten* und *Arenen* erwies sich zudem als fruchtbar, um die unterschiedlichen Agglomerationen von Akteur*innen und ihre Beziehungen zueinander als Strukturen ebenso wie als Prozesse analytisch fassen zu können. Im Kontext der Betrachtung des Verberuflichungsprozesses der Gebärdensprachdolmetscher*innen in Österreich ermöglichte diese Perspektive die Einbindung divergierender Stimmen unterschiedlicher so-

zialer Welten, die zu einem schlüssigen Modell verdichtet werden konnten. Der Vorteil einer solchen Betrachtungsweise liegt in der Berücksichtigung von Kontingenz und Relationalität, Autonomie wie Heteronomie, Stabilität ebenso wie Dynamik.

Am Beginn der Arbeit standen drei Vorannahmen. Zunächst wurde davon ausgegangen, dass die Verberuflichung des Gebärdensprachdolmetschens als kontingenter, fortdauernder und kompetitiver Konstruktionsprozess verstanden werden kann, der Einflüssen von innen und außen ausgesetzt ist. Diese Annahme konnte bestätigt werden. Obwohl die Idee, einen Verband zu gründen, bereits im Zuge der ersten Treffen der Sozialarbeiter*innen und Dolmetscher*innen für Gehörlose zur Sprache kam, da man sich davon Ordnung, Sicherheit, Unabhängigkeit und Sichtbarkeit versprach, waren das Tätigkeitsfeld und die damit verbundenen Aufgaben zunächst ebenso ungewiss wie der Weg, der bestritten werden sollte, die Ereignisse, die Veränderungen herbeirufen sollten, und die Akteur*innen, die schließlich gemeinsam eine soziale Welt zu konstruieren und zu konturieren begannen. Der Weg war nicht geradlinig, die Aktivitäten und deren Bedeutungen wurden durch mitunter konflikthafte interne Aushandlungsprozesse und Einflüsse aus anderen sozialen Welten, mit denen Beziehungen eingegangen wurden bzw. eingegangen werden mussten, maßgeblich geprägt.

Dazu zählt von Beginn an die »Welt der Gehörlosen« mit ihren Organisationen und Repräsentant*innen, etwas später die soziale Welt der Universität, einerseits mit ihrem Angebot der Wissensvermittlung, das kulturelles Kapital in Aussicht stellte, und andererseits dem Angebot der aktiven Unterstützung des Professionalisierungsprojektes, das soziales Kapital versprach, sowie schließlich staatliche Behörden, die die Kommodifizierung der Tätigkeit durch eine Richtlinie festschrieben, wodurch der Beruf sozioökonomisch abgesichert wurde und in Form des Titels »geprüfte*r Gebärdensprachdolmetscher*in« ein Symbol für eine institutionalisierte Tatsache erhielt, was sich wiederum auf das Selbstbild der Akteur*innen auswirkte. Die beruflichen Welten, die im Verlauf des Verberuflichungsprozesses eine Rolle spielten, waren zunächst die Kirche, die Schule und die soziale Arbeit, aus der sich die Dolmetscher*innen rekrutierten, was aufgrund divergierender Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsmuster im Kollektiv zu Konflikten führte und im individuellen Alltagshandeln dazu anhielt, die verschiedenen Engagements in ein schlüssiges und lebbares Verhältnis zu setzen. Dass der Prozess der Konstruktion des Berufs trotz einer längeren Phase der scheinbaren Persistenz und Robustheit nicht abgeschlossen ist, sondern immer wieder Rekonstruktionen erfordert, zeigt die rezente Diversifizierung der sozialen Welt der Gebärdensprachtranslator*innen, die Irritationen auslöst und neuer Formen der Grenzziehungsarbeit bedarf.

Dass Kategorisierung bei der Konstruktion des Berufs und affiliativen Mechanismen eine zentrale Rolle spielt, konnte ebenso bestätigt werden. Dies unterstreicht die Bedeutung der Relationalität zwischen Akteur*innen und/oder zwischen sozialen Welten, die als gleich, ähnlich oder anders wahrgenommen

werden. Die Ausbildung einer *groupness* und somit einer Identität als Gebärdensprachdolmetscher*in erforderte kontinuierliche *boundary work* gegenüber den Ursprungsberufen der Akteur*innen, deren Aufgabenbereichen ebenso wie habitualisierten Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsmustern und führte in den ersten Jahren insbesondere in Bezug auf Sozialarbeit zu kulturellen und moralischen Konflikten, die einmal zu rigideren, einmal zu unschärferen Zuständigkeitsgrenzen führten. Während man versuchte, Merkmale der Sozialarbeit aus der Repräsentation des Berufs Gebärdensprachdolmetscher*in zu tilgen, versprach man sich von der Orientierung an Konferenzdolmetscher*innen, die aufgrund der Merkmale Organisation, Verdienst, Kompetenz, Haltung und Erscheinungsbild als Identifikationsfolie für die Entwicklung des eigenen Berufsbildes herangezogen wurden, sozialen Status und berufliches Prestige.

Innerhalb der sich konstituierenden sozialen Welt der Gebärdensprachdolmetscher*innen erwiesen sich insbesondere die Kategorisierungen in die »alte« und »junge« Generation sowie in Codas und spätberufene Dolmetscher*innen als konstitutiv für die Dynamik der Aushandlungsprozesse um das Berufsbild, während in jüngerer Zeit u.a. die Kategorie der tauben Dolmetscher*innen eine neue Sub-Welt bildet, die Motive, Auffassungen und Symbolisationen herausfordert und normative Hintergrundstrukturen auf den Prüfstand stellt. In beiden Fällen werden moralische ebenso wie kulturelle Grenzen ins Treffen geführt, die von gegenseitiger Skepsis und Konkurrenz ebenso wie Annäherung geprägt sind und die Spannung zwischen Dauerhaftigkeit und Wandel aufrechterhalten. Die Problematik des Setzens klarer Grenzen gegenüber verwandten Berufen, die sich zunächst in Bezug auf die Sozialarbeit als notwendig ebenso wie konfliktträchtig und folgenreich erwies, verlagert sich in jüngerer Zeit auf Kommunikationsassistent*innen, da das Verschwimmen von Grenzen zwischen Translation, pädagogischer und sozialer Arbeit zu neuerlichen Irritationen der geordneten Sicht der Welt führt. Welche Rolle solche hybriden Tätigkeitsfelder, die auch in anderen translatorischen Sektoren immer mehr ins Blickfeld der Forschung rücken, in der Entwicklung von Translationskulturen spielen werden, bleibt abzuwarten. Die Ergebnisse weisen jedenfalls auf einen kontinuierlichen, komplexen Konstruktions- und Rekonstruktionsprozess von Berufen in einem Netz sozialer Welten hin, die ein Interesse an der Aktivität Translation oder dem Produkt Translat haben und unter der Bedingung unvermeidlich divergenter Perspektiven auch Berufskulturen mitprägen.

Schließlich konnte bestätigt werden, dass die Untersuchung der Verberuflichung des Gebärdensprachdolmetschens als zeitgenössischem Beruf die Einbeziehung historischer Zusammenhänge erfordert, um ein umfassendes Verständnis der Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsmuster der Akteur*innen zu erlangen. Dies betrifft nicht nur die individuellen, lebens- und berufsgeschichtlich entwickelten und in Sozialisationsprozessen internalisierten Perspektiven der Akteur*innen, sondern auch weit zurückliegende Gegebenheiten, Praktiken und Ideologien je-

ner sozialen Welten, die die Möglichkeiten der Kommunikation Gehörloser und deren Wahrnehmung in der Gesellschaft als defizitäre, zu normalisierende oder der besonderen Fürsorge bedürfende Wesen entscheidend prägten. Die Spuren der paternalistischen ebenso wie der wohlwollenden, humanitär gesinnten Behandlung Gehörloser durch staatliche und kirchliche Institutionen und deren Repräsentant*innen haben sich im Gedächtnis der gehörlosen Welt eingeprägt, ihr Selbstbild ebenso wie ihr Bild der Hörenden entscheidend bestimmt und in der Folge die Konstruktion des Berufs der Gebärdensprachdolmetscher*innen nicht unerheblich beeinflusst.

Über den Objektbereich hinaus konnte durch die Ausarbeitung des Theorierahmens und die Entwicklung der Modelle und Typologien gezeigt werden, dass sich der Konzeptapparat auf andere translatorische Bereiche übertragen lässt und eine Perspektive eröffnet, die der Vielfalt translatorischer Phänomene, ihrer zentralen, peripheren und implizierten Akteuer*innen ebenso wie den Umfeld-Welten Rechnung trägt. Dies scheint in Zeiten gesellschaftlicher Pluralisierung einerseits und der Diversifizierung von Arbeit andererseits ein denkbarer Zugang sowohl in Bezug auf die wissenschaftliche Betrachtung der Verberuflichung bzw. der Neu-Konstruktion translatorischer Berufe ebenso wie in Bezug auf die Analyse des Status quo einzelner beruflicher Welten und deren Berufskulturen als Phänomene »gekonnten« beruflichen Handelns, die als geronnene Strukturen vormaliger Professionalisierungsprozesse betrachtet werden können. Gleichzeitig erlaubt es der Zugang, translatorisches Tun in den Blick zu nehmen, das nicht zwingend auch Translator*in-Sein als berufliche Kategorie impliziert, indem der Fokus auf die Grenzziehungsarbeit der Akteur*innen gelegt wird, die sich aus kulturellen, sozialen, moralischen oder sozioökonomischen Motiven als Translator*innen identifizieren oder nicht bzw. an der Schnittfläche zu anderen beruflichen Welten als in hybriden Metiers Tätige komplexe und kontroverse Positionen einnehmen.

Insofern vermag eine grenzanalytische Perspektive letztendlich epistemologische Grenzen aufzubrechen. Sie eröffnet der Translationswissenschaft eine neue berufssoziologisch orientierte Betrachtungsweise, die den Objektbereich schlüssig und systematisch erweitert, indem sie den Blick auf translatorische Berufe ebenso wie translatorische Arbeit richtet und ein Instrumentarium anbietet, das Grenzen nicht nur als Orte der Differenz, sondern auch als Orte der Begegnung und des Wandels betrachtet. Das »soziologische Auge« der Translationswissenschaft hat sich in den letzten Jahren sowohl geschärft als auch sein Gesichtsfeld erweitert. Neben der Soziologie der kulturellen Produkte und der Soziologie der Translationsprozesse hat insbesondere die Soziologie der Akteur*innen im Translationsgefüge, die neben typischen zunehmend unkonventionelle Translator*innen in den Blick nimmt, von verschiedenen theoretischen Zugängen profitiert, zahlreiche Erkenntnisse erbracht und die Theoriebildung vorangetrieben. Eine »Soziologie translatorischer Berufe und translatorischer Arbeit«, die sowohl Beruf als auch Arbeit als soziale

und kulturelle Kategorien in den Blick nimmt, trägt dieser Entwicklung Rechnung. Zudem vermag ein grenzanalytischer Theorierahmen als Querschnittsperspektive der Betrachtung translatorischer Produkte, Prozesse und Akteur*innen ebenso wie der wissenschaftlichen Erforschung einer an Grenzen operierenden und auch grenzbearbeitenden Wissenschaft neue Impulse verleihen.

Verzeichnis der Tabellen und Grafiken

Tabellen

Grafiken

Literaturverzeichnis

Sekundärliteratur

Abbott, Andrew (1988) *The System of Professions: An Essay on the Division of Expert Labor*. Chicago/London: The University of Chicago Press.

Abbott, Andrew (1995) »Things of boundaries«, in: *Social Research* 62:4, 857–882.

Abdallah, Kristiina (2012) *Translators in Production Networks: Reflections on Agency, Quality and Ethics.* Joensuu: University of Eastern Finland.

Abdallah, Kristiina (2014) »The interface between Bourdieu's habitus and Latour's agency: The work trajectories of two Finnish translators«, in: Vorderobermeier, Gisella M. (Hg.) *Remapping Habitus in Translation Studies*. Amsterdam/New York: Rodopi, 111–134.

Adam, Robert/Stone, Christopher (2011) »Through a historical lens: Contextualizing interpreting research«, in: Nicodemus, Brenda/Swabey, Laurie (Hg.) *Advances in Interpreting Research: Inquiry in Action*. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins, 225–240.

Adamo, Sergia (2006) »Microhistory of translation«, in: Bastin, Georges L./Bandia, Paul F. (Hg.) *Charting the Future of Translation History*. Ottawa: University of Ottawa Press, 81–100.

Adams, Susan (2008) »Characteristics of the Coda experience in 21st-century contemporary culture«, in: Bishop, Michele/Hicks, Sherry L. (Hg.) *Hearing, Mother Father Deaf: Hearing People in Deaf Families*. Washington, DC: Gallaudet University Press, 261–292.

Aguirre Fernández Bravo, Elena (2019) »Interpreter role (self-)perception: A model and an assessment tool«, in: *Revista de Llengua i Dret/Journal of Language and Law* 71, 62–72.

Ahamer, Vera Sophie (2010) »›…wird ausdrücklich der Bestand eines Dolmetschinstitutes mit einem Direktor vorausgesetzt‹ – Die Gründung des Dolmetschinstitutes 1943«, in: Ash, Mitchell G./Nieß, Wolfram/Pils, Ramon (Hg.) *Geisteswissenschaften im Nationalsozialismus. Das Beispiel der Universität Wien*. Wien: Vienna University Press, 261–283.

Aigner, Reinhold (1973) »Das Grazer Adreßbuch 1862 bis 1973 als historischer Forschungsbehelf. Erläuterungen mit Bestandsübersicht und Sachregister«, in: *Mitteilungen des Steiermärkischen Landesarchivs* 23, 91–14.

Allen, Davina (1997) »The nursing-medical boundary: A negotiated order?«, in: *Sociology of Health & Illness* 19:4, 498–520.

Allen, Davina (2001) »Narrating nursing jurisdiction: ›Atrocity stories‹ and ›boundary-work‹«, in: *Symbolic Interaction* 24:1, 75–103.

Alvar, Carlos (2011) »Medieval translation in Castile«, in: Kittel, Harald/Frank, Armin Paul/Greiner, Norbert/Hermans, Theo/Koller, Werner/Lambert, José/Paul, Fritz (Hg.) *Übersetzung – Translation – Traduction. Ein internationales Handbuch zur Übersetzungsforschung. An International Encyclopedia of Translation Studies. Encyclopédie internationale de la recherche sur la traduction*. 3. Teilband. Berlin/Boston: Walter de Gruyter, 1985-1990.

Anderman, Gunilla/Rodgers, Margaret (2003) »Introduction«, in: Anderman, Gunilla/Rogers, Margaret (Hg.) (2003) *Translation Today: Trends and Perspectives*. Clevedon u.a.: Multilingual Matters, 1–10.

Anderson, R. Bruce W. (1976) »Perspectives on the role of interpreter«, in: Brislin, Richard W. (Hg.) *Translation: Applications and Research*. New York: Gardner Press, 208–228.

Anderson, R. Bruce W. (1978) »Interpreter roles and interpretation situations: Cross-cutting typologies«, in: Gerver, David/Sinaiko, H. Wallace (Hg.) *Language Interpretation and Communication*. New York: Plenum Press, 217–230.

Anderson, Yerker (1987) »World Federation of the Deaf«, in: Van Cleve, John V. (Hg.) *Gallaudet Encyclopedia of Deaf People and Deafness*. Volume 3. New York: McGraw Hill, 344–347.

Andersson Cederholm, Erika (2015) »Lifestyle enterprising: The ›ambiguity work‹ of Swedish horse-farmers«, in: *Community, Work and Family* 18:3, 317–333.

Andres, Dörte (2009) »Dolmetscher in fiktionalen Werken – von Verirrung, Verwirrung und Verführung«, in: *Das Wort. Germanistisches Jahrbuch Russland*, 11–24.

Angelelli, Claudia V. (2004a) *Revisiting the Interpreter's Role: A Study of Conference, Court, and Medical Interpreters in Canada, Mexico, and the United States*. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins.

Angelelli, Claudia V. (2004b) *Medical Interpreting and Cross-Cultural Communication*. Cambridge/New York: Cambridge University Press.

Anthias, Floya (2013) »Identity and belonging: Conceptualisations and political framings«, *KLA Working Paper Series No. 8*. Kompetenznetz Lateinamerika – Ethnicity, Citizenship, Belonging, https://kompetenzla.uni-koeln.de/sites/fileadmin2/WP_Anthias.pdf [5. August 2022].

Antonini, Rachele (2015) »Non-professional interpreting«, in: Pöchhacker, Franz (Hg.)/Grbić, Nadja (assoz. Hg.)/Mead, Peter/Setton, Robin (beratende Hg.)

(2015) *Routledge Encyclopedia of Interpreting Studies*. London/New York: Routledge, 277–279.

Antonini, Rachele/Bucaria, Chiara (Hg.) (2015) *Non-professional Interpreting and Translation in the Media*. Frankfurt a.M. u.a.: Peter Lang.

Antonini, Rachele/Cirillo, Letizia/Rossato, Linda/Torresi, Ira (Hg.) (2017) *Non-professional Interpreting and Translation: State of the Art and Future of an Emerging Field of Research*. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins.

Apesoa-Varano, Ester Carolina (2013) »Interprofessional conflict and repair: A study of boundary work in the hospital«, in: *Sociological Perspectives* 56:3, 327–349.

Arrojo, Rosemary (2005) »The ethics of translation in contemporary approaches to translator training«, in: Tennent, Martha (Hg.) *Training for the New Millennium: Pedagogies for Translation and Interpreting*. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins, 225–245.

Asscher, Omri (2021) »Translation as a probe into homeland-diaspora relations«, in: *Translation Studies* 14:1, 36–50.

Ataman, Oya (2008) »Virgilean guides: Esthetic subjects in Coda autobiographies«, in: Bishop, Michele/Hicks, Sherry L. (Hg.) *Hearing, Mother Father Deaf: Hearing People in Deaf Families*. Washington, DC: Gallaudet University Press, 244–260.

Bahadır, Şebnem (2000) »Von natürlichen Kommunikationsbrücken zu professionellen Kommunikationsbrücken (Reflexionen zum Berufsprofil und zur Ausbildung professioneller Dolmetscher im medizinischen, sozialen und juristischen Bereich)«, in: *TEXTconTEXT* 14 = NF4:2, 211–229.

Bahadır, Şebnem (2007) *Verknüpfungen und Verschiebungen. Dolmetscherin, Dolmetschforscherin, Dolmetschausbilderin*. Berlin: Frank & Timme.

Bahadır, Şebnem (2008) »Dabei, dazwischen und durchmischt: Dolmetscher als Akteure der Veränderung«, in: *Das Zeichen* 22:78, 128–136.

Bahadır, Şebnem (2010a) »The task of the interpreter in the struggle of the other for empowerment: Mythical utopia or sine qua non of professionalism?«, in: *Translation and Interpreting Studies* 5:1, 124–139.

Bahadır, Şebnem (2010b) *Dolmetschinszenierungen. Kulturen, Identitäten, Akteure*. Berlin: SAXA.

Baigorri-Jalón, Jesús (2000) *La interpretación de conferencias: El nacimiento de una profesión, de París a Nuremberg*. Granada: Editorial Comares.

Baigorri-Jalón, Jesús (2004) *Interpreters at the United Nations: A History*. Salamanca: Ediciones Universidad de Salamanca.

Baigorri-Jalón, Jesús (2014) *From Paris to Nuremberg: The Birth of Conference Interpreting*. Übersetzt von Holly Mikkelson und Barry Slaughter Olsen. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins.

Baigorri-Jalón, Jesús (2015) »The history of the interpreting profession«, in: Mikkelson, Holly/Jourdenais, Renée (Hg.) *The Routledge Handbook of Interpreting*. London/New York: Routledge, 11–28.

Baker, Mona (Hg.)/Malmkjær, Kirsten (ass. Hg.) (1998) *Routledge Encyclopedia of Translation Studies*. London/New York: Routledge.

Baker, Mona/Maier, Carol (Hg.) (2011) *Ethics and the Curriculum*. Sondernummer der Zeitschrift *The Interpreter and Translator Trainer* 5:1.

Baker, Mona/Saldanha, Gabriela (Hg.) ([3]2020) *Routledge Encyclopedia of Translation Studies*. London/New York: Routledge.

Baker-Shenk, Charlotte/Cokely, Dennis (1980) *American Sign Language: A Teacher's Resource Text on Grammar and Culture*. Washington, DC: Clerc Books.

Bandia, Paul F. (2006) »The impact of postmodern discourse on the history of translation«, in: Bastin, Georges L./Bandia, Paul F. (Hg.) *Charting the Future of Translation History*. Ottawa: University of Ottawa Press, 45–58.

Banna, Karin (2004) »Auslan interpreting: What can we learn from translation theory?«, in: *Deaf Worlds* 20:2, 100–119.

Baraldi, Claudio/Gavioli, Laura (Hg.) (2012) *Coordinating Participation in Dialogue Interpreting*. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins.

Barth, Fredrik (1969) »Introduction«, in: Barth, Fredrik (Hg.) *Ethnic Groups and Boundaries: The Social Organization of Cultural Difference*. Boston: Little, Brown and Company, 9–38.

Bassnett-McGuire, Susan (1980) *Translation Studies*. London: Methuen.

Bassnett, Susan/Lefevere, André (1990) »Introduction: Proust's grandmother and the thousand and one nights: The ›cultural turn‹ in translation studies«, in: Bassnett, Susan/Lefevere, André (Hg.) *Translation, History and Culture*. London/New York: Pinter, 1–13.

Becker, Howard S. (1962/1977) »The nature of a profession«, in: Becker, Howard S., *Sociological Work: Method and Substance*. New Brunswick, N.J.: Transaction Books, 87–103.

Berg, Charles/Milmeister, Marianne (2008) »Im Dialog mit den Daten das eigene Erzählen der Geschichte finden. Über die Kodierverfahren der Grounded-Theory-Methodologie«, in: *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research* 9:2, Art. 13, http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0802138 [5. August 2022].

Berger, Peter L./Luckmann, Thomas (1966/2003) *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*. Mit einer Einleitung zur deutschen Ausgabe von Helmuth Plessner, übersetzt von Monika Plessner. Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch.

Berger, Petra (2006) *Die Österreichische Gebärdensprache (ÖGS) in der Zeit der Aufklärung*. Grazer: Grazer Universitätsverlag – Leykam.

Bergman, Brita/Engberg-Pedersen, Elisabeth (2010) »Transmission of sign languages in the Nordic countries«, in: Brentari, Diane (Hg.) *Sign Languages*. Cambridge/New York: Cambridge University Press, 74–94.

Bergmann, Asger (1994) »Teaching sign language communication and interpretation«, in: Erting, Carol J./Johnson, Robert C./Smith, Dorothy L./Snider, Bruce D. (Hg.) *The Deaf Way: Perspectives from the International Conference on Deaf Culture*. Washington, DC: Gallaudet University Press, 437–440.

Berk-Seligson, Susan (1990) *The Bilingual Courtroom: Court Interpreters in the Judicial Process*. Chicago: The University of Chicago Press.

Bernardini, Ernst (1996) »75 Jahre Österreichischer Verband der Gerichtsdolmetscher. Entstehung, Geschichte, Zukunftsperspektiven«, in: *Der Gerichtsdolmetscher. Mitteilungsblatt des Österreichischen Verbandes der Gerichtsdolmetscher*. Sonderheft, 13–36.

Best, Joanna/Kalina, Sylvia (Hg.) (2002) *Übersetzen und Dolmetschen. Eine Orientierungshilfe*. Tübingen: A. Francke.

Bibel, *Einheitsübersetzung*, ERF Bibelserver, https://www.bibleserver.com/ [5. August 2022].

Bienvenu, M.J. (1987) »Third culture: Working together«, in: *Journal of Interpretation* 4, 1–12.

Bischoff, Alexander/Kurth, Elisabeth/Henley, Alix (2012) »Staying in the middle: A qualitative study of health care interpreters' perception of their work«, in: *Interpreting* 14:1, 1–22.

Bishop, Michele (2008) »Introduction«, in: Bishop, Michele/Hicks, Sherry L. (Hg.) *Hearing, Mother Father Deaf: Hearing People in Deaf Families*. Washington, DC: Gallaudet University Press, xv-xxxviii.

Bishop, Michele/Hicks, Sherry L. (Hg.) (2008) *Hearing, Mother Father Deaf: Hearing People in Deaf Families*. Washington, DC: Gallaudet University Press.

Blasco Mayor, María Jesús/Jimenez Ivars, María Amparo (Hg.) (2011) *Interpreting Naturally: A Tribute to Brain Harris*. Bern u.a.: Peter Lang.

Blumer, Herbert (1954) »What is wrong with social theory«, in: *American Sociological Review* 19:1, 3–10.

Boéri, Julie (2008) »A narrative account of the Babels vs. Naumann controversy«, in: *The Translator* 14:1, 21–50.

Boéri, Julie (2015) »Key internal players in the development of the interpreting profession«, in: Mikkelson, Holly/Jourdenais, Renée (Hg.) *The Routledge Handbook of Interpreting*. London/New York Routledge, 29–44.

Boéri, Julie/Maier, Carol (Hg.) (2010) *Translation/Interpreting and Social Activism/ Compromiso social y traducción/interpretación*. Granada: ECOS.

Bontempo, Karen (2015) »Signed language interpreting«, in: Mikkelson, Holly M./ Jourdenais, Renée (Hg.) *The Routledge Handbook of Interpreting*. London/New York: Routledge, 112–128.

Bontempo, Karen/Levitzke-Gray, Patricia (2009) »Interpreting down under: Sign language interpreter education and training in Australia«, in: Napier, Jemina

(Hg.) *International Perspectives on Sign Language Interpreter Education*. Washington, DC: Gallaudet University Press, 149–170.

Bot, Hanneke (2005) *Dialogue Interpreting in Mental Health*. Amsterdam/New York: Rodopi.

Bourdieu, Pierre ([2]1990) *Was heißt sprechen? Zur Ökonomie des sprachlichen Tausches*. Übersetzt von Hella Beister. Wien: Braumüller.

Bourdieu, Pierre (1993) »Narzißtische Reflexivität und wissenschaftliche Reflexivität«, in: Berg, Eberhard/Fuchs, Martin (Hg.) *Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 365–374.

Bowen, Margareta (in Zusammenarbeit mit David Bowen, Francine Kaufmann und Ingrid Kurz) ([2]2012) »Interpreters and the making of history«, in: Delisle, Jean/Woodsworth, Judith (Hg.) *Translators through History*. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins, 247–282.

Bowker, Geoffrey C./Star, Susan Leigh (2000) *Sorting Things Out: Classification and its Consequences.* Cambridge, MA/London: The MIT Press.

Boyes Braem, Penny (1990) *Einführung in die Gebärdensprache und ihre Erforschung*. Hamburg: Signum.

Bragg, Lois (1997) »Visual-kinetic communication in Europe before 1600: A Survey of sign lexicons and finger alphabets prior to the rise of deaf education«, in: *Journal of Deaf Studies and Deaf Education* 2:1, 1–25.

Branson, Jan/Miller, Don (2002) *Damned for their Difference: The Cultural Construction of Deaf People as Disabled. A Sociological History*. Washington, DC: Gallaudet University Press.

Branson, Jan/Miller, Don/Marsaja, I Gede (1996) »Everyone here speaks sign language, too: A deaf village in Bali, Indonesia«, in: Lucas, Ceil (Hg.) *Multilingual Aspects of Sociolinguistics in Deaf Communities*. Washington, DC: Gallaudet University Press, 39–57.

Brownlie, Siobhan (2010) »Committed approaches and activism«, in: Gambier, Yves/van Doorslaer, Luc (Hg.) *Handbook of Translation Studies*. Volume 1. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins, 45–48

Brubaker, Rodgers (2004) *Ethnicity without Groups*. Cambridge, MA/London: Harvard University Press.

Brubaker, Rodgers (2009) »Ethnicity, race, and nationalism«, in: *The Annual Review of Sociology* 35, 21–42.

Brubaker, Rogers/Cooper, Frederick (2000) »Beyond ›identity‹«, in: *Theory and Society* 29:1, 1–47.

Bryant, Antony/Charmaz, Kathy (2007a) »Grounded Theory research: Methods and practices«, in: Bryant, Antony/Charmaz, Kathy (Hg.) *The SAGE Handbook of Grounded Theory*. Los Angeles u.a.: Sage, 1–28.

Bryant, Antony/Charmaz, Kathy (2007b) »Grounded Theory in historical perspective: An epistemological account«, in: Bryant, Antony/Charmaz, Kathy (Hg.) *The SAGE Handbook of Grounded Theory*. Los Angeles u.a.: Sage, 31–57.

Bucher, Rue/Strauss, Anselm (1961) »Professions in process«, in: *American Journal of Sociology* 66:4, 325–334.

Burghofer, Birgitt/Braun, Julius (1995) *Gehörlose Menschen in Österreich. Ihre Lebens- und Arbeitssituation.* Linz: Institut für Sozial- und Wirtschaftswissenschaften.

Buzelin, Hélène (2005) »Unexpected allies: How Latour's network theory could complement Bourdieusian analyses in translation studies«, in: *The Translator* 11:2, 193–218.

Buzelin, Hélène (2007) »Translations ›in the making‹«, in: Wolf, Michaela/Fukari, Alexandra (Hg.) *Constructing a Sociology of Translation*. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins, 135–169.

Buzelin, Hélène (2018) »Sociological models and translation history«, in: D'hulst, Lieven/Gambier, Yves (Hg.) *A History of Modern Translation Knowledge*. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins, 337–346.

Cambridge, Jan (1999) »Information loss in bilingual medical interviews through an untrained interpreter«, in: *The Translator* 5:2, 201–219.

Caminade, Monique/Pym Anthony (1998) »Translator-training institutions«, in: Baker, Mona (Hg.) *Encyclopedia of Translation Studies*. London/New York: Routledge, 280–285.

Caramore, Benno (1988) *Die Gebärdensprache in der schweizerischen Gehörlosenpädagogik des 19. Jahrhunderts*. Hamburg: Signum.

Carty, Breda/Macready, Susannah/Sayers, Edna Edith (2009) »›A Grave and Gracious Woman‹: Deaf people and signed language in colonial New England«, in: *Sign Language Studies* 9:3, 287–323.

Casey, Rionach/Allen, Chris (2004) »Social housing managers and the performance ethos: Towards a ›professional project of the self‹«, in: *Work, Employment & Society* 18:2, 395–412.

Charmaz, Kathy (2006) *Constructing Grounded Theory: A Practical Guide Through Qualitative Analysis*. Los Angeles u.a.: Sage.

Charmaz, Kathy (2008) »Shifting the grounds: Constructivist Grounded Theory methods«, in: Morse, Janice M./Stern, Phyllis Noerager/Corbin, Juliet/Bowers, Barbara/Charmaz, Kathy/Clarke, Adele E. (Hg.) *Developing Grounded Theory: The Second Generation*. Walnut Creek, CA: Left Coast Press, 127–154.

Chesterman, Andrew (1997) »Ethics of translation«, in: Snell-Hornby, Mary/Jettmarová, Zuzana/Kaindl, Klaus (Hg.) *Translation as Intercultural Communication: Selected Papers from the EST Congress – Prague 1995*. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins, 147–157.

Chesterman, Andrew (2001) »Proposal for a hieronymic oath«, in: *The Translator* 7:2, 139–154.

Chesterman, Andrew (2006) »Questions in the sociology of translation«, in: Ferreira Duarte, João/Assis Rosa, Alexandra/Seruya, Teresa (Hg.) *Translation Studies at the Interface of Disciplines*. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins, 9–27.

Chesterman, Andrew (2009) »The name and nature of Translator Studies«, in: *Hermes* 42, 13–22.

Chesterman, Andrew (2019) »Moving conceptual boundaries: So what?«, in: Dam, Helle V./Brogger, Matilde Nisbeth/Zethsen, Karen Korning (Hg.) *Moving Boundaries in Translation Studies*. London/New York: Routledge, 12–25.

Clarke, Adele E. (1991) »Social worlds/arenas theory as organizational theory«, in: Maines, David R. (Hg.) *Social Organization and Social Process: Essays in Honor of Anselm Strauss.* New York: Aldine de Gruyter, 119–158.

Clarke, Adele E. (2005) *Situational Analysis: Grounded Theory After the Postmodern Turn*. Thousand Oaks/London/New Delhi: Sage.

Clarke, Adele E. (2006) »Social worlds«, in: Ritzer, George (Hg.) *Blackwell Encyclopedia of Sociology*. Malden, MA: Blackwell, 4547–4549.

Clarke, Adele E. (2012) *Situationsanalyse. Grounded Theory nach dem Postmodern Turn.* Übersetzt von Juliane Sarnes, hg. und mit einem Vorwort von Reiner Keller. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Clarke, Adele E./Star, Susan Leigh (2007) »The social worlds/arenas framework as a theory/methods package«, in: Hackett, Edward J./Amsterdamska, Olga/Lynch, Michael E./Wajcman, Judy (Hg.) *Handbook of Science and Technology Studies*. Cambridge, MA/London: The MIT Press, 113–137.

Clifford, James/Marcus, George E. (Hg.) (1986) *Writing Culture: The Poetics and Politics of Ethnography*. Berkeley/Los Angeles: University of California Press.

Cloos, Peter (2006) »Beruflicher Habitus. Methodologie und Praxis ethnografischer Entdeckung von Unterschieden«, in: Cloos, Peter/Thole, Werner (Hg.) *Ethnografische Zugänge. Professions- und adressatInnenbezogene Forschung im Kontext von Pädagogik*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 185–201.

Cohn, Miriam (2014) »Teilnehmende Beobachtung«, in: Bischoff, Christine/Oehme-Jüngling, Karoline/Leimgruber, Walter (Hg.) *Methoden der Kulturanthropologie*. Bern: Haupt Verlag, 71–84.

Cokely, Dennis (2005) »Shifting positionality: A critical examination of the turning point in the relationship of interpreters and the Deaf community«, in: Marschark, Marc/Peterson, Rico/Winston, Elizabeth A. (Hg.) *Sign Language Interpreting and Interpreter Education: Directions for Research and Practice*. Oxford/New York: Oxford University Press, 3–28.

Colley, Helen/Guéry, Frédérique (2015) »Understanding new hybrid professions: Bourdieu, illusio and the case of public service interpreters«, in: *Cambridge Journal of Education* 45:1, 113–131.

Compton, Sarah E. (2014) »American Sign Language as a heritage language«, in: Wiley, Terrence G./Peyton, Joy Kreeft/Christian, Donna/Moore, Sarah Catherine

K./Liu, Na (Hg.) *Handbook of Heritage, Community, and Native American Languages in the United States: Research, Policy, and Educational Practice*. London/New York: Routledge, 272–283.

Corbin, Juliet/Strauss Anselm L. ([3]2008) *Basics of Qualitative Research: Techniques and Procedures for Developing Grounded Theory*. Los Angeles u.a.: Sage.

Crisafulli, Edoardo (2003) *The Vision of Dante: Cary's Translation of The Divine Comedy*. Leices: Troubadour.

Cronin, Michael (2000) *Across the Lines: Travel, Language, Translation*. Cork: Cork University Press.

Cronin, Michael (2002) »The empire talks back: Orality, heteronomy, and the cultural turn in interpretation studies«, in: Tymoczko, Maria/Gentzler, Edwin (Hg.) *Translation and Power.* Amherst: University of Massachusetts Press, 45–62.

Cronin, Michael (2006) *Translation and Identity*. London/New York: Routledge.

Csáky, Moritz (2010) *Das Gedächtnis der Städte. Kulturelle Verflechtungen – Wien und die urbanen Milieus in Zentraleuropa*. Wien/Köln/Weimar: Böhlau.

D'hulst, Lieven (2001) »Why and how to write translation histories?«, in: *Crop* 6:1, 21–32.

D'hulst, Lieven (2010) »Translation history«, in: Gambier, Yves/van Doorslaer, Luc (Hg.) *Handbook of Translation Studies.* Volume 1. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins, 397–405.

Dam, Helle V. (2015) »Status«, in: Pöchhacker, Franz (Hg.)/Grbić, Nadja (assoz. Hg.)/ Mead, Peter/Setton, Robin (beratende Hg.) *Routledge Encylopedia of Interpreting Studies*. London/New York: Routledge, 400–402.

Dam, Helle V./Gentile, Paola (2022) »Status and profession(alization) of conference interpreters«, in: Albl-Mikasa, Michaela/Tiselius, Elisabet (Hg.) *The Routledge Handbook of Conference Interpreting*. London/New York: Routledge, 275–289.

Dam, Helle V./Zethsen, Karen Korning (2008) »Translator status: A study of Danish company translators«, in: *The Translator* 14:1, 71–96.

Dam, Helle V./Zethsen, Karen Korning (2010) »Translator status: Helpers and opponents in the ongoing battle of an emerging profession«, in: *Target* 22:2, 194–211.

Dam, Helle V./Zethsen, Karen Korning (2011) »The status of professional business translators on the Danish market: A comparative study of company, agency and freelance translators«, in: *Meta* 56:4, 976–997.

Dam, Helle V./Zethsen, Karen Korning (2012) »Translators in international organizations: A special breed of high-status professionals? Danish EU translators as a case in point«, in: *Translation and Interpreting Studies* 7:2, 212–232.

Dam, Helle V./Zethsen, Karen Korning (2013) »Conference interpreters – the stars of the translation profession? A study of the occupational status of Danish EU interpreters as compared to Danish EU translators«, in: *Interpreting* 15:2, 229–259.

Dam, Helle V./Zethsen, Karen Korning (2014) »The translator as expert – a realistic or an idealistic model? How recent empirical findings fit into existing models of translation«, in: *Across Languages and Cultures* 15:2, 261–278.

Dam, Helle V./Zethsen, Karen Korning (2016) »›I think it is a wonderful job‹: On the solidity of the translation profession«, in: *JoSTrans, The Journal of Specialised Translation* 25, 174–187, https://www.jostrans.org/issue25/art_dam.pdf [5. August 2022].

Dam, Helle V./Zethsen, Karen Korning (Hg.) (2009) *Translation Studies: Focus on the Translator.* Sondernummer der Zeitschrift *Hermes* 42.

Davies, Bronwyn/Harré, Rom (1990) »Positioning: The discursive production of selves«, in: *Journal for the Theory of Social Behavior* 20:1, 43–63.

Davis, Lennard J. (1995) *Enforcing Normalcy: Disability, Deafness and the Body*. London/New York: Verso.

Davitti, Elena (2019) »Methodological explorations of interpreter-mediated interaction: Novel insights from multimodal analysis«, in: *Qualitative Research* 19:1, 7–29.

De Cotret, François René/Brisset, Camille/Leanza, Yvan (2021) »A typology of healthcare interpreter positionings: When ›neutral‹ means ›proactive‹«, in: *Interpreting* 23:1, 103–126.

De Manuel Jérez, Jesús (2010) »From ethics to politics: Towards a new generation of citizen interpreters«, in: Boéri, Julie/Maier, Carol (Hg.) *Compromiso Social y Traducción/Interpretación. Translation/Interpreting and Social Activism*. Granada: ECOS, 134–145.

Delich, Nancy Ann Marie (2013) »Leadership by the deaf community for social change«, in: Callahan, Sharon Henderson (Hg.) *Religious Leadership: A Reference Handbook*. Volume 2. Los Angeles u.a.: Sage, 510–520.

Delisle, Jean (1991) »Projet d'histoire thématique de la traduction«, in: Jovanović, Mladen (Hg.) *Prevođenje kao stvaralački čin. XII Svetski kongres FIT-e – Beograd 1990. Zbornik radova/Translation, a Creative Profession. XIIth World Congress of FIT – Belgrade 1990.* Proceedings. Beograd: Prevodilac/Prosveta, 63–68.

Delisle, Jean (Hg.) (1999) *Portraits de traducteurs*. Ottawa/Arras: Les Presses de l'Université d'Ottawa/Artois Presses Université.

Delisle, Jean (Hg.) (2002) *Portraits de traductrices*. Ottawa/Arras: Les Presses de l'Université d'Ottawa/Artois Presses Université.

Delisle, Jean/Woodsworth, Judith (Hg.) (1995a) *Translators through History*. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins/UNESCO.

Delisle, Jean/Woodsworth, Judith (Hg.) (1995b) *Les traducteurs dans l'histoire*. Ottawa: Les Presses de l'Université d'Ottawa/Éditions UNESCO.

Delisle, Jean/Woodsworth, Judith (Hg.) (^{2}2012) *Translators through History*. Revised and expanded by Judith Woodsworth. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins.

De Meulder, Maartje/Krausneker, Verena/Turner, Graham/Conama, John Bosco (2019) »Sign language communities«, in: Hogan-Brun, Gabrielle/O'Rourke, Bernadette (eds) *The Palgrave Handbook of Minority Languages and Communities*. London: Palgrave Macmillan, 208–232.

Deverell, Katie/Sharma, Ursula (2000) »Professonalism in everyday practice: Issues of trust, experience and boundaries«, in: Malin, Nigel (Hg.) (2000) *Professionalism, Boundaries and the Workplace.* London/New York: Routledge, 25–46.

Diaz Fouces, Oscar/Monzó, Esther (2010) »What would a sociology applied to translation be like«, in: *MonTI* 2, 9–18.

Dingwall, Robert (1976/2008a) »Accomplishing professions«, in: Dingwall, Robert, *Essays on Professions*. Aldershot: Ashgate, 11-25.

Dingwall, Robert (1977/2008b) »Atrocity stories and professional relationships«, in: Dingwall, Robert, *Essays on Professions*. Aldershot: Ashgate, 27–43.

Diriker, Ebru (2004) *De-/Re-Contextualizing Conference Interpreting: Interpreters in the Ivory Tower?* Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins.

Doğan, Aymil/Kahraman, Rana (2011) »Emergency and disaster interpreting in Turkey: Ten years of a unique endeavour«, in: *Edebiyat Fakültesi Dergisi* 28:2, 61-76, https://dergipark.org.tr/en/download/article-file/613140 [5. August 2022].

Donk, Ute/Schröer, Norbert (1995) »Die Vernehmung nichtdeutscher Beschuldigter«, in: *Kriminalistik* 49:6, 401–405.

Donovan, Clare (2011) »Ethics in the teaching of conference interpreting«, in: *The Interpreter and Translator Trainer* 5:1, 109–128.

Dotter, Franz (1991) »Gebärdensprachen in der Gehörlosenbildung: Zu den Argumenten und Einstellungen ihrer Gegner«, in: *Das Zeichen* 17:91, 321–332.

Dotter, Franz (1992) »Zur jüngsten Entwicklung bezüglich der Gebärdensprache in Österreich«, in: *Das Zeichen* 6:19, 22–25.

Dotter, Franz (2012) »Eine kurze Geschichte von Gebärdensprache und Gehörlosenbildung in Österreich«, in: Ribičič, Živa/Polak Williams, Mojca/Trtnik Herlec, Andreja (Hg.) *Gebärdenkommunikation mit Babys und Kleinkindern. Handbuch*. Ljubljana/Leeds: Zavod za gluhe in naglušne & EuroVia, 67–68.

Dotter, Franz/Krausneker, Verena/Jarmer, Helene/Huber, Lukas (2019) »Austrian Sign Language: Recognition achieved but discrimination continues«, in: De Meulder, Maartje/Murray, Joseph J./McKee, Rachel (Hg.) *The Legal Recognition of Sign Languages*. Bristol: Multilingual Matters, 209–223.

Drennan, Gerard/Swartz, Leslie (1999) »A concept over-burdened: Institutional roles for psychiatric interpreters in post-apartheid South Africa«, in: *Interpreting* 4:2, 169–198.

Dreyfus, Hubert L./Spinosa, Charles (1997) »Zwei Arten des Antiessentialismus und ihre Konsequenzen«, übersetzt von Bertolt Fessen, in: *Deutsche Zeitschrift für Philosophie* 45:1, 23–49.

Durkheim, Emile/Mauss, Marcel ([1901/02]/1987) »Über einige primitive Formen von Klassifikation. Ein Beitrag zur Erforschung der kollektiven Vorstellungen«, in: Durkheim, Emile, *Schriften zur Soziologie der Erkenntnis*. Übersetzt von Michael Bischoff, hg. von Hans Joas. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 169–256.

Ebbinghaus, Horst/Heßmann, Jens (1989) *Gehörlose Gebärdensprache Dolmetschen. Chancen der Integration einer sprachlichen Minderheit*. Hamburg: Signum.

Eckerstorfer, Barbara (2001) *How you gonna get to heaven if you can't talk with Jesus? Gebärdensprachdolmetschen in religiösen Settings vor dem Hintergrund historischer Entwicklungen und unter besonderer Berücksichtigung der Situation in Österreich*. Karl-Franzens-Universität Graz: Diplomarbeit.

Edmondson, Willis (1986) »Cognition, conversing, and interpreting«, in: House, Juliane/Blum-Kulka, Shoshana (Hg.) *Interlingual and Intercultural Communication: Discourse and Cognition in Translation and Second Language Acquisition Studies*. Tübingen: Narr, 129–138.

Edwards, Rebecca A. R. (2012) *Words Made Flesh: Nineteenth-Century Deaf Education and the Growth of Deaf Culture*. New York/London: New York University Press.

Edwards, Rosalind/Temple, Bogusia/Alexander, Claire (2005) »Users' experiences of interpreters: The critical role of trust«, in: *Interpreting* 7:1, 77–95.

Eliasoph, Nina/Lichterman, Paul (2003) »Culture in interaction«, in: *American Journal of Sociology* 108:4, 735–794.

Emmerich, Marcus/Hormel, Ulrike (2013) *Heterogenität – Diversity – Intersektionalität. Zur Logik sozisaler Unterscheidungen in pädagogischen Semantiken der Differenz*. Wiesbaden: Springer VS.

Emmorey, Karen/Borinstein, Helsa B./Gollan, Tamar H./Thompson, Robin (2008) »Bimodal bilingualism«, in: Bishop, Michele/Hicks, Sherry L. (Hg.) *Hearing, Mother Father Deaf: Hearing People in Deaf Families*. Washington, DC: Gallaudet University Press, 3–43.

En, Michael/En, Boka (2019) »›Coming out‹… as a translator? Expertise, identities and knowledge practices in an LGBTIQ* migrant community translation project«, in: *Translation Studies* 12:2, 213–230.

Engelbrecht, Helmut (1986) *Geschichte des österreichischen Bildungswesens. Erziehung und Unterricht auf dem Boden Österreichs. Band 4: Von 1884 bis zum Ende der Monarchie*. Wien: Österreichischer Bundesverlag.

Engelbrecht, Helmut (1995) *Erziehung und Unterricht im Bild. Zur Geschichte des österreichischen Bildungswesens*. Wien: ÖBV Pädagogischer Verlag.

Etzioni, Amitai (1969) (Hg.) *The Semi-Professions and their Organization: Teachers, Nurses, Social Workers*. New York: Free Press.

Evetts, Julia (2003) »Professionalization and professionalism: Explaining professional performance initiatives«, in: Mieg, Harald/Pfadenhauer, Michaela (Hg.) *Professionelle Leistung – Professional Performance. Positionen der Professionssoziologie*. Konstanz: UVK, 49–69.

Fant, Lou (1990) *Silver Threads: A Personal Look at the First Twenty-five Years of the Registry of Interpreters for the Deaf*. Silver Spring, MD: RID.

Federici, Federico M./O´Brien, Sharon (Hg.) (2020) *Translation in Cascading Crisis*. London/New York: Routledge.

Feige, Hans-Uwe (1999) *»Denn taubstumme Personen folgen ihren thierischen Trieben.« Gehörlosen-Biografien aus dem 18. und 19. Jahrhundert*. Leipzig: Gutenberg.

Feige, Hans-Uwe (2004) »Kommunikationsformen im Umgang von Gehörlosen und Hörenden gegen Ende der Frühen Neuzeit«, in: *Das Zeichen* 18:66, 13–19.

Fenton, Sabine (1993) »Interpreting in New Zealand: An emerging profession«, in: *Journal of Interpretation* 6:1, 155–166.

Fernández-Ocampo, Anxo/Wolf, Michaela (Hg.) (2014) *Framing the Interpreter. Towards a Visual Perspective*. London/New York: Routledge.

Filmer, Denise (2014) »Journalators? An ethnographic study of British journalists who translate«, in: *Cultus* 7, 135–157, https://www.cultusjournal.com/files/Archives/filmer_9_p.pdf [9. August 2022].

Fischer, Renate (2002) »›Schläge auf die Hand rauben den Verstand‹. Ein historisches Beispiel für den Zusammenhang von Strafe und Gebärdensprachverbot an Gehörlosenschulen«, in: *Das Zeichen* 16:61, 336–342.

Fischer, Renate (2003) »Die Erforschung der natürlichen Gebärdensprache im Frankreich des 18. Jahrhunderts«, in: *Das Zeichen* 17:63, 12–21.

Flessa, Simone/Schaffers, Andrea (1992) »Informationen zum Studiengang Gebärdensprachdolmetschen an der Universität Hamburg«, in: *Das Zeichen* 6:21, 320–321.

Floros, Georgios (2021) »Ethics in translator and interpreter education«, in: Koskinen, Kaisa/Pokorn, Nike K. (Hg.) *The Routledge Handbook of Translation and Ethics*. London/New York: Routledge, 338–350.

Folaron, Deborah/Buzelin, Hélène (2007) »Introduction: Connecting translation and network studies«, in: *Meta* 52:4, 605–642.

Footitt, Hilary (2022) »Methodological issues related to the history of interpreting«, in: Rundle, Christopher (Hg.) *The Routledge Handbook of Translation History*. London/New York: Routledge, 23–37.

Fournier, Valérie (2002) »Amateurism, quackery and professional conduct: The constitution of ›proper‹ aromatherapy practice«, in: Dent, Mike/Whitehead, Stephen (Hg.) *Managing Professional Identities: Knowledge, Performativity and the ›New‹ Professional*. London/New York: Routledge, 116–137.

Freidson, Eliot (1970) *Profession of Medicine: A Study of the Sociology of Applied Knowledge*. New York: Dodd, Mead & Co.

Freidson, Eliot (1988) *Professional Powers: A Study of the Institutionalization of Formal Knowledge*. Chicago/London: The University of Chicago Press.

Frishberg, Nancy (1986) *Interpreting: An Introduction*. Silver Spring, MD: Registry of Interpreters for the Deaf.

Füllsack, Manfred (2009) *Arbeit*. Wien: facultas.

Gaiba, Francesca (1998) *The Origins of Simultaneous Interpretation: The Nuremberg Trial*. Ottawa: University of Ottawa Press.

Gallaudet, Thomas (1860) »St. Ann's Church for Deaf-Mutes, New York«, in: *American Annals of the Deaf and Dumb* 12:4, 243–248.

Gambier, Yves/van Doorslaer, Luc (2009) »How about meta? An introduction«, in: Gambier, Yves/van Doorslaer, Luc (Hg.) *The Metalanguage of Translation*. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins, 1–7.

Gansinger, Luzia (2009a) »Multimediale Übersetzungen von schriftlichen Tests in Gebärdensprache. Teil I: Grundlagen und Vorgehensweise«, in: *Das Zeichen* 23:81, 116–126.

Gansinger, Luzia (2009b) »Multimediale Übersetzungen von schriftlichen Tests in Gebärdensprache. Teil II: Herausforderungen und Lösungsansätze«, in: *Das Zeichen* 23:82, 316–326.

Ganzeboom, Harry B.G./Treiman, Donald J. (1996) »Internationally comparable measures of occupational status for the 1988 International Standard Classification of Occupations«, in: *Social Science Research* 25:3, 201–239.

García-Beyaert, Sofía (2015) »Key external players in the development of the interpreting profession«, in: Mikkelson, Holly/Jourdenais, Renée (Hg.) *The Routledge Handbook of Interpreting*. London/New York Routledge, 45–61.

Gentile, Adolfo/Ozolins, Uldis/Vasilakakos, Mary (1996) *Liaison Interpreting: A Handbook*. Melbourne: Melbourne University Press.

Gentile, Paola (2013) »The status of conference interpreters: A global survey into the profession«, in: *Rivista internazionale di tecnica della traduzione/International Journal of Translation* 15, 63–82.

Gentile, Paola (2014) »The conflict between interpreters' role and status: A socio-historical perspective«, in: Valero Garcés, Carmen/Vitalaru, Bianca/Mojica López, Esperanza (Hg.) *(Re)Condiderando ética e ideología en situaciones de conflicto/(Re)Visiting Ethics and Ideology in Sitations of Conflict*. Alcalá: Universidad de Alcalá, 195–204.

Gentile, Paola (2018) »Through women's eyes. Conference interpreters' self-perceived status in a gendered perspective«, in: *Hermes* 58, 19–42.

Gerhardt, Uta ([2]2004) »47. Rolle/role«, in: Ammon, Ulrich/Dittmar, Norbert/Mattheier, Klaus J./Trudgill, Peter (Hg.) *Soziolinguistics/Soziolinguistik. An International Handbook of the Science of Language and Society/Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft*. Volume 1/1. Teilband. Berlin: Walter de Gruyter, 384–391.

Giannoutsou, Margarita Zoe (2014) *Kirchendolmetschen – Interpretieren oder Transformieren?* Berlin: Frank & Timme.

Gieryn, Thomas F. (1983) »Boundary-work and the demarcation of science form non-science: Strains and interests in professional ideologies of scientists«, in: *American Sociological Review* 48:6, 781–795.

Gieryn, Thomas F. (1995) »Boundaries of science«, in: Jasanoff, Sheila/Markle, Gerald E./Peterson, James C./Pinch, Trevor (Hg.) *Handbook of Science and Technology Studies*. Thousand Oaks/London/New Delhi: Sage, 393–443.

Gieryn, Thomas F. (1999) *Cultural Boundaries of Science: Credibility on the Line*. Chicago/London: The University of Chicago Press.

Gile, Daniel (1994) »Opening up in interpretation studies«, in: Snell-Hornby, Mary/Pöchhacker, Franz/Kaindl, Klaus (Hg.) *Translation Studies: An Interdiscipline. Selected Papers from the Translation Studies Congress, Vienna, 9-12 September 1992*. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins, 149–158.

Gile, Daniel (2000) »The history of research into conference interpreting: A scientometric approach«, in: *Target* 12:2, 297–321.

Glaser, Barney G./Strauss, Anselm L. (1965/2005) *Awareness of Dying*. New Brunswick/London: Aldine Transaction.

Glaser, Barney G./Strauss, Anselm L. (1967/2006) *The Discovery of Grounded Theory: Strategies for Qualitative Research*. New Brunswick/London: Aldine Transaction.

Glaser, Barney G./Strauss, Anselm L. ([2]2008) *Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung.* Übersetzt von Axel T. Paul und Stefan Kaufmann. Bern: Huber.

Glimmerveen, Ludo/Ybema, Sierk/Nies, Henk (2020) »Engaged yet excluded: The processual, dispersed, and political dynamics of boundary work«, in: *Human Relations* 73:11, 1504–1536.

Goffman, Erving (1989) »On fieldwork«, transcribed and edited by Lyn H. Lofland, in: *Journal of Contemporary Ethnography* 18:2, 123–132.

Goffman, Erving (1961/2013) *Encounters: Two Studies in the Sociology of Interaction*. Mansfield Centre, CT: Martino Publishing.

Goldin-Meadow, Susan (2012) »Homesign: Gesture to language«, in: Pfau, Roland/Steinbach, Markus/Woll, Bencie (Hg.) *Sign Language: An International Handbook*. Berlin/Boston: De Gruyter Mouton, 601–625.

Göpferich, Susanne (2008) *Translationsprozessforschung. Stand, Methoden, Perspektiven*. Tübingen: Narr.

Gouadec, Daniel (2007) *Translation as a Profession*. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins.

Gouanvic, Jean-Marc (1997) »Translation and the shape of things to come: The emergence of American science fiction in post-war France«, in: *The Translator* 3:2, 125–152.

Gouanvic, Jean-Marc (2005) »A Bourdieusian theory of translation, or the coincidence of practical instances: Field, ›habitus‹, capital and ›illusio‹«, in: *The Translator* 11:2, 147–166.

Gould, Rebecca Ruth/Tahmasebian, Kayvan (Hg.) (2020) *The Routledge Handbook of Translation and Activism*. London/New York: Routledge.

Grbić, Nadja (1994) *Das Gebärdensprachdolmetschen als Gegenstand einer angewandten Sprach- und Translationswissenschaft unter besonderer Berücksichtigung der Situation in Österreich.* Karl-Franzens-Universität Graz: Dissertation.

Grbić, Nadja (1997) »Von Handlangern und Experten. Die soziale Praxis des Gebärdensprachdolmetschens im Wandel«, in: Grbić, Nadja/Wolf, Michaela (Hg.) *Text – Kultur – Kommunikation: Translation als Forschungsaufgabe. Festschrift aus Anlaß des 50jährigen Bestehens des Instituts für Übersetzer- und Dolmetscherausbildung an der Universität Graz*. Tübingen: Stauffenburg, 293–305.

Grbić, Nadja (1998) »Professionalisierung. Ein soziologisches Modell und ein Beispiel aus der Praxis des Gebärdensprachdolmetschens in Österreich«, in: *Das Zeichen* 12:46, 612–623.

Grbić, Nadja (2001) »First steps on firmer ground: A project for the further training of sign language interpreters in Austria«, in: Mason, Ian (Hg.) *Triadic Exchanges: Studies in Dialogue Interpreting.* Manchester: St. Jerome, 149–171.

Grbić, Nadja (2006) »From 10-minute wedding ceremonies to three-week spa treatment programs: Reconstructing the system of sign language interpreting in Styria«, in: Pym, Anthony/Shlesinger, Miriam/Jettmarová, Zuzana (Hg.) *Sociocultural Aspects of Translating and Interpreting*. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins, 201–214.

Grbić, Nadja (2007) »Where do we come from? What are we? Where are we going? A bibliometrical analysis of writing and research on sign language interpreting«, in: *The Sign Language Translator and Interpreter* 1:1, 15–51.

Grbić, Nadja (2008) »Constructing interpreting quality«, in: *Interpreting* 10:2, 232–257.

Grbić, Nadja (2009) »Sign language interpreter training in Austria: An integrated approach«, in: Napier, Jemina (Hg.) *International Perspectives on Sign Language Interpreter Education*. Washington, DC: Gallaudet University Press, 3–14.

Grbić, Nadja (2010a) »Der Arbeitsplatz von GebärdensprachdolmetscherInnen in Österreich – Auf den Spuren einer jungen Translationskultur«, in: Grbić, Nadja/Hebenstreit, Gernot/Vorderobermeier, Gisella/Wolf, Michaela (Hg.) *Translationskultur revisited. Festschrift für Erich Prunč*. Tübingen: Stauffenburg, 150–172.

Grbić, Nadja (2010b) »›Boundary work‹ as a concept for studying professionalization processes in the interpreting field«, in: *Translation and Interpreting Studies* 5:1, 109–123.

Grbić, Nadja (2011) »›Boundary work‹ as a concept for studying professionalization processes in the interpreting field«, in: Sela-Sheffy, Rakefet/Shlesinger, Miriam (Hg.) *Identity and Status in the Translational Professions*. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins, 247–262.

Grbić, Nadja (2014) »Interpreters in the making: Habitus as a conceptual enhancement of boundary theory?«, in: Vorderobermeier, Gisella M. (Hg.) *Remapping Habitus in Translation Studies*. Amsterdam/New York: Rodopi, 93–109.

Grbić, Nadja (2015) »Profession«, in: Pöchhacker, Franz (Hg.)/Grbić, Nadja (assoz. Hg.)/Mead, Peter/Setton, Robin (beratende Hg.) (2015) *Routledge Encyclopedia of Interpreting Studies*. London/New York: Routledge, 321–326.

Grbić, Nadja (2017a) »Beyond the professional scope? Sign language translation as a new challenge in the field«, in: Antonini, Rachele/Cirillo, Letizia/Rossato, Linda/Torresi, Ira (Hg.) *Non-professional Interpreting and Translation: State of the Art and Future of an Emerging Field of Research*. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins, 213–229.

Grbić, Nadja (2017b) *Fürsorgerinnen – Scharlatane – Profis. Die Geschichte des Gebärdensprachdolmetschens in Österreich und die Konstruktion einer professionellen Welt*. Karl-Franzens-Universität Graz: Habilitationsschrift.

Grbić, Nadja (2020a) »Autorisierte Translator*innen und un_übersetzte Subjekte: Rekrutierungsformen des Gebärdensprachdolmetschens in der Geschichte«, in: Grbić, Nadja/Korbel, Susanne/Laister, Judith/Schögler, Rafael Y./Terpitz, Olaf/Wolf, Michaela (Hg.) *Übersetztes und Unübersetztes. Das Versprechen der Translation und ihre Schattenseiten*. Bielefeld: transcript, 55–82.

Grbić, Nadja (2020b) »›Nothwendig ist auch, wenigstens in der Hauptstadt eines jeden Landes ein gesetzlich bestellter Dolmetscher.‹ Taubstummenlehrer als Dolmetscher in der Habsburgermonarchie«, in: Nuč, Aleksandra/Wolf, Michaela (Hg.) *Das habsburgische Babylon, 1848–1918*. Wien: Praesens, 115–131.

Grbić, Nadja (2022) »Who is an interpreter? Introducing a flexible map of translation and interpreting phenomena«, in: Zwischenberger, Cornelia/Reithofer, Karin/Rennert, Sylvi (Hg.) *Introducing New Hypertexts on Interpreting (Studies)*. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins.

Grbić, Nadja/Andree, Barbara/Grünbichler, Sylvia (2004) *Zeichen setzen. Gebärdensprache als wissenschaftliche und gesellschaftspolitische Herausforderung*. Graz: Institut für Theoretische und Angewandte Translationswissenschaft.

Grbić, Nadja/Kujamäki, Pekka (2019) »Professional vs non-professional? How boundary work shapes research agendas in translation and interpreting studies«, in: Dam, Helle V./Brogger, Matilde Nisbeth/Zethsen, Karen Korning (Hg.) *Moving Boundaries in Translation Studies*. London/New Yourk: Routledge, 113–131.

Grbić, Nadja/Stalzer, Christian (in Druck) »Between integration and fragmentation: Sign language interpreter and translator education in Austria«, in: Napier/Jemina/Webb, Stacey/Adam, Robert (Hg.) *International Perspectives on Interpreter Education*. Washington, DC: Gallaudet University Press.

Griesel, Yvonne (2009) »Translationshybride zwischen Theorie und Praxis«, in: Kalverkämper, Hartwig/Schippel, Larisa (Hg.) *Translation zwischen Text und Welt*

– *Translationswissenschaft als historische Disziplin zwischen Moderne und Zukunft*. Berlin: Frank & Timme, 139–153.

Groce, Nora Ellen (1985) *Everyone Here Spoke Sign Language: Hereditary Deafness on Martha's Vineyard*. Cambridge, MA/London: Harvard University Press.

Groce, Nora Ellen (1990) *Jeder sprach hier Gebärdensprache. Erblich bedingte Gehörlosigkeit auf der Insel Martha's Vineyard*. Hamburg: Signum.

Groschek, Iris (2008) *Unterwegs in eine Welt des Verstehens. Gehörlosenbildung in Hamburg vom 18. Jahrhundert bis in die Gegenwart*. Hamburg: Hamburg University Press.

Grötz, Heidi (1994) »Der ›Taubstummen-Courier‹. Eine Zeitschrift von Gehörlosen für Gehörlose (Teil I)«, in: *Das Zeichen* 8:30, 412–421.

Grötz, Heidi (1995) »Der ›Taubstummen Courier‹. Eine Zeitschrift von Gehörlosen für Gehörlose (Teil II)«, in: *Das Zeichen* 9:31, 8–13.

Hadjikakou, Kika/Christodoulou, Despina/Hadjidemetri, Eleni/Konidari, Maria/ Nicolaou, Nicoletta (2009) »The experiences of Cypriot hearing adults with Deaf parents in family, school, and society«, in: *Journal of Deaf Studies and Deaf Education* 14:4, 486–502.

Haeseryn, René (2003) *Cinquante ans de la FIT 1953-2003*. Montréal: FIT.

Hagemann, Susanne (2005) *Translationswissenschaft und der Bologna-Prozess. BA/MA-Studiengänge für Übersetzen und Dolmetschen im internationalen Vergleich*. Köln: SAXA Verlag.

Hale, Sandra Beatriz (2004) *The Discourse of Court Interpreting: Discourse Practices of the Law, the Witness and the Interpreter*. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins.

Halverson, Sandra (1999) »Conceptual work and the ›translation‹ concept«, in: *Target* 11:1, 1–31.

Halverson, Sandra (2000) »Prototype effects in the ›translation‹ category«, in: Chesterman, Andrew/Gallardo San Salvador, Natividad/Gambier, Yves (Hg.) *Translation in Context: Selected Contributions from the EST Congress, Granada 1998*. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins, 3–16.

Harris, Brian (1977) »The importance of natural translation«, in: *Working Papers on Bilingualism* 12, 96–114.

Harris, Brian (1992) »Natural translation: A reply to Hans P. Krings«, in: *Target* 4:1, 97–103.

Harris, Brian (2012) »Marking positively: How to score natural translations«, https://unprofessionaltranslation.blogspot.com/2012/08/marking-positively-how-to-score-natural.html [9. August 2022].

Harris, Brian (2017) »Unprofessional translation: A blog-based overview«, in: Antonini, Rachele/Cirillo, Letizia/Rossato, Linda/Torresi, Ira (Hg.) *Non-professional Interpreting and Translation. State of the Art and Future of an Emerging Field of Research*. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins, 29–43.

Harris, Brian/Sherwood, Bianca (1978) »Translating as an innate skill«, in: Gerver, David/Sinaiko, Wallace (Hg.) *Language Interpretation and Communication*. New York: Plenum Press, 155–170.

Hartl, Jakob/Unger, Martin (in Zusammenarbeit mit Stephan Kratochwill) (2014) *Abschätzung der Bedarfslage an ÖGS-DolmetscherInnen in Primär-, Sekundär- und Tertiärbildung sowie in Bereichen des täglichen Lebens*. Wien: Institut für Höhere Studien, https://www.equi.at/dateien/OeGS-DolmetscherInnen_IHS-Pr.pdf [9. August 2022].

Hatim, Basil/Mason, Ian (1997) *The Translator as Communicator*. London/New York: Routledge.

Hebenstreit, Gernot (2009) »Defining patterns in translation studies: Revisiting two classics of German Translationswissenschaft«, in: Gambier, Yves/van Doorslaer, Luc (Hg.) *The Metalanguage of Translation*. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins, 9–26.

Hebenstreit, Gernot (2010) »Berufskodizes als Konstituenten einer Translationsethik? Versuch einer Modellierung«, in: Grbić, Nadja/Hebenstreit, Gernot/Vorderobermeier, Gisella/Wolf, Michaela (Hg.) *Translationskultur revisited. Festschrift für Erich Prunč*. Tübingen: Stauffenburg, 281–295.

Hebenstreit, Gernot/Marics, Alexandra (2015) »Berufsethische Anforderungen und qualitätsvolle Dolmetschung«, in: UNHCR Österreich (Projektteam: Bergunde, Annika/Pöllabauer, Sonja) (Hg.) *Trainingshandbuch für DolmetscherInnen im Asylverfahren*. Wien: UNHCR, 74–87.

Heilbron, Johan/Sapiro, Gisèle (2007) »Outline for a sociology of translation: Current issues and future prospects«, in: Wolf, Michaela/Fukari, Alexandra (Hg.) *Constructing a Sociology of Translation*. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins, 93–107.

Hein, Anna (2009) »Interpreter education in Sweden: A uniform approach to spoken and signed language interpreting«, in: Napier, Jemina (Hg.) *International Perspectives on Sign Language Interpreter Education*. Washington, DC: Gallaudet University Press, 124–146.

Heintz, Bettina/Nadai, Eva (1998) »Geschlecht und Kontext. De-Institutionalisierungsprozesse und geschlechtliche Differenzierung«, in: *Zeitschrift für Soziologie* 27:2, 75–93.

Heller, Lavinia (2013) *Translationswissenschaftliche Begriffsbildung und das Problem der performativen Unauffälligkeit von Translation*. Berlin: Frank & Timme.

Herbert, Jean (1952) *Manuel de l'interprète. Comment on devient interprète de conférence*. Genève: Librairie de l'Université Georg.

Herbert, Jean (1978) »How conference interpretation grew«, in: Gerver, David/Sinaiko, Wallace H. (Hg.) *Language Interpretation and Communication*. New York: Plenum Press, 5–10.

Hernes, Tor (2004) »Studying composite boundaries: A framework of analysis«, in: *Human Relations* 57:1, 9–29.

Hild, Adelina (2015) »Religious settings«, in: Pöchhacker, Franz (Hg.)/Grbić, Nadja (assoz. Hg.)/Mead, Peter/Setton, Robin (beratende Hg.) (2015) *Routledge Encyclopedia of Interpreting Studies*. London/New York: Routledge, 344–346.

Hoffmeyer-Zlotnik, Jürgen H.P./Warner, Uwe (2012) *Harmonisierung demographischer und sozio-ökonomischer Variablen. Instrumente für die international vergleichende Surveyforschung*. Wiesbaden: Springer VS.

Hokkanen, Sari (2012) »Simultaneous church interpreting as service«, in: *The Translator* 18:2, 291–309.

Holmes, James S. (1972/1988) »The name and nature of translation studies«, in: Holmes, James S., *Translated! Papers on Literary Translation and Translation Studies*. Amsterdam: Rodopi, 67–80.

Holz-Mänttäri, Justa (1984) *Translatorisches Handeln. Theorie und Methode*. Helsinki: Suomalainen Tiedeakatemia.

Holz-Mänttäri, Justa (1986) »Translatorisches Handeln – theoretisch fundierte Berufsprofile«, in: Snell-Hornby, Mary (Hg.) *Übersetzungswissenschaft – Eine Neuorientierung. Zur Integrierung von Theorie und Praxis*. Tübingen: A. Francke, 348–374.

Hönig, Hans G. (1992) »Von der erzwungenen Selbstentfremdung des Übersetzers – Ein offener Brief an Justa Holz-Mänttäri«, in: *TEXTconTEXT* 7:1, 1–14.

Hörster, Reinhard/Köngeter, Stefan/Müller, Burkhard (2013) »Grenzobjekte und ihre Erfahrbarkeit in sozialen Welten«, in: Hörster, Reinhard/Köngeter, Stefan/Müller, Burkhard (Hg.) *Grenzobjekte. Soziale Welten und ihre Übergänge*. Wiesbaden: Springer VS, 11–36.

Hoyte-West, Antony (2020) »The professional status of conference interpreters in the Republic of Ireland: An exploratory study«, in: *Translation Studies* 13:2, 183–196.

Hsieh, Elaine (2008) »›I am not a robot.‹ Interpreters' views of their roles in health care settings«, in: *Qualitative Health Research* 18:10, 1367–1383.

Hsieh, Elaine (2015) »Healthcare interpreting«, in: Pöchhacker, Franz (Hg.)/Grbić, Nadja (assoz. Hg.)/Mead, Peter/Setton, Robin (beratende Hg.) (2015) *Routledge Encyclopedia of Interpreting Studies*. London/New York: Routledge, 177–182.

Hultman, Johan/Andersson Cederholm, Erika (2010) »Bed, breakfast and friendship: Intimacy and distance in small-scale hospitality businesses«, in: *Culture Unbound* 2:3, 365–380, DOI: https://doi.org/10.3384/cu.2000.1525.10221365.

Inghilleri, Moira (Hg.) (2005a) *Bourdieu and the Sociology of Translation and Interpreting*. Sondernummer der Zeitschrift *The Translator* 11:2.

Inghilleri, Moira (2005b) »Mediating zones of uncertainty: Interpreter agency, the interpreting habitus and political asylum adjudication«, in: *The Translator* 11:2, 69–85.

Inghilleri, Moira (2006) »Macro social theory, linguistic ethnography and interpreting research«, in: *Linguistica Antverpiensia New Series* 5, 57–68.

Inghilleri, Moira (2009) »Sociological approaches«, in: Baker, Mona/Saldanha, Gabriela (Hg.) *Routledge Encyclopedia of Translation Studies*. Second Edition. London/New York: Routledge, 279–282.

Inghilleri, Moira (2014) »Bourdieu's *Habitus* and Dewey's *Habits*: Complementary views of the social?«, in: Vorderobermeier, Gisella M. (Hg.) *Remapping Habitus in Translation Studies*. Amsterdam/New York: Rodopi, 185–201.

Inghilleri, Moira (2015) »Sociological approaches«, in: Pöchhacker, Franz (Hg.)/Grbić, Nadja (assoz. Hg.)/Mead, Peter/Setton, Robin (beratende Hg.) *Routledge Encyclopedia of Interpreting Studies*. London/New York: Routledge, 388–391.

Ingram, John (1974/2015) »A communication model of the interpreting process«, in: Roy, Cynthia B./Napier, Jemina (Hg.) *The Sign Language Interpeting Studies Reader*. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins, 23–28.

Jääskeläinen, Riitta/Kujamäki, Pekka/Mäkisalo, Jukka (2011) »Towards professionalism – or against it? Dealing with the changing world in translation research and translator education«, in: *Across Languages and Cultures* 12:2, 143–156.

Jääskeläinen, Riitta/Tirkkonen-Condit, Sonja (1991) »Automatised processes in professional vs. non-professional translation: A think-aloud protocol study«, in: Tirkkonen-Condit, Sonja (Hg.) *Empirical Research in Translation and Intercultural Studies: Selected Papers of the TRANSIT Seminar, Savonlinna 1988*. Tübingen: Narr, 89–110.

Jenner, Dagmar V. (2012) *Die Entwicklung des Berufsverbandes UNIVERSITAS AUSTRIA seit 1954*. Universität Wien: Masterarbeit.

Jiménez Ivars, María Amparo/Blasco Mayor, María Jesús (Hg.) (2012) *Interpreting Brian Harris: Recent Developments in Translatology*. Bern u.a.: Peter Lang.

Jiménez-Crespo, Miguel A. (2016) »Collaborative and volunteer translation and interpreting«, in: Angelelli, Claudia V./Baer, Brian James (Hg.) *Researching Translation and Interpreting*. London/New York: Routledge, 58–70.

Jiménez-Crespo, Miguel A. (2019) »Technology and non-professional translation«, in: O'Hagan, Minako (Hg.) *The Routledge Handbook of Translation and Technology*. London/New York: Routledge, 239–254.

Joly, Jean-François (1995) »Preface«, in: Delisle, Jean/Woodsworth, Judith (Hg.) *Translators through History*. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins/UNESCO, xiii-xvi.

Joly, Jean-François ([2]2012) »Preface«, in: Delisle, Jean/Woodsworth, Judith (Hg.) *Translators through History*. Revised and expanded by Judith Woodsworth. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins, XIX-XXII.

Kade, Otto (1968) *Zufall und Gesetzmäßigkeit in der Übersetzung*. Leipzig: VEB Enzyklopädie.

Kadrić, Mira ([3]2009) *Dolmetschen bei Gericht. Erwartungen – Anforderungen – Kompetenzen*. Wien: facultas.

Kadrić, Mira (2011) *Dialog als Prinzip. Für eine emanzipatorische Praxis und Didaktik des Dolmetschens*. Tübingen: Narr.

Kadrić, Mira (Hg.) (2019) *Besondere Berufsfelder für Dolmetscher*innen*. Wien: facultas.

Kadrić, Mira/Kaindl, Klaus (Hg.) (2016a) *Berufsziel Übersetzen und Dolmetschen: Grundlagen, Ausbildung, Arbeitsfelder.* Tübingen: A. Francke.

Kadrić, Mira/Kaindl, Klaus (2016b) »Translation als zentrale Nebensache in einer globalisierten Welt – eine Einführung«, in: Kadrić, Mira/Kaindl, Klaus (Hg.) *Berufsziel Übersetzen und Dolmetschen: Grundlagen, Ausbildung, Arbeitsfelder.* Tübingen: A. Francke, 1–15.

Kadrić, Mira/Kaindl, Klaus/Cooke, Michèle ([5]2012) *Translatorische Methodik*. Wien: facultas.

Kalina, Sylvia (2001) »Zur Professionalisierung beim Dolmetschen. Vorschläge für Forschung und Lehre«, in: Kelletat, Andreas F. (Hg.) *Dolmetschen. Beiträge aus Forschung, Lehre und Praxis*. Frankfurt a.M. u.a.: Peter Lang, 51–64.

Kalina, Sylvia (2002a) »Interpreters as professionals«, in: *Across Languages and Cultures* 3:2, 169–187.

Kalina, Sylvia (2002b) »Quality in interpreting and its prerequisites: A framework for a comprehensive view«, in: Garzone, Giuliana/Viezzi, Maurizio (Hg.) *Interpreting in the 21st Century: Challenges and Opportunities*. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins, 121–130.

Kalverkämper, Hartwig (2008) »Simultandolmetschen als historische Leistung – Vorwort zum Themenband«, in: Kalverkämper, Hartwig/Schippel, Larisa (Hg.) *Simultandolmetschen in Erstbewährung: Der Nürnberger Prozess 1945. Mit einer orientierenden Einführung von Klaus Kastner und einer kommentierten fotografischen Dokumentation von Theodoros Radisoğlou sowie mit einer dolmetschwissenschaftlichen Analyse von Katrin Rumprecht*. Berlin: Frank & Timme, 7–16.

Kapelinsky, Tal/Avihu, Shoshana (2019) »Complex Worker: Self-conceptand boundary-work among the solo self-employed«, in: *Sociological Spectrum* 39: 3, 163–180.

Kapp, Volker (Hg.) (1974) *Übersetzer und Dolmetscher. Theoretische Grundlagen, Ausbildung, Berufspraxis*. Heidelberg: Quelle & Meyer.

Kapp, Volker (Hg.) ([2]1984) *Übersetzer und Dolmetscher. Theoretische Grundlagen, Ausbildung, Berufspraxis*. München: A. Francke.

Kapp, Volker (Hg.) ([3]1991) *Übersetzer und Dolmetscher. Theoretische Grundlagen, Ausbildung, Berufspraxis*. Tübingen: A. Francke.

Kapplmüller, Elisabeth (2021) *Dolmetschen für Deaf Plus-Personen*. Karl-Franzens-Universität Graz: Masterarbeit.

Katan, David (2009) »Occupation or profession: A survey of the translators' world«, in: *Translation and Interpreting Studies* 4:2, 187–209.

Katan, David (2011) »Status of translators«, in: Gambier, Yves/van Doorslaer, Luc (Hg.) *Handbook of Translation Studies.* Volume 2. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins, 146–152.

Katan, David (2014) »Introduction: Uncertainty in the translation professions: Time to transcreate«, in: *Cultus* 7, 10–19, https://www.cultusjournal.com/files/Archives/introduction_katan_2_cover_p.pdf [9. August 2022].

Kaufert, Joseph M./Koolage, William W. (1984) »Role conflict among ›culture brokers‹: The experience of native Canadian medical interpreters«, in: *Social Science and Medicine* 18:3, 283–286.

Kautz, Ulrich ([2]2002) *Handbuch Didaktik des Übersetzens und Dolmetschens*. München: Iudicium.

Keiser, Walter (2004) »L'interprétation de conférence en tant que profession et les précurseurs de l'Association Internationale des Interprètes de Conférence (AIIC) 1918–1953«, in: *Meta* 49:3 ,576–608 .

Kelle, Udo (2005) »›Emergence‹ vs. ›forcing‹ of empirical data? A crucial problem of ›Grounded Theory‹ reconsidered«, in: *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research* 6:2, Art. 27, http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0502275 [5. August 2022].

Kelle, Udo (2007) »The development of categories: Different approaches in Grounded Theory«, in: Bryant, Antony/Charmaz, Kathy (Hg.) *The Sage Handbook of Grounded Theory*. Los Angeles u.a.: Sage, 191–213.

Kerosuo, Hannele (2006) *Boundaries in Action: An Activity-theoretical Study of Development, Learning and Change in Health Care for Patients with Multiple and Chronic Illnesses*. Helsinki: Helsinki University Press, https://helda.helsinki.fi/bitstream/handle/10138/19872/boundari.pdf?sequence=1 [9. August 2022]).

Khalifa, Abdel Wahab (Hg.) (2014) *Translators Have Their Say? Translation and the Power of Agency*. Wien/Berlin: LIT Verlag.

Kinnunen, Tuija/Koskinen, Kaisa (Hg.) (2010) *Translators' Agency*. Tampere: Tampere University Press.

Kinnunen, Tuija/Vik-Tuovinen, Gun-Viol (2013) »Familiarity with case material – threat to impartiality or necessary precondition for quality in court interpreting in criminal trials?«, in: García Becerra, Olalla/Pradas Macías, Esperanza Macarena/Barranco-Droege, Rafael (Hg.) *Quality in Interpreting: Widening the Scope*. Volume 1. Granada: Comares, 245–266.

Kiraly, Don (2000) *A Social Constructivist Approach to Translator Education: Empowerment from Theory to Practice*. Manchester: St. Jerome.

Kiraly, Donald C. (2003) »From instruction to collaborative construction: A passing fad or the promise of a paradigm shift in translator education?«, in: Koby, Geoffrey S./Baer, Brian James (Hg.) *Beyond the Ivory Tower: Rethinking Translation Pedagogy.* Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins, 3–27.

Kiraly, Don/Hofmann, Sascha (2015) »Towards a postpositivist curriculum development model for translator education«, in: Kiraly, Don et al. [sic], (Hg.) *Towards Authentic Experiential Learning in Translator Education*. Göttingen: V&R unipress, 67–87.

Kittel, Harald/Frank, Armin Paul/Greiner, Norbert/Hermans, Theo/Koller, Werner/Lambert, José/Paul, Fritz (Hg.) (2007) *Übersetzung Translation Traduction. Ein internationales Handbuch zur Übersetzungsforschung/An International Encyclopedia of Translation Studies/Encyclopédie internationale de la recherche sur la traduction*. 2. Teilband. Berlin/New York: Walter de Gruyter.

Kittel, Harald/Frank, Armin Paul/Greiner, Norbert/Hermans, Theo/Koller, Werner/Lambert, José/Paul, Fritz (Hg.) (2011) *Übersetzung Translation Traduction. Ein internationales Handbuch zur Übersetzungsforschung/An International Encyclopedia of Translation Studies/Encyclopédie internationale de la recherche sur la traduction*. 3. Teilband. Berlin/Boston: Walter de Gruyter.

Knapp, Karlfried/Knapp-Potthoff, Annelie (1985) »Sprachmittlertätigkeit in interkultureller Kommunikation«, in: Rehbein, Jochen (Hg.) *Interkulturelle Kommunikation*. Tübingen: Narr, 450–463.

Koller, Werner (1979) *Einführung in die Übersetzungswissenschaft*. Heidelberg: Quelle & Meyer.

Kopczyński, Andrzej (1994) »Quality in conference interpreting: Some pragmatic problems«, in: Snell-Hornby, Mary/Pöchhacker, Franz/Kaindl, Klaus (Hg.) *Translation Studies: An Interdiscipline. Selected Papers from the Translation Studies Congress, Vienna, 9-12 September 1992*. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins, 189–198.

Koppendorfer, Marlen (2014) *Sprungbrett in den Dolmetschalltag. Unterstützungsmöglichkeiten für ÖGS-Dolmetschnoviz*innen nach Abschluss des Studiums*. Karl-Franzens-Universität Graz: Diplomarbeit.

Koskarti, Ulrich (1993) »Österreichisches Parlament behandelt Petition zur ›Lebenssituation Gehörloser‹«, in: *Das Zeichen* 7:24, 172–173.

Koskinen, Kaisa/Dam, Helle V. (2016) »Academic boundary work and the translation profession: Insiders, outsiders and (assumed) boundaries«, in: *JoSTrans, The Journal of Specialised Translation* 25, 254–267, https://www.jostrans.org/issue25/art_koskinen.pdf [9. August 2022].

Krais, Beate/Gebauer, Gunter ([3]2002) *Habitus*. Bielefeld: transcript.

Kramreiter, Silvia (2014) »Inklusive (integrative) bilinguale Schulmodelle in Österreich«, in: *dfgs forum* 22, 44–49.

Krausneker, Verena/Schalber, Katharina (2007) *Sprache Macht Wissen. Zur Situation gehörloser SchülerInnen, Studierender & ihrer LehrerInnen, sowie zur Österreichischen Gebärdensprache in Schule und Universität Wien*. Wien: Forschungsbericht, https://www.univie.ac.at/oegsprojekt/files/SpracheMachtWissen_Nov.pdf [15. August 2022].

Krausneker, Verena/Schügerl, Sandra (2021) »Best Practice Leitfaden für den Einsatz von Gebärdensprach-Avataren. Wien, https://avatar-bestpractice.univie.ac.at/wp-content/uploads/2021/11/Best-Practice-Leitfaden-fu%CC%88r-den-Einsatz-von-Geba%CC%88rdensprach-Avataren-2021.pdf [1. August 2022].

Krings, Hans P. (1986) *Was in den Köpfen von Übersetzern vorgeht. Eine empirische Untersuchung zur Struktur des Übersetzungsprozesses an fortgeschrittenen Französischlernern*. Tübingen: Narr.

Kuckartz, Udo (²2007) *Einführung in die computergestützte Analyse qualitativer Daten*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Kujamäki, Pekka (2010) »›Ökonomische Behandlung von Übersetzern hat mit Übersetzungskultur nichts zu tun.‹ Lautes Denken über die Begriffe ›Übersetzungskultur‹ und ›Translationskultur‹«, in: Kallmeyer, Werner/Reuter, Ewald/Schopp, Jürgen F. (Hg.) *Perspektiven auf Kommunikation. Festschrift für Liisa Tiittula zum 60. Geburtstag*. Berlin: SAXA, 257–274.

Kujamäki, Pekka (2016) »Im Dienst des Reiches im Hohen Norden. Wehrmachtsdolmetscher im besetzten Norwegen und beim Armeeoberkommando 20 Finnland«, in: Andres, Dörte/Richter, Julia/Schippel, Larisa (Hg.) *Translation und »Drittes Reich«. Menschen – Herausforderungen – Folgen*. Berlin: Frank & Timme, 51–64.

Kujamäki, Pekka (2020) »Zur Konstituierung und Verortung von Translationskulturen«, in: Kujamäki, Pekka/Mandl, Susanne/Wolf, Michaela (Hg.) *Historische Translationskulturen. Streifzüge durch Raum und Zeit*. Tübingen: Narr Francke Attempto, 7–16.

Kujamäki, Pekka/Mandl, Susanne/Wolf, Michaela (Hg.) (2020) *Historische Translationskulturen. Streifzüge durch Raum und Zeit*. Tübingen: Narr Francke Attempto.

Kujamäki, Pekka/Paloposki, Outi (2015) »Sujuvasti suomesta saksaan kääntävä konekirjoittajatar saa paikan heti. Historian näkökulma kääntäjyyteen ammattina tai tehtävänä«, in: *Virittäjä. Kotikielen seuran aikakauslehti* 3, 342–371.

Kurtz, Thomas (2002) *Berufssoziologie*. Bielefeld: transcript.

Kurz, Ingrid/Mikulasek, Brigitta (2004) »Television as a source of information for the deaf and hearing impaired: Captions and sign language on Austrian TV«, in: *Meta* 49:1, 81–88.

Kurz, Ingrid/Moisl, Angela (Hg.) (1997) *Berufsbilder für Übersetzer und Dolmetscher. Perspektiven nach dem Studium*. Wien: WUV.

Kurz, Ingrid/Moisl, Angela (Hg.) (²2002a) *Berufsbilder für Übersetzer und Dolmetscher. Perspektiven nach dem Studium*. Wien: WUV.

Kurz, Ingrid/Moisl, Angela (²2002b) »Vorwort der Herausgeberinnen«, in: Kurz, Ingrid/Moisl, Angela (Hg.) *Berufsbilder für Übersetzer und Dolmetscher. Perspektiven nach dem Studium*. Wien: WUV, 9–10.

Kussmaul, Paul (1995) *Training the Translator*. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins.

Kusters, Annelies/De Meulder, Maartje/Napier, Jemina (2021) »Family language policy on holiday: Four multilingual signing and speaking families travelling together«, in: *Journal of Multilingual and Multicultural Development* 42:8, 698–715.

Lackner, Andrea (2009) *Turn-taking in der Österreichischen Gebärdensprache. Eine Gesprächsanalyse der Salzburger Variante*. Klagenfurt: Zentrum für Gebärdensprache und Hörbehindertenkommunikation der Alpen-Adria-Universität Klagenfurt, https://www.aau.at/wp-content/uploads/2017/11/zgh-veroeffentlichung-bd-15.pdf [9. August 2022]).

Ladd, Paddy (2003) *Understanding Deaf Culture: In Search of Deafhood*. Clevedon u.a.: Multilingual Matters.

Lamont, Michèle (1992) *Money, Morals, and Manners: The Culture of the French and American Upper-Middle Class*. Chicago: The University of Chicago Press.

Lamont, Michèle (2000) *The Dignity of Working Men: Morality and the Boundaries of Race, Class and Immigration*. New York: Russel Sage Foundation.

Lamont, Michèle (2001) »Culture and identity«, in: Turner, Jonathan H. (Hg.) *Handbook of Sociological Theory*. New York u.a.: Kluwer Academic/Plenum Publishers, 171–185.

Lamont, Michèle (2010) »Looking back at Bourdieu«, in: Silva, Elizabeth/Warde, Alan (Hg.) *Cultural Analysis and Bourdieu's Legacy: Settling Accounts and Developing Alternatives*. London/New York: Routledge, 128–141.

Lamont, Michèle (2012) »How has Bourdieu been good to think with? The case of the United States«, in: *Sociological Forum* 27:1, 228–237.

Lamont, Michèle/Fournier, Marcel (1992) »Introduction«, in: Lamont, Michèle/Fournier, Marcel (Hg.) *Cultivating Differences: Symbolic Boundaries and the Making of Inequality.* Chicago/London: The University of Chicago Press, 1–17.

Lamont, Michèle/Molnár, Virág (2002) »The study of boundaries in the social sciences«, in: *Annual Review of Sociology* 28, 167–195.

Lamont, Michèle/Pendergrass, Sabrina/Pachucki, Mark C. (^{2}2015) »Symbolic boundaries«, in: Wright, James (Hg.) *International Encyclopedia of Social and Behavioral Sciences*. Oxford: Elsevier, 850–855.

Lane, Harlan (1986) »On language, power, and the Deaf«, in: McIntire, Marina L. (Hg.) *Interpreting: The Art of Cross Cultural Mediation. Proceedings of the 9th National Convention of the Registry of Interpreters for the Deaf, July 4-8, 1985*. Silver Spring, MD: RID, 1–12.

Lane, Harlan (1992) *The Mask of Benevolence: Disabling the Deaf Community*. New York: Alfred A. Knopf.

Lane, Harlan/Hoffmeister, Robert/Bahan, Ben (1996) *A Journey into the Deaf-World*. San Diego, CA: Dawn Sign Press.

Lang, Ranier (1978) »Behavioral aspects of liaison interpreters in Papua New Guinea: Some preliminary observations«, in: Gerver, David/Sinaiko, H. Wallace (Hg.) *Language Interpretation and Communication*. New York: Plenum Press, 231–244.

Larson, Magali Sarfatti (1977) *The Rise of Professionalism: A Sociological Analysis*. Berkley/Los Angeles/London: The University of California Press.

Leahy, Anne M. (2016) »Ruston: The foundational case for interpreting with deaf parties in Anglo-American courtrooms«, in: *The Interpreters' Newsletter* 21, 79–93.

Leahy, Anne M. (2022) »Historical misinterpretation of signed language interpreting«, in: Rundle, Christopher (Hg.) *The Routledge Handbook of Translation History*. London/New York: Routledge, 189–203.

Leanza, Yvan (2005) »Roles of community interpreters in pediatrics as seen by interpreters, physicians and researchers«, in: *Interpreting* 7:2, 167–192.

Lefebvre, Henri (1991) *The Production of Space*. Translated by Donald Nicholson-Smith. Malden, MA/Oxford: Blackwell.

Legewie, Heiner/Schervier-Legewie, Barbara (2004) »›Forschung ist harte Arbeit, es ist immer ein Stück Leiden damit verbunden. Deshalb muss es auf der anderen Seite Spaß machen‹. Anselm Strauss im Interview mit Heiner Legewie und Barbara Schervier-Legewie«, in: *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research* 5:3, Art. 22, http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0403222 [9. August 2022].

Leikauf, Günter (1997) »Metamorphosen eines Dolmetschinstituts. 50 Jahre Übersetzer- und Dolmetscherausbildung an der Universität Graz«, in: Grbić, Nadja/Wolf, Michaela (Hg.) (1997) *Text – Kultur – Kommunikation: Translation als Forschungsaufgabe. Festschrift aus Anlaß des 50jährigen Bestehens des Instituts für Übersetzer- und Dolmetscherausbildung an der Universität Graz.* Tübingen: Stauffenburg, 15–29.

Lenz, Werner (2005) *Portrait Weiterbildung Österreich*. Bielefeld: Bertelsmann.

Leonard, Cormac (2015) »Interpreters and deaf people in Irish courts, 1815–1924«, https://www.researchgate.net/profile/Cormac-Leonard/publication/316409500_Paper_delivered_to_Trinity_College_Dublin_Modern_History_Postgraduate_Seminar_Tuesday_6_October_2015/links/58fca04d0f7e9ba3ba55777c/Paper-delivered-to-Trinity-College-Dublin-Modern-History-Postgraduate-Seminar-Tuesday-6-October-2015.pdf [9. August 2022].

Leonhardt, Annette (⁴2019) *Grundwissen Hörgeschädigtenpädagogik*. München: Ernst Reinhardt.

Lewis, Hannah (2007) *Deaf Liberation Theology*. Aldershot/Burlington: Ashgate.

List, Günther (²2010) »Charles Michel de l'Epée (1712–1789) und Samuel Heinicke (1727–1790)«, in: Tenorth, Heinz-Elmar (Hg.) *Klassiker der Pädagogik. Erster Band. Von Erasmus bis Helene Lange*. München: C.H. Beck, 93–100.

Llewellyn-Jones, Peter/Lee, Robert G. (2014) *Redefining the Role of the Community Interpreter: The Concept of Role-Space*. Lincoln: SLI Press.

Lomeña Galiano, María (2020) »Finding hidden populations in the field of translating and interpreting: A methodological model for improving access to non-

professional translators and interpreters working in public service settings«, in: *FITISPos International Journal* 7:1, 72–91.

Lord, Christopher (2004) *A Democratic Audit of the European Union*. Houndmills, Basingstoke/New York: Palgrave Macmillan.

Lucas, Ceil/Valli, Clayton (1989) »Language contact in the American deaf community«, in: Lucas, Ceil (Hg.) *The Sociolinguistics of the Deaf Community*. San Diego, CA: Academic Press, 11–40.

Lung, Rachel (2011) *Interpreters in Early Imperial China*. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins.

Maier, Ludwig/Rosenberg, Helmut (1985) *Die Sprache der Hände*. Band 1. Leoben/Graz: Arbeitsgemeinschaft für d. Zeichensprache Gehörloser.

Maier, Ludwig/Rosenberg, Helmut (1986) *Die Sprache der Hände*. Band 2. Leoben/Graz: Arbeitsgemeinschaft für d. Zeichensprache Gehörloser.

Marin-Lacarta, Maialen/Vargas-Urpi, Mireia (2018) »When the translator does more than translate: A case study of translator roles in a digital publishing initiative«, in: *Hermes* 58, 117–137.

Martín de León, Celia (2008) »Skopos and beyond: A critical study of functionalism«, in: *Target* 20:1, 1–28.

Martínez-Gómez, Aída (2015) »Bibliometrics as a tool to map uncharted territory: A study on non-professional interpreting«, in: *Perspectives: Studies in Translatology* 23:2, 205–222.

Mason, Ian (2009) »Role, positioning and discourse in face-to-face interpreting«, in: de Pedro Ricoy, Raquel/Perez, Isabelle/Wilson, Christine (Hg.) *Interpreting and Translating in Public Service Settings: Policy, Practice, Pedagogy*. Manchester: St. Jerome, 52–73.

Mason, Ian (2015) »Discourse analytical approaches«, in: Pöchhacker, Franz (Hg.)/Grbić, Nadja (assoz. Hg.)/Mead, Peter/Setton, Robin (beratende Hg.) *Routledge Encyclopedia of Interpreting Studies*. London/New York: Routledge, 111–116.

McBurney, Susan (2012) »History of sign languages and sign language linguistics«, in: Pfau, Roland/Steinbach, Markus/Woll, Bencie (Hg.) *Sign Language: An International Handbook*. Berlin/Boston: De Gruyter Mouton, 909–948.

McDonnell, Patrick/Saunders, Helena (1993) »Sit on your hands: Strategies to prevent signing«, in: Fischer, Renate/Lane, Harlan (Hg.) *Looking Back: A Reader on the History of Deaf Communities and their Sign Languages*. Hamburg: Signum. 255–260.

McIlroy, Guy/Storbeck, Claudine (2011) »Development of Deaf identity: An ethnographic study«, in: *Journal of Deaf Studies and Deaf Education* 16:4, 494–511.

McIntire, Marina/Sanderson, Gary R. (1995) »Who's in charge here? Perceptions of empowerment and role in the interpreting setting«, in: *Journal of Interpretation* 7, 99–113.

Merlini, Raffaela (2009) »Seeking asylum and seeking identity in a mediated encounter: The projection of selves through discursive practices«, in: *Interpreting* 11:1, 57–93

Merlini, Raffaela/Favaron, Roberta (2005) »Examining the ›voice of interpreting‹ in speech pathology«, in: *Interpreting* 7:2, 263–302.

Merlini, Raffaela/Gatti, Mariadele (2015) »Empathy in healthcare interpreting: Going beyond the notion of role«, in: *The Interpreters' Newsletter* 20, 139–160.

Mey, Günter/Mruck, Katja (2007) »Grounded Theory – Anmerkungen zu einem prominenten Forschungsstil«, in: Mey, Günter/Mruck, Katja (Hg.) *Grounded Theory Reader*. Köln: Zentrum für Historische Sozialforschung, 11–39.

Meyer, Bernd (2004) *Dolmetschen im medizinischen Aufklärungsgespräch. Eine diskursanalytische Untersuchung zur Wissensvermittlung im mehrsprachigen Krankenhaus*. Münster u.a.: Waxmann.

Meylaerts, Reine (2008) »Translators and (their) norms: Towards a sociological construction of the individual«, in: Pym, Anthony/Shlesinger, Miriam/Simeoni, Daniel (Hg.) *Beyond Descriptive Translation Studies: Investigations in Homage to Gideon Toury.* Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins, 91–102.

Meylaerts, Reine (2010) »Habitus and self-image of native literary author-translators in diglossic societies«, in: *Translation and Interpreting Studies* 5:1, 1–19.

Miebach, Bernhard (³2010) *Soziologische Handlungstheorie. Eine Einführung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Mieg, Harald (2003) »Problematik und Probleme der Professionssoziologie«, in: Mieg, Harald/Pfadenhauer, Michaela (Hg.) *Professionelle Leistung – Professional Performance. Positionen der Professionssoziologie*. Konstanz: UVK, 11–46.

Mikkelson, Holly (1996) »The professionalization of community interpreting«, in: Jerome-O'Keeffe, Muriel M. (Hg.) *Global Vision: Proceedings of the 37th Annual Conference of the American Translators Association. October 30 – November 3, 1996, Colorado Springs, Colorado*. Alexandria: American Translators Association, 77–89.

Milan, Michelle (2021) »Towards a professional identity: Translators in the Victorian publisher's archive«, in: *Meta* 66:1, 48–72.

Millerson, Geoffrey (1964) *The Qualifying Associations: A Study in Professionalization*. London: Routledge & Kegan Paul.

Milton, John/Bandia, Paul (Hg.) (2009) *Agents of Translation*. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins.

Miović-Perić, Vesna (2001) »Dragomans of the Dubrovnik Republic: Their training and career«, in: *Dubrovinik Annals* 5, 81–94.

Mizrachi, Nissim/Shuval, Judith T. (2005) »Between formal and enacted policy: Changing the contours of boundaries«, in: *Social Science & Medicine* 60, 1649–1660.

Mizrachi, Nissim/Shuval, Judith T./Gross, Sky (2005) »Boundary at work: Alternative medicine in biomedical settings«, in: *Sociology of Health and Illness* 27:1, 20–43.

Monaghan, Leila ([2]2012) »The founding of two deaf churches: The Interplay of Deaf and Christian identities«, in: Monaghan, Leila/Goodman Jane E./Robinson, Jennifer Meta (Hg.) *A Cultural Approach to Interpersonal Communication: Essential Readings*. Chichester: Wiley-Blackwell, 438–452.

Montgomery, Kathleen/Oliver, Aamalya L. (2003) »Creating entities through the networking dynamics of boundary construction«, in: *Academy of Management Best Conference Paper Proceedings* 1, A1-A6.

Montgomery, Kathleen/Oliver, Aamalya L. (2007) »A fresh look at how professions take shape: Dual-directed networking dynamics and social boundaries«, in: *Organization Studies* 28:5, 661–687.

Monzó, Esther (2002) *La professió del traductor jurídic i jurat. Descripció sociológica de la professió i análisi discursiva del transgènere*. Universitat Jaume I: Dissertation.

Monzó, Esther (2005) »Being ACTIVE in legal translation and interpreting: Researching and acting on the Spanish field«, in: *Meta* 50:4, DOI: https://doi.org/10.7202/019922ar.

Monzó, Esther (2009) »Legal and translational occupations in Spain: Regulation and specialization in jurisdictional struggles«, in: *Translation and Interpreting Studies* 4:2, 135–154.

Moreno, Maria R./Otero-Sabogal, Regina/Newman, Jeffrey (2007) »Assessing dual-role staff-interpreter linguistic competency in an integrated healthcare system«, in: *Journal of General Internal Medicine* 22:2 (Supplement), 331–335.

Moroe, Nomfundo F./de Andrade, Victor (2018) »Hearing children of deaf parents: Gender and birth order in the delegation of the interpreter role in culturally Deaf families«, in: *African Journal of Disability* 7, DOI: https://doi.org/10.4102/ajod.v7i0.365.

Morón Martín, Marián (2020) »From translation professionals to translation-related professionals or ›non translators‹«, in: Levey, David (Hg.) *Strategies and Analyses of Language and Communication in Multilingual and International Contexts*. Newcastle upon Tyne: Cambridge Scholars Publishing, 179–186.

Morse, Janice M. (2008) »Tussles, tensions, and resolutions«, in: Morse, Janice M./Stern, Phyllis Noerager/Corbin, Juliet/Bowers, Barbara/Charmaz, Kathy/Clarke, Adele E. (Hg.) *Developing Grounded Theory: The Second Generation*. Walnut Creek, CA: Left Coast Press, 13–22.

Morse, Janice M./Stern, Phyllis Noerager/Corbin, Juliet/Bowers, Barbara/Charmaz, Kathy/Clarke, Adele E. (Hg.) (2008) *Developing Grounded Theory: The Second Generation*. Walnut Creek, CA: Left Coast Press.

Moser-Mercer, Barbara/Frauenfelder, Uli H./Casado, Beatriz/Künzli, Alexander (2000) »Searching to define expertise in interpreting«, in: Englund Dimitrova, Birgitta/Hyltenstam, Kenneth (Hg.) *Language Processing and Simultaneous Interpreting: Interdisciplinary Perspectives*. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins, 107–131.

Mottez, Bernard (1993) »Die Gehörlosenbankette und die Geburt der Gehörlosenbewegung«, in: Fischer, Renate/Lane, Harlan (Hg.) *Blick zurück. Ein Reader zur Geschichte von Gehörlosengemeinschaften und ihren Gebärdensprachen*. Hamburg: Signum, 171–185.

Mounin, Georges (1965) *Teoria e storia della traduzione*. Torino: Einaudi.

Mudgett-DeCaro, Patricia (1996) »On being both hearing and deaf: My bilingual-bicultural experience«, in: Parasnis, Ila (Hg.) *Cultural and Language Diversity and the Deaf Experience.* Cambridge/New York: Cambridge University Press, 272–288.

Müllejans, Ruth/Pala, Aygül (1999) »Psychotherapie mit Dolmetscherinnen«, in: *psycho* 25:2, 123–130.

Müller de Quadros, Ronice/Masutti, Mara Lúcia (2008) »Brazilian Codas: Libras and Portuguese in contact zones«, in: Bishop, Michele/Hicks, Sherry L. (Hg.) *Hearing, Mother Father Deaf: Hearing People in Deaf Families.* Washington, DC: Gallaudet University Press, 197–215.

Müller, Andrea (1987) *Teletext: Lesen statt Hören*. Wien: Österreichischer Rundfunk.

Murray, Joseph John (2007) *»One Touch of Nature Makes the Whole World Kin«: The Transnational Lives of Deaf Americans, 1870-1924*. University of Iowa: Dissertation, https://iro.uiowa.edu/esploro/outputs/doctoral/One-touch-of-nature-makes-the/9983776700602771 [9. August 2022].

Murrell, Colleen (2015) *Foreign Correspondents and International Newsgathering: The Role of Fixers*. New York/Abingdon: Routledge.

Napier, Jemina (2002) »The D/deaf – H/hearing debate«, in: *Sign Language* Studies 2:2, 141–149.

Napier, Jemina (2008) »Exploring linguistic and cultural identity: My personal experience«, in: Bishop, Michele/Hicks, Sherry L. (Hg.) *Hearing, Mother Father Deaf: Hearing People in Deaf Families.* Washington, DC: Gallaudet University Press, 219–243.

Napier, Jemina (2021) *Sign Language Brokering in Deaf-Hearing Families*. Cham: Palgrave Macmillan.

Napier, Jemina/Goswell, Della (2013) »Signed language interpreting profession«, in: Chapelle, Carol A. (Hg.) *The Encyclopedia of Applied Linguistics*. Blackwell/Whiley, 1–7, DOI: https://doi.org/10.1002/9781405198431.wbeal1068.

Napier, Jemina/Leeson, Lorraine (2016) *Sign Language in Action*. Houndmills/New York: Palgrave Macmillan.

Naumann, Peter (2005) »Babels and nomad – observations on the barbarising of communication at the 2005 World Social Forum«, https://aiic.org/document/79/AIICBlog_May2005_NAUMANN_Babels_and_Nomads_EN.pdf [9. August 2022].

Neckel, Sighard/Soeffner, Hans-Georg (Hg.) (2008) *Mittendrin im Abseits. Ethnische Gruppenbeziehungen im lokalen Kontext*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Neckel, Sighard/Sutterlüty, Ferdinand (2008) »Negative Klassifikationen und die symbolische Ordnung sozialer Ungleichheit«, in: Neckel, Sighard/Soeffner, Hans-Georg (Hg.) *Mittendrin im Abseits. Ethnische Gruppenbeziehungen im lokalen Kontext*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 15–25.

Nelsen, Bonalyn J./Barley, Stephen R. (1997) »For love or money? Commodification and the construction of an occupational mandate«, in: *Administrative Science Quarterly* 42:4, 619–653.

Neumann Solow, Sharon (1981) *Sign Language Interpreting: A Basic Resource Book*. Silver Spring, MD: National Association of the Deaf.

Nippert-Eng, Christena (1996) »Calendars and keys: The classification of ›home‹ and ›work‹«, in: *Sociological Forum* 11:3, 563–582.

Nippert-Eng, Christena (2008) *Home and Work: Negotiating Boundaries through Everyday Life*. Chicago/London: The University of Chicago Press.

Niska, Helge (2002) »Community interpreter training: Past, present, future«, in: Garzone, Giuliana/Viezzi, Maurizio (Hg.) *Interpreting in the 21st Century: Challenges and Opportunities*. Amsterdam: John Benjamins, 133–144.

Nisula, Marjukka/Manunen, Juha (2009) »Sign language interpreter training in Finland«, in: Napier, Jemina (Hg.) *International Perspectives on Sign Language Interpreter Education*. Washington, DC: Gallaudet University Press, 15–34.

Noordegraaf, Mirko (2007) »From ›pure‹ to ›hybrid‹ professionalism: Present-day professionalism in ambiguous public domains«, in: *Administration & Society* 39:6, 761–785.

Norberg, Ulf/Stachl-Peier, Ursula/Tiittula, Liisa (2015) »Speech-to-text interpreting in Finland, Sweden and Austria«, in: *Translation & Interpreting* 7:3, 36–49, DOI: https://doi.org/10.12807/ti.107203.2015.a03.

Nord, Christiane (1989) »Loyalität statt Treue. Vorschläge zu einer funktionalen Übersetzungstypologie«, in: *Lebende Sprachen* 34:3, 100–105.

Nyst, Victoria (2012) »Shared sign languages«, in: Pfau, Roland/Steinbach, Markus/Woll, Bencie (Hg.) *Sign Language: An International Handbook*. Berlin/Boston: De Gruyter Mouton, 552–574.

Oerton, Sarah (2004) »Bodywork boundaries: Power, politics and professionalism in therapeutic massage«, in: *Gender, Work & Organization* 11:5, 544–565.

Oliver, Aamalya L./Montgomery, Kathleen (2005) »Toward the construction of a profession's boundaries: Creating a networking agenda«, in: *Human Relations* 58:9, 1167–1184.

Olohan, Maeve (2011) »Translators and translation technology: The dance of agency«, in: *Translation Studies* 4:3, 342–357.

Olohan, Maeve (2019) »Sociological approaches to translation technology«, in: O'Hagan, Minako (Hg.) *The Routledge Handbook of Translation and Technology*. London/New York: Routledge, 384–397.

Osterhammel, Jürgen ([2]2012) *Die Entzauberung Asiens. Europa und die asiatischen Reiche im 18. Jahrhundert*. München: C.H. Beck.

Ozolins, Uldis (2015) »Ethics and the role of the interpreter«, in: Mikkelson, Holly/ Jourdenais, Renée (Hg.) *The Routledge Handbook of Interpreting*. London/New York: Routledge, 319–336.

Pachucki, Mark A./Pendergrass, Sabrina/Lamont, Michèle (2007) »Boundary processes: Recent theoretical developments and new contributions«, in: *Poetics* 35:6, 331–351.

PACTE group (2000) »Acquiring translation competence: Hypotheses and methodological problems of a research project«, in: Beeby, Allison/Ensinger, Doris/ Presas, Marisa (Hg.) *Investigating Translation: Selected Papers from the 4th International Congress on Translation.* Barcelona, 1998. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins, 99–106.

Padden, Carol/Humphries, Tom (1988) *Deaf in America: Voices from a Culture*. Cambridge, MA: Harvard University Press.

Paloposki, Outi (2016) »Translating and translators before the professional project«, in: *JoSTrans, The Journal of Specialised Translation* 25, 15–31, https://www.jostrans.org/issue25/art_paloposki.pdf [9. August 2022].

Palumbo Fossati Casa, Isabella (1997) »L'école Vénitienne des ›Giovani di Lingua‹«, in: Hitzel, Frédéric (Hg.) *Istanbul et les langues orientales. Actes du colloque organisé par l'IFÉA et l'INALCO à l'occasion du bicentenaire de l'École des Langues Orientales. Istanbul 29–31 mai 1995.* Paris/Montréal: L'Harmattan, 109–122.

Paulitz, Tanja (2012) *Mann und Maschine. Eine genealogische Wissenssoziologie des Ingenieurs und der modernen Technikwissenschaften, 1850-1930*. Bielefeld: transcript.

Perez, Isabelle A./Wilson, Christine W.L. (2007) »Interpreter-mediated police interviews: Working as a professional team«, in: Wadensjö, Cecilia/Englund Dimitrova, Birgitta/Nilsson, Anna-Lena (Hg.) *The Critical Link 4: Professionalisation of Interpreting in the Community. Selected Papers from the 4th International Conference on Interpreting in Legal, Health and Social Service Settings, Stockholm, Sweden, 20-23 May 2004*. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins, 79–93.

Pernkopf, Regina (2015) *SignLibrary. Retrospektive Analyse eines innovativen Projekts*. Karl-Franzens-Universität Graz: Diplomarbeit.

Pfadenhauer, Michaela/Sander, Tobias (2010) »Professionssoziologie«, in: Kneer, Georg/Schroer, Markus (Hg.) *Handbuch Spezielle Soziologien*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 361–378.

Pfaff-Czarnecka, Joanna (2011) »From ›identity‹ to ›belonging‹ in social research: Plurality, social boundaries, and the politics of the self«, in: Albiez, Sarah/Castro, Nelly/Jüssen, Lara/Youkhana, Eva (Hg.) *Ethnicity, Citizenship and Belonging: Practices, Theory and Spatial Dimensions.* Madrid: Iberoamericana/Vervuert, 199–219.

Pfaff-Czarnecka, Joanna (2013) »Multiple belonging and the challenges to biographic navigation«, = *MMG Working Paper* 13–05, Göttingen: Max-Planck-Institut zur

Erforschung multireligiöser und multiethnischer Gesellschaften, https://pure.mpg.de/rest/items/item_1690397_2/component/file_1690396/content [9. August 2022].

Pfau, Roland (2012) »Manual communication systems: Evolution and variation«, in: Pfau, Roland/Steinbach, Markus/Woll, Bencie (eds) *Sign Language: An International Handbook*. Berlin/Boston: De Gruyter Mouton, 513–551.

Piacentini, Danila (2003) »Il verbo ›tradurre‹ ed il termine ›traduttore‹ nel Vicino Oriente. Tre esempi: sumerico, eblaita, fenicio«, in: Rgalzi, Giuseppe (Hg.) *Mutuare, interpretare, tradurre: Storie di culture a confronto. Atti del 20 Incontro »Orientalisti« (Roma, 11–13 dicembre 2002)*. Roma: Associazione Orientalisti, 13–38.

Pichler, Christian (2021) *Gebärdensprachavatare – Computeranimierte Translation und deren Wahrnehmung in der Gehörlosengemeinschaft*. Karl-Franzens-Universität Graz: Masterarbeit.

Pils, Manfred/Ganglberger, Martina/Höller, Johann (2009) »Barrierefreiheit von Behörden. Websites – Anspruch und Realität«, in: Wandke, Hartmut/Kain, Saskia/Struve, Doreen (Hg.) *Mensch und Computer 2009: Grenzenlos frei?* München: Oldenbourg, 3–12.

Pizer, Ginger/Walters, Keith/Meier, Richard P. (2013) »›We communicated that way for a reason‹: Language practices and language ideologies among hearing adults whose parents are deaf«, in: *Journal of Deaf Studies and Deaf Education* 18:1, 75–92.

Plann, Susan (1997) *A Silent Minority: Deaf Education in Spain, 1550-1835*. Berkeley/Los Angeles/London: University of California Press.

Platter, Judith (2022) »Schriftdolmetschen in Österreich: Einblick in den und Erkenntnisse aus dem laufenden Professionalisierungsprozess«, in: Hebenstreit, Gernot/Hofeneder, Philipp (Hg.) *Translation im Wandel: Gesellschaftliche, konzeptuelle und didaktische Perspektiven*. Berlin: Frank & Timme, 69–92.

Pöchhacker, Franz (1995) »Writings and research on interpreting. A bibliographic analysis«, in: *The Interpreters' Newsletter* 6, 17–31.

Pöchhacker, Franz (2000) *Dolmetschen. Konzeptuelle Grundlagen und deskriptive Untersuchungen*. Tübingen: Stauffenburg.

Pöchhacker, Franz (2004) *Introducing Interpreting Studies*. London/New York: Routledge.

Pöchhacker, Franz (2009) »Conference interpreting: Surveying the profession«, in: *Translation and Interpreting Studies* 4:2, 172–186.

Pöchhacker, Franz (2010) »Entwicklungslinien der Dolmetschwissenschaft«, in: Grbić, Nadja/Hebenstreit, Gernot/Vorderobermeier, Gisella/Wolf, Michaela (Hg.) *Translationskultur revisited. Festschrift für Erich Prunč*. Tübingen: Stauffenburg, 84–97.

Pöchhacker, Franz ([2]2016) *Introducing Interpreting Studies*. London/New York: Routledge.

Pöchhacker, Franz (Hg.)/Grbić, Nadja (assoz. Hg.)/Mead, Peter/Setton, Robin (beratende Hg.) (2015) *Routledge Encyclopedia of Interpreting Studies*. London/New York: Routledge.

Pöchhacker, Franz/Kadrić, Mira (1999) »The hospital cleaner as healthcare interpreter«, in: *The Translator* 5:2, 161–178.

Pöchhacker, Franz/Shlesinger, Miriam (Hg.) (2002) *The Interpreting Studies Reader*. London/New York: Routledge.

Pöllabauer, Sonja (1998) *Nema problema, alles paletti … ? Community Interpreting aus der Sicht von NGOs – eine empirische Erhebung der Situation in Graz unter besonderer Berücksichtigung möglicher Implikationen für die Ausbildung*. Karl-Franzens-Universität Graz: Diplomarbeit.

Pöllabauer, Sonja (2000) »›Nema problema, alles paletti…?‹ Community Interpreting aus der Sicht von NGOs«, in: *TEXTconTEXT* 14 = NF 4:2, 181–210.

Pöllabauer, Sonja (2005) *»I don't understand your English, Miss.« Dolmetschen bei Asylanhörungen*. Tübingen: Narr.

Pöllabauer, Sonja (2015) »Role«, in: Pöchhacker, Franz (Hg.)/Grbić, Nadja (assoz. Hg.)/Mead, Peter/Setton, Robin (beratende Hg.) *Routledge Encyclopedia of Interpreting Studies*. London/New York: Routledge, 355–360.

Pollitt, Kyra (1997) »The state we're in: Some thoughts on professionalisation, professionalism and practice among the UK's sign language interpreters«, in: *Deaf Worlds* 13:3, 21–26.

Preston, Paul (1995a) *Mother Father Deaf: Living Between Sound and Silence*. Cambridge, MA: Harvard University Press.

Preston, Paul (1995b) »Mother father deaf: The heritage of difference«, in: *Social Science & Medicine* 40:11, 1461–1467.

Preston, Paul (1996) »Chameleon voices: Interpreting for deaf parents«, in: *Social Science & Medicine* 42:12, 1681–1690.

Prillwitz, Siegmund (2000) *Angebote für Gehörlose im Fernsehen und ihre Rezeption*. Kiel: Unabhängige Landesanstalt für Rundfunkwesen ULR.

Prunč, Erich (1990) »Die Zirkelschlüsse der Mehrheit«, in: *Das Zeichen* 4:13, 287–292.

Prunč, Erich (1997) »Translationskultur. (Versuch einer konstruktiven Kritik des translatorischen Handelns)«, in: *TEXTconTEXT* 11 = NF 1:2, 99–127.

Prunč, Erich (2004a) »Translationswissenschaft und Translationspraxis. Fremde oder Verbündete?«, in: *Mitteilungsblatt der Universitas* 4 (Sonderausgabe *50 Jahre UNIVERSITAS – Perspektiven im 21. Jahrhundert*), 9–16.

Prunč, Erich (2004b) »Zum Objektbereich der Translationswissenschaft«, in: Müller, Ina (Hg.) *Und sie bewegt sich doch… Translationswissenschaft in Ost und West. Festschrift für Heidemarie Salevsky zum 60. Geburtstag*. Frankfurt a.M./Berlin/Brüssel/New York/Oxford/Wien: Peter Lang, 263–285.

Prunč, Erich (2005) »Translationsethik«, in: Sandrini, Peter (Hg.) *Fluctuat nec mergitur. Translation und Gesellschaft. Festschrift für Annemarie Schmid zum 75. Geburtstag*. Frankfurt a.M. u.a.: Peter Lang, 165–194.

Prunč, Erich (2007) *Entwicklungslinien der Translationswissenschaft. Von den Asymmetrien der Sprachen zu den Asymmetrien der Macht*. Berlin: Frank & Timme.

Prunč, Erich (2008) »Zur Konstruktion von Translationskulturen«, in: Schippel, Larisa (Hg.) *Translationskultur – ein innovatives und produktives Konzept*. Berlin: Frank & Timme, 19–41.

Prunč, Erich (2009) »Was haben Chamäleons den TranslatorInnen zu sagen?«, in: Kalverkämper, Hartwig/Schippel, Larisa (Hg.) *Translation zwischen Text und Welt – Translationswissenschaft als historische Disziplin zwischen Moderne und Zukunft*. Berlin: Frank & Timme, 115–137.

Prunč, Erich (2010) »Konferenz- und Kommunaldolmetschen«, in: Lee-Jahnke, Hannelore/Prunč, Erich (Hg.) *Am Schnittpunkt von Philologie und Translationswissenschaft. Festschrift zu Ehren von Martin Forstner*. Bern u.a.: Peter Lang, 259–280.

Prunč, Erich ([3]2012) *Entwicklungslinien der Translationswissenschaft. Von den Asymmetrien der Sprachen zu den Asymmetrien der Macht.* Berlin: Frank & Timme.

Przyborski, Aglaja/Wohlrab-Sahr, Monika ([2]2009) *Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch*. München: Oldenbourg.

Pym, Anthony (1998) *Method in Translation History*. Manchester: St. Jerome.

Pym, Anthony (2000) *Negotiating the Frontier: Translators and Intercultures in Hispanic History*. Manchester: St. Jerome.

Pym, Anthony (2002) »Intercultures and the interface with nationalist culture«, http://usuaris.tinet.cat/apym/on-line/intercultures/intnation.pdf [9. August 2022].

Pym, Anthony (2004) *The Moving Text: Localization, Translation, and Distribution*. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins.

Pym, Anthony (2009) »Humanizing Translation History«, in: *Hermes* 42, 23–48.

Pym, Anthony (2010) *Exploring Translation Theories*. London/New York: Routledge.

Pym, Anthony (2011) »Training translators«, in: Malmkjær, Kirsten/Windle, Kevin (Hg.) *The Oxford Handbook of Translation Studies*. Oxford: Oxford University Press, 475–489.

Pym, Anthony (2014) »Translator associations – from gatekeepers to communities«, in: *Target* 26:3, 466–491.

Pym, Anthony/Grin, François/Sfreddo, Claudio/Chan, Andy L. J. (2013) *The Status of the Translation Profession in the European Union*. London/New York: Anthem Press.

Pym, Anthony/Orrego-Carmona, David/Torres-Simón, Esther (2016) »Status and technology in the professionalisation of translators: Market disorder and the return of hierarchy«, in: *JoSTrans, The Journal of Specialised Translation* 25, 33–53, https://jostrans.org/issue25/art_pym.php [9. August 2022].

Quartararo, Anne T. (2008) *Deaf Identity and Social Images in Nineteenth-Century France*. Washington, DC: Gallaudet University Press.

Radó, György (1967) »Approaching the history of translation«, in: *Babel* 13:3, 169–173.

Reiß, Katharina/Vermeer, Hans J. (1984) *Grundlegung einer allgemeinen Translationstheorie*. Tübingen: Niemeyer.

Reiter, Clara (2013) »›… wo der Dollmetsch allzeit interpretirt.‹ Das Hofdolmetscheramt am Wiener Hof: Vom Karrieresprungbrett zum Abstellgleis«, in: *Lebende Sprachen* 58:1, 197–220.

Riemann, Gerhard (2004) »Die Befremdung der eigenen Praxis«, in: Hanses, Andreas (Hg.) *Biografie und Soziale Arbeit*. Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren, 190–208.

Risku, Hanna (2004) *Translationsmanagement. Interkulturelle Fachkommunikation im Informationszeitalter*. Tübingen: Narr.

Risku, Hanna (2016) »Translatorisches Handeln: Anforderungen und Kompetenzen«, in: Kadrić, Mira/Kaindl, Klaus (Hg.) *Berufsziel Übersetzen und Dolmetschen: Grundlagen, Ausbildung, Arbeitsfelder.* Tübingen: A. Francke, 39–62.

Risku, Hanna/Rogl, Regina/Milošević, Jelena (2020) »Researching workplaces«, in: Angelone, Erik/Ehrensberger-Dow, Maureen/Massey, Gary (Hg.) *The Bloomsbury Companion to Language Industry Studies*. Bloomsbury Publishing, 37–62.

Risku, Hanna/Windhager, Florian (2013) »Extended translation: A sociocognitive research agenda«, in: *Target* 25:1, 33–45.

Roberts, Roda (1993) »Community interpreting in North America«, in: Picken, Catriona (Hg.) *Translation – the vital link. Proceedings of the 13th World Congress of FIT, 6-13 August 1993, Brighton*. Volume 2. London: Institute of Translation and Interpreting, 239–252.

Roberts, Roda P. (1994) »Community interpreting today and tomorrow«, in: Krawutschke, Peter W. (Hg.) *VISTAS. Proceedings of the 35th Annual Conference of the American Translators Association, October 12-16, 1994.* Medford, NJ: Learned Information, 127–138.

Roberts, Roda P. (1997) »Community interpreting today and tomorrow«, in: Carr, Silvana E./Roberts, Roda/Dufour, Aideen/Steyn, Dini (Hg.) *The Critical Link: Interpreters in the Community. Papers from the First International Conference on Interpreting in Legal, Health, and Social Service Settings, Geneva Park, Canada, June 1-4, 1995*. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins, 7–26.

Rogl, Regina (2016) »No work and all play – the intersections between labour, fun and exploitation in online translation communities«, in: *European Journal of Applied Linguistics* 4:1, 117–138.

Rogl, Regina (2017) »Language-related disaster relief in Haiti: Volunteer translator networks and language technologies in disaster aid«, in: Antonini, Rachele/Cirillo, Letizia/Rossato, Linda/Torresi, Ira (Hg.) *Non-professional Interpreting and Translation: State of the Art and Future of an Emerging Field of Research*. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins.

Roland, Ruth A. (1999) *Interpreters as Diplomats. A Diplomatic History of the Role of Interpreters in World Politics*. Ottawa: University of Ottawa Press.

Rothman, E. Natalie (2015a) »Jeunes de langues«, in: Pöchhacker, Franz (Hg.)/Grbić, Nadja (assoz. Hg.)/Mead, Peter/Setton, Robin (beratende Hg.) (2015) *Routledge Encyclopedia of Interpreting Studies*. London/New York: Routledge, 217–220.

Rothman, E. Natalie (2015b) »Dragomans«, in: Pöchhacker, Franz (Hg.)/Grbić, Nadja (assoz. Hg.)/Mead, Peter/Setton, Robin (beratende Hg.) (2015) *Routledge Encyclopedia of Interpreting Studies*. London/New York: Routledge, 119–124.

Roy, Cynthia B. (1989) *A Sociolinguistic Analysis of the Interpreter's Role in the Turn Exchanges of an Interpreted Event*. Georgetown University: Dissertation.

Roy, Cynthia B. (1992) »A sociolinguistic analysis of the interpreter's role in simultaneous talk in a face-to-face interpreted dialogue«, in: *Sign Language Studies* 21:74, 21–61.

Roy, Cynthia B. (1993) »The problem with definitions, descriptions, and the role metaphors of interpreters«, in: *Journal of Interpretation* 6, 127–154.

Roy, Cynthia B. (2000) *Interpreting as a Discourse Process*. Oxford: Oxford University Press.

Roy, Cynthia B./Napier, Jemina (Hg.) (2015) *The Sign Language Interpreting Studies Reader*. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins.

Roy, Cynthia B./Sawyer, David B. (2015) »Education«, in: Pöchhacker, Franz (Hg.)/Grbić, Nadja (assoz. Hg.)/Mead, Peter/Setton, Robin (beratende Hg.) (2015) *Routledge Encyclopedia of Interpreting Studies*. London/New York: Routledge, 124–130.

Rudvin, Mette (2007) »Professionalism and ethics in community interpreting: The impact of individualist versus collective group identity«, in: *Interpreting* 9:1, 47–69.

Rundle, Christopher (2022) »Introduction: The historiography of translation and interpreting«, in: Rundle, Christopher (Hg.) *The Routledge Handbook of Translation History*. London/New York: Routledge, xviii-xxvi.

Ruokonen, Minna/Svahn, Elin (2021) »Comparative research into translator status: Finland and Sweden as a case in point«, in: *Perspectives*, published online, DOI: 10.1080/0907676X.2021.1953546.

Sacherer, Eva (2011) *Kommunikationsstrategien von Menschen mit hochgradiger Hör-Sehbehinderung/Taubblindheit – eine qualitative Studie im Raum Oberösterreich*. Universität Wien: Diplomarbeit.

Salama-Carr, Myriam (in Zusammenarbeit mit Ronald H. Bathgate, Jean Delisle, Clara Foz, Li Nanqiu, Shantha Ramakrishna and Lars Wollin) ([2]2012) »Translators and the dissemination of knowledge«, in: Delisle, Jean/Woodsworth, Judith (Hg.) *Translators through History*. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins, 95–124.

Santoyo, Julio-César (2006) »Blank spaces in the history of translation«, in: Bastin, Georges L./Bandia, Paul F. (Hg.) *Charting the Future of Translation History*. Ottawa: University of Ottawa Press, 11–43.

Sawyer, David B. (2004) *Fundamental Aspects of Interpreter Education: Curriculum and Assessment*. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins.

Schäffner, Christina (2016) »Translatorisches Handeln als Beruf«, in: Kadrić, Mira/Kaindl, Klaus (Hg.) *Berufsziel Übersetzen und Dolmetschen. Grundlagen, Ausbildung*, Arbeitsfelder. Tübingen: A. Francke, 19–38.

Schaurhofer, Martin (2000) *Wege der Unterstützung von Selbsthilfegruppen. Abschlussbericht.* Wien: Österreichische Forschungsgemeinschaft, https://www.forschungsnetzwerk.at/downloadpub/wege%20der%20unterstuetzung%20von%20selbsthilfegruppen%20im%20gesundheitsbereich.pdf [9. August 2022].

Scheffer, Thomas (2001) *Asylgewährung. Eine ethnographische Verfahrensanalyse*. Stuttgart: Lucius & Lucius.

Schippel, Larisa (Hg.) (2008) *Translationskultur – ein innovatives und produktives Konzept*. Berlin: Frank & Timme.

Schjoldager, Anne, with Henrik Gottlieb & Ida Klitgård [sic] (2008) *Understandig Translation*. Aarhus: Academica.

Schmeiser, Martin (2006) »Soziologische Ansätze der Analyse von Professionen, der Professionalisierung und des professionellen Handelns«, in: *Soziale Welt* 57:3, 295–318.

Schmid-Giovannini, Susanna (1976) *Sprich mit mir*. Berlin: Marhold.

Schmitt, Oliver Jens (2005) *Levantiner: Lebenswelten und Identitäten einer ethnokonfessionellen Gruppe im Osmanischen Reich im »langen 19. Jahrhundert«.* München: Oldenbourg.

Schott, Walter (1995) *Das k.k. Taubstummen-Institut in Wien 1779-1918*. Wien/Köln/Weimar: Böhlau.

Schott, Walter (1999) *Das Allgemeine österreichische israelitische Taubstummen-Institut in Wien 1844-1926*. Wien: Eigenverlag.

Schott, Walter (2002) *Die niederösterreichischen Landes-Taubstummenanstalten in Wien-Döbling 1881-1921 und Wiener Neustadt 1903-1932*. Wien: Eigenverlag.

Schreiber, Michael (1993) *Übersetzung und Bearbeitung. Zur Differenzierung und Abgrenzung des Übersetzungsbegriffs*. Tübingen: Narr.

Schwarz, Hans (1975) »Der Status des Übersetzers«, in: *Babel* 21:1, 5–15.

Schweda Nicholson, Nancy (1994) »Professional ethics for court and community interpreters«, in: Hammond, Deanna L. (Hg.) *Professional Issues for Translators and Interpreters.* Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins, 79–97.

Sela-Sheffy, Rakefet (2005) »How to be a (recognized) translator: Rethinking habitus, norms, and the field of translation«, in: *Target* 17:1, 1–26.

Sela-Sheffy, Rakefet (2006) »The pursuit of symbolic capital by a semi-professional group: The case of literary translators in Israel«, in: Wolf, Michaela (Hg.) *Über-*

setzen – Translating – Traduire: Towards a »Social Turn«? Wien/Berlin: LIT Verlag, 243–252.

Sela-Sheffy, Rakefet (2008) »The translator's personae: Marketing translatorial images as pursuit of capital«, in: *Meta* 53:3, 609–622.

Sela-Sheffy, Rakefet (2010) »›Stars‹ or ›professionals‹: The imagined vocation and exclusive knowledge of translators in Israel«, in: *MonTI* 2, 131–152.

Sela-Sheffy, Rakefet (2014) »Translators' identity work: Introducing micro-sociological theory of identity to the discussion of translators' habitus«, in: Vorderobermeier, Gisella M. (Hg.) *Remapping Habitus in Translation Studies*. Amsterdam/New York: Rodopi, 43–55.

Sela-Sheffy, Rakefet (2016a) »Profession, identity, and status«, in: Angelelli, Claudia V./Baer, Brian James (Hg.) *Researching Translation and Interpreting*. London/New York: Routledge, 131–145.

Sela-Sheffy, Rakefet (2016b) »Elite and non-elite translator manpower: The non-professionalised culture in the translation field in Israel«, in: *JoSTrans, The Journal of Specialised Translation* 25, 54–73, https://www.jostrans.org/issue25/art_sela.pdf [9. August 2022].

Sela-Scheffy, Rakefet (2022) »The translation professions«, in: Malmkjær, Kirsten (Hg.) *The Cambridge Handbook of Translation*. Cambridge: Cambridge University Press, 160–180.

Sela-Sheffy, Rakefet/Shlesinger, Miriam (2008) »Strategies of image-making and status advancement of translators and interpreters as a marginal occupational group: A research project in progress«, in: Pym, Anthony/Shlesinger, Miriam/Simeoni, Daniel (Hg.) *Beyond Descriptive Translation Studies: Investigations in Homage to Gideon Toury*. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins, 79–90.

Sela-Sheffy, Rakefet/Shlesinger, Miriam (Hg.) (2011) *Identity and Status in the Translational Professions*. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins.

Setton, Robin/Guo, Alice Liangliang (2009) »Attitudes to role, status and professional identity in interpreters and translators with Chinese in Shanghai and Taipei«, in: *Translation and Interpreting Studies* 4:2, 210–238.

Setton, Robin/Prunč, Erich (2015) »Ethics«, in: Pöchhacker, Franz (Hg.)/Grbić, Nadja (assoz. Hg.)/Mead, Peter/Setton, Robin (beratende Hg.) *Routledge Encyclopedia of Interpreting Studies*. London/New York: Routledge, 144–148.

Seyfert, Robert (2011) *Das Leben der Institutionen. Zu einer Allgemeinen Theorie der Institutionalisierung*. Weilerswist: Velbrück.

Shackman, Jane (1985) *The Right to be Understood: A Handbook on Working with, Employing and Training Community Interpreters*. Cambridge: National Extension College.

Shaw, Sherry (2014) »Preparing interpreting students to be allies in the Deaf community«, in: *The Interpreters' Newsletter* 19, 1–11.

Shaw, Sherry (2015) »Interpreting for deafblind persons«, in: Pöchhacker, Franz (Hg.)/Grbić, Nadja (assoz. Hg.)/Mead, Peter/Setton, Robin (beratende Hg.)

(2015) *Routledge Encyclopedia of Interpreting Studies*. London/New York: Routledge, 200–201.
Shaw, Sherry/Halley, Mark A. (2021) »Service learning during the COVID-19 pandemic: A model of temporal, spatial, and cultural adaptability«, in: *Journal of Interpretation* 29:1, 1–26.
Sherman, Rachel (2005) »Producing the superior self: Strategic comparison and symbolic boundaries among luxury hotel workers«, in: *Ethnography* 6:2, 131–158.
Sherwood, Bonnie (1987) »Third culture: Making it work«, in: *Journal of Interpretation* 4, 13–24.
Shibutani, Tamotsu (1955) »Reference groups as perspectives«, in: *American Journal of Sociology* 60:6, 562–569.
Shield, Aaron (2005) »Ideological conflict at group boundaries: The hearing children of deaf adult«, in: *Texas Linguistic Forum* 48, 187–195.
Shlesinger, Miriam (1997) »Quality in simultaneous interpreting«, in: Gambier, Yves/Gile, Daniel/Taylor, Christopher (Hg.) *Conference Interpreting: Current Trends in Research. Proceedings of the International Conference on Interpreting: What do we know and how? Turku, August 25-27, 1994*. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins, 123–131.
Sidransky, Ruth (1993) *Wenn ihr mich doch hören könntet. Kindsein in einer stummen Welt*. Übersetzt von Gerda Bean. Wien: Buchgemeinschaft Donauland.
Siegert, Steffi/Löwstedt, Jan (2019) »Online boundary work tactics: An affordance perspective«, in: *New Technology, Work and Employment* 34:1, 18–36.
Simeoni, Daniel (1998) »The pivotal status of the translator's habitus«, in: *Target* 10:1, 1–39.
Simmel, Georg (1908) *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*. Leipzig: Duncker und Humblot.
Simon, Sherry (2013) »Translation Zone«, in: Gambier, Yves/van Doorslaer, Luc (Hg.) *Handbook of Translation Studies*. Volume 4, Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins, 181–185.
Singleton, Jenny L./Tittle, Matthew D. (2000) »Deaf parents and their hearing children«, in: *Journal of Deaf Studies and Deaf Education* 5:3, 221–236.
Skalweit, Lena (2017) *Dolmetscher und ihre Ausbildung im Zeitalter der europäischen Expansion. Osmanisches Reich und Afrika*. Berlin: Frank & Timme.
Snell-Hornby, Mary (2006) *The Turns of Translation Studies: New Paradigms or Shifting Viewpoints?* Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins.
Söderfeldt, Ylva (2013a) *From Pathology to Public Sphere: The German Deaf Movement 1848-1914*. Bielefeld: transcript.
Söderfeldt, Ylva (2013b) »Der Anfang einer Selbsthilfebewegung? Die Organisation der Gehörlosen im 19. Jahrhundert«, in: *Selbsthilfegruppenjahrbuch* 2013, 46–48.
Spradley, James P. (1980/2016) *Participant Observation*. Long Grove, Illinois: Waveland Press.

St. André, James ([2]2009) »History«, in: Baker, Mona/Saldanha, Gabriela (Hg.) *Routledge Encyclopedia of Translation Studies*. London/New York: Routledge, 133–136.

Stelzer, Julia (2016) *Taubblindenassistenz. Eine qualitative Erhebung zur Unterstützung hörsehbeeinträchtigter Personen*. Karl-Franzens-Universität Graz: Masterarbeit.

Stepf, Hans Jürgen (2009) *Im Anfang war die Gebärde. Die Geschichte der evangelischen Gehörlosenseelsorge von ihren Berliner Anfängen bis 1992*. Berlin: Wichern.

Stern, Phyllis Noerager (2008) »In the beginning Glaser and Strauss created Grounded Theory«, in: Morse, Janice M./Stern, Phyllis Noerager/Corbin, Juliet/ Bowers, Barbara/Charmaz, Kathy/Clarke, Adele E. (Hg.) *Developing Grounded Theory: The Second Generation*. Walnut Creek, CA: Left Coast Press, 23–29.

Stone, Christopher (2012) »Interpreting«, in: Pfau, Roland/Steinbach, Markus/Woll, Bencie (eds) *Sign Language: An International Handbook*. Berlin/Boston: De Gruyter Mouton, 980–998.

Stone, Christopher/Woll, Bencie (2008) »Dumb O Jemmy and others: Deaf people, interpreters and the London courts in the eighteenth and nineteenth centuries«, in: *Sign Language Studies* 8:3, 226–240.

St-Pierre, Paul (Hg.) (1993) *L'histoire en traduction*, Sondernummer der Zeitschrift TTR 6:1.

Strauss, Anselm L. (1978) »A social world perspective«, in: *Studies in Symbolic Interaction* 1, 119–128.

Strauss, Anselm L. (1993) *Continual Permutations of Action*. New York: Aldine de Gruyter.

Strauss, Anselm L. ([2]1998) *Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen soziologischen Forschung*. Übersetzt von Astrid Hildenbrand. Mit einem Vorwort von Bruno Hildenbrand. München: Wilhelm Fink.

Strübing, Jörg (2007) *Anselm Strauss*. Konstanz: UVK.

Strübing, Jörg ([2]2008) *Grounded Theory. Zur sozialtheoretischen und epistemologischen Fundierung des Verfahrens der empirisch begründeten Theoriebeildung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Strübing, Jörg ([3]2014) *Grounded Theory. Zur sozialtheoretischen und epistemologischen Fundierung eines pragmatistischen Forschungsstils*. Wiesbaden: Springer VS.

Susam-Saraeva, Şebnem/Pérez-González, Luis (Hg.) (2012) *Non-Professionals Translating and Interpreting: Participatory and Engaged Perspectives*. Sondernummer der Zeitschrift *The Translator* 18:2.

Svahn, Elin/Ruokonen, Minna/Salmi, Leena (2018) »Boundaries around, boundaries within: Introduction to the thematic section on the translation professeion, translator status and identity«, in: *Hermes* 58, 7–17.

Swabey, Laurie/Gajewski Mickelson, Paula (2008) »Role definition: A perspective on forty years of professionalism in Sign Language interpreting«, in: Valero-Garcés, Carmen/Martin, Anne (Hg.) *Crossing Borders in Community Interpreting: Definitions and Dilemmas*. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins, 51–80.

Tahir-Gürçağlar, Şehnaz (2013) »Translation history«, in: Millán, Carmen/Bartrina, Francesca (Hg.) *The Routledge Handbook of Translation Studies*. London/New York: Routledge, 131–143.

Taub, Sarah F. (2001) *Language from the Body: Iconicity and Metaphor*. Cambridge: Cambridge University Press.

Taylor, Brian (1995) »Amateurs, professionals and the knowledge of archaeology«, in: *The British Journal of Sociology* 46:3, 499–508.

Taylor, Rebecca F. (2004) »Extending conceptual boundaries: Work, voluntary work and employment«, in: *Work, Employment & Society* 18:1, 29–49.

Tieber, Michael (2019) »Von Umkodierung bis Kulturtransfer. Translationskonzepte in der maschinellen Übersetzung«, in: *trans-kom* 12:2, 240–257.

Tiittula, Liisa (2012) »Schriftdolmetschen – Mündlichkeit im schriftlichen Gewand«, in: *Das Zeichen* 26:91, 418–421.

Tilly, Charles (2004) »Social boundary mechanisms«, in: *Philosophy of the Social Sciences* 34:2, 211–236.

Tipton, Rebecca (2009) »The simultaneous interpreter and the self: What role for reflective practice?«, in: *CTIS Occasional Papers* 4, 53–70.

Tipton, Rebecca/Furmanek, Olgierda (2016) *Dialogue Interpreting: A Guide to Interpreting in Public Services and the Community.* London/New York: Routledge.

Torikai, Kumiko (2009) *Voices of the Invisible Presence: Diplomatic Interpreters in post-World War II Japan*. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins.

Toury, Gideon (1995) *Descriptive Translation Studies and Beyond*. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins.

Toury, Gideon (²2012) *Descriptive Translation Studies – and Beyond.* Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins.

Tryuk, Małgorzata/Wolf, Michaela (2015) »Concentration camps«, in: Pöchhacker, Franz (Hg.)/Grbić, Nadja (assoz. Hg.)/Mead, Peter/Setton, Robin (beratende Hg.) (2015) *Routledge Encyclopedia of Interpreting Studies*. London/New York: Routledge, 77–78.

Tseng, Joseph (1992) *Interpreting as an Emerging Profession in Taiwan – A Sociological Model*. Fu Jen Catholic University, Taiwan: Master's thesis.

Turner, Graham H./Pollitt, Kyra (2002) »Community interpreting meets literary translation: English BSL interpreting in the theatre«, in: *The Translator* 8:1, 25–48.

Turner, Graham H./Grbić, Nadja/Stone, Christopher/Tester, Christopher/de Wit, Maya (2022) »Sign language conference interpreting«, in: Albl-Mikasa, Michaela/Tiselius, Elisabet (Hg.) *The Routledge Handbook of Conference Interpreting*. London/New York: Routledge, 531–545.

Tyulenev, Sergey (2014) *Translation and Society: An Introduction*. London/New York: Routledge.

Tyulenev, Sergey (2015) »Towards theorizing translation as an occupation«, in: *Asia Pacific Translation and Intercultural Studies* 2:1, 15–29.

Tyulenev, Sergey (2016) »Agency and role«, in: Angelelli, Claudia V./Baer, Brian James (Hg.) *Researching Translation and Interpreting*. London/New York: Routledge, 17–31.

Uhlig, Anne C. (2012) *Ethnographie der Gehörlosen. Kultur – Kommunikation – Gemeinschaft*. Bielefeld: transcript.

Van Cleve, John Vickrey/Crouch, Barry A. (1989) *A Place of Their Own: Creating the Deaf Community in America*. Washington, DC: Gallaudet University Press.

Van den Bogaerde, Beppie (2007) »Interpreter training from scratch«, in: Wadensjö, Cecilia/Englund Dimitrova, Birgitta/Nilsson, Anna-Lena (Hg.) *The Critical Link 4: Professionalisation of Interpreting in the Community. Selected Papers from the 4th International Conference on Interpreting in Legal, Health and Social Service Settings, Stockholm, Sweden, 20-23 May 2004*. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins, 283–295.

Van Doorslaer, Luc (2021) »Alternative labels for ›translation‹«, in: Gambier, Yves/van Doorlslaer, Luc (Hg.) *Handbook of Translation Studies*. Volume 5. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins, 3–9.

Van Hoof, Henri (1962) *Théorie et pratique de l'interprétation*. München: Max Hueber.

Van Lawick, Heike/Jirku, Brigitte E. (2012) »Translation und Translationswissenschaft in performativem Licht«, in: van Lawick, Heike/Jirku, Brigitte E. (Hg.) *Übersetzen als Performanz*. Wien/Berlin: LIT, 7–33.

Venuti, Lawrence (1986) »The translator's invisibility«, in: *Criticism* 28:2, 179–212.

Vermeer, Hans J. (²1990) *Skopos und Translationsauftrag – Aufsätze*. Frankfurt a.M.: IKO.

Viaggio, Sergio (1992) »Translators and interpreters. Professionals or shoemakers?«, in: Dollerup, Cay/Loddegaard, Anne (Hg.) *Teaching Translation and Interpreting: Training, Talent and Experience: Papers from the First Language International Conference. Elsinore, Denmark, 31 May – 2 June 1991*. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins, 307–312.

Villwock, Agnes (2012) »Monastische Gebärdensprachen und Gebärdensprachanwendung im Kloster – Vom Schweigegebot christlicher Ordensgemeinschaften hin zur gebärdensprachlichen Kommunikation in der monastischen Gehörlosenbildung«, in: *Das Zeichen* 26:91, 266–282.

Villwock, Agnes (2013) »Die historische Sicht kirchlicher Vertreter auf Gehörlosigkeit und Gebärdensprache: ›Christliche Nächstenliebe‹ oder ›Verdammung aus der Gemeinschaft‹«, in: *Das Zeichen* 27:94, 176–187.

Vorderobermeier, Gisella M. (2012) »Sociolocial approaches to translation«, in: Chapelle, Carol A. (Hg.) (2012) *The Encyclopedia of Applied Linguistics*. Oxford: Wiley-Blackwell, 1–7, DOI: https://doi.org/10.1002/9781405198431.wbeal1091.

Vorderobermeier, Gisella M. (2013) *Translatorische Praktiken aus soziologischer Sicht. Kontextabhängigkeit des übersetzerischen Habitus*? Opladen/Berlin/Toronto: Budrich UniPress.

Vorderobermeier, Gisella M. (Hg.) (2014) *Remapping Habitus in Translation Studies.* Amsterdam/New York: Rodopi.

Wachter, Eva (2015) *Wer bin ich? Die Rolle von KommunikationsassistentInnen für hörgeschädigte Kinder und Jugendliche an steirischen Regelschulen*. Karl-Franzens-Universität Graz: Masterarbeit.

Wadensjö, Cecilia (1992) *Interpreting as Interaction: On Dialogue Interpreting in Immigration Hearings and Medical Encounters*. Linköping: Linköping University.

Wadensjö, Cecilia (1998) *Interpreting as Interaction*. London/New York: Longman.

Wadensjö, Cecilia (2007) »Foreword: Interpreting professions, professionalisation, and professionalism«, in: Wadensjö, Cecilia/Englund Dimitrova, Birgitta/Nilsson, Anna-Lena (Hg.) *The Critical Link 4: Professionalisation of Interpreting in the Community. Selected Papers from the 4th International Conference on Interpreting in Legal, Health and Social Service Settings, Stockholm, Sweden, 20-23 May 2004.* Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins, 1–8.

Wadensjö, Cecilia (2011a) »Interpreting in theory and practice: Reflections about an alleged gap«, in: Alvstad, Cecilia/Hild, Adelina/Tiselius, Elisabet (Hg.) *Methods and Strategies of Process Research: Integrative Approaches in Translation Studies*. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins, 13–21.

Wadensjö, Cecilia (2011b) »Status of interpreters«, in: Gambier, Yves/van Doorslaer, Luc (Hg.) *Handbook of Translation Studies.* Volume 2. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins, 140–145.

Waldmann, Michael R. (2017) »Kategorisierung und Wissenserwerb«, in: Müsseler, Jochen/Rieger, Martina (Hg.) Allgemeine Psychologie. Berlin: Springer, 357–399.

Walker, Lou Ann (1989) *Leben in einer stummen Welt*. Übersetzt von Christine Steffen. München: Droemer Knaur.

Waquant, Loïc (2010) »Habitus als Thema und Analysewerkzeug. Betrachtungen zum Werdegang eines Berufsboxers«, Übersetzt von Ilse Kettemann, in: *LiTheS* 4, 5–23, http://lithes.uni-graz.at/lithes/beitraege10_04/heft_4_gesamt.pdf [9. August 2022].

Werner, Hans (1932) *Geschichte des Taubstummenproblems bis ins 17. Jahrhundert*. Jena: Gustav Fischer.

Wibmer, Florian (2019) »Zur Geschichte der Gehörlosenpädagogik in der Habsburgermonarchie«, in: Schmidt, Marion/Werner, Anja (Hg.) *Zwischen Fremdbestimmung und Autonomie. Neue Impulse zur Gehörlosengeschichte in Deutschland, Österreich und der Schweiz*. Bielefeld: transcript, 321–350.

Wiener, Anna M.J. (2011) »Besonderheiten und Herausforderungen des Gebärdensprachübersetzens, dargestellt am Beispiel der Österreichischen Gebärdensprache«, in: *Das Zeichen* 25:89, 558–563.

Wiesinger, Karin (1996) *Probleme des Gebärdensprachdolmetschens*. Karl-Franzens-Universität Graz: Diplomarbeit.

Wilbur, Ronnie B. ([2]2011) »Modality and the structure of language: Sign languages versus signed systems«, in: Marschark, Marc/Spencer, Patricia Elizabeth (Hg.) *The Oxford Handbook of Deaf Studies, Language, and Education*. Volume 1. Oxford/New York: Oxford University Press, 350–366.

Wilensky, Harold L. (1964) »The professionalization of everyone?«, in: *The Americal Journal of Sociology* 70:2, 137–158.

Willems, Herbert (2012) *Synthetische Soziologie. Idee, Entwurf und Programm*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Willen, Sarah S. (2011) »Pas de trois: Medical interpreters, clinical dilemmas, and the patient-provider-interpreter-triad«, in: Delvecchio Good, Mary-Jo/Willen, Sarah S./Hannah, Seth Donal/Vickery, Ken/Park, Lawrence Taeseng (Hg.) *Shattering Culture: American Medicine Responds to Cultural Diversity*. New York: Russel Sage, 70–93.

Wilss, Wolfram (2000) *Wandlungen eines Universitätsinstituts. Vom »Dolmetscherinstitut« zur »Fachrichtung Angewandte Sprachwissenschaft sowie Übersetzen und Dolmteschen« der Universität des Saarlandes*. St. Ingbert: Röhrig Universitätsverlag.

Wimmer, Andreas (2008) »Ethnische Grenzziehungen in der Immigrationsgesellschaft. Jenseits des Herder'schen Commonsense«, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 48, 57–80.

Wimmer, Andreas (2010) »Ethnische Grenzziehungen: Eine prozessorientierte Mehrebenentheorie«, Übers. aus d. Englischen, in: Müller, Marion/Zifonun, Dariuš (Hg.) *Ethnowissen: Soziologische Beiträge zu ethnischer Differenzierung und Migration*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 99–152.

Winzer, Margret A. (1993) *The History of Special Education: From Isolation to Integration*. Washington, DC: Gallaudet University Press.

Witter-Merithew, Anna/Johnson, Leilani (2004) »Market disorder within the field of sign language interpreting: Professionalization implications«, in: *Journal of Interpretation*, 19–55.

Wolf, Michaela (2005) *Die vielsprachige Seele Kakaniens. Translation als soziale und kulturelle Praxis in der Habsburgermonarchie 1848 bis 1918*. Karl-Franzens-Universität Graz: Habilitationsschrift.

Wolf, Michaela (Hg.) (2006) *Übersetzen – Translating – Traduire: Towards a »Social Turn«?* Wien/Berlin: LIT.

Wolf, Michaela (2007a) »Introduction: The emergence of a sociology of translation«, in: Wolf, Michaela/Fukari, Alexandra (Hg.) *Constructing a Sociology of Translation*. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins, 1–36.

Wolf, Michaela (2007b) »The location of the ›translation field‹. Negotiating borderlines between Pierre Bourdieu and Homi Bhabha«, in: Wolf, Michaela/Fukari, Alexandra (Hg.) *Constructing a Sociology of Translation*. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins, 109–119.

Wolf, Michaela (2010a) »Translationskultur versus Translationsfeld? Zu den ›Spielregeln‹ translatorischer Funktionsweisen«, in: Grbić, Nadja/Hebenstreit, Gernot/Vorderobermeier, Gisella/Wolf, Michaela (Hg.) (2010) *Translationskultur revisited. Festschrift für Erich Prunč*. Tübingen: Stauffenburg, 21–32.

Wolf, Michaela (2010b) »Sociology of translation«, in: Gambier, Yves/van Doorslaer, Luc (Hg.) *Handbook of Translation Studies*. Volume 1. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins, 337–343.

Wolf, Michaela (2010c) »Translation ›going social‹? Challenges to the (ivory) tower of Babel«, in: *MonTI* 2, 29–46.

Wolf, Michaela (2011) »Mapping the field: Sociological perspectives on translation«, in: *International Journal of the Sociology of Language* 207, 1–28.

Wolf, Michaela (2012a) *Die vielsprachige Seele Kakaniens. Übersetzen und Dolmetschen in der Habsburgermonarchie 1848 bis 1918*. Wien/Köln/Weimar: Böhlau.

Wolf, Michaela (2012b) »The sociology of translation and its ›activist turn‹«, in: *Translation and Interpreting Studies* 7:2, 129–143.

Wolf, Michaela/Fukari, Alexandra (Hg.) (2007) *Constructing a Sociology of Translation*. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins.

Woll, Bencie (1988) »Report on a survey of sign language interpreter training and provision within the member nations of the European community«, in: *Babel* 34:4, 193–209.

Woll, Bencie/Ladd, Paddy ([2]2011) »Deaf communities«, in: Marschark, Marc/Spencer, Patricia Elizabeth (Hg.) *The Oxford Handbook of Deaf Studies, Language, and Education*. Volume 1. Oxford/New York: Oxford University Press, 159–172.

Woodsworth, Judith (1994) »Translators and the emergence of national literatures«, in: Snell-Hornby, Mary/Pöchhacker, Franz/Kaindl, Klaus (Hg.) (1994) *Translation Studies: An Interdiscipline. Selected Papers from the Translation Studies Congress, Vienna, 9-12 September 1992*. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins, 55–63.

Woodsworth, Judith ([2]2012) »Foreword to the second edition«, in: Delisle, Jean/Woodsworth, Judith (Hg.) *Translators through History*. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins, XIII-XVIII.

Woodward, James/Horejes, Thomas P. (2016) »deaf/Deaf: Origins and usage«, in: Gertz, Genie/Boudreault, Patrick (Hg.) *The SAGE Deaf Studies Encyclopedia*. Volume 1. Los Angeles u.a.: Sage, 284–287.

Wurm, Svenja (2014) »Deconstructing *translation* and *interpreting* prototypes: A case of written-to-signed-language translation«, in: *Translation Studies* 7:3, 249–266.

Yılmaz-Gümüş, Volga (2018) »Solidity and professionalization of translation: Turkey as a case in point«, in: *Hermes* 58, 43–63.

Zaurov, Mark (2016) »›Deaf Holocaust‹: Deaf Jews and their ›true‹ communication in Nazi concentration camps«, in: Wolf, Michaela (Hg.) *Interpreting in Nazi Concentration Camps.* New York u.a.: Bloomsbury, 135–145.

Zerubavel, Eviatar ([2]1993) *The Fine Line: Making Distinctions in Everyday Life*. Chicago/London: The University of Chicago Press.

Zerubavel, Eviatar (1995) »The rigid, the fuzzy, and the flexible: Notes on the mental sculpting of academic identity«, in: *Social Research* 62:4, 1093–1106.

Zerubavel, Eviatar (1996) »Lumping and splitting: Notes on social classification«, in: *Sociological Forum* 11: 3, 421–433.

Zeshan, Ulrike/de Vos, Connie (Hg.) (2012) *Sign Languages in Village Communities. Anthropological and Linguistic Insights*. Boston/Berlin: De Gruyter Mouton, Nijmegen: Ishara Press.

Zimányi, Krisztina (2009) »A diagrammatic approach to redefining the role of the interpreter based on a case study in forensic psychology«, in: *Translation & Interpreting* 1:2, 55–70, http://trans-int.org/index.php/transint/article/view/40 [9. August 2022].

Zwischenberger, Cornelia (2013) *Qualität und Rollenbilder beim simultanen Konferenzdolmetschen*. Berlin: Frank & Timme.

Zwischenberger, Cornelia (2016) »The policy maker in conference interpreting and its hegemonic power«, in: *Translation Spaces* 5:2, 200–221.

Quellen

Print- und Internetquellen

Allgemeines Bürgerliches Gesetzbuch (1786) Wien.

Allgemeines Hochschul-Studiengesetz (1966) (BGBl. 177/1966).

Altenaichinger, Karl (1953) »50 Jahre Dolmetscherin für Taubstumme«, in: *Österreichische Gehörlosen-Zeitung* 7(58): 10/11, 1.

Änderung des Invalideneinstellungsgesetzes (1969) (BGBl. 721/1988).

Andree, Barbara/Grbić, Nadja/Grünbichler, Sylvia (1997) *Forum Agenda. Ausbildung Gehörloser, Entwicklung neuer Medien und Dolmetscherausbildung. Zwischenbericht*. Graz: Institut für Translationswissenschaft.

Andree, Barbara/Grbić, Nadja/Grünbichler, Sylvia (2000) *Forum Agenda: Ausbildung Gehörloser, Entwicklung neuer Medien und Dolmetscherausbildung. Endbericht*. Graz: Institut für Translationswissenschaft.

Arbeitsmarktservice-Begleitgesetz (1994) (BGBl. 314/1994).

Behindertenkonvention, deutsche Übersetzung (2008) (BGBl. III Nr. 155/2008).

Behr, Martin (1990) »Lehrgang über die ›Sprache der Hände‹. Premiere eines Grazer Pilot-Projekts«, in: *Salzburger Nachrichten*, 1. März 1990, o.S.

B.H. (1953) »50-jähriges Dolmetschjubiläum«, in: *Österreichische Gehörlosen-Zeitung* 7(58): 12, 1.

Blümel, Christa (1990) »Mit den Händen reden!«, in: *Kronen Zeitung*, 1. März 1990, o.S.

Boskovitz, Karl/Prusa, Karin (2014) *Wiener Gehörlosen Sportclub 1901 & Kulturverein. Ältester Behindertensportverein Österreichs? Vereinsgeschichte 1901 bis 1997, 1. Teil*. Wien.

Brunner, Karl H. (1933) »Die ›Beratungsstelle für Taubstumme‹ des Wiener Taubstummen-Fürsorgeverbandes (Witaf)«, in: Freunthaller, Adolf (1933) *Der gegenwärtige Stand der Taubstummheit auf Wiener Boden*. Wien: Deutscher Verlag für Jugend und Volk, 3–7.

Bundes-Behindertengleichstellungsgesetz (2005) (BGBl. I Nr. 82/2005).

Bundesministerium für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz (2012) *Nationaler Aktionsplan Behinderung 2012–2020. Strategie der Österreichischen Bundesregierung zur Umsetzung der UN-Behindertenrechtskonvention*. Wien: BMASK.

Bundes-Verfassungsgesetz (2005) (BGBl 81/2005).

Czech, Franz Hermann ([2]1839) *Nothwendigkeit der allgemein einzuführenden Elementar-Bildung der Taubstummen aus den Verhältnissen derselben zum Staate und zur Kirche*. Wien: P.P. Mechitaristen.

Dav. [Davidek, Leopold] (1976) »Was bedeutet dem Gehörlosen sein Dolmetscher?«, in: *Österreichische Gehörlosen-Zeitung* 30(90):5, 1–2.

de l'Epée, Charles Michel (1776) *Institution des sourds et muets, par la voie des signes méthodiques*. Paris: Nyon.

Druschba, Anton (1904) »Die Behandlung taubstummer Kinder in der allgemeinen Volksschule. Vorgetragen am 4. April 1903 von Anton Druschba«, in: Wiener Pädagogische Gesellschaft (Hg.) *Pädagogisches Jahrbuch 1903*. Wien: Manzsche k. u. k. Hof-Verlags- und Universitäts-Buchhandlung, 66–90.

E-Government-Gesetz (2004) (BGBl. I Nr. 10/2004).

equalizent (o.J.a) »Lehrgang Kommunikaionsassistenz«, https://www.equalizent.com/fuer-hoerende/kursliste/kursdetail/lehrgang-kommunikationsassistenz/kommunikationsassistenz [3. August 2022].

equalizent (o.J.b) »FAQ – Häufig gestellte Fragen«, https://www.equalizent.com/faq#c829 [3. August 2022].

E.W. (1998) »Dolmetscher für Gebärdensprache gründen Verband«, in: *Die Presse*, 1. Dezember 1998, o.S.

Erös, Theresa/Gerstbach, Barbara (1998) »Österreich hat seinen DolmetscherInnen-Verband«, in: *Österreichische Gehörlosenzeitung* 50: 4, 11.

Europäische Kommission (2000) *eEurope 2002. Eine Informationsgesellschaft für alle. Aktionsplan*. Brüssel.

Europäisches Parlament (1988) »Entschließung zur Zeichensprache für Gehörlose«, *Amtsblatt des Europäischen Parlaments* Nr. C 187 vom 18. Juni 1988.

European Commission (1997) *Better Employment Opportunities For People With Disabilities: The EMPLOYMENT-HORIZON INITIATIVE: Special Report*. Brussels.

F.H. (1953) »50 Jahre im Dienste der Taubstummen und Gehörlosen«, in: *Österreichische Gehörlosen-Zeitung* 7:3, 2.

Fachausbildung Gebärdensprachdolmetschen (o.J.) »Chronik«, http://gesdo.at/chronik/[3. August 2022].

Fest-Bericht des Wiener Taubstummen-Unterstützungsvereines anläßlich des 40jährigen Bestandes (1905) Wien: Genossenschafts-Buchdruckerei.

Fischbach, Jakob Bernhard (1832) *Darstellung des k.k. Taubstummen-Institutes in Wien. Nebst einigen Notizen über die anderen in der österreichischen Monarchie befindlichen Taubstummenanstalten*. Wien: Anton Doll's Universitäts-Buchhandlung.

Forschungszentrum für Gebärdensprache (o.J.) »Staff«, https://www.fzgresearch.org/staff.html [9. August 2022].

Frei (1998) »Gehörlose: Dolmetschen ist Rarität«, in: *Der Standard*, 1. Dezember 1998, o.S.

Freunthaller, Adolf (1933) *Der gegenwärtige Stand der Taubstummheit auf Wiener Boden*. Wien: Deutscher Verlag für Jugend und Volk.

Gerstbach, Barbara (2000) »Der Österreichische GebärdensprachdolmetscherInnen-Verband«, in: *Mitteilungsblatt der Universitas* 1, 9–10.

Grill, Isabell (2007) *Berufsschule ohne Barrieren. Leitfaden für eine umfassende Barrierefreiheit in berufsbildenden Schulen*. Wien: equalizent, http://bidok.uibk.ac.at/library/grill-barrieren.html [9. August 2022].

Guba, Franz Wenzel (1813) »Der wiedergefundene Taubstumme«, in: *Hesperus* 10, 73–74.

Guba, Franz Wenzel (1816) »Der Taubstumme Johannes Waltman«, in: *Außerordentliche Beilage zum Hesperus* 5, 36–37.

H.P. (1957) »Frau Helene Bergolds 70. Geburtstag«, in: *Österreichische Gehörlosen-Zeitung* 11(72): 5/6, 1.

Helfert, Joseph (1880) »XXXII. Über die Stellvertretung und Delegation bey Abschließung der Ehe«, in: *Zeitschrift für österreichische Rechtsgelehrsamkeit und politische Gesetzkunde*. Zweyter Band. Hauptblatt vom July – December, 260–294.

Hof- und Staatshandbuch der Österreichisch-Ungarischen Monarchie (1874, 1876–1918) Wien: k.k. Hof-und Staatsdruckerei.

Hof- und Staatshandbuch des Kaiserthumes Österreich (1866, 1868) Wien: Manz.

Hof- und Staatshandbuch des österreichischen Kaiserthumes (1844–1848, 1856–1860) Wien: k.k. Hof- und Staats-Aerarial-Druckerey.

Hof- und Staatsschematismus des österreichischen Kaiserthums (1816–1843). Wien: k.k. Hof- und Staats-Aerarial-Druckerey.

Hübner, Arthur Hermann (1914) *Lehrbuch der forensischen Psychiatrie*. Bonn: A. Marcus & E. Webers.

Institut für Deutsche Gebärdensprache (o.J.) »Geschichte«, https://www.idgs.uni-hamburg.de/ueber-das-institut/geschichte.html [3. August 2022].

Invalideneinstellungsgesetz-Novelle (1950) (BGBl. 146/1950).

Invalideneinstellungsgesetz-Novelle (1952) (BGBl. 165/1952).

J.S. (1990) »Dolmetschkurse für Gehörlose«, in: *Die Presse*, 1. März 1990, o.S.

K.K. Statistische Central-Commission (1882) *Oesterreichische Statistik*. I. Band, 2. Heft. *Die Bevölkerung der im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder nach Religion, Bildungsgrad, Umgangssprache und nach ihren Gebrechen*. Wien: Kaiserlich-Königliche Hof- und Staatsdruckerei.

K.K. Statistische Central-Commission (1884) *Statistik des Sanitätswesens der im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder für das Jahr 1880*. Österreichische Statistik, V. Band, 2. Heft. Wien: Kaiserlich-Königliche Hof- und Staatsdruckerei.

K.K. Statistische Central-Commission (1893) *Oesterreichische Statistik*. XXXII. Band, 3. Heft. *Die Ergebnisse der Volkszählung vom 31. December 1890 in den im Reichsrathe vertretenen Königreichen und Ländern. Die Bevölkerung nach Grössenkategorien der Ortschaften, Stellung zum Wohnungsinhaber, Geschlecht, Alter und Familienstand, Confession, Umgangssprache, Bildungsgrad, Gebrechen*. Wien: Kaiserlich-Königliche Hof- und Staatsdruckerei, in Commission bei Carl Gerold's Sohn.

K.K. Statistische Central-Commission (1903) *Statistik des Sanitätswesens der im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder für das Jahr 1900*. Österreichische Statistik, LXVIII. Band, 2. Heft. Wien: Kaiserlich-Königliche Hof- und Staatsdruckerei, in Commission bei Carl Gerold's Sohn.

Kaiserliches Patent (1783) *Ihro Röm. Kais. Majestät Josephs des II allerhöchste Verordnung in Ehesachen. Kaiserliches Patent vom 16. Jänner 1783*. Wien.

Kallee, Albert (1911) *Der Uebersetzer im Strafprozeß*. Breslau: Schletter'sche Buchhandlung.

Kappler, Friedrich (1838) *Handbuch der Literatur des Criminalrechts und dessen philosophischer und medizinischer Hülfswissenschaften; für Rechtsgelehrte, Psychologen und gerichtliche Aerzte*. Stuttgart: J. Scheible's Buchhandlung.

Karl-Franzens-Universität Graz (1990) *Bulletin Wintersemester 1990/91*. Graz: Steiermärkische Landesdruckerei.

Karl-Franzens-Universität Graz (1993) *Bulletin Wintersemester 1993/94*. Graz: Steiermärkische Landesdruckerei.

Karl-Franzens-Universität Graz (1995) *Bulletin Wintersemester 1995/96*. Graz: Steiermärkische Landesdruckerei.

Karl-Franzens-Universität Graz (2011a) »Curriculum für das Masterstudium Übersetzen an der Karl-Franzens-Universität Graz Änderung«, in: *Mitteilungsblatt der Karl-Franzens-Universität Graz* 99. Sondernummer 39.e. Ausgegeben am 29.6.2011.

Karl-Franzens-Universität Graz (2011b) »Curriculum für das Masterstudium Dolmetschen an der Karl-Franzens-Universität Graz Änderung«, in: *Mitteilungsblatt der Karl-Franzens-Universität Graz* 100. Sondernummer 39.f. Ausgegeben am 29.6.2011.

Katschinka, Liese (2004) »Vom Absolventenverein zum Berufsverband«, in: *Mitteilungsblatt der Universitas* 4 (Sonderausgabe *50 Jahre UNIVERSITAS – Perspektiven im 21. Jahrhundert*), 3–8.

Kolaska, Alfred (1970) *Die Mauer des Nichtverstehens. Wien: Österreichische Arbeitsgemeinschaft für Taubstummenpastoration*. Wien: Hausdruckerei der Erzdiözese Wien.

Krafft-Ebing, Friedrich von (1875) *Lehrbuch der Gerichtlichen Psychopathologie mit Berücksichtigung der Gesetzgebung von Österreich, Deutschland und Frankreich*. Stuttgart: Ferdinand Enke.

L.R. (1949) »50 Jahre unter Gehörlosen«, in: *Österreichische Gehörlosen-Zeitung* 3(54): 5, 2.

Lehmanns Allgemeiner Wohnungs-Anzeiger nebst Handels- und Gewerbe-Adreßbuch der k.k. Reichshaupt- und Residenzstadt Wien und Umgebung (1864–1965) Wien: Gerold.

Lehmanns Allgemeiner Wohnungs-Anzeiger nebst Handels- und Gewerbe-Adreßbuch für die k.k. Reichshaupt- und Residenzstadt Wien und Umgebung (1867) Wien: Gerold.

Lehmanns Allgemeiner Wohnungs-Anzeiger nebst Handels- und Gewerbe-Adreßbuch für die k.k. Reichshaupt- und Residenzstadt Wien und Umgebung (1868) Wien: Tendler.

Lehmanns Allgemeiner Wohnungs-Anzeiger nebst Handels- und Gewerbe-Adreßbuch für die k.k. Reichshaupt- und Residenzstadt Wien und Umgebung (1870–1920) Wien: Hölder.

Leising, Denise (1990) »Graz: Uni lehrt Gebärdensprache«, in: *Der Standard*, 7. März 1990, o.S.

Lemass, Eileen (1988) *Bericht im Namen des Ausschusses für Jugend, Kultur, Bildung, Information und Sport des Europäischen Parlaments über die Zeichensprache für Gehörlose*, Berichterstatterin Eileen Lemass, 19. Februar 1988, PE DOK A 2–302/87 (auch in: *Das Zeichen* 2:5, 46–54).

Leopold-Franzens-Universität Innsbruck (2009) »Curriculum für das Masterstudium Translationswissenschaft an der Philologisch-Kulturwissenschaftlichen Fakultät der Universität Innsbruck«, in: *Mitteilungsblatt der Leopold-Franzens-Universität Innsbruck* 89:282. Ausgegeben am 28. April 2009.

Leopold-Franzens-Universität Innsbruck (2020) »Curriculum für das Masterstudium Translationswissenschaft an der Philologisch-Kulturwissenschaftlichen Fakultät der Universität Innsbruck«, in: *Mitteilungsblatt der Leopold-Franzens-Universität Innsbruck* 26. Ausgegeben am 30. April 2020.

Liman, Carl (1869) *Zweifelhafte Geisteszustände vor Gericht. Gutachten erstattet und für Aerzte und Richter bearbeitet von Dr. Carl Liman*. Berlin: Verlag von August Hirschwald.

Maass, Carl (1847) *Practische Seelenheilkunde, nebst Grundbedingungen einer guten Irren-, Heil- und Pflegeanstalt. Ein Handbuch für Aerzte und Richter*. Wien: P. Rohrmann'sche Hofbuchhandlung.

Mikulasek, Brigitta (2007) »WITAF«, in: Equalizent (Hg.) *Tagungsdokumentation Zeichen gehören gesetzt! Neue Perspektiven für gehörlose und schwerhörende Menschen für Berufe im Gesundheits- und Sozialbereich*. Wien: equalizent, 48–49.

N.N. (1813) »Vermischte Nachrichten«, in: Wolf, Peter Philipp (Hg.) *Münchner Politische Zeitung*. Vierzehnter Jahrgang 1813. München: Verlag des Königl. Baier. Privil. Münchner Zeitungs-Comtoirs, 44.

N.N. (1828) »Der taubstumme Dieb vor Gericht«, in Hitzig, Julius Eduard (Hg.) *Annalen der deutschen und ausländischen Criminal-Rechts-Pflege*. Erstes Heft. Berlin: Ferdinand Dümmler, 229–235.

N.N. (1839) »Banquet annuel des Sourds-Muets«, in: *L'Ami des Sourds-Muets* 2:2, 25–26.

N.N. (1851) »Wiener Gerichtsverhandlungen am 19. Februar 1851«, in: Stubenrauch, Moritz von (Hg.) *Allgemeine österreichische Gerichts-Zeitung*. Zweiter Jahrgang. I. Band. (Jänner bis Juni Nr. 1–152). Wien: A. Dorfmeister, 184.

N.N. (1862) »Verbrechen der schweren körperlichen Beschädigung und des Diebstahls«, in: Stubenrauch, Moritz von/Glaser, Julius (Hg.) *Allgemeine österreichische Gerichts-Zeitung*. XIII. Jahrgang. Jänner bis Dezember 1962, Nr. 1–156. Wien: Wilhelm Braumüller, 172.

N.N. (1871) »Zum Gerichtsdolmetscher für Taubstumme«, in: *Gerichtshalle*, 5. Juni 1871, 4.

N.N. (1872) »Ein Taubstummer als Beschädigter«, in: *llustrirtes Wiener Extrablatt*, 11. Mai 1872, 3.

N.N. (1873) »Regierungs-Jubiläum des Kaisers«, in: *Neue Freie Presse*, 2. Dezember 1873, 2.

N.N. (1874a) »Deputation von Taubstummen«, in: *Neue Freie Presse*, 3. September 1874, 1.

N.N. (1874b) »Ein Taubstummenfest«, in: *Morgenpost*, 4. September 1874, 3.

N.N. (1874c) »Taubstumme beim Unterrichtsminister«, in: *(Neuigkeits) Welt-Blatt*, 5. September 1874, 3.

N.N. (1917) »Taubstummengottesdienste«, in: *Reichspost*, 10. Jänner 1917, 9.

N.N. (1948) »Personalnachrichten: Neue Dolmetscherin«, in: *Österreichische Gehörlosen-Zeitung* 2(53):12, 3.

N.N. (1975) »Valerie Mikesch – 75 Jahre«, in: *Österreichische Gehörlosen-Zeitung* 29(89): 11, 1.

N.N. (1990a) »Gebärdensprache neu in der Dolmetscher-Ausbildung«, in: *Neue Zeit*, 1. März 1990, o.S.

N.N. (1990b) »Dolmetschen mit Gebärden«, in: *Kleine Zeitung*, 1. März 1990, o.S.

N.N. (1998a) »Dolmetscher der Gebärdensprache haben eigenen Verband gegründet«, in: *Wiener Zeitung*, 1. Dezember 1998, o.S.

N.N. (1998b) »Professionelles Service für gehörlose Menschen«, in: *Kärntner Tageszeitung*, 2. Dezember 1998, o.S.

N.N. (1998c) »Verband gegründet«, in: *Monat*, Dezember 1998, o.S.

N.N. (1998d) »Eigener Verband. Mit Gebärden sprechen«, in: *Dolomiten*, 1. Dezember 1998, o.S.

N.N. (1998e) »Professionelles Service für Hörende und Gehörlose«, in: *Bauernbündler*, 17. Dezember 1998, o.S.

N.N. (1998f) »Dolmetscher für Gebärdensprache«, in: *Tiroler Tageszeitung*, 16. Dezember 1998, o.S.

Öchsner, Andreas (1995) »Stille Konferenz«, in: *Österreichische Gehörlosenzeitung* 47:4, 4.

ÖGSDV, Österreichischer Gebärdensprach-DolmetscherInnen- und -ÜbersetzerInnen-Verband (2018) »AchtungFertigLos[7]«, https://www.oegsdv.at/web/wp-content/uploads/Seminarbeschreibung-AFL71.pdf [26. Juli 2022].

ÖGSDV, Österreichischer Gebärdensprach-DolmetscherInnen- und -ÜbersetzerInnen-Verband (o.J.a) »Begleitungen und Praktika«, https://www.oegsdv.at/wege-zum-beruf/praktika/ [3. August 2022].

ÖGSDV, Österreichischer Gebärdensprach-DolmetscherInnen- und -ÜbersetzerInnen-Verband (o.J.b) »Dolmetschen und Übersetzen«, https://www.oegsdv.at/web/uebersetzen-dolmetschen/[3. August 2022].

ÖGSDV, Österreichischer Gebärdensprach-DolmetscherInnen- und -ÜbersetzerInnen-Verband (o.J.c) »Taube DolmetscherInnen«, https://www.oegsdv.at/web/uebersetzen-dolmetschen/taube-dolmetscherinnen/[30. Juli 2022].

Opitz, Erich (1955a) »90-Jahr-Feier in Wien«, in: *Österreichische Gehörlosen-Zeitung* 9(70): 7–8, 1.

Opitz, Erich (1955b) »Weihnachtsfeier«, in: *Österreichische Gehörlosen-Zeitung* 9(70): 1/2, 5.

Österreichischer Amts-Kalender/Amtskalender (1922–1937, 1949–1982) Wien: Österreichische Staatsdruckerei.

Österreichischer Gehörlosenbund/Österreichischer Gebärdensprach-DolmetscherInnen- und –ÜbersetzerInnen-Verband (2019) »Gemeinsame Stellungnahme«, https://www.oeglb.at/wp-content/uploads/2021/05/Avatare_OeGLBOeGSDV_Stellungnahme-2019.pdf [1. August 2022].

Österreichischer Nationalrat (1993) »Stenographische Protokolle des Nationalrates. Bericht der Bundesregierung betreffend Anerkennung der Gebärdensprache Gehörloser in Österreich aufgrund der Entschließung des Nationalrates vom 28. Jänner 1993, E92-NR/XVIII.GP«, Wien: Archiv des Nationalrates.

Österreichischer Schwerhörigenbund (o.J.) »Wofür steht der ÖSB?«, https://www.oesb-dachverband.at/die-organisation/ [3. August 2022].

Poller, Karl (1953) »Eignung zum Dolmetscher für Taubstumme«, in: *Österreichische Gehörlosen-Zeitung* 7(58): 12, 1.

Prochazka, Heinrich (1951) »Sind Gehörlose schwachsinning?«, in: *Österreichische Gehörlosen-Zeitung* 5(56): 7, 2.

Prochazka, Heinrich (1988/1963) »1963 – Ein halbes Jahrhundert Gehörlosen-Organisation in Österreich«, in: *Festschrift zum 75-jährigen Jubiläum des Österreichischen Gehörlosenbundes.* Wien: ÖGLB, o.S.

Reichsvolksschulgesetz (1869) (RGBl. 62/1869).

Reuschert, E. (1909) *Die Gebärdensprache der Taubstummen und die Ausdrucksbewegungen der Vollsinnigen*. Leipzig: Kommissions-Verlag von H. Dude.

Routledge (2021) Translation practices explained, https://www.routledge.com/Translation-Practices-Explained/book-series/TPE [30. Oktober 2021].

Schaubmayr, Friedrich L. (1948) »50-Jahre-Festfeier der Gehörlosen-Bewegung in Steiermark am 4. und 5. September 1948 in Graz«, in: *Österreichische Gehörlosen-Zeitung* 2(53): 9–10, 1.

Schodterer, Andreas (1991) »Bericht über den 1. Workshop für österreichische GebärdensprachdolmetscherInnen«, in: *Das Zeichen* 5:15, 93.

Schreiben des Ministers des Cultus und Unterrichts, womit eine Verordnung in Betreff der an öffentlichen Lehranstalten stattfindenden Prüfungen aus den lebenden Sprachen bekannt gemacht wird (1850) (RGBl. 15/1850).

Schwendenwein, Maria (1967) *Religionspädagogik in der Erziehung und im Unterricht der Taubstummen.* Universität Wien: Dissertation.

Servicecenter ÖGS barrierefrei (o.J.) »Über uns«, https://www.oegsbarrierefrei.at/ueber-uns/mission/[30. Juli 2022].

sma/gu (1998) »Gebärdensprachdolmetscher gründeten Verband«, APA.

Sozialministeriumservice (2021) *Umsetzungsregelungen Dolmetschleistungen – Gebärdensprache*.

Statistik Austria (Hg.) (2011)*Systematik der Berufe ÖISCO-08. Band 1: Einführung, Grundstruktur, Erläuterungen.* Wien: Statistik Austria.

Statuta synodalia ecclesiae Bisuntinae (1560) Lugduni: Gulielmum Rovillium.

Stork, Friedrich (1786) *Anleitung zum Unterrichte der Taubstummen nach der Lehrart des Herrn Abbe de l'Epee zu Paris, nebst einer Nachricht von dem kaiserl. königl. Taubstummeninstitute in Wien*. Wien: k.k. Taubstummeninstitut.

Strafproceß-Ordnung (1850). Kaiserliches Patent vom 17. Jänner 1850 (RGBl. 25/1850).

Tiroler Landesverband der Gehörlosenvereine (2009) *Festschrift. 50 Jahre Tiroler Landesverband der Gehörlosenvereine 1959–2009*. Innsbruck: Tiroler Landesverband der Gehörlosenvereine.

UNIVERSITAS Austria (o.J.) »Ausschuss für Community Interpreting«, https://www.universitas.org/de/organisation/#getsub_p4 [3. August 2022].

Universität Wien (2007a) »Curriculum für das Masterstudium Dolmetschen«, *Mitteilungsblatt UG 2002* vom 27.06.2007, 33. Stück, Nr. 184.

Universität Wien (2007b) »Curriculum für das Masterstudium Übersetzen«, *Mitteilungsblatt UG 2002* vom 27.06.2007, 33. Stück, Nr. 183.

Universität Wien (2008) »Erweiterungscurriculum Österreichische Gebärdensprache (ÖGS) II«, *Mitteilungsblatt UG 2002* vom 23.06.2008, 34. Stück, Nr. 294.

Universität Wien (2015) »Curriculum für das Masterstudium Translation«, *Mitteilungsblatt UG* 2002 vom 25.06.2015, 27. Stück, Nr. 196.

Venus, Alexander (1854) *Das kaiserl. königl. Taubstummen-Institut in Wien, seit seiner Gründung bis zum gegenwärtigen Zeitpunkte, nebst einer einleitenden Geschichte des Taubstummen-Unterrichtes und einer kurzen historisch-statistischen Darstellung der in dem österreichischen Kaiserstaate bestehenden Taubstummen-Anstalten*. Wien: Wilhelm Braumüller.

Venus, Michael (1826) *Methodenbuch oder Anleitung zum Unterreichte der Taubstummen*. Wien: Carl Gerold.

Verordnung des Bundesministers für Justiz über die Festsetzung eines Zuschlags zu den im Gebührenanspruchsgesetz 1975 angeführten festen Beträgen (1992) (BGBl. 214/1992).

Verordnung des Bundesministers für Wissenschaft und Forschung vom 3. Oktober 1972 über die Studienordnung für die Studienrichtung Übersetzer- und Dolmetscherausbildung (1972) (BGBl. 132/417/1972).

Verordnung des Staatsamtes für Volksaufklärung, für Unterricht und Erziehung und für Kultusangelegenheiten vom 4. Dezember 1945 über die Studien- und Prüfungsordnung für Übersetzer und Dolmetscher (1945/46) (BGBl. 23/76/1946).

Vozu, Brigitte (1995) »Eine Tiroler Dolmetscherin berichtet vom Weltkongress«, in: *Österreichische Gehörlosenzeitung* 47:4, 17.

Walther, Ulrike/Hase, Ulrich (1995) »Vorwärts zu den Menschenrechten. Weltkongreß der Gehörlosen in Wien«, in: *Das Zeichen* 9:33, 365–367.

Waser, Joseph E. (Hg.) (1839) *Das Strafgesetz über Verbrechen sammt den dazu gehörigen Verordnungen*. Wien: Carl Gerold.

wienbibliothek digital (2014) »Hilfe zu Lehmann online«, https://www.digital.wienbibliothek.at/wiki/lehmann_hilfe [9. August 2022].

Wiener ArbeitnehmerInnen Förderungsfonds (o.J.) Leistungskatalog Jugend BBE. Wien: WAFF, https://expydoc.com/doc/9073788/leistungskatalog-bbe-jugendliche [30. Juli 2022].

Dokumente und Korrespondenz

D-Dok 1 (1984) Dienstvertrag aus dem Jahr 1984.

D-Dok 2 (1984) Gesprächsnotiz zur Theatervorstellung am 28.9.1984.

D-Dok 3 (1984) Aktennotiz vom 27.11.1984.

D-Dok 4 (1984) Protokoll der Fernsehaufnahmen am 13.12.1984.

D-Dok 5 (1985) Arbeitsbestätigung vom 3.4.1985.

D-Dok 6 (1986) Arbeitsbestätigung vom 27.2.1986.

D-Dok 7 (1989) Liste der gerichtlich beeideten Dolmetscher für Gebärdensprache, Mai 1989.

D-Dok 8 (1989) Gesprächsnotiz vom 6.10.1989.

D-Dok 9 (1990) Protokoll des Treffens am 16.3.1990.
D-Dok 10 (1990) Handschriftliches Protokoll des Treffens am 16.3.1990.
D-Dok 11 (1990) Bericht vom 21.3.1990.
D-Dok 12 (1990) Programm des Treffens am 8.6.1990.
D-Dok 13 (1990) Protokoll des Treffens am 8.6.1990.
D-Dok 14 (1990) Gesprächsnotiz vom 8.6.1990.
D-Dok 15 (1990) Notizen der Besprechung am 8.6.1990.
D-Dok 16 (1991) Protokoll 1 des Treffens am 15.3.1991.
D-Dok 17 (1991) Protokoll 2 des Treffens am 15.3.1991.
D-Dok 18 (1991) Protokoll des Treffens vom 10. bis 11.10.1991.
D-Dok 19 (1992) Handschriftliche Notizen aus dem Jahre 1992.
D-Dok 20 (1992) Protokoll des Treffens von 27. bis 28.3.1992.
D-Dok 21 (1992) Protokoll des Treffens von 16. bis 18.10.1992.
D-Dok 22 (1992) Vortrag von Eva Richter am 16.10.1992.
D-Dok 23 (1993) Gebärdensprachdolmetschen bei Konferenzen, Richtlinien aus dem Jahr 1993.
D-Dok 24 (1993) Protokoll des Treffens von 29. bis 30.4.1993.
D-Dok 25 (1994) Flipchart vom Seminar von 5. bis 6.11.1994.
D-Dok 26 (1995) Funktionärslegitimation Gebärdensprachedolmetsch aus dem Jahr 1995.
D-Dok 27 (1995) Bericht über den Weltkongress von 6. bis 15.7.1995 in Wien.
D-Dok 28 (1996) Konzept Dolmetschprüfung aus dem Jahr 1996.
D-Dok 29 (1996) Konzept Consumer Education aus dem Jahr 1996.
D-Dok 30 (1996) Vorschlag zu Statuten aus dem Jahr 1996.
D-Dok 31 (1996) Arbeitsbehelf Dolmetschrechnungen aus dem Jahr 1996.
D-Dok 32 (1996) Notizen zur Dolmetschprüfung aus dem Jahr 1996.
D-Dok 33 (1996) Overheadfolie Zusammenarbeit aus dem Jahr 1996.
D-Dok 34 (1996) Protokoll des Treffens von 22. bis 23.3.1996.
D-Dok 35 (1996) Protokoll des Treffens am 29.4.1996.
D-Dok 36 (1996) Protokoll des Treffens am 19.5.1996.
D-Dok 37 (1996) Liste der ÖGS-Dolmetscher*innen, Stand 26.6.1996.
D-Dok 38 (1997) Stufenmodell aus dem Jahr 1997.
D-Dok 39 (1997) Overheadfolie Qualifikationsnachweise aus dem Jahr 1997.
D-Dok 40 (1997) Overheadfolie Ausweis aus dem Jahr 1997.
D-Dok 41 (1997) Tarife aus dem Jahr 1997.
D-Dok 42 (1997) Konzept Öffentlichkeitsarbeit aus dem Jahr 1997.
D-Dok 43 (1997) Protokoll des Treffens am 7.4.1997.
D-Dok 44 (1997) Konzept Dolmetschgebiete vom 9.9.1997.
D-Dok 45 (1997) Protokoll der Sitzung am 9.9.1997.
D-Dok 46 (1998) Regelungen betreffend die Förderung von Gebärdensprachdolmetschkosten aus dem Jahr 1998.

D-Dok 47 (1998) Vorschlag zum Stufenplan aus dem Jahr 1998.
D-Dok 48 (1998) Statuten des ÖGSDV vom März 1998.
D-Dok 49 (1998) Protokoll des Treffens von 27. bis 28.3.1998.
D-Dok 50 (1998) Protokoll des Treffens am 9.5.1998.
D-Dok 51 (1998) Protokoll des Treffens am 6.6.1998.
D-Dok 52 (1998) Berufs- und Ehrenordnung, Stand 6.6.1998.
D-Dok 53 (1998) Protokoll des Treffens am 10.8.1998.
D-Dok 54 (1998) Protokoll des Treffens am 21.12.1998.
D-Dok 55 (1999) Artikel »Ausweis« in *handlich* 1 aus dem Jahr 1999.
D-Dok 56 (1999) Artikel »Rückblick« in *handlich* 1 aus dem Jahr 1999.
D-Dok 57 (1999) Artikel »Liebe DolmetscherInnen« in *handlich* 1 aus dem Jahr 1999.
D-Dok 58 (1999) Artikel »Neue Bundessozialamt-Regelung« in *handlich* 1 aus dem Jahr 1999.
D-Dok 59 (2000) Konzept Dolmetschorganisation aus dem Jahr 2000.
D-Dok 60 (2000) Protokoll der Generalversammlung am 1.4.2000.
D-Dok 61 (2001) Protokoll des Treffens am 17. 3.2001.
D-Dok 62 (2001) Protokoll des Workshops am 23.6.2001.
D-Dok 63 (2002) Zusammenfassung Doppelbesetzungen und Pauschalierungen, Juni 2002.
D-Dok 64 (2002) Protokoll Dolmetschkosten aus dem Jahr 2002.
D-Dok 65 (2005) Ausweis für geprüfte Gebärdensprachdolmetscher*innen aus dem Jahr 2005.
D-Dok 66 (2007) Statistik der Berufseignungsprüfungen 1998 bis 2007.
D-Dok 67 (2007) Power Point Präsentation anlässlich der efsli-Konferenz im September 2007.
D-Dok 68 (2013) Startpaket für neue Mitglieder des ÖGSDV aus dem Jahr 2013.
D-Dok 69 (o.J.) Dolmetschregeln, ohne Jahresangabe.
D-Dok 70 (2010) Prüfungsordnung der Berufseignungsprüfung zum/zur GebärdensprachdolmetscherIn aus dem Jahr 2010.
D-Dok 71 (2014) Ablauf der Berufseignungsprüfung des ÖGSDV.
D-Korr 1 (1984) Brief vom 1.3. 1984.
D-Korr 2 (1984) Brief vom 5.3.1984.
D-Korr 3 (1984) Brief vom 12.3.1984.
D-Korr 4 (1986) Brief vom 24.2.1986.
D-Korr 5 (1986) Brief vom 14.5.1986.
D-Korr 6 (1989) Brief vom 30.10.1989.
D-Korr 7 (1990) Brief vom 12.1.1990.
D-Korr 8 (1991) Brief aus dem Jahr 1991.
D-Korr 9 (1991) Brief vom 26.2.1991.
D-Korr 10 (1991) Brief vom 15.3.1991.
D-Korr 11 (1991) Brief, Oktober 1991.

D-Korr 12 (1991) Fax vom 16.10.1991.
D-Korr 13 (1991) Brief vom 17.10.1991.
D-Korr 14 (1991) Fax vom 17.10.1991.
D-Korr 15 (1991) Fax vom 18.10.1991.
D-Korr 16 (1992) Brief vom 15.2.1992.
D-Korr 17 (1992) Brief, März 1992.
D-Korr 18 (1992) Brief vom 1.10.1992.
D-Korr 19 (1993) Brief vom 24.5.1993.
D-Korr 20 (1994) Brief vom 22.3.1994.
D-Korr 21 (1994) Brief vom 9.5.1994.
D-Korr 22 (1994) Brief vom 20.6.1994.
D-Korr 23 (1994) Brief vom 6.7.1994.
D-Korr 24 (1994) Brief vom 14.7.1994.
D-Korr 25 (1995) Brief aus dem Jahr 1995.
D-Korr 26 (1995) Brief vom 18.2.1995.
D-Korr 27 (1997) Fax vom 18.9.1997.
D-Korr 28 (1998) Brief 1 vom 30.3.1998.
D-Korr 29 (1998) Brief 2 vom 30.3.1998.
D-Korr 30 (1998) Brief vom 1.11.1998.
D-Korr 31 (1998) Brief vom 21.12.1998.
D-Korr 32 (1999) Brief, Februar 1999.
D-Korr 33 (1999) Fax vom 2.2.1999.
D-Korr 34 (1999) Brief vom 1.3.1999.
D-Korr 35 (1999) Brief vom 9.8.1999.
D-Korr 36 (1999) Brief vom 10.11.1999.
D-Korr 37 (1999) Brief vom 24.11.1999.
D-Korr 38 (2000) Brief vom 5.1.2000.
D-Korr 39 (2002) Brief vom 6.2.2002.
D-Korr 40 (2002) Brief vom 25.2.2002.
D-Korr 41 (2002) Brief vom 30.7.2002.
U-Dok 1 (1990) Gesprächsprotokoll vom 30.1.1990.
U-Dok 2 (1990) Pressemitteilung, Februar 1990.
U-Dok 3 (1990) Prunč, Erich, Einleitungsstatement bei der Pressekonferenz vom 28.2.1990.
U-Dok 4 (1990) Einführung in die Gebärdensprache. Handout zur Lehrveranstaltung, März 1990.
U-Dok 5 (1990) Liste der Dolmetscher*innen für Gebärdensprache, Juni 1990.
U-Dok 6 (1990) Welches Referat – welche Sprache, Juni 1990.
U-Dok 7 (1990) Prunč, Erich/Meier, Hans, Eröffnungsrede des Kongresses »Sprechende Hände – Hörende Augen« am 8. Juni 1990.

U-Dok 8 (1990) Workshop für GebärdensprachdolmetscherInnen am 10. und 11.11.1990.
U-Dok 9 (1994) Übungsanleitung vom 29.3.1994.
U-Korr 1 (1990) Brief vom 29.3.1990.
U-Korr 2 (1990) Fax vom 7.6.1990.
U-Korr 3 (1990) Brief vom 12.6.1990.
U-Korr 4 (1990) Brief vom 18.9.1990.
U-Korr 5 (1990) Brief vom 12.12.1990.
U-Korr 6 (1991) Brief vom 18.2.1991.
U-Korr 7 (1991) Brief vom 12.10.1991.
U-Korr 8 (1992) Brief vom 27.1.1992
U-Korr 9 (1993) Brief vom 17.2.1993.
U-Korr 10 (1993) Brief vom 15.7.1993.
U-Korr 11 (1993) Brief vom 19.7.1993.
U-Korr 12 (1993) Brief vom 21.7.1993.
U-Korr 13 (1993) Brief vom 22.7.1993.
U-Korr 14 (1993) Brief vom 3.8.1993.
U-Korr 15 (1993) Brief vom 12.9.1993.
U-Korr 16 (1993) Brief vom 29.9.1993.
U-Korr 17 (1993) Brief vom 3.11.1993.
U-Korr 18 (1993) Brief vom 4.11.1993.
U-Korr 19 (1993) Brief vom 10.10.1993.
U-Korr 20 (1995) Brief vom 23.5.1995.
U-Korr 21 (1995) Brief vom 9.8.1995.
U-Korr 22 (1995) Brief vom 31.10.1995.

Interviews

Interview 1: 12. Februar 2009
Interview 2: 13. Februar 2009
Interview 3: 24. April 2009
Interview 4: 28. August 2014
Interview 5: 01. September 2014
Interview 6: 06. September 2014
Interview 7: 12. September 2014
Interview 8: 12. September 2014
Interview 9: 26. September 2014
Interview 10: 17. Juli 2015
Interview 11: 23. Juli 2015